ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG: DIE ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Digitized by Google

Rc. 3.

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

U.P.S. UNIV. BIBL.
DUPL.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1806.

ERSTER BAND.

JANUAR BIS JUNIUS.

HALLE,
in der Expedition der Allg. Lit. Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfächfifchen Zeitungs-Expedition.
1806.

Digitized by Google

LIBRARY SCHOOL

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 2. Januar 1806.

Z 1007
A 45
suppl. I
JAN.-JUNE
1806
LIBRARY
SCHOOL

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

(S. Jahrg. 1805. Num. 116. S. 124.)

B. *Theorie der schönen Künste.*

„Gewifs, wir sind undankbar gegen den unbelohnten und unbelohnbaren Eifer, von dem einst bessere Köpfe für einen bessern Geschmack brannten." Oft schon, aber lebhafter nie, gedachte Referent dieser Klage *Herders*, als in dem Augenblicke, wo er noch einmal ernster den Blick in das vergangene Jahrhundert wirft, um die Künste der Musen darin zu prüfen; der Musen, die man als Erzieherinnen der Menschheit preifst, deren reines Licht die Nacht der Barbarey, deren sanfter Einflufs Rohheit und Verwilderung verscheuchen soll. Nur allzu wichtig ifts, zu wifsen, wie ihnen diefs mit unsern Aeltern und uns gelang, zu rathen, wie es mit unsern Kindern ihnen gelingen werde; welcher Werkzeuge sie dort sich bedient haben, hier zu bedienen anfangen. Ein Blick hiebey in *Gottscheds* Zeit und Schule, — vor welcher es freylich schon bessere Perioden gab — ist wie ein Blick in die düstre Vorwelt, wo stehende Wasser dicke Nebel aushauchten, durch die nur selten ein heiterer Sonnenstrahl brach, und kein Frühling mit seinem Grün, seinen Blüthen, seinem Nachtigallenschlag erfreute. Heroen mufsten erst erscheinen, die voll Muth das Wasser ableiteten, voll Kraft den jungen Boden urbar machten, mit Fleifs und Sorgfalt bauten und pflanzten, damit man sich auch freudig in den Thälern *des* Landes sammle, wo kein Lorber blüht, aber weit die urväterliche Eiche schattet. Der Bund, welcher einst in Leipzig *Gellert*, *Rabener*, *Klopstock*, *Cramer*, *Schlegel*, *Eberl*, *Gärtner*, *Gieseke*, *Zachariä*, *Schmidt*, späterhin ebendaselbst *Lessing*, *Weisse*, *Kleist* verbrüderte, während an die männlichen Schweizer *Bodmer* und *Breitinger* sich *Wieland*, *Ha-*

gedorn, *Gleim* u. A. freundlich schlofsen; war dieser Bund kein solcher Heroenbund? Er war's, und das Vorbild zugleich eines spätern Bundes, der Jahrzehende darauf an der Leine einen *Voss*, *Bürger*, *Hölty*, die *Stollberge*, *Boie*, *Miller*, *Sprickmann*, *Leiswitz* zu einem schönen Verein an einander schlofs, dessen Wirkungen Deutschland nicht ohne freudiges Erstaunen gesehen hat. Fast zu gleicher Zeit führte ein günstiges Schicksal *Göthe*, *Klinger*, *Lenz*, *Fr. H.* und *J. G. Jacobi* zusammen, und was eine Verbindung so seltner Geister Seltnes erwarten liefs, erfolgte daraus. Dafs Deutschlands Muse jetzt auf einer Höhe steht, wo sie von keiner des Auslandes überragt wird, ja wo Griechenlands schönste Muse ihr schwesterlich Hand und Kranz reicht, danken wir es nicht gröfstentheils diesen Verbindungen? Nicht ihnen, dafs unsre Literatur keiner Schmach des Auslandes mehr Preis gegeben werden kann, wie der gröfste Mann des vorigen Jahrhunderts noch 1783 in seinem Werke *de la litterature allemande* sie Preis gab? Nicht ihnen, dafs die, welche einst uns Lehrer sendeten, jetzt Schüler bey uns werden?

Und diefs alles geschah nicht in dem goldnen Zeitalter eines Ludwigs XIV., wo Fürstengold, Frauenlächeln, Ehre und glänzender Beyfall den schönen Wetteifer lohnte; zu einer Zeit vielmehr, wo man mit vornehm ekelm Air auf Deutschlands Sprache und Kunst herab höhnte, wo deutsche Fürstenhöfe mit gallischer Zunge redeten, deutsche Frauen nur mit gallischem Witz, dem unvergleichlichen, plaisantirten, und deutsche Affen, wie Affen pflegen, den deutschen Künstler neckten. Nicht achtend aber den Hohn des französirten Trosses, nicht lüftend nach Beyfall, welchem Gold folgt, gingen die Edeln, glühend von Vaterlandsliebe, fest entschlossen, des deutschen Namens Ehre zu retten, nur vom heiligen Genius der wahren Kunst geleitet, muthig und unverrückt ihren hohen Gang zum schönen Ziele. Kein *goldnes* Zeitalter war, aber ein Paradies für sie, und das blühte ihnen in ihrer Liebe, ihrer Freundschaft, ihrem gemeinschaftlichem Streben. Wer liest einen Briefwechsel *Bodmers*, *Sulzers*, *Hagedorns*, *Gleims*, *Lessings*, *Kleists*, ohne seufzend auszurufen: Schöne Zeit, wann kehrst du wieder?

Wie uns aber die Welt der Patriarchen durch ihre Einfachheit, ihre Kindlichkeit, mehr vielleicht

C51
Digitized by Google

noch durch die dämmernde Ferne, in welcher sie von uns liegt, reizt, nur Blicke der Sehnsucht in die schönere Ferne zu werfen, während wir die Reize und Vortheile der nähern Umgebung übersehen: so könnte uns leicht auch jene patriarchalische Dichterwelt verleiten, dafs wir aus Gefühl, aus Dankbarkeit wohl gar, zu einer Ungerechtigkeit gegen die Mitwelt hingerissen würden, den Greisen gleich, die immer nur das Lob der guten alten Zeit im Munde führen. Oder auch wir gliehen allzufrommen, eingeschränkten Jünglingen, die jedes Neue scheuen, weil es dem Vater unbekannt war. Beides aber, Undank wie unbegränzte Anhänglichkeit, ist gleich gefährlich; billig und gerecht also, dafs wir erst genaue, möglich vollständige Akten vorlegen, bevor irgend etwas, einem Richterspruch auch entfernt nur Aehnliches, von uns ausgesagt werde. Keine Klage der Alten, kein vorlautes Fordern der Jüngern, unterbreche also die ruhige Untersuchung.

Um diese anzustellen, wird eine nähere Kenntnifs dessen, wie der ewig wandelnde Geist der Zeit abwechselnd sich neu gestaltete, nicht unnöthig seyn; und da sich dieser Proteus nach seiner jedesmaligen Gestalt in den Zeitschriften, wenn auch nicht selbst darstellt, doch ziemlich treu abschattet: so werfen wir auf diejenigen unter ihnen, die uns den Gang unsrer schönen Literatur bezeichnen können, vorerst einen prüfenden Blick; dann erst wird uns alles im Zusammenhang erscheinen, als eine stetige Reihe bedingter Wirkungen, bey denen wir bisweilen vielleicht weniger staunen, aber mehr lernen werden, als dies überall bey defultorischen Untersuchungen möglich ist. Betrachten wir also die Zeitschriften als Monumente der Vergangenheit, denen der Zeitgeist seinen Stempel aufdrückte.

Wir müssen über die künstliche Gränze hinaus bis zur natürlichen zurückgehen. Unter *J. J. Schwabe's* Redaction, bey Mitarbeitern wie *Cramer, Ebert, Gellert, Kästner, Kleist, Mylius, Rabener, Ad. Schlegel, Zacharia* u. A. erschienen (Leipzig 1741 — 50.) die *Belustigungen des Verstandes und Witzes*, eine Zeitschrift, welche, wie *C. F. Weisse* in *Rabeners* Leben mit Recht sagt, zur Aufnahme des Geschmacks in der Poesie und Beredtsamkeit viel beygetragen, weil sie, so unvollkommen und ungleich auch die Aufsätze damals noch beschaffen seyn mufsten, doch vielen jungen guten Köpfen Gelegenheit gab, sich zu versuchen, die Leser durch feine Mannichfaltigkeit reizte, und also die Zahl und den Eifer der deutschen Leser und Schriftsteller vermehrte. Indefs wurden mehrere der Mitarbeiter bald mifsvergnügt, über eine Menge unschmackhafter Gottschedischer Streitigkeiten, welche aufgenommen, und über Mangel an strenger Wahl, welche oft mehr als billig vernachlässigt wurde. *Gärtner, Cramer* und *Ad. Schlegel* vereinigten sich daher zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift, wozu jene Mitarbeiter traten, denen sich späterhin *Klopstock, Elias Schlegel, Hagedorn, Schmid, Giefeke* und einige Andre gesellten. Musterhaft waren die Gesetze, welche sich dieser Verein ausgezeichneter Geister selbst vorschrieb: „Kein Mitarbeiter soll ohne Bewilligung der Andern dazu gezogen werden; kein Aufsatz aufgenommen, für welchen nicht die meisten Stimmen entschieden; alle Mitarbeiter sollen jedes Stück kritisiren, und kann sich einer nicht entschliefsen, die von den meisten Stimmen verurtheilten Stellen wegzustreichen, oder zu ändern: so steht es bey ihm, das Stück ganz zurück zu behalten, welches von der Aufnahme ausgeschlossen ist; die Aufsätze der Herausgeber machen keine Ausnahme; die Namen der Vff. werden nicht beygefügt, damit man über Werth oder Unwerth eines Aufsatzes nicht aus dem Namen urtheile." Solch einem achtungswerthen Eifer für die Ehre unserer Literatur verdanken wir die sogenannten *Bremischen Beyträge* (1750 — 63. 6 Bände. 8.), die erste periodische Schrift vermischten Inhalts, welche in Prosa und Vers viele vortreffliche, keine schlechten, Aufsätze befafste. „Sie macht — sagt *Weisse* — einen merkwürdigen Zeitpunkt in unsrer Literatur aus, weil der Beyfall, mit dem sie aufgenommen wurde, das Studium unsrer Sprache und die Begierde, durch deutsche Schriften Ruhm zu erwerben, weit allgemeiner machte."

In der That wuchs der Eifer für die Ehre unsrer Literatur von Jahr zu Jahr, und die schönen Künste wurden, wenn auch nicht befördert, doch immer mehr cultivirt. Erfreulich ist in dieser Hinsicht eine Vergleichung der genannten Zeitschriften mit der *Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste* (Leipz. 1757 — 65. 12 Bände. 8.), zu deren Herausgabe sich *Mendelssohn, Lessing* und *Nicolai*, von gleich lobenswerthem Eifer getrieben, vereinten, und welche von 1766 an, unter dem Titel: *Neue Bibliothek* u. s. w. von *C. F. Weisse* fortgesetzt wurde, und auch nach dessen Tode durch Beyträge eines *Jakobs, Manso, Morgenstern* u. A. sich in Ansehen erhalten mufs. Die ersten Mitarbeiter, aufser den Herausgebern, waren *Hagedorn*, des Dichters Bruder, *Winkelmann, Ilgert* u. A. Schon diese blofsen Namen bezeugen weitern Umfang und noch gröfsere Mannichfaltigkeit, als die vorigen Zeitschriften haben konnten. Nicht nur war in dem Zeitraum jener Jahre die epische und lyrische Poesie fast in allen ihren Zweigen trefflich ausgebildet worden, sondern auch die Bühnen gewannen, vorerst in Leipzig und Berlin, eine Gestalt, welche vorzüglichere Dichter befeuern konnte, ihnen ihr Genie, ihren Fleifs zu widmen. *Lessings* Eifer war der gröfste, und seine *theatralische Bibliothek* (Berl. 1754. 4 St. 8.) trug, so wie seine Dramen selbst, nicht wenig zu einer höhern Cultur auch der dramatischen Kunst bey. Nicht aber blofs die Poesie, auch was sonst zur schönen Kunst gehört, sollte durch günstiges Zusammentreffen glücklicher Umstände mehr gefördert werden, und die Bibl. der schönen Künste und Wissenschaften dient zum Beweise, welch einen rühmlichen Wetteifer damals die Künste begannen.

Welchen Einfluss die *Briefe, die neueste Literatur betreffend* (Berl. 1759 — 64. 24 Bände. 8.), an denen *Lessing*,

Digitized by Google

Lessing, *Mendelssohn*, *Abbt*, *Nicolai*, späterhin auch *Resewitz*, *Grillo* arbeiteten, gehabt, ist bekannt genug. Bedeutend hatten sich da schon die Angelegenheiten der deutschen schönen Literatur verändert; denn hatte man in den ersten Zeitschriften nur darauf hinzuarbeiten getrachtet, dass das Publicum überhaupt für Geschmack und schöne Darstellung empfänglich würde: so bedurfte es jetzt schon eigener Zeitschriften, um die schöne Literatur (in deren Kreis, ausser Poesie und Beredtsamkeit, Philosophie und Geschichte allerdings mit gehören, weil sie vereint den Cyklus der Humanioren bilden,) nur zu kritisiren oder bekannt zu machen. Die Patriarchen unsrer schönen Literatur waren jetzt alle aufgetreten, *Winkelmann* fühlte sich schon selig auf dem klassischen Boden seines herrlichen Rom, Akademieen für Künste begannen hie und da in Deutschland aufzublühen, *Mengs*, *Oeser*, *Tischbein* u. A. waren Zierden des deutschen Namens.

Von hier bis zu der Zeit, wo *Wieland* den *deutschen Merkur* herausgab (Weimar 1773, von 1789 an *Neuer* deutscher Merkur, von 1800 an mit Beyhülfe *Böttigers*), welche Veränderungen! Unsägliche Mühe kostete es *Winkelmann*, sein ersehntes Ziel zu erreichen, nicht weniger vielleicht jenen Patriarchen, in Deutschland die schöne Literatur auf eine höhere Stufe zu heben. Man denke nur, mit welchen Schwierigkeiten *Klopstock* kämpfte, um in der deutschen Prosodie den Hexameter einzuführen. *Gottscheden* gebührt unstreitig das Verdienst, ihn darauf aufmerksam gemacht zu haben. In seiner *kritischen Dichtkunst* (Leipzig 1736) theilt er S. 311. untadlige Hexameter mit, z. B.

> „*Doch was half sie die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler;*
> *Pollux erschrack, und Jupiter selbst, der Vater der Götter;*
> *Prüfet euch selbst, forscht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken.*"

sagt aber dabey: „*Ich weiss wohl, dass dieses deutschen Ohren noch ziemlich fremd und mangenehm klingen wird. Allein denen, die einen lateinischen Vers Virgils oder Horatii in dergleichen Sylbenmaß ohne alle Reime schön finden, ist es in Wahrheit eine Schande, wenn sie eben diesen majestätischen Wohlklang, den sie dort bewundern, nur im Deutschen, entweder nicht hören, oder doch verwerfen wollen. Meines Erachtens fehlt nichts mehr, als dass einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrsamkeit noch an Witz, noch an Stärke in seiner Sprache fehlt, auf die Gedanken geräth, eine solche Art von Gedichten zu schreiben und sie mit allen Schönheiten auszuschmücken, deren sonst eine poetische Schrift ausser den Reimen fähig ist. Denn wie ein Milton in England ein ganz Heldengedicht ohne alle Reime hat schreiben können, welches jetzt bey der ganzen Nation Beyfall findet: so wäre es ja auch im Deutschen nicht unmöglich, dass ein grosser Geist was neues in Schwang brächte.*". *Klopstock* war dieser Geist; allein wie viel musste er von ungriechischen Ohren nicht hören und von Ungriechen dulden! *Bodmern* und *Wielanden*, die ihm hierin nachahmten, sagte der Vf. der *Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissensch.* (Berl. 1755): „*die Herren, die sich mit diesem besondern Geschmack so gar viel wissen, kommen mir vor wie die Rathsherren eines kleinen Städtchens, wo sie die vornehmsten sind; die gezwungenen Hexameters, die lateinischen Buchstaben, und eine affectirteinfältige und niedrig-schwülstige Schreibart, sind nichts anders als Allongeperücken, breite Halskrausen und steife Unterkinne, womit diese ehrbare und feste Männer einhertreten.*" Wie viel musste *Bodmer* auch dulden, als er aus den Minnesingern Ton, Wendungen, naive Einfalt und alterthümlichen Ausdruck überzutragen suchte! Und kaum zu glauben, aber doch wahr ist es, dass auch die orthodoxen Sprachhüter ihre dicken Köpfe und gewaltigen Perücken, als über Gräuel, schüttelten, da *Wieland* folgende Wörter brauchte: *Seraphisch, zärtlich, harmonisch, chaotisch, lächelnd, Mädchen, Entzückung.* Dass diese und andre Männer alle Regeln einer gesunden Kritik, welche die *Cornelle*, *Flechier*, *Pope* gebildet haben, unter die Füsse träten, mussten sie oft genug sich sagen lassen. Wohl ihnen nur, dass sie an *Lessing* einen Mann von eben so viel Kraft als Gewandtheit auf ihrer Seite hatten, dessen Köcher stets von goldnen Pfeilen rasselte, der Zerstören und sicher damit traf! Ruhiger gingen sie nun ihren Gang, und als *Wieland* seinen deutschen Merkur aussendete, standen sie am Ziele, und rings um sie blühte veller, schöner Frühling.

Um diese Zeit stand auch die zweyte Generation der Geschmacksveredler in Deutschland auf. Viele Hindernisse waren durch ihre Vorgänger überwunden; genug aber blieben auch ihnen noch zu überwinden übrig. Griechischer oder moderner Genius — das war jetzt die Frage, und viel, wo nicht alles, musste sich mit dieser Frage entscheiden. Bis man sie nur aufwerfen konnte, wie viel musste geschehen seyn! Nicht nur in anderm Lichte musste man den Geist der verkannten Griechen sehen, im Lichte reiner Menschheit, sondern man musste auch zurückgekommen seyn von allzu sklavischer Verehrung römischer Nachahmer, allzu ängstlicher Befolgung fixirter französischer Regeln, und einer kleinlichen Einseitigkeit, die nur darum ein Vortreffliches anzuerkennen sich weigert, weil es herkömmlichen alten Ton verschmähte. Jetzt war die Zeit, wo *Shakespears* Genius unsern Regelnkram umwarf, welchen *Klopstocks* Barden und deren Freund *Gerstenberg* schon verdächtig gemacht hatten. Mit *Shakespear* und *Klopstock* äußerte sich endlich auch die *Manessische Liedersammlung aus den Zeiten der schwäbischen Kaiser*, nach Zerstreuung der Heidelberger Bibliothek in die des Königs von Frankreich gekommen, von *Bodmer* mit rühmlichen Anstrengungen schon in der vorigen Periode zum Druck befördert, in ihren Wirkungen. Die Bardenwindsbraut verbraufste, *Gleim* machte seine so ungemein glücklichen Nachahmungen und Umbildungen des Minnegesangs bekannt: lauter Umstände, welche kräftig zusammen wirkten, dem Geist der Nation eine neue Richtung, unsrer schönen Literatur mehr Selbstständigkeit zu geben, und deutschen Geist vom Vorwurf eines blos nachtretenden

Digitized by Google

tretenden Miethlingsgeistes zu befreyen. „Immer besser — sagte *Möser* — man ist ein Thier nach eigner Art, als sich wie der Löwe zum Katzengeschlechte rechnen zu lassen." Seit die Nation den Homer empfing, sie diesen mit den Minneliedern in Vergleichung stellen konnte, die Simplicität dadurch mehr in Ansehen kam, ging die deutsche Muse weniger auf gelehrte Reisen, sondern studirte, wie auch *Shakespear* durch *Göthe*, *Lenz*, *Klinger*, *Spielmann* rieth, die Natur mehr in der Nähe, damit ihr ausströmender Gesang werde, was er seyn soll, lebendiger Odem, der über der Menschen Herzen und Sinnen hin weht, wahrer Ausguss schöner Natur in Phantasie und Empfindung. Selbst diejenigen, welche den Griechen am meisten sich annäherten, wie *Voß*, *Stolberg* u. A., sahen die Griechen nicht durch den Rauch der Schule, sondern im Homer den stillerhabnen Sohn der ionischen Urzeit, dessen Odyssee, wie Ossians damals bekannter gewordne Lieder, schöner Ausbruch einer vollen Seele war, mit aller Innigkeit, Treuherzigkeit, Schmucklosigkeit der einfachen Natur. Wie sehr sie daher auch in Ausdrücken und Fügungen theils Neues versuchten, theils Alterthümliches wieder herstellten: so entfernten sie sich doch in der Tonart nicht von der Poesie der Natur und Empfindung. Das *deutsche Museum* (Leipzig 1776 – 88. von *H. Chr. Boie* und *Chr. Conr. Dohm*; Neues d. M. Leipzig 1789 — 93. von *Boie*) dient zum Beweise für diese damals vorgegangene Reform. Mitarbeiter daran waren *Voß*, *Stolberg*, *Sprickmann*, *Herder*, *Lenz*, *Claudius*, *Bürger*, *Göcking*, *Lichtenberg*, *Sturz*, *Eschenburg*, *v. Nicolai*, *Sander*, *Meißner*, *Anton* u. A.

Den Titel: *deutscher* Merkur, *deutsches* Museum verdienten jene Zeitschriften auch durch ihre rühmliche Bemühung, die in Staub und Vergessenheit begrabenen Schätze altdeutscher Literatur wieder ans Licht zu ziehen, in welchem Streben nachher *Archenholz'ens Literatur und Völkerkunde*, *Canzlers und Meißners Quartalschrift*, zum Theil auch das *Journal von und für Deutschland* nacheiferten. Die Zeit schien aber noch nicht gekommen, wo Deutschland seinen *Curne de St. Palaye*, seinen *Warton* erhalten sollte: denn *Bertuchs* so uneigennützig-patriotisches Erbieten zur Herausgabe der Werke unsers grosen Meisterfängers *Hans Sachs* blieb, leider! blosses Erbieten. Vielleicht dass ein *Millot*, der in angenehm erzählte geschichtliche Darstellung das Beste aus der Poesie der deutschen Vorzeit hätte einweben wollen, mehr Beyfall gefunden, und der Ertrag jener Bemühungen nicht blos auf etliche Bereicherungen der Glosfarien sich beschränkt hätte. Vielleicht! — denn die Ausgabe der *alt englischen und schwäbischen Balladen*, so wie der *Volkslieder von Herder* haben wenigstens den glänzenden Beyfall nicht gefunden, den sie verdienten.

(Die Fortsetzung folgt.)

* * *

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische* von *F. W. Döring*, Herzoglich Sachsen-Gothaischem Kirchen- und Schulrath und Director des Gymnasiums zu Gotha. *Erster* und *zweyter* Cursus. Erzählungen aus der Römischen Geschichte in chronologischer Ordnung von Romulus bis zum Tode des Kaisers Augustus. *Zweyte* verbesserte Auflage, nebst einer Beylage für die ersten Anfänger. 1802. XIV u. 370 S. (18 gr.) *Dritte* verbesserte Auflage. 1803. XII u. 372 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Num. 171.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Berlin*, b. Unger: *J. A. Chaptal's*, jetzigen (damaligen) Ministers des Innern in Frankreich, *Versuch über die Vervollkommnung der chemischen Kunstgewerbe in Frankreich.* Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen, hauptsächlich in Hinsicht des Preußischen Staats versehen von *H. W. Heerwagen*, Assessor bey dem Manufaktur- und Commerzcollegium und der technischen Deputation in Berlin. 1802. 94 S. 8. (12 gr.) — Chaptal's Vorschläge zur Aufnahme der Gewerbe verdienen alle Aufmerksamkeit und auch im Auslande berücksichtigt zu werden. Aber eben die vor uns liegende Abhandlung über die Vervollkommnung der chemischen Kunstgewerbe hat uns nicht ganz befriedigt, weil eigentlich von chemischen Kunstgewerben darin viel zu wenig gesagt wird, und das Gesagte blos als Winke zur Aufnahme der Fabriken im Allgemeinen zu betrachten ist. Der Vf. ist gegen die Abschaffung der Lehrcontracte, und hält für das beste Mittel, Fabriken zu befördern, eigne Lehranstalten, und zwar in den Gegenden eines Landes, wo das Local dazu günstig ist. Eine dieser Lehranstalten werde sich mit der Färberey, mit dem Druck der Zeuge und mit der Zubereitung thierischer Stoffe, die zweyte mit den Metallen und ihren Zubereitungen, die dritte mit den Erdarten und deren Gebrauch zur Fabrication der Töpferwaaren, so wie auch mit der Bereitung des Glases, und die vierte mit der Gewinnung der Salze, Darstellung der Säuren und Alkalien, Destillation der Weine, Dinge über gewürzhafte Pflanzen abzuziehen und mit Bereitung der Riechwasser zu beschäftigen haben. Als eine solche Lehranstalt für die Preußischen Staaten wird vom Uebersetzer auf die von Seiten des General-Fabriken-Departements gestiftete Lehranstalt für Färber, wobey Hr. Hermbstädt als Lehrer angestellt ist, hingewiesen.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 4. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Jetzt sind wir in unserer Schilderung bis in das achte Decennium des verflossenen Jahrhunderts gekommen. Betrachtet man die glänzende Reihe von Namen, welche wir bisher genannt haben, und welche sich durch die Namen eines *Haller*, *Geßner*, *Uz*, *Ramler*, *Götz*, *Engel*, *Thümmel*, *Moser*, *Denis*, *Kretschmann*, *Gotter*, *Gemmingen*, *Garve*, *Kant*, *Hippel*, und manchen andern noch, leicht vermehren liesse; bedenkt man, dafs wir in jedem der genannten einen Dichter oder Schriftsteller besitzen, welchen wir kühn jedem, den uns das Ausland als Ausgezeichneten darstellt, an die Seite stellen können; dafs für viele das Ausland keinen zu bieten wissen würde; dafs etliche den Unsterblichen Griechenlands muthig ins Auge blicken dürfen: dann wird man wohl gestehen müssen, dafs *Friedrich der Einzige* mit seinen Vorwürfen gegen Deutschlands Literatur, wenigstens um 20 Jahre zu spät kam. Vermuthlich kannte er sie in neuern Zeiten weniger, wie auch *Jerusalem*, *Moser* und *Wezel* in ihren, gegen sein Werk gerichteten, Schriften gnüglich gezeigt haben. „Die wahre Ursache — sagte *Moser* in seinem Aufsatz *über die deutsche Sprache und Literatur*, (in d. *westphäl. Beyträgen* 1784.) — warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesinger wieder verfunken, oder so lange in der Kultur seiner Sprache und der schönen Wissenschaften überhaupt zurückgeblieben ist, scheint mir hauptsächlich darin zu liegen, dafs wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsre einheimischen Früchte verachteten, und lieber italiänische oder französische von mittelmäsiger Güte ziehen, als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten; ohne zu bedenken, dafs wir auf diese Weise nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde. Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerley Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Frost bedecken, mit Mauern an die Sonne zwingen, oder mit kostbaren Treibhäusern beym Leben erhalten mufsten. Und einige unter uns waren thöricht genug zu glauben, dafs wir diese unsere halbreifen Früchte den Fremden, bey denen sie urprünglich zu Hause sind, als Seltenheiten zuschicken könnten; sie waren stolz genug zu denken, dafs die Italiäner mit uns in unsern, in feuchter Luft gebauten, Grotten nicht schaudern würden. — — Meiner Meinung nach müssen wir durchaus mehr aus uns selbst und aus unserm Boden ziehen, und die Kunst unsrer Nachbarn höchstens nur in so weit nutzen, als sie zur Verbesserung unsrer eigenthümlichen Güter und ihrer Kultur dient. Wir müssen es wie *Rousseau* machen, der alle Regeln und Gesetze seiner Zeit um sich herum stehen oder fallen liefs, um aus sich selbst zu schöpfen und seine Empfindungen allein auszudrücken; oder wie *Klopstock*, der nicht erst den *Milton* las, um seinen Messias zu bilden."

Wie genau dieses schon um jene Zeit geschehen sey, ist uns noch in frischem Gedächtnifs, und kein Zweifel, dafs es nicht wenig beytrug, das Interesse der Nation an deutscher schöner Kunst und Literatur zu der Lebhaftigkeit zu erregen, welche damals für sie herrschte. Nicht nur beweisen dieses die mancherley Musenalmanache, deren Blüthenzeit damals war, sondern auch eine Menge von Zeitschriften, einzelnen schönen Künsten gewidmet. Da gab es Kunst- und musikalische Zeitungen, Monatsschriften für bildende Künste, Theaterkalender, artistische Magazine u. dergl. von mancherley Form und Gehalt. Man fing an Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten zu schreiben, veranstaltete Nekrologen von Dichtern, und las gern biographische Notizen von noch lebenden. Mit den Dichtern hatten sich die Bühnen veredelt, *Eckhofs* Pflanzschule breitete sich über Deutschland aus, *Schröder*, *Reinecke*, *Brockmann*, die *Hensler*, *Seiler* und Andere waren ebenfalls im Munde der Nation; die *Graun*, *Hasse*, *Naumann*, *Schuster*, *Schweitzer*, *Mozart*, *Dotes* u. A. wirkten durch den Zauber ihrer Composition Liebe für ächt deutschen Gesang! So lange man blofs französische Stücke auf unsern Bühnen sah, nur italiänischen Gesang und italiänische Musik hörte,

Digitized by Google

hörte, war immer nicht viel für die schöne Kunst in Deutschland zu erwarten. Hand in Hand müfsen diese Künfte vorwärts fchreiten, wenn für das Vaterland alles gut gedeihen foll; Hand in Hand müffen fie vorwärts gefchritten feyn, wenn jener Kunfteuthufiasmus ftatt findet, der zu der Zeit, von welcher wir reden, in der That herrfchte.

So ftand es, als eine dritte Generation aufftand, und mit ihr eine neue Epoche anhub, zu deren Anfang (1784) *Schiller* erft feine *Rheinifche*, dann feine *neue Thalia*, jene zu Mannheim, diefe zu Leipzig (1792) ankündigte.

Oefters hat Referent gefunden, dafs man diefe Zeit als den Gränzpunkt des goldnen Zeitalters deutfcher fchöner Literatur bezeichnete. Vielleicht liefse fich aber hier mit *Coyer* fagen: *Le lendemain d'une victoire eft encore un beau jour.* Wenn wir die Namen von *Schiller*, *Alxinger*, *Blumauer*, *Langbein*, *Matthiffon*, *Salis*, *Kofegarten*, *Heydenreich*, *Tiedge*, *Manfo*, *Haugwitz*, *Ständlin*, *Haug*, *Bouterweck*, *Baggefen*, *Becker*, *Neubeck*, *Seume*, *Schmidt*, *Conz*, *Iffland*, *Jünger*, *Fr. Schulz*, *Kotzebue*, *Huber*, *Soden*, *Kratter*, *Jenifch*, *Falk*, und noch manchen andern in diefe Periode gehörigen nennen: fo haben wir doch gewifs lauter Namen genannt, deren wir uns nicht zu fchämen haben. Mögen nun deren, welche dem Vaterlande Glanz verfchaffen, nur etliche darunter feyn: fo ift es eben wie in den vorigen Perioden auch, und wie es wahrfcheinlich in allen feyn wird. Unter den Genannten dürfte mehr als einer feyn, der ungefcheut mit andern aus den vorigen Perioden fich meffen kann; allein zum Unglück gehört er zu den Spätergekommenen, die man, wenn fie mit den Vorgängern nur auf gleicher Stufe ftehen, der Schwachheit zu befchuldigen pflegt. Unbegünftigt von Zeitumftänden, die den glücklicheren Vorfahren zu ftatten kamen; zurückgefetzt durch das Vorurtheil, welches fich an die Namen der Aeltern geheftet hat, für blofse Nachahmer gehalten, wenn fie fchon betretne Bahnen gehen; zwifchen der alten und neuen Zeit in einer bedrängten Mitte, waren diefe Spätergekommenen nur allzufehr der Gefahr, überfehen zu werden, ausgefetzt. Darum aber, weil man fie überfieht, oder ungerecht beurtheilt, darum behaupten wollen, es fey nun alles vorüber, fcheint ein eben fo fchlechtes Kunftftück mancher Alten, als die Kinder, in der Gefahr überfahren zu werden, machen: fie fchliefsen die Augen, hoffend, weil fie nicht fehen, dafs Niemand fehen werde. Was man im äufserften Falle hier zugeben könnte, wäre ein Stillftand; Stillftand aber ift noch kein Untergang: denn kann man nicht eben bey ihm neue Kräfte fammeln, um dem Untergang zu entgehen?

Das war indefs hier der Fall nicht: denn, alles genau erwogen, ergeben fich von diefem, einftweilen angenommenen, Stillftand ganz andere Urfachen. Deutfchlands fchöne Literatur lag in einer Krifis, und das Publikum war lauer gegen fie geworden, weil es zur Profa hinzuneigen anfieng, und die Poefie ehenfalls dahin neigend verlangte. Man fage felbft, ob fie unter folchen Umftänden nicht kränkeln follte. Die Mufenalmanache wurden minder beliebt, die meiften für die fchöne Literatur begonnenen kritifchen Zeitfchriften (darunter auch *kritifche Ueberficht der neueften fchönen Literatur der Deutfchen*, Leipz. 1788, von *Heydenreich*, *Kindervater*, *Weifshuhn*, u. A.) friften nur kurze Zeit ein kümmerliches Dafeyn; Belletriftik überhaupt bekam mehr und mehr einen böfen Leumund; höchftens wurden noch Sammlungen von Fabelchen, Liederchen, Lehrgedichtchen mit Kupferchen *in ufum Delphinorum* veranftaltet. Kurz, die Zeit der pfychologifrenden Popularphilofophie zeigte jetzt ihre Folgen, und diefer und jener, damit man nicht das neue Licht der Aufklärung als Fackel brauche, nicht mit dem weggeworfenen theologifchen Plunder die Rechtfchaffenheit des Herzens verliere, hielt es für Pflicht, in erbaulichen moralifchen Betrachtungen — welche Referent wahrlich nicht herabfetzen will — einen Compafs zu liefern, der ficher durch die Sturmiempörten Wellen die Bahn zum rettenden Hafen zeige. Recht brav! Dahinter aber kamen andere, welche es noch beffer im Sinn hatten, und um ja jeden Unfug zu verhüten, an die Stelle der alten Zionsburgen kleine Zuchthäuferchen errichteten. „Ihr müfst Menfchen werden, ihr Leute, — fagten fie, — und feyd noch keine. Kommt her, wir wollen euch dazu machen! Griechifch und Latein braucht ihr dazu eben nicht: denn wäre es ja nöthig, dafs ihr die Alten lefet: fo giebt es fchon Ueberfetzungen. Sonderlich nöthig ifts aber gar nicht: denn bedenkt nur, wie weit wir Neuern in allen Erfindungen den Alten voraus find. Die Zeit, welche ihr an Erlernung der Sprachen verliert, könnt ihr weit beffer anwenden, lieben Brüder! — *Realia! Realia!* Alles Andere taugt zu nichts, und der Mann, welcher die Braunfchweiger Mumme oder das Spinnrad erfand, hat weit wefentlichere Verdienfte um die Menfchheit, als alle Homere mit ihren Iliaden und Odyffeen. Werdet rüftige gefunde Burfche und ftinke Mädchen, haltet mit Zeit und Geld Haus, fucht was zu verdienen, befolgt ordentlich die Hausmoral, die wir euch geben werden, denkt vor allem und überall auf das, was nützt, und es wird bald ganz anders um die Welt und die Menfchheit ftehen."

Sind folche Zeiten nicht recht erfreuliche Zeiten für die fchöne Literatur? Dadurch, dafs die Herren Moral und Politik, Gefchichte und Erdbefchreibung, Medicin und Technologie, Feld- und Hauswirthfchaft in Romane brachten, *damit doch das Nützliche auch gelefen würde*, haben wir zwar eine Romanenwuth entftehen fehen; aber kräftige, kernhafte, felbftthätige, mit Muth, Energie, Aufopferung für Vaterland und Menfchheit raftlosthätige Menfchen, wo find die? In unfern rafenden Räuberromanen vielleicht? Sind das die Früchte, welche unfre neumodifche, fo hoch geprieiene Kultur ge-

Digitized by Google

getragen hat? Mufste, um folcher Früchte willen, die fchöne Literatur gehemmt werden?

Dafs fie es ward, liegt klar am Tage. Man verachtete fie als Spiel, um des Ernftes willen, während man fein Ernfthaftes fo fehr in Spielerey verwandelte, dafs Viele bald weder eines wahren Ernftes, noch des geiftigen Spiels der Poefie mehr fähig waren. Die Moraliften trugen aus guter, nur nicht ganz gut verftandner, Meinung das Ihrige dazu bey, dafs die Sache nicht verbeffert wurde. In welch hohem Sinne auch *Homer* und *Sophokles* die Moralität befördern, war ihnen nicht klar. *Moraliſche Tendenz* war deshalb ihr Grundgefetz für Poefie, und je mehr fie predigte, für defto beffer ward fie gehalten. Es konnte nicht fehlen, je länger das Freyefte, was es im Leben giebt, die Poefie, der Moral als Magd vermiethet war, defto nüchterner mufste fie werden, und mithin als Poefie defto unwirkfamer. Mancher junge Dichter fühlte das, und um Nüchternheit zu vermeiden, fiel er in künftlichen Enthufiasmus, und eine, in der Natur und Empfindung durchaus nicht gegründete, Ueberfpannung; während andre, die Folter fcheuend, worauf jene ihrer Phantafie die Daumfchrauben gaben, und wenig bekümmert, Begriffen Anfchaulichkeit zu verfchaffen, durch Bilder und Gleichniffe ihren Stoff zu beleben, Werke hervorbrachten, welche, vom Vers entkleidet, blofse, zwar bedeutende, aber doch immer blofse Profa waren. Indefs fchien man fehr zufrieden, war das Schaufpiel, der Roman, das Gedicht nur moraliſch, oder vielmehr — *moraliſirend*.

Dem jungen Genie und dem jungen Helden verzeiht man einige Wildheit und Ueberfpannung gern, als Vorboten der Kraft, wodurch fie einft grofse Thaten verrichten werden. Damals kaum: denn wie fiel man von allen Seiten über *Schiller* her, welche Klagen ertönten über ihn, welche Aermlichkeiten brachte nicht noch *Stolberg* gegen feine Götter Griechenlands vor! Der junge Held liefs fich das Gefchrey nicht irren, fchritt rafch und muthig voran, und rettete die fchöne Literatur von ihrem Untergange.

Die *neue Thalia* bezeugt es, dafs die Poefie in dem moralifirenden Zeitalter ihre Rettung ganz eigentlich der Moralphilofophie, und zwar namentlich der Kantifchen, verdankt, wodurch, was manche Kantianer durch ihre Barbarismen in der fchönen Literatur etwa mögen verdorben haben, hundertfältig vergütet ift. Was ift unverträglicher mit Poefie als eine ftets nur wiederkäuende und rechnende Wirklichkeit? Wann war man aber tiefer in diefe Wirklichkeit verfunken, als damals? Selbft die Moraliften hoben nicht darüber empor: denn die männlichfte Moral war felbft nichts, als eine fublimirte Rechenkunft des Vortheils, und die zur Mode gewordene weibifche Moral brachte jene fchlaffe, weinerliche Sentimentalität hervor, mehr geeignet, den Keim aller wahren Tugend, aller Gröfse zu erfticken, als zu beleben. Da erfchien fie endlich, die Moralphilofophie *Kants*, welche mit männlicher Strenge der Begier den Stab brach, mit hohem Ernft das heilige Gefetz der Pflicht aufftellte, und indem fie den Thiermenfchen beugte, den Geift erhob, den fie auf Flügeln der Ideen in eine überfinnliche Welt entrückte, wo er um Heiligkeit, Unfterblichkeit und Gottheit fchwebte. Nun endlich war fie da, jene reine Idealität, ohne welche ein menfchliches Leben keinen Werth hat, der Name Humanität nur ein leerer Schall ohne Sinn und Bedeutung ift. Welche dem Zeitalter, wo beide ein Spott klügelnder Weifen werden! Wehe der Generation, die den Glauben an eine höhere Welt verlor, und es nicht mehr faft: nur dann fey das Blüthenalter der Menfchheit, wenn fich das ideale Leben dem häuslichen und bürgerlichen einfügt!

Befteht nun aber in Idealität das Wefen aller wahren Poefie: fo war es gewifs für fie kein unwefentlicher Vortheil, dafs überhaupt das Leben wieder in einem idealen Gefichtspunkt dargeftellt wurde. Diefer ethifchideale Gefichtspunkt fagte trefflich dem äfthetifchen zu, und befonders war es die einwohnende Tendenz zum Erhabenen, welche *Schillers* erhabenen Genius ergriff, und fein Intereffe auch fo mächtig an *Kants* nachfolgende Analytik des Schönen und Erhabenen feffelte, dafs er das neue Feld mit jenem Eifer, jener Sorgfalt kultivirte, welchen wir gröfstentheils den neuen, fchönen Ertrag deffelben verdanken.

Was indefs bald in die Augen fpringen mufste, war der Umftand, diefe Idealität fey doch eigentlich nicht Idealität der Griechen, welche als ewige Mufter aufzuftellen man nie unterlaffen hatte. Diefe Bemerkung blieb nicht ohne Folgen. Deutfchland hatte ein Zeitalter gehabt, worin es eine eigne, nationale, der provencalifchen mehr oder minder verwandte Poefie befafs. Das war im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, wo die romantifche Denkart in Europa ihren Strich auch über Deutfchland nahm. Mit dem Hohenftaufifchen Kaiferhaufe gieng auch jene Poefie unter; deutfche Gelehrte wurden lateinifch gebildet; fogar die deutfche Sprache gerieth in Verfall; nur in den Zeiten der Reformation machte fie wieder Fortfchritte, die aber während des verheerenden dreyfsigjährigen Krieges fehr gehemmt wurden. Kaum ein Anfchein war da, Deutfchland werde eine eigne Literatur erhalten, bis im fiebzehnten Jahrhundert die fchleifchen Dichter aufblühten, am meiften die Römer und Neu-Italiäner nachahmend. So blieb es bis auf den männlichen, gedrungnen *Haller*, der fich nach Mustern der Engländer bildete, während bald nach ihm franzöfifche Pas und Etikette eingeführt wurden, wahrfcheinlich *pour avoir auſſi un ſiècle de Louis XIV*. Endlich rief man: die Griechen! die Griechen! Was aber die Meiften von den Griechen nachahmten, waren ihre Formen, welche nur bey Einzelnen auch ein griechifcher Geift belebte. Bald genug fieng man indefs an, auch den *Geiſt* des griechifchen Alterthums zu begreifen, zu einer Zeit aber, wo zu-

Digitized by Google

zugleich unſre altdeutſchen Ueberreſte wieder ans Licht gezogen wurden. Deutſchheit war das neue Feldgeſchrey, Deutſchheit kam an die Tagesordnung, reiner von dieſen, mit Griechheit gemiſcht von jenen gegeben, und das gieng ſo fort, bis man, durch neue Veranlaſſungen zu einer beſtimmten Reflexion genöthigt, Griechheit und Deutſchheit näher betrachtete, und beyde in einem völligen Gegenſatze mit einander erblickte.

Geſprochen war darüber ſchon worden in *Bürgers Akademie der ſchönen Redekünſte*, wovon *Bouterweck, A. W. Schlegel* u. A. Mitarbeiter waren, (Gött. 1791. 8.) Die *Horen* aber, von *Schiller*, man weiſs bey welchen Mitarbeitern, herausgegeben, (Tübingen 1795 — 97.) waren es, welche dieſe Angelegenheit am genaueſten erörterten, und die Verſchiedenheit des Charakters der altgriechiſchen von der neueuropäiſchen Poeſie beſtimmt ausſprachen. In *Naivität* wurde der griechiſche, in *Sentimentalität* der moderne Charakter geſetzt; die Alten hatten *Natur-*, wir haben *Reflexionspoeſie*.

Haben wir nun aber Geiſt, Vaterland und Publikum der alten Griechen nicht mehr: ſo entſteht die Frage: Was ſollen wir denn thun? „Schon die Natur hat zwiſchen jedem Zeitalter gleichſam eherne Mauern errichtet, die kein Menſch überſpringt; der Glücklichſte, der Vorzüglichſte vermag allenfalls ſich auf der Zinne ſehen zu laſſen, hinüber zu ſchauen; doch aus ihrem Umkreis zu treten wurde keinem noch je gegönnt." — „Alles iſt einem ewigen Wechſel unterworfen, und, da gewiſſe Dinge nicht neben einander beſtehen können, verdrängen ſie einander. So geht es mit Kenntniſſen, mit Anleitungen zu gewiſſen Uebungen, mit Vorſtellungsarten und Maximen." — „Natürlicherweiſe hat das Publikum auf die Kunſt groſſen Einfluſs, indem es für ſeinen Beyfall, für ſein Geld, ein Werk verlangt, das ihm gefalle, ein Werk, das unmittelbar zu genieſſen ſey, und meiſtens wird ſich der Künſtler gern danach bequemen: denn er iſt ja auch ein Theil des Publikums, auch er iſt ja gleichen Jahren und Tagen gebildet, auch er fühlt die gleichen Bedürfniſſe, er drängt ſich in derſelbigen Richtung, und ſo bewegt er ſich glücklich mit der Menge fort, die ihn trägt, und die er belebt." Dieſs ſind die Worte *Göthe's* in einer neuen Zeitſchrift für die Kunſt, den zu bald geſchloſſenen *Propyläen*, (Tübingen 1798 — 1800. 6 Hfte 8.) Alſo — Griechheit aufgeben? Nicht das! Denn ſo heiſst es gleich weiter: „Wir ſehen auf dieſe Weiſe ganze Nationen, ganze Zeitalter von ihren Künſtlern entzückt, ſo wie der Künſtler ſich in ſeiner Nation, in ſeinem Zeitalter beſpiegelt, ohne dafs beide nur den mindeſten Argwohn hätten, ihr Weg könnte vielleicht nicht der rechte, ihr Geſchmack wenigſtens einſeitig, ihre Kunſt auf dem Rückwege und ihr Vordringen nach der falſchen Seite gerichtet ſeyn."

Von Allem dieſem ſollte begreiflich nichts ſtatt finden, vielmehr ſollte die Kunſt als wahre Kunſt, und in ihrer reinen Würde erſcheinen. Da hätte man nun glauben ſollen, wenn man redlich geſtrebt hätte, der ſchönen Kunſt alles zu geben, was man ihr geben kann, „von der Gefühlsinnigkeit an, bey welcher die Kunſt anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch ſie ſich frey und ſelbſtſtändig erklärt, und zu der geiſtreichen vollendenden Anmuth, wodurch ſie ſich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet," dafs dann der Zweck erreicht gewefen, und kein Streit mehr habe ſtatt finden können. Dem aber war nicht alſo: denn man konnte nicht recht über die Form einig werden, in welcher die Kunſt jenen Zweck erreichen ſolle, und die alte Bedenklichkeit kehrte immer wieder. In der Verlegenheit, worin man ſich befand, gieng man zu den Griechen, zu unſern alten Vorfahren, ja ſogar wieder zu den vordem ausgezifchten Franzoſen zur Schule, verfuchte antike, modernromantiſche, und ſteif-franzöſiſche Formen.

Die letzten Reformen in unſerer ſchönen Literatur ſprechen ſich in dem *Athenäum* und der *Europa*, zweyen Zeitſchriften von den Gebrüdern *Schlegel* aus, deren Bemühung ernſtlich dahin gieng, das Verhältnifs der antiken Poeſie zur modernen, den Zweck des Studiums der klaſſiſchen Poeſie überhaupt, und für unſer Zeitalter insbeſondere zu beſtimmen; durch Ergründung des Weſens der Kunſt aber allem Streit über ſie ein Ende zu machen, und ſie mithin für ewige Zeiten in ihrer reinen Würde darzuſtellen. Uebrigens erklären die Söhne deſſelben *Ad. Schlegel*, der einſt in den Bremiſchen Beyträgen ſo thätig für unſre Literatur wirken wollte, dafs wir noch durchaus keine Literatur haben; verſichern uns von *Leſſing*, was ſich in ſeinen philoſophiſchen Büchern von der Kunſt und der Form geſagt finden, reiche ungefähr hin, um die Uhrmacherkunſt zu erklären, und verſprechen endlich das Räthſel zu löſen. Wer wird nicht darauf begierig ſeyn? Nicht wünſchen, von allen früh eingeſogenen Vorurtheilen endlich befreyt, die Wahrheit einmal wirklich in ihrem urſprünglichen Glanze zu erblicken?

Merkwürdig, auch als Zeichen der Zeit, ſind beſonders einige in der Europa abgedruckte Vorleſungen, von *A. W. Schlegel* in Berlin gehalten: denn nicht nur verfucht ihr Vf. darin den Geiſt unſrer Zeit überhaupt zu charakteriſiren, ſondern giebt auch die Hinderniſſe an, welche derſelbe unſerer Poeſie und Literatur entgegen ſtelle, ſo wie die Mittel, durch deren Anwendung es endlich gelingen könne, alle jene Hinderniſſe glücklich zu beſeitigen. Von dieſem allem aber müſſen wir in der Folge ausführlicher ſprechen, und eilen daher zu dem, um deſſen willen wir die bisherige Ausſtellung veranſtaltet haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 7. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

„Jeder — sagt *Göthe*, — der den Namen eines Künstlers verdient, ist zu unsrer Zeit genöthigt, sich, aus Arbeit und eignem Nachdenken, wo nicht eine Theorie, doch einen gewissen Inbegriff theoretischer Hausmittel zu bilden, bey deren Gebrauch er sich in mancherley Fällen ganz leidlich befindet." Völlig wahr, nur mit der Kleinen Veränderung, dass der Künstler sich nicht blofs zu unsrer Zeit dazu genöthigt sieht, sondern dass dieses zu allen Zeiten und bey allen Völkern der Fall war. Man kann der Perioden des Schönheitsgefühls, welches von unsrer Ansicht der Natur, aus welcher die Kunst resultirt, abhängig ist, vier unterscheiden. So lange nur, wie *Schiller* sagt, Gier den Menschen treibt, die Natur in sein Wesen zu reissen, steht sein Schönheitsgefühl auf dem Punkt Null; der Mensch, vom Instinkt getrieben und geleitet, waltet nur thierisch in der Natur, die ihm nichts ist, als eine, fleifsig ihr Vorrathsmagazin für ihn füllende Amme. So wie es in seinem Geist nur dämmert, beym ersten Regen höherer, als animalischer, Triebe, betrachtet er sie aus andern Augen, und bald erscheint sie ihm als Künstlerin, die er, angeregt von seinem Thätigkeitstriebe, *nachzuahmen* sich beeifert. In der Nachahmung der Natur, oder vielleicht auch nur der äufsern Welt, kündigt sich die erste Periode des Schönheitsgefühls an, wo man noch in regellosen Versuchen auf *Gerathewohl* im eigentlichen Sinn herumtappt; *Naturalismus der Kunst*. Nach immer wiederholten, bald gelungenen, bald mifslungenen Versuchen wird man auf Vortheile aufmerksam, zieht sich Regeln ab, arbeitet nach Regeln; der Naturalismus wird in der zweyten Periode zu *Technik*, und die Kunst als *Handwerk* getrieben. In der höchsten Vollendung zeigt sich in dieser Periode ein vollkommner *Formalismus*, welcher, wofern nicht Zeit, Ort, Glück die Kunst begünstigen, in einem einförmigen *Mechanismus* erstarren kann und wird. Einen Schritt weiter, und der Künstler strebt nach *Ausdruck* und *Bedeutung*; dritte Periode: *Princip der Charakteristik und Wirksamkeit*. Wo aber endlich die Natur ihren Liebling unter eigne, mütterliche Obhut nimmt; ihn hegt und pflegt, dass seines Geistes schönste Blüthen an einem heitern Himmel sich entfalten, wird das eigentliche Schönheitsgefühl in ihm lebendig. *Ideen* gehen in seiner Seele, wie junge Frühlingsmorgen, auf, und umschimmern die Natur mit einer reinern, als irdischen, Klarheit. Sein ganzes Wesen ist wunderbar ergriffen und verwandelt, er fühlt sich erhoben, und erhebt alles mit sich. Nicht an der Erscheinung haftet er, diese ist ihm nur ein Schleyer, und er sieht hinter diesen Schleyer. Göttlichkeit waltet in den Erscheinungen, Geist macht die Form bedeutsam. Beide tief in allen Tiefen seines Wesens fühlend, ergreift ihn eine unendliche Sehnsucht, in Wort, Gestalt, Ton auszuprägen, was Geistiges so tief, so warm, so rein in ihm lebt. Das ist die vierte *Periode*, die *der eigentlichen Schönheit;* des Künstlers Kanon ist das *Ideal*. Wird aber der Idealist sein Inneres veräufsern können, ohne ebenfalls gewisse Regeln und Gesetze zu befolgen?

> Willst du zu Strophen werden, o Heingesang?
> Willst du Gesetzlos, Ossians Schwunge gleich,
> Gleich Ullers Tanz auf Meerkrystalle,
> Frey aus der Seele des Dichters schweben?

So kann sich allerdings der Dichter fragen; allein wer Ossians Gesetzlosigkeit auf mehr, als die Strophen, beziehen wollte, würde den Dichter für einen Wahnsinnigen erklären.

Keine Periode des Schönheitsgefühls und der Kunst ist also ohne alle Theorie, wenigstens nicht ohne theoretische Hausmittel. Immer aber folgt der Kunst die Theorie nach, jedoch so, dass beide in einem Zeitalter auf einander hinweisen, und man von der Theorie auf die Kunst, von der Kunst auf die Theorie derselben schliefsen kann. Wiewohl indefs die Theorie von der Praktik abhängig erscheint: so ist doch darum die Theorie nicht ohne Einfluss auf die Praktik, natürlicher Weise aber der Späterkommenden, weswegen man wieder Grund hat, die Theorieen als Gränzpunkte zwischen zwey Zeitaltern zu bezeichnen. Durch diesen wechselseitigen Einfluss vervollkommnen sich beide so lange, bis

Digitized by Google

man etwa eine Theorie aufſtellt, die ihren Urſprung nicht in der Abſtraction, ſondern in einer von aller Erfahrung, aller Betrachtung vorhandener Kunſtwerke unabhängigen Speculation hat. Jetzt wollen wir, nach dieſen Prämiſſen, die Kunſtperioden unſrer nächſten Vorzeit anzugeben und zu würdigen ſuchen.

Ein Blick, geworfen auf die Anſichten und Beurtheilungen ältheſtiſcher Werke in der Periode der Beluſtigungen und der Beyträge, zeigt uns: man habe damals lediglich auf dem Standpunkt *grammatiſcher Kritik* geſtanden, bey welchem man überall von dem *Princip der Correction* ausgeht. *Gellerts* ehrenwerthe Selbſtkritik mehrerer ſeiner Fabeln iſt hiezu der beſte Beweis. Vielleicht könnte man ſagen: man habe ſich damals im Uebergange von der Periode des Naturalismus zu der Periode der Technik befunden, wenn dieſs nur möglich geweſen wäre. Das Anſchmiegen aber an das Alterthum, aus welchem man einen Codex der Kunſtgeſetze in die neue Zeit herüber nahm, verhinderte das Wagen völlig neuer Kunſtverſuche. Kaum war man daher mit der, zur Zeit des Beginns einer neuen Bildung der Sprache und des Ausdrucks ſo nothwendigen, Feile und Correctheit ziemlich im Reinen, als man darauf bedacht war, aus den Muſtern der Griechen und Römer nun auch die Anordnung, äuſsere Form, Gleichförmigkeit und Einheit betreffenden Regeln und Geſetze abzuziehen, und als Normen für Deutſchland aufzuſtellen. Das Licht aus dem Alterthum aber kam, durch franzöſiſche Gläſer gebrochen, zu uns. Frankreichs ſchöne Literatur hatte unter Ludwig XIV. ihr, wie man es nannte, goldnes Zeitalter gehabt; wenigſtens war eine Akademie niedergeſetzt worden, um die Sprache zu — ſchlieſsen, und die Dichter jenes Zeitalters, minder im Geiſt der Griechen arbeitend, als dem Ariſtoteles ſich unterwerfend, wurden für ſo vollkommen gehalten, daſs jede Abweichung von ihrer Bahn ſchon Grund genug zu gerechtem Tadel ſchien. War es nun der, dieſen Werken zugejauchzte Beyfall, oder was ſonſt, genug, die von den Galliern ſo miſsverſtandne Kunſt der Griechen wurde, als wahrhaft griechiſche Kunſt, von den Deutſchen angenommen und befolgt. *Batteux's* Werke, zuerſt von *Ad. Schlegel* (1752), dann von *Ramler* (1758) überſetzt, trugen zu ihrer Zeit nicht wenig dazu bey, die deutſche ſchöne Literatur in einem ungewiſſen Schwanken zwiſchen der erſten und zweyten Periode zu erhalten. Mehr Aufſehen als der gründliche *Baumgarten* und der, freylich ziemlich weitſchweifige und etwas wäſsrige *Meier*, erregte *Batteux* in Deutſchland, vielleicht ſchon darum, weil er ein Franzos, und ſeine Darſtellung franzöſiſch war. Man kann in gewiſſer Hinſicht ſeine *Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften* und ſeine *Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz* als Werke angeben, mit welchen die Theorie der ſchönen Kunſt in Deutſchland debütirte. *Baumgartens* Einheit in Mannichfaltigkeit vertrug ſich gut genug mit der franzöſiſchen Technik, und die nachgeahmte Natur war es ja eben, die uns als Mannichfaltiges in Einheit dargeſtellt werden ſollte.

Indeſs war durch die Werke *Batteux's* doch die Bahn zu einer Theorie ſchöner Kunſt gebrochen, die darum, weil der Franzos nicht blos, wie die Deutſchen, auf die redenden Künſte Rückſicht nahm, ſondern auch Malerey, Muſik, Tanz- und Gartenkunſt in ſeinen Kreis zog, in der That einen Vorzug hatte: denn umfaſſend den ganzen Kreis ſchöner Kunſt muſs die Theorie ſeyn, oder ſie wird ein blofser Tummelplatz ſtreitender Meynungen. Dem Nachtheil, welchen ſie zu andrer Zeit wohl hätten hervorbringen können, arbeiteten damals viele Umſtände glücklich entgegen. „Wir wiſſen, — heiſst es im 2. Bd. der Bibl. d. ſch. Wiſſenſch., — daſs Genies von der erſten Gröſse nicht nach den gemeinen Regeln, die man aus den Werken anderer Meiſter abgeſondert hat, beurtheilt werden können. Sie ſind ihre eignen Muſter, und können fordern, daſs wir die Regeln der ſchönen Künſte von ihren Werken abſondern ſollen. Allein es gibt allgemeine Regeln und Geſetze, die in der Natur gegründet ſind, und um ſo viel weniger von einem Genie übertreten werden dürfen, da ſie vielmehr die wahren Quellen ſind, daraus die Genies ſchöpfen müſſen.“ Dieſe einzige Bemerkung eröffnet uns das Verſtändniſs der Zeit: denn es folgt aus ihr für die Praxis, daſs Deutſchland damals Genies haben muſste, welche nur auf ſich ſelbſt ruhten, und für die Theorie, man habe, nach *Baumgartens* Beyſpiel, die Theorie ſchöner Kunſt auf einem pſychologiſchen Fundament zu errichten geſtrebt. Die Engländer, ein *Harris*, *Hutcheſon*, *Burke* u. A., beförderten das Fortbewegen nach dieſer, auch in den Literaturbriefen ſo ſichtbaren, Richtung, durch welche begünſtigt *Home's Grundſätze der Kritik* (1763 überſ. von *Meinhardt*; 1772 revidirt von *Garve* und *Engel*; 1790 von *G. Schatz*), in welchen ſich ein ungleich freyerer Geiſt bewegte, ſich bald zum Geſetzbuch erheben muſsten.

Alſo ſchon wieder ein ausländiſcher Geſetzgeber für Deutſchland! — Freylich wohl: aber Deutſchland war doch auch nicht müſsig, behalf ſich zwar einſtweilen ſo gut es konnte; arbeitete aber ſtill an einer Veränderung, die eben darum, weil weder zu ſchnell umgeſtürzt, noch übereilt aufgebaut würde, ganz die Miene hatte, auch eine Verbeſſerung zu ſeyn. Behutſamkeit iſt eine Tugend des Deutſchen, alle ſeine gröſsen Werke reifen nur allmählig, aber ſchön und gut. Man wollte nicht einſeitig ſeyn, und geſellte den pſychologiſchen nun auch hiſtoriſche Unterſuchungen, zu deren Behuf eine Menge Vorrath aus allen Ländern und Zeiten herbeygeſchafft wurde. *Mendelsſohn* machte uns vertrauter mit der orientaliſchen, *Leſſing*, *Ramler* u. A. mit der griechiſchen und römiſchen, *Leſſing*, *Meinhardt* u. A. mit der ſpaniſchen, portugieſiſchen, italiäniſchen, *Ebert*, *Zachariä* u. A. mit der engliſchen, und Viele mit der franzöſiſchen Literatur, wodurch das *anch' io ſon pittore* eine gröſsere Anwendung erhielt, welche, weit

entfernt,

Digitized by Google

entfernt, unter den gegebenen Umſtänden blos eine Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen dieſer Literaturen zu verſtatten, vielmehr überall veranlaſſen muſste, *Geſchichte*, gleich *Winkelmannen*, in der weitern Bedeutung der griechiſchen Sprache zu nehmen, und in ihr Verſuche von Lehrgebäuden zu liefern, die, indem ſie äuſsere Veränderungen namhaft machten, zugleich die Bedingungen darſtellten, unter denen allein ſich Literatur und Kunſt bilden, veredeln, erheben und ſinken können. Lehrgebäude dieſer Art waren wahrlich für die damalige Zeit von gröſserm Werth und Vortheil, als alle Kunſttheorieen, die man hätte verſuchen mögen. Wie viel hiemit auch gethan ſeyn mochte, um Einſeitigkeit allenfalls in einer Theorie der Poeſie zu verhüten: ſo würde eine allgemeine Theorie ſchöner Kunſt doch immer nur ein nothdürftiges Anſehen erhalten haben, und es war ſchon gut, daſs man nun auch den übrigen Künſten dieſelbe Betrachtung einzeln widmete, ohne noch auf das Totale zu ſehen. Was faſt in allen Ländern darüber geſchrieben wurde, theilte die Bibl. d. ſch. Wiſſenſch. mit, und dieſs zuſammen genommen mit den eigenthümlichen Betrachtungen *Winkelmanns*, *Hagedorns*, *Lipperts* u. A., welch einen Reichthum verſchaffte es uns, der nicht als todtes Kapital niedergelegt wurde! Nun fing man an zu vergleichen, und das war, wie einmal der Weg genommen war, unſtreitig das Beſte, um ans Ziel zu gelangen.

Alſo: *man bereitete vor*, und wer ſich über die Art noch näher unterrichten möchte, der kann es, auſser durch die damaligen Zeitſchriften, durch *Duſchs Briefe zur Bildung des Geſchmacks* (1764—73), *Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur* (von *Gerſtenberg*, *Funke*, *Oertling*, *Klein*, *Klopſtock*, *Roſewitz*, *Schönborn*, 1766—71), *Herders Fragmente über die neuere deutſche Literatur* (1768).

Was aber bereitete man vor? Etwa *Riedels Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften?* (1767) Die nun wohl eben nicht; allein *Mendelsſohns Hauptgrundſätze der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften* (Philoſ. Schr. 2. Band) und *Leſſings Laokoon* als Reſultate angenommen, — war das Streben nicht der Mühe werth? Was haben alle ſchönen Kunſtwerke mit einander gemein? Dieſe Frage war es, welche *Mendelsſohn* zu beantworten verſuchte, und, dieſs ausgemacht, ging er über zu der andern: worin ſind ſie verſchieden? Er fand die Verſchiedenheiten in den Mitteln, durch welche Kunſtwerke dargeſtellt werden, in den Zeichen, deren ſie ſich zu ihrem Ausdruck bedienen, und legte damit den Grund zu einer Eintheilung, welche dem Gebiete jeder einzelnen Kunſt ſeine beſtimmten Gränzen und eigentliche, wahre Beſtimmung anwies. *Leſſing*, hievon ausgehend, und feſtſetzend, dasjenige nur könne einer ſchönen Kunſt eigentliche Beſtimmung ſeyn, was ſie ohne Beyhülfe einer andern hervorzubringen im Stande ſey, zog nun zwiſchen etlichen Künſten die Gränzen noch ſchärfer, und gab dadurch ein Beyſpiel, wie man nun auch mit den übrigen verfahren müſſe. *Leſſing* war mehr Ariſtoteliker, *Herder* mehr Platoniker, und während Jenes Scharfſinn die Unterſchiede erwog, ſuchte des letztern combinatoriſche Phantaſie wiederum Aehnlichkeiten auf (*Kritiſche Wälder* und *Plaſtik*), und jeder von ihnen trug auf ſeine Weiſe bey, die Einſicht in das Weſen der ſchönen Kunſt und der ſchönen Künſte zu befördern, die Kunſttheile zu berichtigen, und den Geſchmack feiner und allſeitiger auszubilden. Zum künftigen groſsen Bau einer Theorie lieferte man eine ſchöne Menge der brauchbarſten Materialien und *Sulzer* war es, der, zwar nicht dieſe Materialien zum Bau fügte, aber doch zum Bau einen perſpectiviſchen Aufriſs entwarf, die Materialien alle auf einen Platz in gewiſſe Ordnung zuſammen brachte, und ſchicklich zum Einfügen bearbeitete. Seine *Theorie der ſchönen Künſte in alphabetiſcher Ordnung* iſt das erſte deutſche Werk über dieſen Gegenſtand, welches, obſchon nicht mangelfrey und vollſtändig, doch an Umfaſſung, Reichthum, Gelehrſamkeit und Geſchmack jedes ausländiſche der Art hinter ſich zurücklaſſt. Hat es durch ſeine unfyſtematiſche Form die Oberflächlichkeit begünſtigt; durch die Leichtigkeit, womit ſich, nach ihm, über ſchöne Kunſt ſchwatzen lieſs, ſolch Geſchwätz befördert, und weil es ein kanoniſches Anſehen erhielt, die Fortſchritte gehemmt: ſo war es daran ſehr unſchuldig: denn was konnte das arme Werk für den thörichten Gebrauch, welchen man von ihm machte! Noch immer brauchbar, ſteht es uns zugleich als Monument ſeiner Zeit da, welche wir darin treu, wie in einem Spiegel, erkennen. Ueber den *Urſprung* der ſchönen Künſte forſchte man *hiſtoriſch*, blieb aber bey den äuſsern Bedingungen ſtehen, unter denen ſie ſich entwickelten; bey Ergründung des *Weſens* und Aufſtellung der Geſetze der ſchönen Kunſt verſchmolz man pſychologiſche Analyſe und Empirie, wollte Kunſt und Schönes in ihr ſondern, war aber deshalb nicht durchaus glücklich darin, weil die geltende Definition des Schönen als eines Mannichfaltigen in Einheit immer wieder nur auf Kunſt und mithin auf Technik hinwies; bey Angabe der *Beſtimmung einzelner ſchöner Künſte* aber verfuhr man logiſch *und* hiſtoriſch-logiſch, wiefern man aus einem Begriffe ſeinen Inhalt entwickelte, und dieſem gemäſs die Gränze und den Umfang der Künſte angab, hiſtoriſch, wie fern man dabey den Rückblick auf das in dieſen Künſten Vorhandene nicht vergaſs. Im Ganzen ſtand man in einer Mitte zwiſchen Räſonnement, Geſchichte und Erfahrung.

(Die Fortſetzung folgt.)

PÄDAGOGIK.

MAGDEBURG, b. Keil: *Neues Jahrbuch des Pädagogiums zu Lieben-Frauen in Magdeburg.* Herausgegeben von *G. S. Rötger*, Propſt u. Schulrath. *Erſter* Theil. 1804. 120 S. *Zweyter* Theil. 1805. 80 S. u. 2 Beylagen von 52 S. gr. 8. (12 gr.)

An die Stelle des bisherigen, mit 1803 geſchloſſenen, *Jahrbuchs des Pädagogiums zu Lieben-Frauen*, deſſen

dessen letzte Stücke wir A. L. Z. 1805. Num. 33. S. 262 f. anzeigten, tritt dies *neue Jahrbuch*, welches die Einrichtung des vorigen behält. Von dem, was sich zunächst auf die Geschichte des Pädagogiums bezieht, gedenken wir nur aus dem zweyten Stück der rührenden Schulfeyer des 31. Jan. 1805, an welchem Tage Hr. *Rötger* die Würde eines Propstes, Prälaten und Directors des Pädagogiums fünf und zwanzig Jahre bekleidet hatte. Man findet hier abgedruckt die lateinische Rede, welche Hr. Rect. *Göring* bey dieser Gelegenheit gehalten, ein Sendschreiben des ehemaligen Rectors und jetzigen würdigen Erziehers des Kronprinzen von Preußen, *Delbrück*, an sämmtliche Scholaren des Pädagogiums, und eine Anrede des Hn. *O. C. R. Ribbeck* an den Jubelgreis, bey Ueberreichung eines Königl. Kabinetschreibens, worin er zum Mitglied des Magdeburgischen Provincialschulcollegiums ernannt und ihm das persönliche Vorrecht, das Prälatenkreuz zu tragen, bewilligt wird.

Zwey wissenschaftliche Abhandlungen sind in den beiden Stücken des Jahrbuchs enthalten. Im ersten Stück vom Hn. Rect *Göring:* über die Gränzen des öffentlichen Unterrichts auf gelehrten Schulen. Es scheint uns sehr beyfallswürdig, dass er den öffentlichen Sprachunterricht blos auf die deutsche, lateinische, griechische und französische Sprache beschränkt, wiewohl wir, was die alten Sprachen betrifft, unsre Anforderungen an den Schüler noch höher stellen würden, als dass er einen lateinischen und griechischen Profaiker mittlerer Schwierigkeit fertig lesen könne. Ausser dem Unterricht in den einzelnen Sprachen schlägt der Vf. noch einen encyklopädischen zur philosophischen Vergleichung der erlernten Sprachen vor. Der Unterricht in den Wissenschaften soll Folgendes umfassen: 1. das Philosophiren; 2. Belehrung in der Philosophie als einer Wissenschaft, und zwar in der Logik, Psychologie und Physiologie (Anthropologie), und in der Religionsphilosophie, worunter er zugleich die Moralphilosophie zu verstehen scheint, da er aus dieser Wissenschaft die Belehrung über die Pflichten und Hoffnungen des Menschen, über den Werth des wissenschaftlichen Studiums und die besondere Verpflichtung des Gelehrten für die Erreichung des Zwecks in der Welt und seiner eignen Bestimmung, ausgehoben wissen will; 3. Mathematik, und zwar die niedre Arithmetik, mit Inbegriff der Buchstabenrechnung, jedoch mit Ausschluss der Analysis, und die Elementargeometrie nebst der ebenen Trigonometrie; 4. Universalgeschichte, nebst Geschichte der Religion und der Gelehrsamkeit, Mythologie und Alterthümern; 5. Geographie; 6. encyklopädische Uebersicht der andern Wissenschaften. Sehr beherzigungswerth ist die Schlussbemerkung S. 96 f.: „Die Vielfeitigkeit, welche der Jüngling durch Vervielfältigung der Gegenstände des Unterrichts in seiner Bildung erhalten soll, so wünschenswerth sie an sich ist, ist gar nicht ausschliessende Folge einer Vielheit in den Gegenständen des Unterrichts; sie ist die schöne Frucht einer Mehrheit in der Ansicht, und einer Verschiedenheit in der Behandlung und selbstthätigen Verarbeitung, auch einer kleinen Anzahl von Gegenständen. Der geglaubte Vortheil aber, dass der Schulunterricht den Jüngling mit vielfachen, im Leben unmittelbar anwendbaren, Kenntnissen bereichere, wird, wenn dieser Zweck auch innerhalb des auf der Schule zu umfassenden Gesichtskreises läge, und seine Erreichung nicht durch anderweitigen Schaden mehr nachtheilig als nützlich würde, keineswegs erreicht. Um in der Zukunft vielumfassende Kenntnisse sich zu erwerben, dazu bedarf es keiner frühen extensiven Ausdehnung der Kenntnisse auf viele Fächer, sondern einer frühen intensiven Verstärkung der lernenden Kräfte des Gemüths. Gerade diese letztere ist es, welche durch eine beschränktere Richtung der Seelenkräfte auf wichtigere und objectiv würdigere Gegenstände des Unterrichts befördert, und durch die mehrfache und vielseitige Verbindung *derselben* Gegenstände des Nachdenkens mehr erreicht wird, als durch ein ausgedehntes Umfassen *vieler* Lehrgegenstände, das den jugendlichen Geist überhäuft, aber nicht näliret."

Im zweyten Stück steht eine Abhandlung vom Hn. Propst *Rötger:* Soll man Schülern die Arbeit leicht machen? Das Resultat derselben ist: „Jede Erleichterung, durch die der junge Mensch sich mehr unter vollen Arbeit gefällt, und durch die ihm sein angestrengter Fleiss besser gelingt, gibt einer Schulanstalt wesentliche Vorzüge. Alles Leichtermachen der Arbeit aber, wodurch das Mass der anzuwendenden Mühe und der Kraftanstrengung im Ganzen vermindert wird, hindert die Erreichung des wesentlichsten Zwecks, den Gelehrten-Schulen haben müssen." Noch erwähnen wir zweyer Gelegenheits-Reden des Hn. R. *Göring* in diesem Stücke: 1 Betrachtungen bey dem Anblick einer zahlreichen Jugend; 2. Von der Erhebung des Gemüths zu dem idealischen Vollkommnen.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Kummer: *Der Blumenzwiebelgärtner*, oder Beschreibung von allen auf der Erde bekannten lilienartigen Gewächsen, nebst Anzeige ihrer Cultur. *Zweyter* Band, enthaltend 534 Arten Zwiebel- und Knollengewächse Von *Karl Christian Ad. Neuenhahn*, Herzogl. Sachs. Weim. u. Eisen. Commerzienrathe, verfch. Societ. Ehrenmitgliede. 1804. 512 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der erste Theil ist A. L. Z. 1805. Num. 247. mit Beyfall angezeigt. Ueber diesen zweyten haben wir blos zu bemerken, dass er die Gattungen bis zur No. C. fortführt und mit dem ersten 955 Arten liefert. Am Schlusse steht eine Anzeige, wo die meisten Pflanz zu finden sind und um welche Preise.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 9. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die neueste Erfahrung, welche bald hierauf die Theorie machen mufste, war, dafs sie, wo nicht zu Spott gemacht, doch verpfuscht wurde. Beym Beginnen des deutschen Museums und Merkurs stand sie in einem so schlechten Ansehen, dafs man kaum mehr von ihr hören mochte. Die Alten lehren nicht umsonst die Kleinen laufen, diese wollen, wenn sie sich stärker fühlen, nun auch weiter. Die Jugend ist muthig und kühn, oft wohl verwegen, und vergebens legt man das alte Gängelband an; sie reifst sich los, zumal wenn sie schon einen und den andern der Aeltern losgerissen sieht. Mancher erinnert sich vielleicht noch, wie *Sulzer* bey Erscheinung des Götz von Berlichingen die Meynung äufserte, das Stück sey als eine *pièce à tiroir*, wohl ganz gut, allein doch lieber, mit vielen ähnlichen noch, hinzugeben, wofern dadurch auch nur das Mindeste von dem Ansehen eines Aeschylus, Sophokles, Euripides verloren gehen sollte. *Sulzer* bedachte wohl nicht, dafs wir ja einen Aeschylus, Sophokles, Euripides, *genau so, wie sie waren*, nicht haben, noch minder aber, dafs ein reifsender Strom sich so leicht nicht aufhalten lasse. Wer, was Ref. bey Gelegenheit des Gangs der Romanen-Literatur in Deutschland in diesen Blättern über jene Periode gesagt hat, mit dem, was oben über sie gesagt wurde, zusammen stellen will, wird von ihr ziemlich genaue Kenntnifs haben, und leicht begreifen, dafs so mächtig zusammen wirkende Ursachen durchaus nicht ohne Wirkungen bleiben konnten. *Herder* in seinen *fliegenden Blättern über deutsche Art und Kunst* (1777) gibt über sie den besten vollkommensten Aufschlufs: denn *Herder*, der, seinem ganzen Wesen nach, für diese Periode wie geschaffen war, er war es ja, der, als Theorift, in ihr am kräftigsten wirkte, am meisten Beyfall einärntete.

Dafs durch tausend Thore die Natur in unsre Herzen dringe, nur eins davon die Schulweisheit kenne, die übrigen verrammle, und ihren Schülern verschliefse, war den neuen Theoristen ausgemacht. Hinweg deshalb mit allem, was die Natur hemmt, durch welche der Dichter in die Saiten unsrer Empfindungen greift, sanft oder stürmisch darauf zu spielen, nicht aber in jenen ewig einförmigen Tönen, die nur die Wohlthat des Schlafes spenden. Vor der Bühne verschwinde uns Theater, Acteur, Coulisse, die ganze Lampen-, Breter- und Lumpenwelt, und wie vor einem Meer von Begebenheiten stehen wir da, wo Wogen in Wogen rauschen. Schade für den Dichter, der uns nicht aus uns heraus reifst, der nicht durch Zauberkraft und Zauberstab wirkt! Bey seinem Mafs und Zirkel bleiben wir ungerührt. Und wozu denn Mafs und Zirkel? die Schere des französischen Gärtners mit ihrem Schneiderwitz, ihrer Einförmigkeit und Armuth? In den englischen Gärten sind Tempel und Palläste, Grotten und Ruinen, Baumschlag und See, Wald und Felsen, Berg und Thal, Wildnifs und Grab, Wiese und Dorfschaft, alles im bunten Wechsel, stetem Gemisch, und ist nicht auch Einheit darin? Einheit nicht auch in der grofsen unendlichen Schöpfung, so wild sie oft, so verworren sie aussieht? warum rühmen wir an diesem seine Kunst zu malen, an jenem seine Wahrscheinlichkeit, an einem Dritten seine Macht der Illusion? Armseliger Dichter freylich, der sie nicht besitzt; allein hab' ich mit Achill gewüthet, mit Diomed mich in die Schlacht, mit Priamus mich über Hektors Leiche gestürzt, und stets' ergriffen im tiefsten Herzen bey Andromaches Abschied: was tritt der kalte Unmensch her, und will mir die Wege zeichnen, auf denen der Unsterbliche zu meinem Herzen, meiner Seele ging!

In diesem Tone sprach man über die Theorie, und wer hat ihn nicht wenigstens aus *Göthe's* frühern Gedichten wiederhallen hören, obschon die neue Ausgabe derselben das Kräftigste davon nicht mehr enthält. Wiewohl aber auch er, aus leicht begreiflichen Gründen, anfänglich den Kunstliebhabern weit holder war, als den Kunstkennern: so kam er doch bald genug von dieser Ansicht zurück, vielleicht weil manche das Kind mit dem Bad wegschütteten, und gab sie im *Triumph der Empfindsamkeit* dem Spotte

Digitized by Google

Preis, indem er durch *Merkulo* die ganze Kunstrichterey in die Worte zusammen fassen läfst: *das macht einen Effekt!* — *das macht einen ganz besondern Effekt!* Wirklich könnte man jene Theoristen *Effektstheoristen*, umfassender aber *Gefühlstheoristen* nennen, deren manchem ein wildes Waldwasser, das schäumend und wirbelnd und tosend hereinbricht, schöner dünkte, als die erhabene Ruhe des still aber doch mächtig wirkenden Stroms, aus dessen unendlich scheinender Tiefe ein neuer Himmel herauf blickt.

Was indefs *Fuefsli* von *Michel Angelo* sagt, er fey ein Sturmwind gewesen, welcher die schönen Tage *Raphaels* verkündigte, könnte man sehr gut auf diese Periode anwenden. Dafs sie im Praktischen die vielerley neuen Formen, welche man versuchte, begünstigte, leidet keinen Zweifel; allein auch für die Theorie blieb sie nicht unwirksam: sie vertilgte den französirenden Geschmack völlig, drang darauf, nicht alles nach der Technik zu berechnen, besonders dem, das Technische belebenden, Geist sein Recht widerfahren zu lassen; beförderte die Untersuchungen über psychologische Wahrheit, hauptsächlich auch über Pathetik und alles dasjenige, was ein Gedicht eigentlich *wirkt*, über Handlung, sonst häufig mit Begebenheit verwechselt, Leidenschaft und Darstellung. An die Stelle des Princips der blofsen Correction oder technischen Regelgerechtheit war das *Princip der Wirksamkeit* getreten.

Wirksamkeit aber, wo mufs sie hergeleitet werden? Wo anders her, als aus der Seele des Künstlers, der Quelle des Kunstwerks, selbst! Dahin wollte man nun, und schrieb manches Werk *über das Genie*. Waren auch nicht alle genielos (manches war genietoll), so liefs sich doch von ihnen wenig hoffen, weil sie meist zu allgemein blieben. *Klopstock*, der Hohe, der, eignen Gang gehend, stets seinem Zeitalter voraus war, sagte über das Princip der Wirksamkeit: „Ich möchte wohl eine Poetik lesen, welche diesen Plan, die Wagschale beständig in der Hand, ausgeführt hätte: nicht eben wenn ich Dichter wäre; denn alsdann hoffte ich doch noch mehr zu wissen, als selbst der Theorist, der diese Poetik geschrieben hätte." Liegt hierin einerseits der Grund, warum die Dichter, vor aller Poetik, doch ewige Dichterwerke liefern können, und warum auch, trotz aller falschen Richtung der Theorie, der wahre Dichter doch Dichter bleibt, eben weil er seinem Genius folgt: so leuchtet auch zugleich daraus hervor, dafs nur der Dichter selbst, in Stunden der Reflexion über seine Schöpfung und deren Schöpfer, Dinge verrathen kann, welche andern stets ein Geheimnifs bleiben; leuchtet daraus hervor, dafs *der* philosophische Geist nur, welcher selbst, wenn nicht die ganze, doch die kleinere Dichterweihe erhielt, jenem Geheimnifs auf die Spur kommen, Theorift zum Frommen der Kunst werden kann. *Wieland* in mehrern Aufsätzen des Merkurs, *Klopstock* in seinem kernhaften Werke *über Sprache und Dichtkunst* (Hamb. 1779 8), *Stolberg*, in Aufsätzen des d. Mus. theilten mancherley, zum Theil Vortreffliches, zum Theil Erschöpftes, von jenen Geheimnissen mit, und stellten endlich das Zeitalter auf den Standpunkt, auf welchem es sich für eine Theorie schöner Kunst gehörig orientiren konnte. Die Zeit dafür war gekommen. „Bey einem Volke — sagt *Herder* in seiner Preisschrift: *Ursachen des gesunkenen Geschmacks*, — das noch roh ist, mufs man nicht vom Verfall des Geschmacks, sondern von langsamer Bildung zum Geschmack, zur Wohlgestalt reden. Habe es immer hie und da glücklich oder scheinbar nachgeäffet; gebe es sich selbst die gröfsten Lobsprüche, wie sehr es Geschmack habe: Niemand ruft mehr, als ein probendes Kind: „Kann ich nicht schon? Kann ich nicht schon?" Und wenn es könnte, würde es nicht also rufen. Hier mufs man also weder stören, noch niederschlagen, sondern weisen und aufmuntern. Alle zu früh aufgedrungene Regelmafse, ehe man selbst die Regel als unentbehrlich ansehen lernt und gleichsam von selbst darauf kommt, sind schädlich und bleiben auf immer schädlich, wie man am fixirten, seyn sollenden Geschmack in Aegypten und Sina sieht. Der Schöpfer selbst liefs erst das Chaos ausgähren, und entwickelte die Welt nur durch innere Naturgesetze zur Harmonie, Ordnung und Schönheit. Eine Fliege, die aus ihrem Winterschlaf gewaltsam und widernatürlich erweckt wird, lebt auf Minuten auf, um auf immer zu sterben."

(Die Fortsetzung folgt.)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Röwer: *Medicinische Untersuchungen*, von *Ldw. Chrph. Wilh. Cappel*, (vormals) Prof. zu Göttingen. *Erster* Band. 1801. 328 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Durchsicht dieses unvollendet gebliebenen Buchs macht den frühzeitigen Vorlust des Vfs. aufs neue fühlbar. Ohne Zweifel hätte die Medicin noch manchen Nutzen von dem talentvollen jungen Manne gehabt, dessen Fleifs vielleicht selbst eine Ursache seines allzu frühen Hinwelkens ward! Seinen Manen und dem Publicum sind wir eine genaue Auseinandersetzung des Inhalts dieser gehaltvollen Schrift schuldig. Sie enthält *vier* Abhandlungen: 1. *Ueber die Gegenreize.* Der sehr ausgedehnte Gebrauch dieser Mittel ist bekannt; der Vf. verwirft sie. Die Verschiedenheit des Grades der Erregbarkeit einzelner Organe kann zu Begründung der Sthenie Eines unter ihnen nicht Veranlassung geben. Auch kann die specifische Reizfähigkeit einzelner Organe, die Receptivität für gewisse Reize, nicht für sich die Entstehung einer Sthenie eines einzelnen Theils begründen. Eben so wenig beweist die Schädlichkeit oder Nützlichkeit eines Mittels, welches nur dem Leiden eines einzelnen Organs abhilft, dem ganzen Organismus aber zu widersprechen scheint, etwas für oder wider. Der Vf läugnet dabey eine Verschiedenheit der Erregung in einzelnen Theilen

des

Digitized by Google

des Körpers nicht. Er glaubt, man könne sich dabey leicht täuschen und habe es wirklich gethan durch die Gleichförmigkeit der Erfcheinungen, die sowohl bey der Sthenie als Asthenie Statt finden könnten. Aus der Verbindung der vorgeschlagenen Mittel könne man nicht sagen, was man geheilt habe. Die Gegenreize brauche man immer (hier irrt der Vf.) nur im Verlaufe der Krankheit, wo die Sthenie schon in Asthenie verwandelt gewesen. Hier seyen denn auch manche andere Reizmittel, oft allein, zur Heilung hinreichend. Manchmal wirken sie auch offenbar reizmindernd durch ihre Ausleerungen, dann seyen wohl Sthenien da gewesen. Sie widersprechen aufserdem dem ersten Grundgesetz organischer Körper, der Wechselwirkung, welche überall Statt findet. Die Heilung jeder allgemeinen Asthenie würde unmöglich seyn, wenn vermehrte Erregung Eines Organs oder Systems verminderte Erregung des andern, mit diesem in Consensus stehenden, bewirkte. Werden in beträchtlichen Sthenien, wo Ein Theil hervorstechend leidet, Gegenreize angewandt: so erfolgt in jenem Theile die auffallendste Zunahme. Die Wirksamkeit derselben folgt also richtig den Gesetzen der Erregung. Sthenische Krankheiten würden gar nicht möglich seyn, wenn vermehrte Erregung Einiger Organe Minderung der Erregung Anderer nach sich zöge. Die Krankheiten, wo Gegenreize mit Nutzen angewendet wurden, waren also Asthenien, welche sich in Einem Theile hervorstechend äufserten und auf *extensive* oder dem Raume nach verstärkter Erregung beruhten. Sie dürfen folglich auch nie in Sthenien, als solchen, angewandt werden, man müfste denn solche Mittel darunter verstehen, welche den Namen der Reize nicht verdienten, sondern für reizmindernd zu achten sind. Das zeigt der Vf. an den einzelnen Mitteln, welche man als Gegenreize anwendet. Rec. ist nach seiner Erfahrung allerdings von der Möglichkeit der Gegenreize überzeugt; er gibt jedoch zu, dafs ein grofser Mifsbrauch bey denselben Statt finde, welcher durch des Vfs. Ansicht mit Vernunft beschränkt werden könne und müsse. Rec. darf aber auch nicht verhelen, dafs einige der Erklärungen des Vfs. allzu gekünstelt sind. 2. *Ueber einige leicht täuschende Erfcheinungen bey der Behandlung mancher asthenischen Krankheiten.* Die Aufschrift ist ein wenig dunkel. Der Vf. will damit sagen, einige Erfcheinungen bey Asthenien führten leicht zu einer irrigen Behandlung, indem man aus jenen auf solche Veränderungen im Organismus schliefse, welche nicht da seyen, z. B. in manchen Asthenien scheinen reizmindernde Mittel zu nutzen, wo sie wirklich schaden, und in manchen Asthenien scheinen reizende Mittel zu schaden, wo sie doch wirklich nutzen. Jene erzeugen oft beym Kranken das Gefühl einiger Erleichterung und veranlassen auch, dafs gegenwärtige Krankheitserscheinungen sich mindern oder verlieren, z. B. die Hitze nach der Anwendung des Salpeters. Diefs kann geschehen und geschieht leider fehlerhafter Weise durch Minderung der Säftemasse überhaupt, z. B. durch Durchfälle und Blutungen, ferner durch das allmählige Nachlassen der unangenehmen Gefühle, welche durch die ersten Wirkungen der reizmindernden Mittel veranlafst wurden, z. B. wenn die Wirkung des Brechens vorüber ist; durch Minderung des gegenwärtigen Wärmegrades, was Rec. schon oben angeführt hat; durch Entfernung vorhandener Störungen in der Circulation z. B. Aderlassen bey Lungensüchtigen (Asthmatischen, Schwindelnden, Krampfkranken). Der Vf. zeigt sehr schön, dafs man sich dadurch zur Annahme mancher widerfinnigen Complicationen z. B. der nervösen mit Entzündung habe verleiten lassen. (Das ist nun nicht zu läugnen, aber heilt man wohl auf eine andere Weise solche undeutliche, undeterminirte Zustände leichter, kürzer, besser?) Er zeigt, dafs oft nur die Krankheit die Form und äufsere Ansicht, nicht ihr wahres Wesen ändere oder sich scheinbar bessere, z. B. aus Wechselfieber wird Wassersucht, aus Blutung Abzehrung, aus Ausschlägen Wahnsinn. Auch in dieser vortrefflichen Abhandlung geht der Vf. die gewöhnlichsten Mittel, wodurch die Aerzte sich des gerügten Vergehens schuldig machen, durch, und belegt seine Meynung mit Beyspielen. Kürzer behandelt der Vf. den *zweyten* Theil der obigen Untersuchung, dafs durch den Gebrauch reizender Mittel in vielen Asthenien Verfchlimmerung zu entstehen scheine, obschon diese Reizmittel wirklich nützlich seyen. Der Schein der Verfchlimmerung entstehe durch lästige und unangenehme Gefühle, welche bey dem Kranken erfolgen, und durch Zunahme der Krankheitserfcheinungen. Sie fallen am häufigsten vor bey sehr beträchtlichen Asthenien d. i. wo durch die sehr geminderte Erregung ungemeine Erhöhung der Erregbarkeit entsteht; bey gemifchten Asthenien (worüber doch noch die Ideen zu berichtigen sind); in solchen grofsen directen Asthenien, wo Ein Organ oder System hervorstechend sehr leidet. Auch diese Angaben belegt der Vf. durch nähere Beyspiele, so wie er aus dem ganzen Aufsatze sehr richtige und nützliche Folgerungen für die Praxis überhaupt zu ziehen weifs. 3. *Ueber die Wiederherstellung unterdrückter Ausschläge als Kurmethode.* Der Vf. zeigt, dafs die Ausschläge, hitzige und chronische, in schuldlosen Verdacht genommen werden, um die Entstehung einer Krankheit oder deren Verfchlimmerung zu contruiren. Die alte Theorie setzte dabey in der Saftmasse unreine Stoffe voraus, welche ausgefchieden werden müsten. Der Vf. widerlegt diese Meynung sehr bündig und gibt eine Claffification sämmtlicher Ausschläge an, um nach derselben zu bestimmen, bey welchen diese oder jene Methode zu befolgen sey, die Unterdrückung oder Wiederherstellung geschehen könne und müsse, ob sie blofs örtlich oder Symptome allgemeiner Krankheiten, mit örtlichen oder allgemeinen Mitteln zu behandeln seyen u. f. w. Auch in diesem Aufsatze herrscht ein geläuterter Geist und ein nachahmenswerthes Vorbild, wie man furchtbare, veraltete Vorurtheile mit Sicherheit einreifsen

Digitized by Google

reifsen und richtigere Grundfätze aufftellen müffe. 4. *Ueber die Kräfte und den Gebrauch der fogenannten narkotifchen Mittel, befonders des Mohnfaftes.* Die ftärkfte unter den vier Abhandlungen. Der Vf. zählt zu den narkotifchen Mitteln den Mohnfaft, den Kirfchlorber, das Stramonenm, die Belladonna, das Bilfenkraut, den wilden (giftigen) Lattich, den Safran, das Bitterfafs, den Schierling und den Eifenhut. (Er hätte auch erwähnen können der Digitalis und des Phellandrii aquatici.) Der Vf. widerlegt die ältere Meynung von einer deprimirenden Kraft der narkotifchen Mittel und beweift, dafs diefelben die flüchtigften und ftärkften Reizmittel feyen. Sie erhöhen die Erregung, mindern die Erregbarkeit proportional und veranlaffen, wenn die Minderung derfelben in einem beträchtlichen Grade erfolgte, oder wenn es jetzt an der Einwirkung reizender Potenzen fehlt, die Erregung ungemein. Als befondere oder Nebenkräfte laffen fich noch folgende angeben: 1. Sie wirken über den ganzen Körper fchnell und flüchtig, d. h. die Erhöhung der Erregung, die fie veranlaffen, dauert nur kurze Zeit. 2. Sie haben befonders auf das Nervenfyftem und Gehirn Einfluſs, vermehren die Thätigkeit diefer Organe, veranlaffen aber bey manchen Subjecten durch behagliche (?) Gefühle, welche (nach *Niemeyer*) den Gefühlen einer befriedigten Sinnlichkeit zunächft kommen, einen geminderten Einfluſs des Willens aufs Gehirn, und erzeugen dadurch bisweilen Schlaf. 3. Die Verdauungsorgane werden durch fie mehr als andere Organe in erhöhte Erregung gefetzt (?). 4. Auch die Thätigkeit der Haut erhöht. (Diefe Angaben find, nach Rec. Meynung, nicht alle richtig. So fchwächt z. B. Opium faft immer den Magen und mindert die Efsluft. So find auch die Gefühle bey der Wirkung deffelben auf das Senforium und zumal die Nachwirkungen nichts weniger, als behaglich.) Der Vf. beftimmt nun hiernach die Krankheiten, in welchen diefe Mittel gute Dienfte leiften. Im Allgemeinen find es lauter Afthenien, fowohl directer Art (gegen *Frank*), als auch indirecter Art. Gegentheils müffen diefe Mittel vermieden werden: 1. bey allen nur einigermafsen beträchtlichen Sthenien; 2. bey anfangenden gelinden Afthenien, befonders wenn fie *acut* find; 3. bey afthenifchen Krankheiten des ganz frühen Alters; 4. bey primären gaftrifchen Unreinigkeiten. Unter den Formen, den Mohnfaft zu reichen, zieht der Vf. zwar die Subftanz vor, fagt aber doch, dafs fie manchmal weniger, als die andern Bereitungen, ertragen würde. Gewundert haben wir uns, dafs der Vf. das Beaumifche Extract allgemein eingeführt zu fehen wünfcht. Mehrere Beymifchungen zum Mohnfaft, kühlende, andere diffufible, ausleerende und permauente Reizmittel führt er an und zeigt, dafs man die erften bey gelinden Sthenien zur Beförderung der Transpiration, die zweyten zur Vermehrung der Wirkung des Mohnfaftes, die dritten bey afthenifchen Kranken, wo auszuführen fey, ohne zu fehr zu fchwächen, die letzten bey eintretender Reconvalefcenz mit dem Mohnfafte verbinden könne. Rec. hält die Verbindung kühlender, mittelfalzichter Mittel für faft immer überflüffig und aus Vorurtheil gegeben, die Verbindung ausleerender mit Mohnfaft für durchaus fehlerhaft, und wundert fich, dafs der fonft fo hellfehende Vf. hier Nebel um feinen Blick liefs. Als Anhang find einige Krankengefchichten, die Wirkung des Mohnfaftes betreffend, von dem verft. D. *Niemeyer* zu Hannover beygefügt. Sie wären vielleicht einer genauern Kritik würdig, da manche derfelben wirklich intereffante Refultate liefern; mehrere find aber auch fehlerhaft. Wir übergehen beide, um diefe Anzeige nicht zu fehr zu verlängern; empfehlen aber die ganze Schrift dem genauen Studium aller Aerzte.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ERLANGEN, b. Palm: *Syftem der reinen und angewandten Staatslehre* für Juriften und Kameraliften von D. *Heinrich Benfen*, odentl. öffentl. Lehrer der Philofophie und Kameralwiffenfchaften, wie auch aufserordentl. Lehrer der Rechte zu Erlangen u. f. w. *Erfter Theil. Zweyte* durchaus vermehrte und verbeffferte Ausgabe. 1804. XLVIII u. 384 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Plan der erften Ausgabe, wovon die Ergänzungsblätter 1801. Num. 74. eine Anzeige enthalten, ift im Ganzen derfelbe geblieben, aber die Ausführung ift fehr verändert und insbefondere viel ausführlicher angelegt, fo dafs die drey mäfsigen Abtheilungen der erften Ausgabe jetzt auf vier Bände ausgedehnt werden, die aber nun, da der für fein Fach fo thätige Vf. vor Kurzem in Würzburg, wohin er berufen worden war, geftorben ift, wohl fchwerlich alle erfcheinen werden. Bey diefer neuen Auflage läfst fich der Fleifs des Vfs., die forgfältige Benutzung aller über fein Fach vorhandenen wichtigen Schriften, und das Beftreben feiner Arbeit immer mehr Vollkommenheit zu geben, nicht verkennen; und ob man gleich einen originellen Geift, neue Anfichten und eine verbeffferte Ordnung in diefer Arbeit vergebens fuchen würde: fo trifft man doch darin eine ziemlich vollftändige Zufammenftellung der bisherigen beyfallswürdigen Begriffe über Staatsmaterien an, die zu dem Zwecke, für welchen der Vf. feine Schriften beftimmte, nicht unbrauchbar ift, obgleich zu wünfchen wäre, dafs der Vf. die Materien durch einen conciferen Vortrag mehr zufammen gedrängt hätte. Es enthält diefer Theil, der Materie nach, nicht mehr, als die erfte Abtheilung der erften Ausgabe; ift aber um mehr als die Hälfte ftärker als diefe. Der Abfchnitt über die pofitive Gefetzgebung und Rechtspflege hat unter allen die vortheilhafteſte Veränderung erfahren.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 11. *Januar* 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

Lübeck, b. Bohn: *Philologisch-kritischer und historischer Commentar über das neue Testament. Vierten* Theils *erste* Abtheilung (oder, unter einem andern Titel: *Ph. krit. u. hist. Commentar* über das *Evangelium* des *Johannes. Erste* Hälfte) von *H. E. G. Paulus* u. s. w. 1804. 585 S. gr. 8. (2 thlr.)

In Erwartung, dafs wenigstens im Jahre 1805 auch die andere Hälfte nachfolgen würde, haben wir bisher die gegenwärtige Anzeige zurückbehalten, geben sie aber lieber gleich jetzt, um sie nicht durch Abwartung der noch zurückgebliebenen Abtheilung zu sehr zu verspäten.

Bey dem Evangelium des Johannes unterscheidet sich der Commentar von dem über die andern Evangelisten dadurch, dafs hier dasjenige wegfallen mufste, was das Vorzüglichste des Commentars war, wir meinen die gelehrten und äufserst fleifsigen Untersuchungen über die harmonische Stellung der Begebenheiten und ein grofser Theil der historischen Erläuterungen, als welche schon bey Erklärung der vorigen 3 Evangelisten beygebracht waren, da zumal Hr. P. die vom Johannes genau angegebenen Osterfeste als Leitfaden bey seiner versuchten Harmonie gebraucht hatte, und Johannes überhaupt mehr Reden als Geschichte Jesu erzählt. Denn Hr. P. befolgt die sehr richtige Bemerkung (S. 261 und 361.), dafs Johannes die Begebenheiten nur als Veranlassung von gewissen Apologieen und Selbstbeschreibungen erzähle, zu denen Jesus dadurch geleitet worden war, welches dem Zweck dieses Joh. Evangeliums Kap. 20, 31. allerdings entspricht. Daher kommt es denn auch, dafs Hr. P. dieses Evangelium nicht nach der Folge der Begebenheiten abtheilt, sondern wie es wirklich consequenter war, nach dem Zweck und Inhalt der Reden Jesu diese verschiedenen Reden zusammen nimmt; und weil es ihm hierum eigentlich zu thun ist: so steht an der Spitze dieser Abtheilungen, anstatt des bey Erklärung der andern Evangelisten dargelegten chronologischen Zusammenhangs, eine Darstellung des Zusammenhangs der Gedanken Jesu, und diese ist mehrentheils eine Art von deutlicher Paraphrase, worin alles, was zur richtigen allgemeinen Ueberficht die-

net, enthalten ist, manches aber verglichen werden mufs, was in den folgenden, zur Erklärung dienenden, Scholien nicht vorkommt, die übrigens zugleich auch die Beweise der Angaben in gedachter vorläufigen Darstellung enthalten. Diese Darstellung ist übrigens eins der vorzüglichsten Stücke dieses Commentars über den Johannes. Die verschiedenen Lesearten des Textes sind, wie in den vorigen Bänden, sehr vollständig angegeben und beurtheilt: nur in einer Stelle, wo die Aufmerksamkeit unsers Commentator's auf andere Sachen gespannt war, über die er in Eins fort commentiren wollte, hat er sie anzuzeigen und zu würdigen vergessen, nämlich Joh. 9, 8 die Lesart *προσαιτης* statt *τυφλος*, wiewohl er sie selbst in den Text aufgenommen hat. Ueberhaupt erscheint dieser hier noch etwas mehr verändert als der in den übrigen Evangelisten. Vieles thut zu dieser neuen Recension die veränderte Interpunction oder Construction, die Hr. P. in dem Text vornehmen zu müssen geglaubt hat; doch von der wollen wir hernach reden. Jetzt nur einige Proben von angenommener oder doch vorgeschlagener Aenderung des Textes. So ist Kap. 5, 4 nach einigen Handschriften nicht nur *κυριου* zu *αγγελος γαρ* hinzugesetzt, sondern auch *ῳ δηποτε* in *οἱῳ δηπ.* verwandelt. Kap. 7, 21 meint er S. 374, sey statt des gewöhnlichen *ἓν ἐργον*, vielleicht *ἀνεργον*, als Ein Wort zu lesen; so dafs der Sinn sey: „*Thätig* habe ich einen gemacht" oder in Thätigkeit versetzt. Dena: „eine That habe ich gethan," wäre allzu unbestimmt, da ja Jesus vielerley Thaten gethan hätte, und sonst, wenn die gemeine Lesart richtig wäre, *ἐν σαββατῳ* unentbehrlich dabey stehen müfste. (Aber viel nothwendiger müfste bey der neu vorgeschlagenen Lesart *τινα* stehen, wenn sie sagen sollte: Thätig habe ich *einen* oder jemanden gemacht. Und hatte denn Jesus nicht auch Andere, die er als Lahme und dergl. geheilt hatte, in Thätigkeit gesetzt? Dafs Jesus nach dem gewöhnlichen Text von Einer That redet, erklärt sich daraus, dafs Jesus den Lahmen an Bethesda am Sabbat zum Gehen gebracht hatte. Diefs wufsten die Juden zu *Jerusalem*, mit welchen er hier spricht; denn Hr. P. bemerkt selbst, die Kur an diesem Menschen habe Jesus recht absichtlich zu *Jerusalem* verrichtet, da die andern Sabbatskuren in Galiläa erfolgt wa-

Digitized by Google

ren; und daher brauchte εν σαββατω nicht erst dazu gesetzt zu werden, da die Juden, mit welchen er sprach, es schon wusten und eben dieses als am Sabbat Geschehene sie empörte). Kap. 10, 29 gefällt ihm nach einigen alten Zeugen zu lesen ὁ πατηρ μου ὁ δεδωκε μοι, μειζον παντων εστι, anstatt des gemeinen Textes ὃς δεδ. μοι μειζων π. εστι, in folgendem Sinne: „wen mir der Vater zugeführt hat, der ist über alles erhaben, was ihn von mir abbringen könnte." (Allein dieß kommt nicht mit Johannis Sprachgebrauch, wenigstens lange nicht so gut als die gewöhnliche Lesart überein. Denn von unverführbaren Menschen braucht Joh. diesen Ausdruck nie, sondern νικᾳ τον κοσμον 1 Joh. 5, 4 oder eine andre ähnliche Redensart ebendaselbst v. 18. Hingegen unterscheidet er ausdrücklich den Unverführbaren (νικ. τ. κοσμον) 1 Joh. 4, 4 von Gott als dem μειζων ὁ ἐν ὑμιν. Und in seinem Texte selbst zeigen ja die Worte οὐδεις δυναται ἁρπαζειν ἐκ τ. χειρος του ΠΑΤΡΟΣ μου deutlich genug, wer der μειζων sey im Gegensatz gegen den Verführer. Dafs hinter dem gewöhnlichen ους δεδ. μοι, ἐκεινα nicht bey Johannes fehlen würde, ist gar nicht dagegen; denn selbst in den gleich folgenden Worten läfst ja auch Joh. hinter ἁρπαζειν das ἐκεινα oder αὐτα weg, wie unter Kap. 17, 11 hinter der wahrscheinlicheren Lesart ᾧ δεδ. με ebenfalls αὐτους weggeblieben ist.) Den Ursprung mancher falschen Lesarten oder Stellen hat Hr. P. sehr wohl erklärt, wie bey den berufenen Stellen Kap. 5, 4 (S. 283 u. 287) und Kap. 7, 53 — 8, 11, desgl. Kap. 7, 41 u. a.

In der *Erklärung* des Textes zeichnet sich ganz vorzüglich gleich vorn die weitläufige Untersuchung über den λογος Kap. 1 aus, und so viel Gelehrtes auch sonst darüber geschrieben ist, scheint uns doch diese bey weitem die bisherigen, selbst neuesten Versuche an wirklich historischer Deduction, so wie an Bestimmtheit, Natürlichkeit und Brauchbarkeit für die christliche Dogmengeschichte zu übertreffen, wornach Hr. P. manches von ihm darüber in den *Memorabilien* Gefagte hier zurücknimmt. Das Resultat dieser Untersuchung, welche die Leser zu ihrer Ueberzeugung selbst nachsehen müssen, ist kürzlich dieses: Um die Zeit der Entstehung des Christenthums herrschte unter den Juden eine doppelte Bedeutung des Ausdrucks ὁ λογος Θεου, (מימרא דיי), so dafs die Palästinisch-Chaldäischen und die ihnen gleichdenkenden darunter Gott selbst, als den Gebietenden, dachten, die Griechischen, sonderlich Alexandrinischen, hingegen, und unter ihnen namentlich Philo, ein in seiner Art einziges Mittelwesen zwischen Gott und allem was worden ist, durch welches dieses Letztere hervorgebracht ist. Alles was Johannes im Anfange seines Evang. von λογος Θεου sagt, kommt mit der letztern Vorstellung überein; er scheint also diesen einmal gewöhnlichen Ausdruck gebraucht zu haben, um den Messias, der, nach seiner eigenen Aeufserung Kap. 17, 5 u. f. w. schon vor dem Anfang der Welt bey Gott gewesen war, zu bezeichnen. — Unter den übrigen Anmerkungen heben wir blofs einige neue ihm eigene aus. Ganz unsern Beyfall müssen wir S. 301 der Erklärung des ἠθελησατε ἀγαλλιασθηναι προς ὡραν Joh. 5, 35 geben, die wir nur etwas deutlicher überfetzen würden: „ihr habet es eine Zeitlang ganz gerne, dafs man (nämlich das Volk und gewissermafsen auch die jüdischen Lehrer selbst) sich freuete über Joh. den Täufer." Nicht so können wir von den meisten andern ganz eigentlich neuen Versuchen urtheilen, zumahl wenn Hr. P. dem Text durch eine neue Interpunction oder Construction der Wörter aufhelfen will. Hier sind einige Beyspiele, die wir mit unsern Zweifeln begleiten wollen.

Joh. 1, 19. wird hinter den Worten: και αὐτη ἐστιν ἡ μαρτυρια τ. Ἰωαννου ein Punct gesetzt, und sie sollen gleichsam Ueberschrift für v. 19 — 36 seyn; weil aber sonach ὅτε ἀπεστειλαν etc. keinen Nachsatz hat, soll και von ωμολογησε den Nachsatz bezeichnen. (Aber diese Art Nachsätze zu machen, ist nicht Johanneisch, wenigstens ist uns kein Beyspiel bekannt dafs Joh. και jemahls so brauche. Auch sind die ersten Worte και αὐτη etc. ganz willkürlich zu einer allgemeineren Inschrift gemacht. Sie gehn, wie Hr. P. selbst erkennt, auf v. 7. 8, sonderlich auf v. 15, und auch nur in v. 19 — 27 ist diese μαρτυρια enthalten; die folgenden Reden des Täufers betreffen ganz andere Umstände, die der Täufer von Jesu angibt.) V. 28 wählt er die Lesart Βηθανια und nimmt Bethanien *unweit Jerusalem* an, wohin er den Täufer eine kurze Reise machen läfst und wo die Deputation aus Jerusalem ihn besucht haben solle. (Diese Reise wird hier doch blofs angenommen, um der Lesart Βηθανια durchzuhelfen, und hat gar keine Wahrscheinlichkeit, da in der Geschichte des Täufers nicht die mindeste Spur ist, dafs er, seit seinem Auftritt als Lehrer, jemals die Gegend von Jerusalem betreten habe; und wenn Hr. P. S. 115 fagt: „Wäre der Täufer in Perä geblieben, so würde er vermuthlich von Jerusalem aus gar nicht quäftionirt worden seyn:" so findet sich ja doch das Gegentheil Matth. 3, 7.) Offenbar aber widerspricht dieser Hypothese der Zusatz: περαν τ. Ἰορδανου etc. Eben diesen zu heben, meint nun Hr. P., sey man auf die andere Lesart Βηθαβαρα gefallen, und, um die Lesart Βηθανια zu retten, schlägt er einen doppelten Weg ein. Zuerst glaubt er: könne man überfetzen: „Diefs geschahe zu Bethanien, jenfeits (diefs sey: *westlich*) von dem Jordan, wo (nämlich vom Jordan, *östlich*) Joh. taufte (Kann etwas gezwungener seyn, als: περαν τ. Ἰορδ. in Einem Satz in zweyerley einander gerade widersprechender Bedeutung zu nehmen? wie sonderbar müfste sich unser Evangelist ausgedrückt haben, noch dazu in einem Zufatz, der recht bestimmt seyn und Mifsverstand verhüten sollte?) Hernach will er die Worte anders abgetheilt wissen, so dafs hinter Βηθανια den Schluss von der bisherigen Erzählung machen und περαν του Ἰορδ. zur folgenden gezogen werden soll: „Jenfeits des Jordans aber (alfo auf der Oftfeite) fahe er Tags darauf Jefum kommen" u. f. w., welche Interpunction er felbft in feinen Text aufgenommen hat. (Aufser dem,

Digitized by Google

dem, dafs er daher den Täufer gleich noch an dem Tage, wo bey ihm die Deputation angekommen seyn soll, aus der Gegend von Jerusalem abreifen und sehr schnell jenseits des Jordans ankommen läfst, so dafs er schon den folgenden Tag frühzeitig dort ist, dürfte da Johannes schlechterdings das *da* nicht ausgelassen haben, weil er den Ort, wo das Folgende geschehen seyn soll, von dem Ort, wo das Vorige geschah, ausdrücklich unterscheiden will.) — In der Geschichte von der Speisung der 5000 Joh. 6, soll Joh. die andern Evangelisten, in Absicht auf den bewahrten Ueberrest der Brode *berichtigt* und *verdeutlicht* haben. Diese könnten nämlich leicht so verstanden werden, als hätten die Apostel 12 Körbe voll Brodstücken als *Ueberrest* zurückgebracht, Johannes aber sage bestimmt, nicht von dem *Rest*, sondern von den 5 *Gerstenbrodten selbst*, wären 12 Körbe gefüllt worden. Um diesen Sinn herauszubringen, auf den Hr. P. schwerlich würde gekommen seyn, wenn er nicht seine Erklärung des *αἴρειν* durch *Hintragen* zum Essen, nicht, wie es sicherlich sonst jeder versteht, durch *Wegtragen* des Uebriggebliebenen nach der Mahlzeit, hätte retten wollen, nimmt er Joh 6, 13 eine auch im Text abgedruckte Parenthese an und construirt so: *Συνηγαγον ουν* (*και ἐγεμισαν — κριθινων*) *ἁ ἐπερισσευσε τοις βεβρωκοσιν*. „sie sammleten daher (wieder ein) was den Essenden überflüssig gewesen war," *ἐγεμισαν* aber sey als das *plusquamperfectum* zu nehmen, und nun solle die Parenthese sagen: „sie hatten (vorher, vor dem Essen und dessen Austheilen) zwölf Körbe mit Brodstücken von den 5 Gerstenbroden gefüllt." (Verwirrter hätte der Evangelist nicht sprechen können, wenn er *dieses* hätte sagen wollen; denn die natürliche Folge seiner Worte wird jeden dahin führen, dafs er das *και ἐγεμισαν* von dem Anfüllen der Körbe mit dem gesammleten *Ueberreste* verstehit, daher denn Hr. P. S. 337 ihm damit durchhelfen will, dafs er sagt: Hätte Joh. an die Amphibolie der Construction gedacht: so würde er eine *andere* Construction gewählt haben, was aber von einem populären, im Griechischen nicht sehr geübten Vf. nicht zu fodern sey.)

Ein so origineller Schriftsteller, wie übrigens Johannes augenscheinlich ist, kann nie richtig verstanden werden, wenn man ihn nicht aus seinen eigenen Schriften erklärt, und dazu ist öfters ein sorgfältiges Studium derselben auch in den kleinsten Winken und Worten, schlechterdings unentbehrlich, wenn man nicht zu ganz willkürlichen Deuteleyen verführt werden will. Wir fürchten, dafs die unterlassene Beachtung dieser Anmerkung eine Hauptursache mancher uns wenigstens sehr hart scheinenden Erklärungen gewesen sey. So wird hier Kap. 6, 5 *ἐγω εἰμι ὁ ἀρτος ὁ ζων* überfetzt: „ich bin das *selbstliebende* Brodt, und Kap. 5, 26 citirt. Aber eben diese letztere Stelle, nebst v. 33, 53 und 63, ja selbst der vorhergehende v. 50, hätte schon darauf führen können, dafs *ζων* so viel als *ζωοποιων* oder *δους ζωην*, wie Joh. *ζων* und *ζωη*, von Gott oder Christo gebraucht, immer nimmt. — Eben dergleichen leitendes Wort ist *πνευμα* v. 63, welches da ausdrücklich durch Christi *Lehre* erklärt ist, und *πνευμα* mufs daher hier seyn *πνευματικη βρωσις*, *μενουσα εἰς ζωην αἰων.*, im Gegensatz gegen *σαρξ*, d. i. *βρωσις σωματικη* oder *ἀπολλυμενη* v. 27. Hingegen überfetzt Hr. P.: „wenn ich werde zu Gott gegangen seyn, so ist meine *irdische Gegenwart* nicht mehr zu benutzen (*ουκ ὠφελει οὐδεν*), (alsdann müfste es aber eher heifsen: *ουκ ἐτι ὠφ. ουδ.*); nur der *Geist* ist noch für euch geistig belebend" nämlich durch Hinterlassenschaft meiner Reden. (So hätten denn aber die Juden nichts durch Christi Weggang eingebüfst: denn die *Lehre* Christi blieb ihnen doch noch, und diese war es ja wodurch er auf Erden genutzt hatte. Soll denn: *mein Fleisch essen, mein Blut trinken* so viel seyn, als: meinen Unterricht, während ich noch auf der Erde bin, benutzen; wie konnte da Christus sagen v. 54: werdet ihr mein Fleisch nicht essen und mein Blut nicht trinken [ein sonderbarer Ausdruck der Benutzung seines Unterrichts auf Erden!]: so habt ihr das ewige Leben nicht? Konnte denn also keiner mehr selig werden, der hinterdrein Christi Lehre aus dem Munde der Apostel annahm?) — Noch eins: Wenn Jesus fagt Kap. 9, 5: „so lange ich in der Welt bin, bin ich *das Licht der Welt*:" so ist schwerlich zu verkennen, dafs die vorhergehenden Worte v. 4: „ich mufs geschäftig seyn, so lange es *Tag* ist, es kommt die Nacht, wo Niemand geschäftig seyn kann" den ihnen gewöhnlich beygelegten Sinn haben müssen: er müsse Gutes thun, so lange er noch auf Erden sey. Allein Hr. P. versteht diese Worte S. 490 vergl. mit 472 vom *natürlichen* Tage und dafs Tageslicht zur Heilung des Blindgebornen nöthig war, es fey also jetzt gegen Abend gegangen, als Jesus dieses sprach; denn das Prädicat: die Nacht wo Niemand wirken kann, passe nicht zur Entfernung Jesu durch den Tod. (Warum nicht? Konnte denn Jesus den Gedanken: ich kann nach meinem Weggang von der Erde nicht mehr [es versteht sich: selbst und unmittelbar] Gutes thun, durch einen *allgemeinen* Satz ausdrücken, wie 1 Thess. 5, 5 — 7. Psalm 6, 6?) Zuletzt müssen wir noch auf die deutliche und mehr historische bestätigte Erklärung auch sonst bekannter Sachen z. B. S. 227 f. über den Ursprung des Hasses der Juden gegen Samariter, und S. 245 f. über die in Palästina eintretende Saat- und Aernte-Zeit; auf manches beyläufig erklärte z. B. S. 70 über die Stelle Hebr. 11, 3; und auf die S. 206, 252, 311 wiederholte, allerdings nicht unwahrscheinliche, Meinung aufmerksam machen: dafs Johannes Lucä Evangelium vor Augen gehabt habe.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Joh. Jak. Stolz's*, der Theol. D. und Prof., auch Predigers an der Martinskirche in Bremen, *Uebersetzung der sämmtlichen Schriften des Neuen Testaments. Vierte* rechtmäfsige, durchaus verbefserte und zum Theil wieder von neuem umgearbeitete Ausgabe.

Digitized by Google

be. Mit kurfürstl. sächs. Privilegium und einem Beschluss der eidgenossischen Tagsatzung (gegen einen in den katholischen Kantonen verbreiteten Nachdruck). I. Th. 340 S. II. Th. 278 S. 8. (1 thlr. 18 gr.)

Dem ausgebreiteten Beyfall, womit diese Uebersetzung der eigenthümlichen Religionsurkunden des Christenthums immer mehr benutzt wird, kommt völlig der Fleiss gleich, welchen der Vf. zur Verbesserung seiner vorzüglichen Arbeit anwendet. Auch diese Ausgabe ist, mehr oder weniger, auf allen Blättern verbessert worden, sagt die Vorrede, und nennt als äussere Veranlassungen die öffentlich und insbesondere mitgetheilten Arbeiten oder Bemerkungen von Bredencamp, M. A. Cramer, Hensler, Nicolai, Paulus, Tobler u. s. w. Das wichtigste, das nämlich was auf den Ton und den Einklang des Ganzen Einfluss hat, nahm der Vf. aus sich. Zur Probe wollen wir nicht trockene Vergleichungen zwischen dieser und den vorigen Ausgaben hieher setzen. Besser wird es seyn, aus einem kleinen, schweren Abschnitt die Stellen kurz auszuzeichnen, welche uns der Vf. vorzüglich gut und glücklich überfetzt zu haben scheint. Joh. 1, 5. Dieſs Licht leuchtete (leuchtet, φαινει) in der Finsternifs und die Finsternifs *faſste es nicht auf.* Jetzt trat Johannes auf, *ein Geſandter Gottes. Sein Geſchäft war . . . Das Licht ſelbſt war er nicht; er ſollte nur* von dem Lichte zeugen. Denn itzt ſollte das wahre Licht, das Menſchen aus allerley Volk (aus aller Welt?) erleuchtet, *über die Welt aufgehen.* . . Die Welt *verkannte* ihn . . . 14. *Denn* der Logos *ward Menſch* und *machte ſich eine Wohnung unter uns* und wir ſahen ſeine Hoheit (Würde?) eine Hoheit, wie ſie nur eigen iſt dem *Unvergleichbaren, der vom Vater kam. Voll* von beſeligender Wahrheit zeugte Johannes von ihm .' . . *mein Nachfolger eilt mir vor:* denn er hat Vorzüge vor mir. Aus ſeiner (deſſen) Fülle ſchöpften wir alle und zwar eine Wohlthat *über alle Wohlthaten.* . Beſeligende Wahrheit trug uns Jeſus, der Meſſias, vor. So hatte noch niemand Gott *erkannt.* Der *unvergleichbare* Sohn, *das Schooſskind* des Vaters, iſt für uns *Gottes Ausleger geworden.*" Nun auch einige Bemerkungen über eben diesen Abschnitt, welche vielleicht hie und da eine Verbesserung veranlassen können. V. 12 sind die Worte: und seine Würde anerkannten, blofs Paraphrase. In θεος ην ὁ λογος v. 1. ist nach der hebr. Syntaxis das θεος das Prädicat. Da V. 1 und 2 auf gleiche Art εν αρχῃ hat, so fällt es auf, dafs das einemal: Beym Anbeginne, das anderemal: *Vom* Anbeginne, übersetzt ist. Sollte nicht auch dieſes: Anbeginne, allzu obfolet seyn? „Mit Gott *vereint*" für προς τ. θεον scheint allzu bestimmt. Και im Anfang des v. 5 scheint nicht einen Gegensatz zu bezeichnen. Vielmehr: „Und so leuchtet denn das Licht in der Finsternifs '. u. s. w. V. 12 gibt der Vf. εξουσια durch *Vorrecht.* Rec. zweifelt an dieſer Bedeutung. V. 17 wird die Anſpielung auf das vorhergehende χαρις *Wohlthat*, für: beſeligende Wahrheit, *wohlthätige* Wahrheit fordern. V. 15 scheint: denn er hat Vorzüge vor mir! zu wenig zu ſagen. Der Sinn iſt: „Er, der nach mir Auftretende, iſt vor mich hin gekommen. Denn er iſt mein Vormann." Die Anſpielung in πρωτος μου ην auf den Vormann oder Vordermann, der aus der Reihe, wo er zurückzuſtehen ſchien, heraustritt, um ſich als Führer zu zeigen, macht das Sprüchwörtliche dieſer Rede deutlich.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gräff: *Allgemeines Repertorium über die ſechs erſten Bände von Bragur*, nebſt einer vollſtändigen Literatur aller in den ſechs letzten Jahren des 18ten Jahrhunderts über das vaterländiſche Alterthum erſchienenen in- und ausländiſchen Schriften; ausgearbeitet von *Karl Teuthold Heinze.* 1805. 392 S. 8. (1 thlr. 12 gr.)

Zwey andre Titelblätter bezeichnen dieſes mit mühſamem und verdienſtlichem Fleiſse ausgearbeitete Repertorium als den *erſten Anhang* zu der bekannten Zeitſchrift *Bragur*, die ſpäterhin auch den Titel, *Braga und Hermode* erhielt, deren Herausgeber, Hr. Prof. *Gräter*, dieſe Beyhülfe eines ſchon anderweit durch ſeinen Eifer für vaterländiſches Alterthumsſtudium rühmlich bekannten Mannes mit Dank erkennt, und ihm zugleich den Dank aller Liebhaber dieſes Studiums zu verſprechen volles Recht hatte. Zuerſt findet man hier ein wiſſenſchaftliches Hauptregiſter über die ſechs erſten Theile der Bragur unter vier abgeſonderten Rubricken der Sprach-, Kunſt- und Sitten-Alterthümer, und der Literatur und Bücherkunde. Darauf folgt ein alphabetiſches Verzeichniſs der Verfaſſer, ein Sachregiſter, ein Wörterbuch oder allgemeines Gloſſarium aller in jenen ſechs Bänden erklärten alten Wörter, und endlich der Verſuch einer vollſtändigen Literatur, der auf dem Haupttitel angekündigt wird, mit groſser Sorgfalt geſammelt, auch in zweckmäſsige Abtheilungen geordnet. Dieſer Verſuch hat deſto gröſsern Werth, weil er kein blofses Bücherregiſter, ſondern mit manchen kurzen Bemerkungen und belehrenden Winken verſehen iſt.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBL.
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-Z.

Dienstags, den 14. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Eklektiker waren es, welche, nach allen diesen Vorarbeiten, nun Kunsttheorieen in systematischer Form lieferten. Wir nennen hier *J. A. Eberhards Theorie d. sch. Künste u. Wissensch.* (Halle 1783, 2. Auflage. 1786, 3. Aufl. 1790), *J. J. Eschenburgs Entwurf einer Theorie und Literatur d. sch. Wissensch.* (Berlin 1783, 2. Aufl. 1789, 3. Aufl. 1794, 4. Aufl. 1805) und *C. Meiners Grundriss der Theorie und Geschichte d. sch. Wissensch.* (Lemgo 1787).

Bedenkt man die Menge von Vorarbeiten, die Verschiedenheit der Ansichten, welche man gefasst, und deren jede dazu beygetragen hatte, die Urtheile zu berichtigen: so wird man jetzt einen Eklekticismus, der das Beste von allen zu vereinigen sucht, sehr natürlich, ganz an seiner Stelle finden: bedenkt man aber dann auch wieder, dass man an systematische Form nothwendig die Forderung der Einheit aus einem Princip zu machen habe: so wird man zugleich fragen müssen, wie man wohl den Eklekticismus hiemit habe vereinbaren können? Allerdings zeigt sich ein Punkt, welcher diese Vereinbarung möglich macht, und lebhaft werden wir dabey an das erinnert, was *Meiners* schon zehn Jahre vorher zur endlichen Begründung einer Aesthetik vermisste: denn eben dieses ist der Punkt, von welchem aus die Verknüpfung zur Einheit zu bewerkstelligen war. Da man diesen nun so gut kannte, da mancherley Untersuchungen auch über ihn bereits angestellt waren: wer vermuthete nun nicht, dass man, von ihm ausgehend, das neue Werk glücklich werde durchgeführt haben? Und doch war dem nicht also: denn, wiewohl jene Werke, besonders auch dadurch, dass sie aus einzelnen Beobachtungen in- und ausländischer ästhetischer Schriftsteller, aus einer Menge in Journalen und Fragmenten zerstreuter Bemerkungen, das Beste und Brauchbarste ausgewählt enthielten, vor den bisherigen der Art unbestreitbare Vorzüge [illegible] gerade in jenem nicht, was man [illegible] nicht ganz ohne Grund auch erwarten [illegible] mit, dass man, nach *Baumgartens* [illegible] kurzen Inbegriff ästhetischer [illegible] schickte, auch wohl einen Abriss [illegible] rischen Psychologie über die verschiedenen [illegible] kräfte herüber nahm, (wobey *Eberhard* und *Eschenburg* gröstentheils *Wolf*, *Meiners*, mehr [illegible] als jene, öfters englischen Anthropologen folgte) hätte man nur dann etwas gewonnen, wenn jene Gemeinbegriffe und diese psychologischen Anmerkungen erklärungen in einen so genauen, wesentlichen Zusammenhang mit der allgemeinen Theorie schöner Kunst und der Theorie jeder einzelnen dieser Künste wären gesetzt worden, dass man gesehen hätte, die allgemeinen Gesetze der Kunst und die besondern einer jeden Kunst fliessen wirklich daraus her, und lassen sich wieder auf sie zurückführen. Nicht nur aber ist von diesem allem nichts gesehehen, sondern man hat auch nicht einmal eine Theorie schöner Künste, nur Poetiken geliefert. Nun kann Poetik zwar, da Poesie die universelle schöne Kunst ist, und jeder andre Schönkünstler unstreitig zugleich in einem gewissen Sinne Poet seyn muss, eben in diesem Sinne als allgemeine Kunsttheorie genommen werden: allein sie ist hier nur particulär als Theorie jener schönen Kunst genommen, deren unendliches Reich der Gedanke, deren geflügeltes Werkzeug das Wort ist; und mithin blieb die ganze Theorie in dieser Hinsicht noch mangelhaft, wenn man nicht eine Erwähnung für eine Ausführung nehmen will. Dadurch, dass uns z. B. *Eschenburg* sagt, *Musik*, *Tanzkunst*, *Zeichenkunst*, *Malerey*, *Kupferstecherkunst*, *Bildhauerey*, *Steinschneidekunst*, *Baukunst*; *Gartenkunst* seyen die schönen Künste (Poesie und Beredtsamkeit nennt er noch, nach Sitte der Zeit, schöne Wissenschaften), sind wir um nichts klüger: denn das werden wir nur, wenn wir wissen, *warum* sie schöne Künste sind. *Eberhard* sucht diess darzuthun, geht von Erklärung eines *Werkes* aus, bestimmt dessen Vollkommenheit, und geht von da zu Erklärung des Begriffes Kunst und der Eintheilung der Künste fort; gewiss sehr natürlich. Die Werke unterscheidet er nach den Zwecken, zu denen sie bestimmt sind; die Künste nach den Werken, die sie hervorbringen.

Digitized by Google

Werke, deren Zweck ein Bedürfniss des Körpers ist, seyen mechanische, die, mit ihnen sich beschäftigenden Künste mechanische Künste; solche hingegen, deren Werke durch ein Bedürfniss des Geistes entstehen, *freye* Künste in *weiterer* Bedeutung. Von hier geht er zur Erklärung der Schönheit fort, und kommt von da auf Aesthetik. Ganz am Ende aber handelt er erst vom — ästhetischen Genie, so dass es scheint, dieser so wesentliche Abschnitt sey nur gleichsam eine Zugabe.

Welche Folgen dieses haben musste, geht hervor aus einer Stelle in *Heydenreichs* gründlicher Beurtheilung von *Meiners* Theorie (Krit. Uebers. d. neuesten sch. Lit.). „Den Begriff einer Wissenschaft oder Kunst suchen, heisst nichts anders, als: untersuchen, welche nothwendige Anlagen zu derselben in der Natur des Menschen liegen; welches Bedürfniss seiner physischen oder geistigen Natur, als denkenden, empfindenden, begehrenden oder lebenden Wesens, ihm dieselbe unentbehrlich macht; welches der letzte, höchste Endzweck ist, welchen der Mensch durch dieselbe erreichen will; wie weit er diesen Endzweck in Gemässheit des Mittels, welches er dazu anwendet, und dessen Wahl durch die Art des Bedürfnisses und des Endzwecks selbst bestimmt wird, erreichen kann; wie weit, diesem die Wissenschaft oder Kunst erzeugenden Bedürfnisse, denen in unsrer Natur gegründeten Anlagen zu denselben, und den Verhältnissen, unter welchen sich diese befinden können, zu Folge, der Wirkungskreis der Wissenschaft oder Kunst geht. Bedächte man dieses: so würde man sich überzeugen, dass man, so lange über den Begriff einer Wissenschaft oder Kunst noch nichts Bestimmtes entschieden ist, von ihrer Materie und Form schlechterdings nur schwankende, haltungslose Begriffe haben, ihren Umfang und Gränzen nicht mit Genauigkeit und Sicherheit angeben, keine auf festem Principe gegründete Classification ihrer einzelnen Theile entwerfen, die Theile selbst nicht in eine pragmatische, durch die Natur und das wesentliche Verhältnis ihrer selbst bestimmte Verbindung ordnen, nicht in Beziehung auf einen gewissen Zweck, d. h., nicht nützlich und fruchtbar behandeln kann."

Diese Idee zu realisiren, und dadurch dem Mangel der bisherigen Theorieen abzuhelfen, sollte *Heydenreichs* Scharfsinn selbst überlassen bleiben. *A. H. Schott's Theorie der sch. Wissensch.* (Tübingen 1789. 2 Bände. 8.) ist ein recht brauchbares Buch, trägt aber nur das Bekannte mit Auswahl und Prüfung vor, und *Eul. Schneiders Erste Grundsätze d. sch. Künste überhaupt und der schönen Schreibart insbesondere* (Bonn 1790), blos für einen Elementarunterricht auf Schulen berechnet, sind gröstentheils aus *Schütz*, *Eschenburg*, *Eberhard*, *Sulzer*, *Steinbart*, *Adelung*, und meist wörtlich entlehnt. *Steinbart* und *Adelung* selbst enthalten schon nichts Neues. Von *Heydenreichs System der Aesthetik* (1790) aber haben wir bereits ausgesagt, dass es zwar dieses nicht, allein, unter allen bis daher erschienenen, die vorzüglichste Theorie schöner Kunst ley, und da sie zugleich dasjenige Werk ist, welches ganz entschieden eine Gränze zwischen der Vor- und Nachzeit bestimmt: so müssen wir ihm eine, seiner Wichtigkeit angemessene, Aufmerksamkeit widmen.

Befand sich *Heydenreich*, von der Natur mit philosophischem Geist, und einer so zarten Empfindsamkeit beseelt, dass ihn die Liebe zum Schönen in keinem Moment seines Lebens verliess, seiner Individualität nach, in jener glücklichen Mitte, welche das Philosophiren über das Schöne vorzüglich gelingen lässt: so war die Zeit, in welche seine schönste Blüthe fällt, ihm hiebey nicht minder günstig, weil auch sie in einer glücklichen Mitte liegt, zwischen Geschichte, Erfahrung und Speculation. Hatte er in Anfehung des Schönen jene mit aller Sorgfalt eines Liebenden unterlucht: so schlug er bey dieser den von *Kant* neu angedeuteten Weg ein, d. h. er ging zur Quelle der schönen Künste im menschlichen Geiste selbst, und suchte aus dieser die Theorie herzuleiten. Bisher hatte man nur historisch vorgezählt, dass hie und da etwas entstanden war, ungefähr wie *Linné* den Reichthum der Natur, nach Klassen und Ordnungen zusammen geltellt und nach charakteristischen Zeichen kenntlich gemacht, beschrieben hatte, ohne dieses Entstandenen Genesis weiter zu berücksichtigen, was in seinem Falle zwar erlaslich, hier aber durchaus nothwendig war. Mit *Linné* wollen wir hier nicht rechten, ob er Grund gehabt, seine Classification ein *System* der Natur zu nennen; gewiss aber ist es, dass bis auf *Heydenreich* kein Kunsttheorist ein *System* aufgestellt hatte, selbst *Baumgarten* nicht, weil er zwar einen gemeinschaftlichen Zug aller schönen Künste, aber kein *Princip* der schönen Kunst angab. Von *Heydenreichs* Werk urtheilt *Schelle* sehr richtig: „sein Versprechen als *System* erfüllt es dadurch, dass es die schönen Künste nicht blos hergebrachter Massen aufnimmt, ohne sie bey ihrer gemeinschaftlichen Wurzel zu fassen, sie nach den natürlichen Banden ihrer Verwandtschaft zu ordnen, und für jede nach Massgabe ihres Ursprungs, ihres Bedürfnisses, ihrer Mittel, den ihr zukommenden, naturgemässen Spielraum, so wie die ihr durch die Natur selbst gesetzten Gränzen mit Bestimmtheit anzugeben."

Möglich nun zwar, dass *Heydenreich*, wiewohl er den Ort entdeckte, wo in die Tiefe zu graben sey, doch die eigentliche Quelle nicht fand; allein Verdienst ist es schon, auch nur die Gegend bestimmt nachgewiesen zu haben. Indem er auf eigentlich *genetische* Forschung *hinweist*, zeigte er zugleich jene ächte Theorie an, welche, den Künstler keineswegs in willkürlichen Fesseln beengend, doch auch der Kunst nichts vergibt.

„Der Mensch — sagt H. — hat im Allgemeinen Bedürfnisse und Zwecke doppelter Art; die der einen beziehen sich auf seinen Körper, die Erhaltung möglichster Vollkommenheit und Dauer desselben, die der andern auf seinen Geist, freye Aeufserung, Ausbildung seiner Kräfte, Befriedigung seiner wesentlichen

Digitized by Google

sentlichen Triebe. Diejenigen Zwecke und Bedürfnisse, die sich auf den Körper beziehen, erzeugen die mechanischen Künste, so dass durch die Werke von diesen jene befriedigt werden. Die Zwecke und Bedürfnisse für den Geist beziehen sich entweder auf die Erkenntnißkräfte, oder auf das Empfindungsvermögen. Als erkennendes Wesen besitzt der Mensch den nothwendigen Trieb, seine Kenntnisse zu erweitern und unter seinen Nebenmenschen zu verbreiten; als empfindendes, den Trieb, seine Empfindungen darzustellen und mitzutheilen. Jener erzeugt die Werke der Wissenschaft, dieser die Werke der Künste. *„Jedes Werk der schönen Kunst ist also die Darstellung eines bestimmten Zustandes der (lebhaft gerührten) Empfindsamkeit."* (Fünfte Betracht. S. 150.) Was H. unter *Empfindsamkeit* verstehe, darüber gibt die siebente Betrachtung Aufschluss. Sie ist nach ihm *Fertigkeit zu empfinden mit einem freyen, durch zwingende Verhältnisse nicht bestimmten, Interesse am Empfinden selbst.* Der Zustand der *wirkenden Empfindsamkeit* ist nicht gedenkbar ohne folgende vier Operationen: 1. muss nothwendig vor allen eine Reihe von Kraftäußerungen des Begehrungsvermögens und Gefühls wirklich in der Seele des Empfindsamen da seyn; 2. muss er diese Reihe vermittelst des innern Sinnes anschauen; 3. muss er darüber urtheilen und Vollkommenheiten darin entdecken; dann erst kann er 4. dasjenige freye Interesse dafür fühlen, welches zum Charakter der Empfindsamkeit gehört. Diesemnach ist ein bestimmter Zustand lebhaft gerührter Empfindsamkeit ein solcher, welcher in sich ein Ganzes ausmacht, und gefasst werden kann ohne das Vorhergehende und Nachfolgende; er beschreibt einen in sich vollendeten Kreis. Nicht jeder aber, der *eines solchen Zustandes* fähig ist, ist darum auch der *Darstellung desselben* fähig. H. bemerkt zwey Arten von Empfindsamen 1. *selbstschaffende*, 2. *frey nachahmende*. Die ersten bringen das Interesse ihrer Empfindsamkeit selbst frey hervor; die andern nehmen mit freyem Interesse an den von jenen hervorgebrachten, oder sonst vorhandenen, Stoffen für die Empfindsamkeit Antheil. *Die Künstler sind selbst schaffende Empfindsame*, sie besitzen die Fähigkeit, die Stoffe für das Interesse ihrer Empfindsamkeit selbst hervorzubringen; sind fähig, im Zeitpunkt ihrer wirksamen Empfindsamkeit das Object des Interesses derselben in einem deutlichen Bewusstseyn von ihnen selbst zu unterscheiden; stellen es sich also schon da im bestimmten Umrisse als ein für sich bestehendes Ganzes vor. Ihr Interesse an dem Object ist so gross und stark, dass es eine Darstellung fordert, angemessen der innern Würde des Objects, dem Grade und der Würde des Interesses an ihm. Endlich besitzen sie wirklich die Fähigkeit, Darstellungen dieser Art zu bilden.

Darstellung einer Empfindung aber setzt allezeit Unterhaltung derselben voraus, und kann bey einem natürlichen Menschen nicht ohne Einfluss auf den Mittheilungstrieb gedacht werden. Im Allgemeinen kann man die Darstellung eines bestimmten Zustandes der Empfindsamkeit auf eine dreyfache Art denken: 1. Kann ich blos's mein Gefühl oder meine Leidenschaft, ihre Natur, Gang, Mischungen, Abwechselungen und Gradationen malen wollen, ohne zugleich die Gegenstände, die sie etwa mögen erregt haben, anzugeben oder zu beschreiben. 2. Kann ich blos's den Gegenstand, welcher auf meine Empfindsamkeit gewirkt hat, schildern wollen, ohne das Gefühl oder die Leidenschaft zu malen, welche dadurch erregt worden. 3. Ich kann beide Zwecke in einem Werke vereinigen wollen, so dass ich zugleich den Gegenstand schildere, und zugleich das Gefühl oder die Leidenschaft entweder beschreibe oder male, oder auch diese zugleich beschreibe und male. Und zwar a. kann ich entweder vorzüglich auf Schilderung des Gegenstandes, oder b. vorzüglich auf Beschreibung und Malerey des Gefühls oder der Leidenschaft ausgehen. Diese allgemeinste Eintheilung der Darstellungen bestimmter Zustände der Empfindsamkeit befasst nicht nur alle bis jetzt vorhandene Werke dieser Art, sondern überhaupt alle mögliche unter sich.

Um aber 1. das Gefühl oder eine Leidenschaft zu malen, muss ich ein Zeichen haben; dieses Zeichen sind *Töne* und *sichtbare Bewegungen*. 2. Um den Gegenstand, welcher auf die Empfindsamkeit gewirkt hat, zu schildern, ohne die dadurch erregten Gefühle zu beschreiben oder zu malen, bedarf ich wieder eines Zeichens; *Gestalt*, welches Zeichen H. aber nicht angibt, und sich dadurch verwirrt. Wir wollen ihm dasselbe einstweilen substituiren. Der ersten Zeichen bedienen sich *die Tonkunst, die Tanzkunst;* des zweyten die *bildenden Künste*, die *Gartenkunst*, gewisse *Theile der Dichtkunst (?)*, die *Schauspielkunst*. Die bildenden Künste und die Gartenkunst liefern Phantasieanschauungen von Gestalten der Körperwelt, die hieher gehörigen Theile der Dichtkunst, Reihen bestimmter Verstandesideen, oder sinnlicher, aber nach den Gesetzen des Verstandes verbundener, Vorstellungen. Diese können kein Zeichen haben, welches reelle Aehnlichkeit mit den auszudrückenden Gegenständen besäße, also kein *objectiv malendes*, sondern ein *conventionell bedeutendes*; ein solches ist nur die *Sprache*. Die Schauspielkunst liefert Phantasieanschauungen von dem sichtbaren Ausdrucke von Gesinnungen, Empfindungen, Leidenschaften, Handlungen und Schicksalen gewisser Menschen, in Mienen, Bewegungen und Stellungen. 3. Endlich, den Gegenstand der Empfindsamkeit schildern, und zugleich das dadurch erregte Gefühl ausdrücken, können nur die *Dichtkunst, Schauspielkunst* und *Tanzkunst*. *Warum?* — das hat H. nicht angegeben, schliesst aber seine Exposition mit den Worten: „So haben wir also aus einem und demselben Prinzip *Tonkunst, Tanzkunst, bildende Künste, Gartenkunst, Dichtkunst* und *Schauspielkunst* hergeleitet, und zugleich auch in eben demselben einen allgemeinen Eintheilungsgrund für sie gefunden."

(Die Fortsetzung folgt.)

GESCHICHTE.

Digitized by Google

nur die letzte Hand des Künstlers bedarf, um als ein anderes Selbst vor ihm zu stehen? Er hat Mühe, sich vom Kinde seiner Phantasie zu trennen, er trägt es so lang als möglich in seinem Innern, und doch! — wenn der Augenblick der Vollendung erscheinen, kann er ihm nicht schnell genug durch das Medium der Organe Gestalt geben, die doch so schwach ist gegen das Bild seiner Seele! Nie genoss ich süssere Augenblicke als jene, wenn mein Geist mit einer Idee erfüllt und gleichsam eins mit ihr geworden war. Der spätere Drang sie zu entwickeln und darzustellen; erweckt mehr schmerzhafte als angenehme Empfindungen; dunkle Gefühle, vermischt mit heterogenen Anschauungen, bestürmen die Seele, alle schlummernde Ideen vibriren auf einmal, und erwecken durch das reizbar gewordene Nervensystem eine unbeschreibliche Gährung; alle Kräfte sind gespannt, der Geist zieht sich durch eine innere Anziehungskraft in sich selbst zurück; Bangigkeit, Herzklopfen, Unruhe überfällt uns, die Seele eilt das angefangene Bild ihrer Liebe zu vollenden, möchte es darstellen, und fühlt zugleich das Unvermögen, die Armuth ihrer Werkzeuge, ihm den *Reiz*, die *Schönheit*, das *Leben*, was es in ihr geniesst, bey seiner Geburt mitzutheilen. Wenn nun der Augenblick der Reife erschienen ist, eilt sie, so schnell sie kann, ihm *Form* und *Umriß* zu geben, aus Furcht, es möchte durch das Medium von *Zeit* und *Raum* etwas von seiner Selbsttheit verlieren. Wenn es ihr endlich enteilt, und vollendet steht, da wähnt ihre mütterliche Liebe, es sey so schön und geistig, als sie es gedacht, aber — vorübereilende Täuschung! — sie sieht bald, dass das sinnliche Product tief unter dem Ideal ihrer geistigen Augen ist." Dadurch indess lässt sie sich von neuen Schöpfungen nicht abhalten: denn ein *innerer Trieb* spornt sie, und das Leben eines Menschen, der diesen inneren Trieb in sich fühlt, ist ein fortgesetztes Streben desselben. *Dalberg* schliesst hieraus, 1. dass dieser Trieb eine Aeusserung der immer thätigen Kraft unsrer Seele sey; 2. dass derselbe unsre Anschauung auf die herrschende Idee der Seele hinzieht; 3. dass dieses Anschauen und Einwirken fremder Theile auf unser Inneres, uns in einen Zustand des Leidens versetzt, durch dessen Gefühl das Bewusstseyn unsrer Persönalität vermehrt wird. Je mehr die Seele anschaut, je grösser wird ihr Verlangen, mehrere Gegenstände anzuziehen, die sich mit ihr identificiren. Aus diesem Ein- und Auswirken, diesem Leiden und Thun, diesem Anschauen und Vergleichen, entsteht der Trieb, was unsre Seele von äussern Erscheinungen in sich verwebt hat, auszubilden. Der bildende Mensch ist im wahrsten Verstande ein Liebender; die Idee des gesuchten Objectes erwärmt ihn, und seine Liebe theilt diesem Gegenstande neues Leben mit; er sucht sich in demselben zu vereinigen, und das Object bildet sich in ihm wie in einem Spiegel ab. Der Zweck, den die Seele dabey hat, ist der Wunsch der Vereinigung mit dem begehrten Objecte, der immer zunimmt, je homogener er mit uns ist. Der bildende Mensch sucht daher so schnell wie möglich der in seiner Seele reifenden Idee *Form* und *Umriß*, d. h. *Dasyn* zu geben, und thut das vermöge eines *bildenden Triebes*. So bald nämlich von aussen eine auf sie wirkende Kraft die Seele bestimmt, sammeln sich alle Eindrücke wie in einen Punkt, und reihen sich zu der *herrschenden Hauptidee*. Je mehr Ideen die Seele in diesem kurzen Augenblick zusammen denken kann, je lieber ist es ihr; ihr vorzüglichstes Streben ist die klarste Anschauung und den bestimmten Umriss der Sache zu erhalten. Sie wählt, so schnell sie kann, unter dem Vorrath ihrer Eindrücke, die homogensten, um sie der herrschenden Idee, die sie ausbilden will, zuzutheilen. Vermöge ihrer Natur, die Raum und Zeit widerstrebt, schwebt ihr in dem ersten Augenblicke die Idee als vollendet vor, und sie denkt alle ihre Theile als coexistirend; wenn sie sie aber wieder ausdrücken soll, dann entdeckt sich der Mangel der Organe; dann muss sie progressiv und nach Successionen fortschreiten; sie sammelt, sondert, reiht an, bildet so lange, bis die in ihr liegende Idee ihr gehöriges Wachsthum erhalten hat und vollendet dasteht: nicht anders wie jedes neue organische Wesen *Nahrung*, *Entwickelung* und *Bildung erhält*; diese Stufen muss auch jede Idee bis zum Augenblick der Geburt durchwandern. Hat die begehrende Seele alle Bilder gesammelt, die sie bedarf, um das Ideal ihrer Einbildungskraft zu vollenden, dann wird der Wille thätig, und belebt es, wie Pygmalion seinen Marmor. Je mehr Kraft und Reichthum eine Seele hat, je lichtheller und reiner sie ist, desto mehr Seiten der Schöpfung erblickt sie; je schöner das Ideal ihrer Liebe, je wahrer, lebendiger ihr gebildetes Werk.

Jeder Mensch aber hat ein eignes Sensorium, ein Medium, wodurch er zur Nachahmung und Bildung geweckt wird; dem einen ist es *Gesicht*, dem andern *Gehör*, dem dritten *Gefühl*; diesem *Bild*, jenem *Ton*, einem andern *Handlung*. So bildet sich seine Welt, der Faden seiner Erfahrungen, der Massstab, wonach er alle Erscheinungen anreiht und in ein Ganzes ordnet; immer ist der herrschende Sinn Lehrer und Führer der andern. Wem *vorzüglich* die Gabe des *Gesichts* und die Empfänglichkeit ward, Gestalten im *Raum* aufzufassen, der hat meist ein schwächeres Organ für alles, was *Ton* und *Fortschritt in der Zeit* ist; auch leidt nicht selten ein Sinn seine Vorstellungsart dem andern, und führt uns dadurch in eine wunderbare Täuschung, so dass ein Organ die Verrichtung des andern vollführt, dass z. B. das Ohr mahr, und das Auge Töne verfolgt, wodurch oft eine höchst widrige Verwirrung in den Kunstgebieten der verschiedenen Sinne entsteht.

Eine Vergleichung beider Schriftsteller nun zeigt, dass sie beide von demselben Punkt ausgehen; aber nicht weit zusammen wandeln: denn bald trennen sich ihre Wege. Auch bey *Dalberg* ist ein Zustand lebhaft gerührter Empfindsamkeit *das Erste*; nicht aber, wie bey *Heydenreich*, das *Einzige*. Dort wird

Digitized by Google

wird durch dieselbe der Künstler nur zu einem Kunstwerk *veranlaßt*, zu dessen Verfertigung er durch besondere Anlagen seiner Natur vorzüglich prädisponirt ist, und dessen Ausführung ein eigner Trieb seiner Seele begünstigt; Erfinden und Bilden folgt auf das Empfinden, während hier Empfinden, Erfinden und Bilden in denselben Moment zusammen gedrängt erscheinen. Gewiss nicht in der Natur der dichtenden Seele gegründet: denn wessen Seele bey seiner Geburt die Weyhe der Dichtung empfing, wird wissen, dass der Augenblick der Empfängniss, der Begeisterung, des allmähligen Wachsthums bis zu der endlichen Geburt, wo die Minerva in voller Rüstung aus dem Haupt springt, sehr verschiedene Augenblicke sind, und dass *Dalberg* deren Verschiedenheit sehr richtig aufgefaßt hat. *Heydenreich* hat hier wenigstens eine Lücke gelassen, durch deren Ausfüllung er manches schiefe Urtheil über sein Werk hätte vermeiden können. Im Ganzen zeigt sich hier noch die philosophische Schule, in welcher H. sich anfänglich gebildet hatte, die Schule des psychologisirenden Eklekticismus, welcher Aesthetik nichts anders war als eine Philosophie der Empfindungen, womit man sich aber in der Theorie schöner Kunst häufig verirrt und verwirrt, da in ihr das Angenehme, Reizende und Rührende von dem Schönen nicht gehörig geschieden wird, und sie überhaupt weit mehr auf Veranlassung und Wirkung als das dichtende, bildende Vermögen selbst sieht. Nur von diesem aber ausgehend kann man ein Princip gewinnen, welches das Wesen schöner Kunst mit völliger Bestimmtheit angibt und erschöpft, und durch seine natürliche Anwendbarkeit auf die einzelnen Künste das Gebiet derselben fest und sicher begränzt. *Garve* hatte so ganz Unrecht nicht, bey Gelegenheit der Anwendung, welche H. von seinem Princip auf die einzelnen Künste macht, zu fragen: wie man denn nun wissen könne, dass es weiter keine schönen Künste gebe? Dieß zu zeigen, würde *Heydenreichen* auf seinem Wege sehr schwer fallen, wenn es nicht gar unmöglich ist. Man frage nicht, welche andre Künste, ausser den von H. genannten, es denn wohl noch geben könne: denn sie sind allerdings alle von ihm aufgezählt; allein man frage, ob sie zwangsfrey aus seinem Princip hervorgehn, und man wird finden, dieses sey nicht der Fall. Dass das von ihm aufgestellte gemeinschaftliche Princip noch nicht der richtige, befriedigende, den gemeinschaftlichen Charakter aller schönen Künste erschöpfende Begriff sey; dass es nicht zu leisten vermöge, was ein jedes Princip in einem System leisten muss, dass es nämlich der Grund, auf welchem alle Theile des Systems beruhen, und der Probirstein der Rechtmäßigkeit der Theilnehmung irgend eines Gliedes an dem Systeme sey! Dieses hat ein ungenannter Beurtheiler des *Heydenreichischen* Princips in Briefen an *G. Schatz* (N. Bibl. d. sch. W. u. K. Bd. 47. St. 12. 1792) gründlich gezeigt. Bisweilen zwar gründen sich seine Urtheile auf Misverständniss, manche seiner Einwenduugen treffen nicht; allein im Ganzen ist seine Strenge keine Ungerechtigkeit, und er hat den Hauptpunkt allerdings getroffen, konnte aber auch, was H. noch nicht konnte, *Kants* hieher gehörige Arbeit benutzen. Hier ist, kurz zusammen gezogen, sein Urtheil und seine Ansicht. „Es kommt bey Werken, um Werke der schönen Kunst genannt werden zu können, nicht sowohl darauf an, *was*, sondern vielmehr, *wie* dargestellt werde. Darum, dass der Künstler bey Verfertigung seines Kunstwerks die Absicht hat, einen bestimmten Zustand seiner Empfindsamkeit darzustellen, ist sein Werk noch kein schönes Kunstwerk, und diese Absicht kann, wenn sie erreicht worden, ein schlechtes, geschmackloses Product nicht zu einem wahrhaft schönen Kunstwerk adeln. Das angegebene Princip ist also ein verfehltes, und das ergibt sich noch mehr, so bald man die darauf gegründete Eintheilung näher unterfucht. Wenn H. sagt, die *Darstellung* eines bestimmten Zustandes der Empfindsamkeit lasse sich auf eine dreyfache Art denken: so gibt er weniger, als er erwarten läßt, weil er in seinen drey angeführten Fällen nicht drey Arten der *Darstellung* selbst, sondern nur drey Arten von *Gegenständen*, welche dargestellt werden können, anführt, aus welchen aber, so wie überhaupt aus allen Gegenständen, mögen sie beschaffen seyn, wie sie wollen, auf keine Weise diejenige Beschaffenheit der Darstellung, wodurch sie Darstellung *schöner* Kunst ist, herausgebracht werden kann, da diese letztere nur ein Werk des Genies und Kunsttalents, folglich solcher subjectiven Beschaffenheiten des Geistes sind, die kein Gegenstand geben kann. Dieß aber auch abgerechnet, kann denn wohl der von H. angeführte zweyte Fall aus seinem Princip hergeleitet werden? Die *bloße Schilderung des Gegenstandes selbst*, mit Ausschluß der Empfindungen, die er zu erregen vermag, ist ja keine Darstellung *eines bestimmten Zustandes der Empfindsamkeit*, worin doch die Natur der schönen Kunstwerke nach H. bestehen soll. Dasselbe gilt auch von dem dritten Falle, so fern darin, nebst der Beschreibung und Malerey des Gefühls, die ein Gegenstand erregt, auch zugleich die *Schilderung dieses Gegenstandes* selbst zu einem Geschäft der schönen Künste gemacht wird."

Heydenreich also hat darin gefehlt, dass er 1. Veranlassung zu dem Kunstwerk mit dem Wesen desselben, 2. Gegenstand der Kunst mit Darstellung verwechselte, und 3. auf das eigentlich Schöne darin, verführt von seiner Empfindungsphilosophie, nicht die gehörige Rücksicht nahm. Dieses ist aber bey *Dalberg* auch nicht geschehen: denn was er vom Erfinden und Bilden sagt, gibt nichts weniger als Aufschluss über Entstehung *schöner* Kunst, da *das Meiste* auf den wissenschaftlichen Erfinder, den Vernunftkünstler sogar, völlig anwendbar, und also zu allgemein ist. Und nun die letzte, in Hinsicht der Theorie *Heydenreichs* aufzuwerfende Frage: woher leitet er die Gesetze für die schöne Kunst ab? Nicht ohne Grund kann man vermuthen, er sey, zu Folge seines Princips, wohl mit *Herder* der Meynung gewesen, jede

Digitized by Google

jede Empfindung, so wie jeder Gegenstand derselben habe seine Regeln der Vollkommenheit in sich, welche der Philosoph aufsuchen müsse, damit er den Punkt ihrer höchsten Wirkung finde, und aus ihm Regeln für seine Kunst ableite; allein in dieser Vermuthung findet man sich getäuscht: denn H. will vielmehr diejenigen Regeln der schönen Kunst, welche man für die Vollkommenheit ihrer Werke aus anerkannten Thatsachen der menschlichen Seele herleiten kann, den höchsten Principien der moralischen Vernunft unterordnen. Nicht zwar, als ob er geglaubt hätte, man könne aus den höchsten Principien der moralischen Vernunft den Inhalt der Geschmacksregeln für Werke der schönen Kunst analytisch entwickeln, sondern weil er überzeugt war, dass die Regeln für die Cultur des Genies, und die höchste Läuterung und Veredlung des Vergnügens am Kunstschönen, so wie die Regeln für die Ausbildung jenes andern Vermögens, mit den Principien der moralischen Vernunft in Verknüpfung gebracht werden können, und, wenn anders im Ganzen der angewandten Philosophie Einheit herrschen solle, in Verknüpfung gebracht werden müssen. Allein, dieß zugestanden, sieht man einmal gar nicht ein, warum denn eben hier eine Verknüpfung mit der *moralischen* Vernunft Statt finden solle, und nicht vielmehr mit Vernunft überhaupt: dann aber sieht man wieder desto deutlicher ein, H. habe auch hier wieder zu wenig auf *schönes* Kunstwerk Rücksicht genommen. Mit Recht sagt daher *Maimon*, die erste Frage wäre hier gewesen: Machen die schönen Gegenstände eine eigne Klasse von Gegenständen, und die Empfindungen, die sie erregen, eine eigne Klasse von Empfindungen aus? Oder, welches dasselbe sey: Gibt es allgemeine Principien des Geschmacks überhaupt, sie mögen aus der Vernunft oder der Grundeinrichtung eines andern Erkenntnisvermögens sich herleiten lassen? Werde dieses bejaht, alsdann erst könne die Frage aufgeworfen werden: Sind diese allgemeingültige Principien eben die Principien der Vernunft oder nicht? Werde die erste Frage verneint: so finde die zweyte gar nicht Statt.

Indeß wollen wir hierüber noch nichts ausmachen, bevor wir nicht jenem *Kantischen* Werke, dessen Studium auch dem Nachdenken *Heydenreichs* neue Richtungen gab, und ihm vorher nicht gefaßte Ansichten eröffnete, unsre Aufmerksamkeit gewidmet haben, — der *Kritik der ästhetischen Urtheilskraft.*

(Die Fortsetzung folgt.)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Oehmigke d. J.: *Handbuch der praktischen Arzneymittellehre für Aerzte und Wundärzte von Ernst Horn*, D. der Arzneyk., Königl. Preuss. Hofrathe, Director des neuen Krankenhauses, ordentl. Professor der Medicin und Klinik auf der Friedrich Alexanders Universität in Erlangen u. s. w. *Zweyte* vermehrte und verbesserte Auflage. 1805. XIV u. 972 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Anweisung zum richtigen medicinisch-chirurgischen Gebrauch der Königl. Preuß. Landespharmacopoë* mit Hinsicht auf den neuesten Anhang derselben u. s. w.

Rec. muss sich im Allgemeinen auf das Urtheil beziehen, das er über die erste Auflage A. L. Z. 1805. Num. 49. fällte. Die Anlage des Werks ist dieselbe geblieben, und der Text nur an wenigen Stellen verändert worden. Die gerügten offeubaren Irrthümer z. B. bey der Terra ponderosa salita, dem Cupro ammoniac. u. s. w. sind stehen geblieben, und der neuen Zuthaten sind wenig. In der Einleitung erwähnt der Vf. mit Beyfall der Meynung und Versuche *Raforis* und *Borda's*. — Unter den gehörigen Rubriken ist der Bereitung der fauren Räucherungen, der Knochensuppen, der Oeleinreibungen als Verwahrungsmittel gegen die Pest gedacht. Eben so verbreitet sich der Vf. über den Gebrauch der eisenhaltigen und schwefelhaltigen Gesundbrunnen. Als neue Zugaben zu ältern Artikeln verdienen ferner bemerkt zu werden: die Warnung vor der falschen Angusturarinde; die Abkochung der Fieberrinde mit Bittererde; der Gebrauch des Gerstenmehls bey der Abzehrung nach *Thilenius* und *Hufeland*. Die ausführliche Erörterung der Anwendung einzelner bitterer Extrakte und ätherischer Oele; die Anführung der Aeufserungen *Thomanns* über den Gebrauch des Opiums bey Wechselfiebern. Neu hinzugekommen sind: *Extr. Chelidon. maior. Senegae. Syrup balsam. Croci, Senegae. Tinctura ferri acetic. aetherea. Tinctura Rhei vinosa, Tinctura Valerianae aether.* — An mehrern Stellen sind bey den Ausfällen gegen ältere Aerzte die härtern Ausdrücke gegen mildere vertauscht worden. Dieß scheint Rec. hinlänglich zum Beweise zu seyn, dass er die neuere Ausgabe sorgfältig mit der ältern verglichen hat. Er muss nach dieser Vergleichung der neuern einige Vorzüge vor der erstern einräumen, die aber nur innerhalb der Gränzen der vom Vf. gewählten Methode und des von ihm angenommenen Systems gültig sind.

* * *

Berlin, in d. Buchh. des Commercienraths Matzdorff: *Ismael, der Hagar Sohn, oder Lebensskizze Franz Euphonius eines Virtuosen*, von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von *C. A. Seidel*. In *zwey* Theilen. *Zweyte* Auflage. Mit einem Titelkupfer. 1804. 232 u. 142 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Num. 135.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 18. Januar 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Ueber Nationalbildung* von *Karl von Bonstetten*, Mitgl. der Königl. Dän. Akad. der Wissenschaften. *Erster* Theil. 1802. 282 S. *Zweyter* Theil. 270 S. kl. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die Hauptidee dieses geistreichen, mit Geschmack und Lebhaftigkeit geschriebenen Werks, die Gemeinnützigkeit der Wissenschaften zu erhöhen durch ihre Verbindung mit dem Leben, insonderheit dem Geschäftsleben, ist so wahr und so fruchtbar, dafs schon diese Bezeichnung des Gegenstandes die allgemeine Aufmerksamkeit darauf erregen mufs. Der Vf. entwickelt ihn mit vorzüglichem Scharfsinn und Kenntnifs, zugleich auch mit dem feinen Sinn der grofsen Welt, welche er durch seine Lage Gelegenheit hatte genau kennen zu lernen. Finden wir nun gleich in diesem Werke kein regelmäfsiges, vollendetes Ganze: so trofsen wir doch auf ungemein viele glückliche, gut gesagte Ideen, und einleuchtende Bemerkungen, die einen Reichthum von Folgerungen an die Hand geben, wodurch ächte Wissenschaft und bürgerliche Geselligkeit nothwendig sehr gewinnen müssen.

Das erste Princip der Sittlichkeit ist Leitung der Thätigkeit. In dem politischen Körper sollen alle Hindernisse der Vereinigung des blinden Instinkts und der combinirenden Vernunft gehoben werden: beide Kräfte müssen sich im politischen so innig, wie Leib und Seele im menschlichen Körper vereinigen. So bald die Wissenschaften in der Welt leben, werden sie auch bald mit der Welt, d. i. mit allen das Vaterland berührenden, mit allen nützenden Gegenständen sich abgeben. Die Methoden werden durch diesen innigen Umgang mit der Erfahrung sich vervollkommnen, und auch allenthalben die Erfahrung vervielfältigen. Diese bessere Methode wird auf den Charakter der Gelehrten wirken, die nicht mehr erfahrungslose Grundsätze annehmen, noch in ihrem Aeufsern die Form dieser Erfahrungslosigkeit beybehalten werden.

So lange die Wissenschaften durch keine Organisation zusammen gehalten werden, können sie auch von keiner Regierung geleitet werden. Diese wahre, keine Thätigkeit hemmende, unbemerkte Leitung der denkenden Menschen ist aber nur da möglich, wo diese Menschen wirklich in Gesellschaften vereinigt sind. Diese Gesellschaften müssen sich bey allen wissenschaftlichen Ideen berühren, und übrigens keinen andern Zwang haben, als den, den das Vergnügen auflegt. So müssen den vier Hauptabtheilungen der Wissenschaften die vier Hauptinstitute des Ackerbaues, der Industrie, der Gesetzgebung und der Sitten entsprechen. Der Gegenstand der ersten ist Kenntnifs des ersten rohen Stoffs, dessen Erzeugung und Einsammeln; der zweyten: die Bearbeitung desselben zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft; der dritten: die Vertheidigung und Vertheilung dieses feines selbst erworbenen Reichthums; der vierten: die Benutzung dieser Güter zum allgemeinen Besten der Gesellschaft. Alle denkende Menschen sollten sich demnach in irgend eine selbst gewählte Gesellschaft vereinigen, davon jede sich an eins dieser Institute anschlösse. Diese Gesellschaften, welche gelehrte Männer zu Vorstehern haben, werden durch Fragen belehrt, belebt und benutzt. Eine alleroberste Nationaluniversität hält alle diese vier Hauptabtheilungen mit allen ihren subordinirten Gesellschaften zusammen, und gibt dem ganzen wissenschaftlichen System eine Leitung nach einem einzigen Plan. Insonderheit soll sie sich dabey bemühen, um die so vernachlässigte Bildung des erwachsenen Jünglings. Wir haben sittenverderbende Akademieen oder Universitäten, und in grofsen Städten führt jede müfsige Stunde den Jüngling zu den vielen zum Verderben des Leibes und der Seele entstandenen Pesten der Unsittlichkeit. Wir verlassen das zartgepflegte Kind eben in der Stunde des grofsen Kampfes mit allen Leidenschaften und mit der zusammengerotteten Brut aller Laster. Der Vf. hat da eine Leitung gesucht, die unsern Sitten nicht entgegen streite, und die dadurch, dafs sie eine gute Bildung in die Mannsjahre bringt, auf die sittenbildende Welt einen grofsen Einfluss haben würde. Allenthalben wird der Nationalbildner in besser gewählten Vergnügungen einen reichen Stoff zur Vervollkommnung finden.

Von diesen Lehren, deren Summe wir in des Vfs. eignen Worten vorgetragen haben, ohne übrigens so schlechthin allen Bestimmungen beyzupflich-

Digitized by Google

ten, enthalten die beiden erſten Theile des vorliegenden Werks eigentlich die Darſtellung der erſten und zweyten Hauptabtheilung der Wiſſenſchaften und der ſich darauf beziehenden Inſtitute. Sie ſind Auszüge eines weitläuftigern Werks, das der Vf. niederzuſchreiben angefangen hatte, und deſſen Vollendung wir hoffentlich noch einſt erwarten dürfen. Darauf hat er in dem dritten Theile, welcher ſich mit der moraliſchen Bildung einer Nation beſchäftigt, die Grundſätze des ganzen Werks darzuſtellen geſucht, welches allenthalben auf organiſirte Geſellſchaften geſtützt iſt.

Nationalbildung beſteht aus der Harmonie aller Theile der öffentlichen Meynung. Daſs dieſe Harmonie in einem gewiſſen Grade noch bey keiner Nation vorhanden ſey, beweiſt der Vf. durch einige ſehr treffende, mehr oder weniger leider auf alle Staaten noch anwendbare Bemerkungen. Um zu dem Ziel zu gelangen, müſſe jede Regierung nach der völligen Benutzung der ganzen Nationalthätigkeit ſtreben, und zwar ſo, daſs ſie dieſe Thätigkeit zur Vervollkommnung der Vernunft und der Sittlichkeit gebrauche.

Die Nationaluniverſität, das oberſte Collegium aller Wiſſenſchaften, das ſeinen Sitz in der Hauptſtadt hat, leitet von dort aus alle verbundenen Anſtalten. Eine der weſentlichen wäre ein Landbaucollegium, das in allen Diſtricten Männer ernennte, die dort untergeordnete Geſellſchaften bildeten, die mit dem Collegio correſpondirten. Um dieſen ihre volle Wirkſamkeit zu geben, müſsten Verfaſſung und Verwaltung jedes einzelnen Dorfs vollkommner gemacht werden. Sehr richtig ſagt der Vf., jeder kleine Diſtrict müſſe, ſo bald alle Erwachſenen leſen und ſchreiben können, das Recht haben, ſeine innern Angelegenheiten und ſeine Verwaltung ſelbſt zu beſorgen. Er gibt in dieſer Rückſicht mehrere ſchätzbare Winke, die immer alle Aufmerkſamkeit des Geſetzgebers verdienen, wenn gleich unſre beſtehenden Einrichtungen bey weitem nicht geſtatten, alles auszuführen. Es iſt ein ſehr richtiger Satz der Politik, daſs man den Idealen der Volksglükſeligkeit ſich möglichſt zu nähern ſuchen müſſe, wenn ſie ſchon ſich nicht völlig erreichen laſſen. Auf dieſem Wege iſt man immer gewiſs viel zu thun: und bey der dermaligen Beſchränktheit unſeres Geſichtskreiſes iſt wohl niemand im Stande zu bezeichnen, wo wir in dieſem allmähligen Fortſchritt zum Beſſeren ſtehen bleiben müſſen.

Eben ſo würde zu Anwendung der Theorie auf den Kunſtfleiſs ein anderes National-Inſtitut die Wiſſenſchaften mit den Künſten, und die Handwerker mit den Gelehrten in Verbindung bringen. Das Vergnügen in immer wachſende Thätigkeit gebracht zu werden, das die Natur allenthalben zu fernern Entwickelungen in unſer innerſtes Weſen einlegte, würde die ſchon rege gemachten Ideen auffaſſen und zu künftiger Vervollkommnung beleben. Um dieſe Elemente zur National-Glückſeligkeit möglichſt zu benutzen, ſollte die ganze zur Nationalinduſtrie gehörende Klaſſe in Geſellſchaften eingetheilt ſeyn, die dem oberſten Inſtitut untergeordnet wären. In jeder groſsen Abtheilung des Landes ſollten Diſtrikts-Inſtitute angelegt werden, die, im Kleinen dem oberſten Inſtitut ähnlich, von ihm in ihrer Arbeit geleitet würden. In Städten, wo keine Inſtitute exiſtiren, und ſelbſt auf dem Lande, wo die Induſtrie ſtark betrieben würde, ſollten allenthalben Geſellſchaften gebildet werden, die mit ihren Diſtrikts-Inſtituten in Vereinigung wären. Jedes Inſtitut wäre eine groſse Induſtrieſchule, wo aller Unterricht lebendig, ſinnlich, augenſcheinlich wäre.

Unſtreitig liegt in einer ſolchen Einrichtung ein ſehr kräftiges Mittel beides für die Regierung und die Einzelnen; und der Vf. zeigt inſonderheit ſehr gut, wie die Regierung auf dieſem Wege zu einer vollkommneren Kenntniſs des Landes gelangen könne, und von welchem Nutzen ihr bey allen allgemeinen Maſsregeln der jährliche Bericht des oberſten leitenden wiſſenſchaftlichen Inſtituts ſeyn würde. Auch dürfte, unter gewiſſen Modificationen und in einem gewiſſen Maſs, die Ausführung nicht ſo gar ferne liegen; wenigſtens geben ſchon die, unſeres Wiſſens, mit Erfolg errichteten *chambres commerciales* in Frankreich, ein Beyſpiel ab, das ſich zu ähnlichen Zwecken ſehr gut benutzen und erweitern lieſse. Eben ſo wirkſam bewährten ſich, wiewohl in einem anderen Fache, ehedem in der Schweiz die Gemeine-Einrichtungen, denen die Städte inſonderheit ſo viel von ihrem Wohlſtande und ihrer in einem gewiſſen Sinn allgemeinen Cultur zu danken hatten; und wir glauben nicht zu irren, wenn wir in ſolche Veranſtaltungen zur Erhöhung des Lebensgenuſſes durch die Geſellſchaft einen Hauptgrund jener vorzüglichen Anhänglichkeit des Schweizers an ſein particuläres *Heim* ſetzen, wodurch ſich auch in gröſseren Reichen der heilſamſte Patriotismus erzielen läſst, wenn die Regierung dieſe Theile mit dem Ganzen in gehörige Verbindung zu ſetzen weiſs.

Von dieſen Betrachtungen wendet ſich der Vf. in der bey weitem gröſsern Hälfte des Werks Th. I. S 123 u. f., zu denen über die moraliſche Bildung des Menſchen, inſonderheit durch die Geſetzgebung. Wir zeichnen auch hier die wichtigſten einzelnen Ideen aus, und fügen ihnen hie und da einige Bemerkungen bey.

Bey der Geſetzgebung iſt eine ganz vollſtändige, ganz individuelle Kenntniſs der Nation, auf welche die Regel paſſen ſoll, zu einer richtigen Anwendung derſelben erforderlich. Die wahre, lebendige Quelle der Geſetzkunde beſteht in einer fortdauernden Beobachtung der Verwaltung; dieſe Beobachtungskunſt iſt eine der beſten Früchte der Theorie, die ohne immer fortgeſammelte Erfahrungen leblos bleibt (und unvollſtändig und unanwendbar wird). Um aber die Geſetze gründlich zu beurtheilen, muſs man die Geſetzgebung in ihrem ganzen Zuſammenhang überſehen, alle Theile mit einander vergleichen, und auf alle Umſtände Rückſicht nehmen.

(Dar-

Digitized by Google

(Daraus folgt, dafs einzelne Verbesserungen, wodurch die Fehler des ganzen Systems nicht gehoben werden, nie vollkommen zweckmäfsig seyn können.) Gleichwohl kann die Regierung nicht alles für die Nation thun: eine Nation mufs sich selbst zu helfen wissen. Eine Regierung soll nicht selbst thun, was nach der Natur der Dinge besser von Privatleuten gethan werden kann. Was die Privatleute thun, befördert und erweitert den *public spirit*; was die Regierung durch Aemter verwaltet, schläfert diesen Geist ein, und läfst die öffentlichen Angelegenheiten der Nation fremde werden. So liegt auserhalb des Wirkungskreises der Regierung die Entwicklung der Zukunft und jede künftige Vollkommenheit des gesellschaftlichen Zustandes. Sie ist das Resultat aller freyen Handlungen, die der Mensch in den Stunden, in denen ihm weder Gesetz noch Beruf Pflichten auflegen, verrichtet. Diese Entwicklung unsres moralischen Wesens hat ihre Gesetze, ihre Regeln; und je mehr wir alles genau und richtig bestimmen, desto mehr treten wir unsrer grofsen Entwicklung nahe. In diesem rohen, unbearbeiteten Naturstoff, den die Gesetze in der bürgerlichen Gesellschaft noch unberührt gelassen haben (und in einem gewissen Grade unberührt lassen müssen), finden wir die Mittel zu einer weiteren Nationalbildung. Das wirksamste Mittel zur Beförderung der Nationalbildung ist, vermöge der Macht der öffentlichen Meinung und der Mechanik der Mittheilung dieser Kraft, eine zweckmäfsige Bildung von Gesellschaften. In jedem Fach sollten alle gute und vortreffliche Menschen sich nicht mehr fremde bleiben. Sie sollten zusammen treten und einen Phalanx bilden gegen Laster, Unwissenheit und den ewig drückenden Alp herrschender Dummheit: denn was der einzelne Mensch nicht zu besiegen vermag, das kann er mit Hülfe anderer.

Das wird nun vorzüglich auf die *Jünglinge* angewandt. Die Bildung der Jünglingsjahre, die wichtigste von allen, der Eckstein des Gebäudes, sey (in diesem Sinn) ganz vernachläfsigt. Nur in wohlorganisirten Gesellschaften werde der Jüngling stark genug, der Welt der Thoren zu widerstehen: diese Gesellschaften würden den Mann, und durch ihn, was wir die Welt nennen, nach und nach vernünftiger und glücklicher bilden. Der Vf. verbreitet sich umständlicher über diese jugendlichen Gesellschaften, welche die Erziehung des Jünglings für das Leben da aufnehmen, wo man sie gewöhnlich abbricht. Sehr richtig sagt er, die ächte Erziehung soll weniger positive Lehren, als eine gute Methode geben, die Menschen wohl zu beobachten. Diese Methode, die wir *gesunden Verstand* nennen, ist mehr, als ein künstliches System, ein gutes Resultat einer guten Erziehung.

Das weibliche Geschlecht soll gleichen Theil an dieser Bildung nehmen. Die Jugendgesellschaften sind für beide Geschlechter. Der freye Umgang gebildeter Mädchen ist die höchste Lust gebildeter unverdorbener Jünglinge. Die Eingezogenheit der Mädchen soll darin bestehen, dafs sie nur in Gesellschaft der Aeltern oder der Vorsteher der Gesellschaften, mit Jünglingen umgehen. Je treuer die Aufsicht seyn wird, desto freyer kann der Umgang beider Geschlechter werden.

Alle Gesellschaften werden angenehm dadurch, dafs jedes einzelne Mitglied Gelegenheit zu einer angemessenen Thätigkeit findet. Hier kommen manche feine Bemerkungen vor, über die Kunst und die Mittel Gesellschaften zu beleben, die mögen nun einen besondern Zweck haben oder nicht.

Dann kommt der Vf. auf die wissenschaftlichen Gesellschaften zurück. Er führt verschiedene schon vorhin vorgetragene Sätze weiter aus, insonderheit auch die Abtheilung der Wissenschaften in die vier Hauptklassen; das Verhältnifs des Nützlichen zu dem Angenehmen, welche in diesen Gesellschaften auf das genauefte verbunden seyn sollen; die Natur der Spiele und den psychologischen Grund ihres Reizes; den jährlichen Bericht von dem Central-Institut.

Der Gelehrte sollte sich nicht weniger bemühen populär als gelehrt zu seyn: er sollte nie vergessen, dafs er unter Menschen und mit Menschen lebt, und dafs die Kunst zu leben und von jedem Achtung zu verdienen, den Wissenschaften selbst, die er verehrt nicht weniger nothwendig sind als seine Studien. Seiner eigenen Würde eingedenk, die eben in dem höheren Gefühl von Tugend und Wahrheitsliebe liegt, sollte er jede Menschenklasse zu sich erheben. Auch durch Bereitsamkeit sollte er über die Menschen zu herrschen suchen (eine sehr richtige und heilsame Bemerkung, deren Nothwendigkeit wir bey der angestrengten Aufmerksamkeit, die wir von Recensenten-Amts wegen auf den Vortrag wenden müssen, nicht stark genug bezeugen können). Nie müssen Gelehrte unter sich, sich selbst dem lesenden Pöbel (warum nur Pöbel? denn solche Unarten empören jeden gebildeten Leser noch heftiger) zur Schau und zum Gelächter aufstellen, weil dadurch auf Beschämer und Beschämte, und zuletzt auf die Wissenschaft selbst, die sie doch alle verehren, gleiche Verachtung fällt. (Vollkommen treffend und nur zu sehr ein Wort zur rechten Zeit, da bekanntlich so viele Schriftsteller, und unter diesen Männer von entschiedenem Talent, gegen einander einen Ton annehmen, der wahrlich nicht dazu geeignet ist, den Wissenschaften Freunde und den Gelehrten Achtung zu erwerben.)

Aber die wahre, die allerobernde Popularität der Gelehrten liegt ganz besonders auch in der Natur der Wahrheiten, die sie lehren. Alle grofsen Wahrheiten, die, welche die gesellschaftlichen Bande der Menschen zusammen halten, sind populär, weil sie alle Menschen, die fühlen, und alle Menschen, die denken, gleich fesseln, und bey dem alles Zusammenhaltenden anfassen. Hingegen die auflösenden, zerstörenden Sätze lösen selbst wieder die Bande, durch welche die Beredsamkeit die Menschen zusammen zu halten scheint. Die Prediger der Irreligion und Unsittlichkeit können zwar die Menschen ver-

Digitized by Google

verderben, aber Schmach und Verachtung wird sie bedecken. Diese Zerstörungsapostel sind, wie die Demagogen, eines der gefälligen Opfer ihrer alles zerreissenden Gottheit.

Die Pressfreyheit hält der Vf. mit Recht für eben so unentbehrlich, als die Freyheit zu reden: beide haben aber, wie alle Dinge, ihre Gränzen. Gleichwohl ist die Frage fast immer leidenschaftlich und in leidenschaftlichen Zeiten behandelt. Der Sinn der französischen Debatten war der: es herrsche die grösste Freyheit seine Feinde zu bekämpfen und zu beschimpfen. (Diese Taktik war gegen die Regierung des Königs nur zu wirksam: ohne zügellose Pressfreyheit hätten vielleicht nicht die Begebenheiten des 14. Julius, aber gewiss nie des 10. Aug und 21. Jan. existirt.) Sobald man aber die Meinung der herrschenden Partey berührte, fand diese bald, dass die Rechte der Pressfreyheit überschritten wären. In kleinen Staaten kann die Pressfreyheit mit der Natur der Staatskleinheit nicht bestehen: hier wird jeder Tadel eine Personalanklage, die man vor dem Richter zu beweisen hat. Aber auch in anderen Staaten kann unbeschränkte Pressfreyheit nicht bestehen. Man sollte kein Buch gänzlich verbieten, nur den Verkauf suspendiren. Ein Untercensor hätte die Competenz, diese Publication bis höchstens zwey Jahre aufzuschieben: der Obercensor wäre befugt, diese Zeit zu vermindern oder die Suspension gänzlich aufzuheben. (Dies scheint uns nicht hinlänglich: es gibt Schriften, die ihrer Natur nach nie verkauft werden dürfen; andere, die nach zwey Jahren noch nicht unschädlich in einem gewissen Grade sind. Die schändliche *Justine* kann nie, und unter keinen Umständen auch nur das mindeste Gute hervorbringen. *Sieyes's* gepriesene Flugschrift *Qu'est-ce que le tiers-Etat?* hätte die ehemalige französische Regierung auch nach zwey Jahren noch nicht dürfen verkaufen lassen. Hingegen die *Papiere der Amerikanischen Gesandten* (1798) zu verbieten, wäre Unsinn gewesen, so vielen Schaden sie auch dem Directorio thaten. Die Klasse von Lesern, auf welche solche Schriften wirken, ist über Wirksamkeit der Bücherverbote hinaus.) Uebrigens wächst die Zahl der Bücher mit jedem Jahre so an, und der Glaube an die Bücher sinkt im Verhältnis des Steigens ihrer Anzahl so sehr, dass jede Censur immer entbehrlicher wird. So lange aber eine Büchercensur nothwendig ist, muss man nicht nur auf die Grundsätze, die man im Buch zu beurtheilen hat, seine Aufmerksamkeit richten, sondern noch mehr den Zustand der lesenden Nation beherzigen. Nur die unzüchtigen Bücher sollten ohne Ausnahme mit der grössten Strenge verboten, und wie Giftmischer verfolgt werden, wie der Vf. mit Wärme zeigt.

Am Schlusse des Werks steht noch ein trefflicher, auch vorzüglich eindringend geschriebener Aufsatz an *Johannes Müller* über *die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts*. Hr. von *B.* zeigt darin auf eine einleuchtende Art, dass diese allgemein mit einander fortschreitende Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts sich ohne Glauben an Unsterblichkeit nicht denken lasse. Das wahre Mass unserer hierseitigen Entwicklung scheint genau auf die Entwicklung des Körpers berechnet, und die kurze Zeit unseres Hierseyns ist in gar keinem Verhältnis mit der Totalvollendung unserer Seele. Auch die Nationalentwicklung ist, wie die individuelle, nur partiel (wir möchten fast vermuthen, dass ihr grösster Einfluss auf die Entwicklung des Geschlechts nur darin liege, dass sie dem receptibeln Individuum grössere Mittel in die Hände gebe). Aber die auf augenscheinliche Erfahrung gegründete Wahrheit des Vorwärtsgehens der Vernunft, mit jener Hypothese einer fortschreitenden Entwicklung, die jenseits dieses Lebens ihre Vollendung hat, zusammen gestellt, gibt die grosse Wahrscheinlichkeit, ja beynahe Gewissheit, dass unser Gefühlecht auf der Bahn der Vernunft zu einer allgemeinen hierseitigen und jenseitigen Entwicklung fortschreite. Und dieses System einer allgemeinen Entwicklung, in Vereinigung mit dem Glauben an Unsterblichkeit, ist das einzige mit der Moral übereinstimmende System; weil hier die individuelle Entwicklung mit der allgemeinen vereinigt ist, weil jeder Mensch beides Mittel und Zweck ist. In dieser Hypothese muss der nächst künftige jenseitige Zustand mit diesem irdischen in Verhältnis bleiben, und alles unentwickelte in unserer Seele auf unentwickelte Zukunft warten. Da wird begreiflich, warum wir uns eine vollständige Entwicklung unseres Wesens weder bey dem einzelnen Menschen, noch bey einer Nation in diesem fublunarischen Zustande nicht einmal denkbar machen können, und warum so viele Verhältnisse in uns so zu sagen auf Gegenverhältnisse zu harren scheinen. Unser ganzes Wesen treibt Ranken, die, wie die Gabeln der Reben, allenthalben um sich zu greifen suchen, und doch alle über die nahe Lebenslinie hinaus streben.

* * *

BERLIN, b Maurer: *Geschichte des heutigen Europa vom fünften bis zum achtzehnten Jahrhunderte.* In einer Reihe von Briefen eines Herrn von Stande an seinen Sohn. Aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen von *Joh. Friedr. Zöllner*, Königl Preuss. Ober-Consistorial- und Ober-Schul-Rath, Probst in Berlin u. s. w. *Fünfter* Theil. *Zweyte* verbesserte Auflage. 1803. 356 S. 8. (1 thlr.) (s. d. Rec. A. L. Z. 1789 Num. 85. und 1795 Num. 322.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 21. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Dafs *Kant*, in Hinsicht auf eigentliche Aesthetik, oder vielmehr Phantastik, ebenfalls zu wänschen übrig gelafsen, ist bereits dargethan; zugleich aber auch angedeutet worden, dafs er den richtigen Gesichtspunkt doch schärfer gefafst, als irgend einer vor ihm. Streng geprüft, hat durch seine Ansicht, den ganzen Gang, den er nahm, die *Kritik* am meisten, allein doch auch die Kunsttheorie durch verschiedene seiner genauern Erörterungen gewonnen: denn seiner unterschied er verschiedene Arten von Kunst, bestimmte richtiger das Wesen der *schönen* Kunst, ihr Princip und ihren Eintheilungsgrund.

Kunst im Allgemeinen erklärt er als: *eine Causalität, welche ihre Wirkungen, nach gewissen Regeln, so hervorbringt, dafs denselben Ideen vorausgehen.* Hierauf unterscheidet er sie von *Natur*, von *Wissenschaft* und *Handwerk*. Die Natur bringt *Wirkungen* hervor, die Kunst liefert *Werke*, d. i. Hervorbringungen durch eine Willkür, welche ihren Handlungen Vernunft zum Grunde legt. Von Wissenschaft unterscheidet sich Kunst wie *Wissen* von *Können;* die Kunst ist zugleich *Geschicklichkeit:* denn wer auch auf das vollständigste weifs, was zum Kunstwerk gehört, ist darum noch nicht fähig, es zu verfertigen. Vom Handwerk ist Kunst durch die Art unterschieden, wie sie den Geist anzieht; Beschäftigung mit der *Kunst* ist an sich selbst angenehm, Beschäftigung mit dem Handwerk nur durch zu gewinnenden Vortheil *(freye* und *Lohnkunst)*. Die Handwerke könnte man auch *mechanische* Künste nennen, die freyen Künste *ästhetische;* jene darum mechanische, weil sie, dem *Erkenntnisse* eines möglichen Gegenstandes angemefsen, blofs ihn wirklich zu machen, die dazu erforderlichen Handlungen verrichten; diese darum ästhetische, weil sie das *Gefühl der Lust* zur unmittelbaren Absicht haben. Da man das Gefühl der Lust auf eine zwiefache Art erregen kann: so verzweigt sich die ästhetische Kunst wieder in *angenehme* und *schöne*, wovon der Zweck der ersten ist, dafs die Lust die Vorstellungen als blofse *Empfindungen*, der zweyten aber, dafs sie dieselben als *Erkenntnifsarten* begleite. Angenehme Künste zwecken blofs auf Genufs ab; schöne Künste gewähren keine Lust des Genusses aus blofser Empfindung, sondern der Reflexion. Diejenige Kunst daher ist eine schöne, welche in der blofsen Beurtheilung gefällt, d. i. weder in der Sinnesempfindung, noch durch einen Begriff; im ersten Falle ist sie angenehme, im zweyten mechanische Kunst.

Soll nun aber schöne Kunst *in der bloßen Beurtheilung* gefallen, und hat es jede Beurtheilung mit der Zweckmäfsigkeit zu thun: so wird hier, wo das Urtheil von keiner Regel abgeleitet werden soll, die einen *Begriff* zum Bestimmungsgrund habe, gefragt werden müssen, welche Art von Zweckmäfsigkeit denn wohl Statt finden könne? „An einem Producte der schönen Kunst — sagt *Kant* — mufs man sich bewufst werden, dafs es Kunst sey, und nicht Natur; aber doch mufs die *Zweckmäßigkeit in der Form desselben* von allem Zwange willkürlicher Regeln so frey scheinen, als ob es ein Product der blofsen Natur sey. Auf diesem Gefühle der Freyheit im Spiele unsrer Erkenntnifsvermögen, welches doch zugleich zweckmäfsig seyn mufs, beruht diejenige Lust, welche allein allgemein mittheilbar ist, ohne sich doch auf Begriffe zu gründen." Auf keinen Fall also kann hier eine *objective*, sondern mufs eine *subjective* Zweckmäfsigkeit gemeynt seyn, die ihren Grund in einer harmonischen Stimmung der Seelenvermögen hat, und darum, weil das Wesen der Seelenvermögen in Production von Formen besteht, wohl auch eine *formale Zweckmäßigkeit* genannt werden könnte, im Gegensatz der *materialen*, bey welcher alles darauf ankommt, wie das Product dem Begriffe desselben entspreche. Dafs dieses sich in der That so verhalte, bestätigt sich weiterhin, wo *Kant* die schöne Kunst als Kunst des Genies erklärt, welche niemals erlernt werden kann. Mechanische Kunst kann, eben wegen ihrer objectiven, materialen Zweckmäfsigkeit, *erlernt* werden: nicht also die schöne Kunst, welche keinen Begriff von der Art, wie ihr Product möglich sey, zum Grunde legen kann. Dennoch setzt alle Kunst Regeln voraus,

Digitized by Google

aus, durch deren Grundlegung ein Product allererst als möglich vorgestellt wird: auch die schöne Kunst. Der Unterschied aber ist dieser, dass die schöne Kunst sich selbst nicht die Regel ausdenken kann, nach welcher sie ihr Product zu Stande bringen soll, sondern dass *die Natur im Subjecte, und durch die Stimmung der Vermögen desselben, der Kunst die Regel gibt*, welche in keine Formel abgefasst, und als Vorschrift aufgestellt werden kann. *Schöne Kunst also ist nur möglich als Product des Genies.*

Genie ist demnach *ein Talent, dasjenige, wozu sich keine bestimmte Regel geben lässt, hervorzubringen:* nicht Geschicklichkeitsanlage zu dem, was nach irgend einer Regel gelernt werden kann. Seine erste Eigenschaft ist demnach 1. *Originalität.* Da es aber auch originalen Unsinn gibt: so muss eine zweyte Eigenschaft des Genies 2. *Exemplarität* seyn, d. h. seine Werke müssen mustherhaft seyn, mithin, wiewohl selbst nicht durch Nachahmung entsprungen, andern doch dazu als ein Richtmass der Beurtheilung dienen. 3. Muss, da der Urheber eines Genieproducts weder selbst weiss, wie sich die Ideen in ihm dazu herbey finden, noch auch diese beliebig und planmässig ausdenken und andern Vorschriften dazu geben kann, *Naturlichkeit* eine Eigenschaft des Genies seyn.

Die Gemüthskräfte aber, deren Vereinigung das Genie ausmachen, sind *Einbildungskraft* und *Verstand*, und es lässt sich daher sagen, das Wesen des Schönen in Werken der Kunst bestehe aus zwey Elementen, wovon das eine dem Verstande, das andere der Einbildungskraft angehört. Die Einbildungskraft enthält das eigentlich belebende Princip, sonst *Geist* genannt, welches nichts anders ist, als *das Vermögen der Darstellung ästhetischer Ideen;* d. i. solcher Vorstellungen der Einbildungskraft, die viel zu denken veranlassen, ohne dass ihnen doch irgend ein bestimmter Gedanke d. i. Begriff adäquat seyn kann. Ideen kann man sie nennen, weil sie eines Theils zu etwas über die Erfahrungsgränze hinaus Liegendes wenigstens streben, und so einer Darstellung der Vernunftbegriffe (intellectuellen Ideen) nahe zu kommen suchen; andrerseits und hauptsächlich aber, weil ihnen, als innern Anschauungen kein Begriff völlig adäquat seyn kann.

Das Resultat von allem diesem drückt der feinsinnige *Ferdinand Delbrück* in seiner Abhandlung *über das Schöne*, eine Schrift, die selbst das Gefühl des Schönen erregt, (Berl. 1800) also aus: „Das Schöne besteht in einer zweckmässig zusammen stimmenden Mannichfaltigkeit von Ideen, welche die Phantasie in sich hervorruft, um zu einem gegebenen Begriffe viel Unnennbares hinzu zu denken, mehr, als auf der einen Seite darin angeschaut, und auf der andern Seite deutlich darin gedacht werden kann; das Wohlgefallen an demselben wird hervorgebracht durch ein freyes und doch regelmässiges Spiel der Phantasie in Einstimmung mit jedem Verstande."

Hiemit nun haben wir nicht blos die Zweckmässigkeit gefunden, durch deren Beurtheilung uns ein schönes Kunstwerk, als solches, gefällt; sondern unsre Einsicht in das Wesen der schönen Kunst selbst ist berichtigt worden, indem wir jetzt auf die wahre Quelle derselben hingewiesen sind. *Die schöne Kunst* entspringt, als *schöne* Kunst, aus *einer Vorstellungsart durch ästhetische Ideen.* Liegt hierin die Angabe des Wesens der schönen Kunst: so muss auch zugleich das Princip der Eintheilung derselben darin enthalten seyn: und es ist darin enthalten. *So viele verschiedene Arten es gibt, jene Vorstellungen zu versinnlichen, so viele Arten von Künsten muss es geben: der Grund der Eintheilung liegt also in dem Ausdruck, durch welchen sich, Gefühl erregende Vorstellungen anschaulich machen.*

(Die Fortsetzung folgt.)

OEKONOMIE.

Frankfurt a. M., in d. Hermann. Buchh.: *Handbuch der Obstbaumzucht und Obstlehre* von *J. C. Christ*, erstem Pfarrer in Kronberg an der Höhe. *Dritte* verbesserte Ausgabe. 1804. XXXVI u. 914 S. Ohne den Sortencatalog von 10 S. Kupfertafeln und Tabelle auf halben Bogen. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Da die erste Ausgabe dieses den Pomologen fast unentbehrlichen Buchs von 1794, und die zweyte von 1798 in der A. L. Z. nicht angezeigt ist: so wird es Rec. erlaubt seyn, von dieser Schrift mit einiger Ausführlichkeit zu handeln, da der Vf. mehr nach eignen wiederholten Erfahrungen verfährt; als dass er blosse Muthmasungen gewagt, oder andere Schriftsteller seiner Zeit ohne Prüfung ausgeschrieben hätte.

Da des Vfs. Buch: *von Pflanzung und Wartung der nützlichsten Obstbäume, und ihre, besonders in Kronberg gezogenen, Arten und Sorten (erster* Theil. *Zweyte* Aufl. Frankf. a. M. 1792; *zweyter* Th. 1791, was man mit einer andern seiner Schriften: *Der Baumgärtner auf dem Dorfe.* Ebend. 1792. nicht verwechseln darf,) vergriffen war: so entschloss er sich, statt eine neue Auflage jenes Buchs zu besorgen, das ganze Werk umzuarbeiten, und eine vollständige Einleitung in die Pomologie zu liefern. Die Vergleichung beider Bücher und schon die ungleich grössere Seitenzahl, bey einem grösern Formate, (jene beiden Theile fassten zusammen 737 Seiten, und es wurde im zweyten Theile, da es nur Nachträge waren, manches wiederholt, was schon im ersten Theile vorgetragen war,) zeigt, dass der Vf. Wort gehalten habe.

Das Ganze zerfällt in *vier* Theile. Der *erste* handelt von (der) Erziehung ächter Obstbäume, ihrer Versetzung, Pflege und Kur ihrer Krankheiten, in *neun* Kapiteln. Den Anfang macht der Vf. mit einer deutlichen Beschreibung der bequemsten nöthigen Werkzeuge und Geräthschaften, für den Baumgärtner, die auch auf der ersten Kupfertafel abgebildet sind. Dann handelt er von der Erziehung der jungen Kernstämmchen; von der Baumschule und de-

Digitized by Google

ren Befetzung mit Kernſtämmchen zu Erziehung guter Obſtbäume; von den verſchiedenen Veredlungsarten, dem Oculiren auf das fehlafende Auge, im Frühjahr und um Johannis; dem Copuliren im Frühjahre, Herbſte und Winter; dem Pfropfen im Spalt, u. ſ. w.; von verſchiedenen Fortpflanzungen edler Obſtbäume ohne Pfropfungen; von Obſtarten, Baumſtücken u. ſ. w.; von den Krankheiten der Bäume und ihrer Kur; von den Schädlichkeiten an denſelben und (an) ihren Blättern, Trieben, Blüthen und Früchten; und von Bäumen ſchädlichen Thieren und Inſekten, (von den den Bäumen ſchädlichen Thieren und Inſekten.) — Der *zweyte* Theil handelt von Zwergbäumen aller Arten Obſtes, ihrer Erziehung, Setzen, Schnitt nach phyſiſchen Gründen u. ſ. w.; und von Erziehung, Behandlung und Schnitt der Obſtorangeriebäumchen auf Blumenbeeten, oder in Blumentöpfen, in *fünf* Kapiteln. Zu dieſem Theile gehören die Kupfertafeln II. bis V. — Im *dritten* Theile zeigt der Vf. die Behandlung der Obſtfrüchte und ihrer Anwendung zu ökonomiſchen Gebrauch und Nutzen, in *drey* Kapiteln. — *Vierter* Theil: Beſchreibung zur Kenntniſs der meiſten vornehmſten Obſtſorten, beſonders vom Tafelobſt, und der dazu gehörigen beliebten Fruchtſträucher oder Staudengewächſe; als welche gröſstentheils nach dem hinten angefügten Sortencatalog zu Kronberg gepflanzt werden und hochſtämmig und zwerg verkäuflich ſind. Voran ſchickt der Vf. ein Schema der Obſtlehre, das wir wiederholen, und mit einigen Bemerkungen begleiten wollen. *Erſte* Klaſſe: *Kernobſt.* A. veredeltes: Aepfel, Birnen; B. von Natur zwergartiges: Quitten-, Mispel- und Azerolenbaum; C. von Natur wildes, (dergleichen es ja auch in der erſten Klaſſe gibt:) Speierlinge und Alaskirſche; Kornelkirſche. *Zweyte* Klaſſe: *Steinobſt.* A. Pfirſchen; B. Aprikoſen; C. Kirſchen; D. Pflaumen. *Dritte* Klaſſe: *Schalenobſt.* A. Schalenobſt tragende Bäume: Mandeln, Wallnuſs, Kaſtanien; B. Schalenobſt tragende Sträuche und Staudengewächſe: Zwergmandeln, Haſelnuſs. *Vierte* Klaſſe: *Beerenobſt.* A. Beeren tragende Bäume: Maulbeerbaum, ſchwarzer, rother, weiſser, (ſollte heiſsen: Maulbeerbaum a. ſchwarzer, b. rother, c. weiſser,) d. Papiermaulbeerbaum; B. Beeren tragende Sträucher und Staudengewächſe: 1. mit flüſſigem Safte: der Traubenſtock, (Weinſtock,) die Johannisbeere, die Stachelbeere; 2. mit fleiſchiger Frucht: die Feige, (die Feige gehört in keiner Rückſicht unter die Staudengewächſe oder Sträucher, wenn ſie auch gleich in der Gegend des Vfs. die Feigenſtaude heiſst. Denn wenn gleich dieſer Baum in Europa mehrentheils klein erſcheint, und nur einen niedrigen Stamm erhält: ſo erreicht er doch in wärmern Ländern, u. a. in der Levante, vorzüglich wenn er in den Gärten gezogen wird, eine anſehnliche Gröſse, faſt wie ein Birnbaum. So kann man auch die Feigenfrucht nicht füglich eine Beere nennen, man mag auch von den Beeren einen Begriff annehmen, welchen man will;) die Erdbeere, die Himbeere, der Saurach- oder Berberitzen-Strauch, die Hahnebutte, (ſie kann auch nicht füglich unter die Beere gerechnet werden, da ihre äuſsere Schale dazu viel zu ſtark iſt,) der Hollunder. Dieſe Skizze iſt nun in *drey und zwanzig* Kapiteln in der angezeigten Ordnung (S. 408. bis 826.) ausgeführt, auſser daſs in der Ausarbeitung der Kaſtanienbaum des Mandeln und den Wallnüſſen vorgeſetzt worden iſt. Bey den *Obſtgeſchlechten* ſagt der Vf. gemeiniglich zuvörderſt etwas über die Geſchichte der Obſtarten, beſchreibt dann jedes Geſchlecht nach einem von ihm bekannt gemachten Syſtem, wobey er erſt die Arten anführt, die ſich ſchon gewiſs beſtimmen laſſen, und dann diejenigen Arten, die er noch nicht zuverläſſig beſtimmen konnte, nur im Allgemeinen anzeigt, mit Beziehung auf ſeine *Beyträge zum Handbuch über die Obſtbaumzucht* (Frankfurt a. M. 1802.). Zur Probe geben wir ſein Syſtem *über die Aepfel*: A. Kalvillen: a. vollſtändige mit weitem Kernhaus und Ribben; b. unvollſtändige mit weitem Kernhaus und ohne Ribben; c. Rofenäpfel, als nächſte Verwandte und eine Nebenfamilie der Kalvillen. B. Renetten. C. Peppings. D. Parmänen. E. Kantenäpfel, Ribbenäpfel: (die vollſtändigen Kalvillen haben ja auch Ribben?) a. mit ganzen Ribben, b. ribbig (geribbt) am Auge; F. Plattäpfel; G. Spitzäpfel, längliche, evförmige u. ſ. w. H. runde Aepfel, Kugeläpfel. Hier beſchreibt der Vf. oder nennt an Aepfeln 329, Birnen 218, Quitten 6, Miſpeln und Alzeolen 4, Speierlinge und Atlaskirſchen oder Elſebeere 4, Kornelkirſchen 12, Pfirſchen 40, Aprikoſen 17, Kirſchen, wohin auch die Tabelle gehört, welche eine Kirſchenclaſſification enthält, 106, Pflaumen 76, Kaſtanien 6, Mandeln 13, Stachelbeere, deutſche 29, engliſche mit engliſchen Namen 301, Feigen 3, Erdbeere 11, Himbeere 9, Berberitzen 8, Hahnebutten 2, Holunder 4, zuſammen 1198 Numern. Ein *doppeltes Regiſter*, das *eine* über die abgehandelten Sachen, das *andere* über die Obſtſorten, macht den Beſchluſs dieſes Buchs und erhöhet deſſen Brauchbarkeit. Angehängt ſind: ein *Sortencatalog* der Kronberger verkäuflichen Obſtbäume von Kern und Steinobſt, Schalen- und Beerenobſt, welches zwölf enggedruckte Seiten füllt: auch ſind die Druckfehler angezeigt, die faſt zwey Seiten füllen, ungeachtet mehrere übergangen worden: z. B. S. 56. Z 16. wird ſtatt wir, S. 410. Z. 10. Meſes für Moſes und mehrere.

Zum Beſchluſs noch einige Erinnerungen. Die Anzeige der Obſtſorten im *vierten* Theile hat nach Rec. Einſicht einen nur entfernten und geringen Nutzen. Dem, der ſie kennt, iſt ſie ganz entbehrlich; und wer ſie noch nicht kennt, lernt ſie aus bloſsen Beſchreibungen nie kennen. Der Vf. hätte hier nachhelfen können, wenn er *die Abbildungen aus dem deutſchen Obſtgärtner*, der in ſo vielen Händen iſt, hinzugefügt hätte, da *eine* Abbildung ungleich mehr leiſtet, als die weitläuftigſte Beſchreibung. Selbſt bey der kürzern Anzeige der verſchiedenen Obſtarten, z. B. S. 517. 607, hätte ſich der Vf. nicht auf ſeine *Beyträge* berufen, ſondern die Gegenſtände vollſtändig

Digitized by Google

dig beliandeln sollen. Die *Schreibart* des Vfs. ist reiner als sie in seinen übrigen Schriften, und besonders in der, von Pflanzung und Wartung der nützlichsten Obstbäume u. s. w. ist; doch fehlt es nicht an anderwärts unverständlichen Provincialismen und ungewöhnlichen Wörtern. Z. B. Dungmittel für Düngmittel, Trub (beym Obstmoste, ein Wort, das Rec. ganz unbekannt ist), Stellasche für Stellage, abgestopft, frech treiben für stark oder geil treiben, gerathen zu machen für zu lassen, spitz für spitzig, die Blüthe fudert, fässet für fasset, und der Art mehrere. Uebertölpeln, wie S. 530. ein Correspondent schreibt, ist auch kein feiner Ausdruck. Eben so sind die Perioden nicht allemal gut gebaut und verständlich genug vorgetragen, wie denn z. B. S. 409. eine Periode von 29 Zeilen vorkommt. Papier, Druck und Kupfertafeln sind zu empfehlen. Die Abbildungen stellen die Gegenstände, die sie sinnlich machen sollen, deutlich dar, und machen die Anwendung leicht, was bey Schriften der Art ein grosses Verdienst ist. Da übrigens dieses Buch für viele Liebhaber der Obstcultur zu weitläuftig und zu kostbar seyn dürfte: so wäre es gewiss eine dankenswerthe Arbeit, wenn der Vf. aus diesem Buche einen kürzern Auszug machte, und aus demselben alles entbehrliche z. B. die Geschichte der Obstsorten, die verschiedenen Methoden, die Bäume zu behandeln, besonders die Beschreibung der Obstarten, die mehr als die Hälfte des Buchs einnimmt, ins Kürzere fasste oder gar wegliesse. Sein *Baumgärtner auf dem Dorfe*, der 1792 herauskam, bedarf ebenfalls Zusätze und Berichtigungen, da sich nach 14 Jahren in der Pomologie so gar viel geändert hat.

TECHNOLOGIE.

London, b. Symonds: *A Treatise on Brewing:* wherein is exhibited the whole process of the art and myftery of brewing the various sorts of malt liquor; with practical exemples upon each fpecies. Together with the manner of uſing the thermometer and faccharometer; elucidated by exemples, and rendered eaſy to any capacity in brewing London Porter, Brown ſtout, Reading Beer, Amber, Hock, London Ale, Windſor Ale, Welch Ale, Wirtemberg Ale, Scurry-Grafs Ale, table Beer and ſhipping Beer. By *Alexander Morrice*, Common Brewer. 1802. 180 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Es ist bekannt, wie sehr der Engländer geneigt ist, durch mancherley Künsteleyen seine Malzgetränke stärker und schmackhafter zu machen, und der Titel dieser Schrift zeigt hinlanglich, wie viel verschiedene Bierarten in England bereitet werden. Ueber die Zubereitung dieser Bierarten nun soll diese Schrift Auskunft geben; dies geschieht aber so oberflächlich, dass der nicht schon in diese Art von Brauerey Eingeweyhete wenig Vortheil daraus ziehen kann, und ihm noch eine Menge kostspieliger Versuche übrig bleiben, um diese Biere so ganz vollkommen herzustellen. Nachdem der Vf. etwas weniges über die Geschichte der Brauerey in London gesagt hat, geht er sogleich zur Malzbereitung als der Hauptbeschäftigung über, und es werden dabey die verschiedenen Malzarten aufgeführt, nämlich Pale-, Amber- und Brown-Malz, bey deren Darstellung es hauptsächlich auf den Grad der Darrung ankommt. Zu den verschiedenen hier mitgetheilten Vorschriften oder Bierrecepten wird entweder eine Art dieses Malzes allein oder zwey, ja auch wohl alle drey nach verschiedenen Verhältnissen genommen, und ausser dem Hopfen noch einige andere gewürzhafte und narkotische Pflanzentheile als Cocculus Indic., Paradieskörner, Koriander, römischen Kümmelsaamen, Pomeranzenpulver u. s. w. hinzugesetzt; auch noch Zucker, Honig, Melasse und Süssholzsaft hinzugethan. Am Ende der Schrift finden wir noch eine sehr mangelhafte Beschreibung aller der in der Brauerey gebräuchlichen Zusätze und ihrer Wirkung, auch ist der Gebrauch von Richardsons Saccharometer kürzlich angegeben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Wien*, in d. Camesina, Buchh.: *Anfangsgründe der Rechnung mit Decimalbrüchen.* 1802. 47 S. nebst einer Tabelle gr. 8. (8 gr.) — Der Vf. scheint bey seinem Vortrage besonders auf den kaufmännischen Gebrauch der Decimalberechnung Rücksicht genommen zu haben: denn nach vorausschickten Begriffen und Rechnungsarten im Allgemeinen werden sogleich Anwendungen auf Münzrechnungen und andere Gegenstände gemacht, welche vornehmlich bey Handelsgeschäften vorkommen. Es sind auch hier nicht blos die Regeln vorgetragen, wie man gemeine Brüche in zehntheilige verwandelt, sondern auch, welches man bey solchen Anleitungen nicht leicht findet, — wie Decimalbrüche in gemeine zu verwandeln sind. Bey *endlichen* Decimalbrüchen hat nun dieses zwar keine Schwierigkeit, indem man blos den Nenner unterzuschreiben und aufzuheben braucht, aber bey den *unendlichen* geht dieses nicht so gerade zu an; hier sind aber vom Vf. für alle vorkommenden Fälle die gehörige Vorschriften gegeben worden; auch wie man die sogenannten *benannten* Zahlen, z. B. Groschen, Pfunde u. s. w. in Decimaltheilen der höchsten Einheit auszudrücken hat, wird hier gelehrt und durch Beyspiele erläutert, und zur Erleichterung zeigt dieis die angehängte Tafel für Lothe und Quentchen in Pfunden, so wie für Kreuser und Pfennige in Gulden.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 23. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Mit dieser ganzen Ansicht *Kants* war niemand weniger zufrieden, als *Herder*, der in der *Kalligone* sich durchaus dagegen erklärt. Da seine Einwendungen nicht blos dienen können, die Prüfung mehr zu befördern, sondern auch den Standpunkt der Theorie vor und nach *Kant* mit gründlicher Genauigkeit zu bestimmen: so muss die Regel des *audiatur et altera pars* mit so grösserm Rechte hier ihre Anwendung finden.

Wenn *Herder* aber mit Etymologie beginnt: so nehmen wir darauf keine Rücksicht: denn Etymologie kann wohl das Wort, niemals die Sache erklären. Von seinen Einwendungen gegen die Unterscheidungen der Kunst von Natur, und Handwerk (den Unterschied der Kunst von Wissenschaft übergiug er) nur Weniges.

„*Auch die Natur wirkt und schafft Werke. Dass man von Rechtswegen nur die Hervorbringungen durch eine Willkür, die ihren Handlungen Vernunft zum Grunde legt, Kunst nennen solle, ist willkürlich geredet. Ob ein Werk aus Willkür oder aus Zwang gemacht sey, dieses ändert seine Einrichtung nicht. Die Werke der Bienen, den Bau der Biber z. B. nennt jedermann kunstreich.*" 1. Wer hiefs denn *Herdern*, die *Natur* sich hier *personificirt* denken, wo sie mit ihrem Urheber synonym ist? *Der* liefert allerdings *Werke;* aber warum —? 2. Warum verwechselte denn *Herder Zwang* und *Nothwendigkeit?* Zwang ist eine von fremder Willkür auferlegte Nothwendigkeit, eine aus innern, unveränderlichen Gesetzen eines Wesens herrührende Nöthigung. Es lohnt nicht die Mühe, die Folgen hieraus erst aufzuzeigen. 3. Wenn wir die Werke der Bienen kunstreich nennen, thun wir es wohl in einem andern Sinne, als weil wir sie uns aus Absicht, nach Regel, zu einem Zweck entstanden denken, *den die Bienen selbst hatten?* Wir dichten äsopisch; und legen ihnen Menschheit unter. —

Was haben wir nun hier durch *Herder* gelernt? Wissen wir, was Kunst im Gegensatz von Natur ist? Wie Kunst entsteht oder wirkt? Doch, dieses erfahren wir vielleicht bald. „*Das Gabenreichste Kunstproduct der Natur, der Mensch, soll selbst Künstler seyn;* (vorher war es ja der Biber auch!) *darauf ist alles bey ihr berechnet. Aber wie wird er Künstler? Jetzt, da sich die Menschengesellschaft in einem fortgehenden Gebrauch ihrer Kräfte findet, wird ers von Kindheit auf durch Erziehung.*" Kann aber die Erziehung Wunder thun? Kann sie mehr, als vorhandene Anlagen entwickeln? Welche entwickelt sie für die Kunst? Von allen diesen Fragen fällt *Herdern* auf seinem historischen Standpunkt keine einzige ein, und doch würde durch ihre Beantwortung das Räthsel gelöst worden seyn.

Den Unterschied zwischen Kunst und Handwerk nennt H. eine *Abtheilung policirter Staaten, von der die Natur nichts weiss.* Hier wäre nun allerdings gegen *Kant* gegründete Einwendung zu machen gewesen, aber *Herder* wollte die Sache in der Hitze zu schnell abthun. Die Natur weiss allerdings etwas von jenem Unterschied, *Kant* aber hat zu wenig auf das, was sie davon weiss, Rücksicht genommen: denn wenigstens ist seine erste Erklärung: Beschäftigung mit der Kunst sey an sich selbst, mit dem Handwerk nur durch den Profpect des Vortheils angenehm, nicht gegründet, da es ja viele, selbst fürstliche, Personen gibt, welche irgend ein Handwerk treiben, weil ihnen die blosse Beschäftigung damit angenehm ist, ohne dass dadurch das Handwerk zur Kunst würde. Die Sache ist die: beym Handwerk geht ein *Begriff* von dem Werke vorher, bey der Kunst eine *Idee;* daher kann jenes erlernt werden, diese nicht; daher wird jenes oft ein blosses Werk der Hand, diese stets des Geistes; daher beurtheilt man jenes nach einer äussern, diese nach einer innern Zweckmässigkeit; jenes nach dem Nutzen, diese nach dem Vergnügen. Statt solche Unterscheidungen vorzunehmen, hielt es *Herder* aber für — bequemer vielleicht, alles unter einander zu werfen.

„*Was die Menschheit ausbildet, ist eine freye, edle Menschenkunst; sonst gibts keine. Lasset uns also, da jene Sklaveneintheilung von freyen und unfreyen, Lohn- und Spielkünsten nicht besteht, den Kunstgang der menschlichen Natur, wie er nie ohne Veranlassung und Mühe er-*

Digitized by Google

folgte, natürlich betrachten. Es entſtand 1. *Bau-*, 2. *Gartenkunſt*, 3. *Kleider-*, *Reinlichkeits-*, *Schmuck-*, *häuslichen Fleißes Kunſt*, 4. *gymnaſtiſche Künſte*, 5. *Sprachkunſt.*" Nun gut, da wiſſen wir hiſtoriſch etwas; aber auch das nicht einmal richtig: denn in dieſer angegebenen Folge ſind jene Künſte wohl ſchwerlich erfunden worden. Geſetzt aber, dem wäre ſo: wiſſen wir nun genug? *Vitruv* fand die erſte Grundlage zur Baukunſt an einer ſcythiſchen Hütte: müſſen wir nun, um die Grundlage der Baukunſt einzuſehen, nach Scythien reiſen? Die Kunſt iſt dem Menſchen natürlich; die Producte derſelben zeugen von Entwickelung ſeiner Anlagen und Organe dazu; die vollkommneren Producte von Uebung und Zeit, wodurch die Anlagen ſich ausbildeten und verfeinerten. — *Welche* Anlagen aber? doch unſtreitig auch geiſtige? Und unter dieſen, welche zu den verſchiedenen Arten der Künſte? Daſs *dieſe* Fragen doch *Herdern* gar nicht in den Sinn kamen! Nicht blofs dem Theoriſten ſchöner Kunſt, auch dem philoſophiſchen Geſchichtforſcher der Menſchencultur durften ſie nicht fremd ſeyn. Denn dieſer muſs wiſſen, Kunſt ſey lange bildend geweſen, bevor ſie ſchön ward, und muſs ſich die Frage aufgeworfen haben, wodurch ſie denn ſpäterhin ſchön geworden ſey?

Schwerlich hätte auch *Herder*, wäre er alſo verfahren, gegen die Ausſprüche *Kants* über das Genie ſo kahle Einwendungen hervorgebracht und geſtritten gegen — er wuſste wohl ſelbſt kaum, was. Nur zwey ſeiner Einwendungen ſind hier einer Bemerkung werth. 1. *Gegen die Exemplarität des Genies.* „*Weder als Flügel- noch als Gliedermann tritt der Genius hervor, unbekümmert, ob er Regel der Beurtheilung, Muſter der Nachahmung werde oder nicht werde.*" Das will *Kant* freylich auch nicht behaupten; allein da er ſich hier doch minder verſtändlich ausdrückt: ſo war es gut, durch eine Bemerkung auf möglichen Mifsverſtand aufmerkſam zu machen. Sonder Zweifel wollte *Kant* nichts ſagen, als dieſs: Da man auch originalen Unſinn produciren kann: ſo muſs das Werk des Genies zugleich alle Anforderungen erfüllen, welche man an daſſelbe, vermöge der urſprünglich in der Natur des Genies liegenden *Geſetze*, zu machen berechtigt iſt. Dieſe Geſetze aber, da ſie zur Zeit noch nicht aus der *Natur* des Genies entwickelt ſind, lernen wir ſelbſt erſt aus dem *Werke* des Genies kennen, und zwar durch die Homogeneität, mit welcher es unſer eignes Genie afficirt. Wahre Werke des Genies ſind daher der Mafsſtab der Prüfung für ſolche überhaupt, ſo lange ſich die Kenntniſs des Genies noch auf Betrachtung und Zergliederung der Eigenſchaften von vorhandenen klaſſiſchen Werken des Genies ſtützt. Doch iſt *Kant* in ſeinen verſchiedenen Aeufserungen hierüber nicht wohl zu vereinigen: denn (S. 200.) er meynt an einer andern Stelle: „Product des Genies ſey für ein anderes Genie ein Beyſpiel nicht der Nachahmung, ſondern der *Nachfolge;* es werde dadurch zum Gefühl ſeiner eigenen Originalität aufgeweckt; für andere *gute Köpfe* bringe es aber eine Schule hervor, d. i. eine methodiſche Unterweiſung nach Regeln, *ſo weit man ſie aus jenen Geiſtesproducten und ihrer Eigenthümlichkeit habe ziehen können.*" Hier leidet die Exemplarität ſchon eine ſtarke Einſchränkung. Da ſie nun aber auch nicht füglich als innere Eigenſchaft des Genies angegeben werden dürfte: ſo möchte es wohl rathſam ſeyn, hier ſtatt der Wirkung die Urſache zu nennen: *innere Zweckmäſſigkeit:* denn durch dieſe wird eigentlich das Werk exemplariſch, und aller Mifsverſtand und alle Mifsdeutung fallen weg.

Die andere Bemerkung *Herders* iſt 2. *gegen die Seelenvermögen, welche das Genie ausmachen*, gerichtet. „*Daſs Einbildungskraft und Verſtand in gewiſſem Verhältniſs das Genie ausmachen, iſt wahr und nicht wahr, d. i. nichts ſagend (?). Wie ſtellte ſich die Einbildungskraft z. B. Mozarts, Glucks ihre Fülle von Tönen vor? wie ordnete ihr Verſtand dieſe Töne? Daſs zum Genie auch eine Dispoſition ſinnlicher Empfindbarkeiten eben ſo wohl, als jener heilige Trieb, jene ſtille Geiſteswärme gehöre, die Enthuſiasmus, nicht aber Schwärmerey iſt, wer könnte dieſes bezweifeln?*" Niemand! Nur fragt *Herder* am unrechten Orte darnach, denn wo ich das Allgemeine von etwas aufſtellen will, da befaſſe ich mich noch nicht mit den mancherley möglichen Variationen. Wohl möglich daher, daſs *Kants* Erklärung doch etwas ſage, wiewohl *Herders* Erweiterung, ſpäterhin, wo von Prädispoſition zu einer beſtimmten Kunſt die Rede iſt, nicht überflüſſig wird. Das Bedenklichſte bey *Kants* Erklärung iſt, daſs der Unterſchied zwiſchen äſthetiſchen und einem andern, z. B. wiſſenſchaftlichen Genie nicht deutlich genug daraus hervorgeht. Allein er konnte auch nicht, da *Kant* ihn überhaupt läugnet. „Was auch hätte können gelernt werden, iſt von dem, was durch Fleifs, vermittelſt der Nachahmung, erworben werden kann, ſpecifiſch nicht verſchieden. So kann man alles, was Newton in ſeinem unſterblichen Werk der Principien der Naturphiloſophie, ſo ein groſser Kopf auch erforderlich war, dergleichen zu erfinden, gar wohl lernen; aber man kann nicht geiſtreich dichten lernen." Hingegen bemerkt *Herder* mit Grund: „Wer in Wiſſenſchaft *erfindet*, bringt eben ſowohl etwas Eigenthümliches, Neues aus ſich hervor, das er nicht lernte, (ſonſt hätte er nicht erfunden,) als der Dichter. Und je wichtiger, je umfaſſender und gröſser dieſs Neue war, Principien der Naturphiloſophie z. B., die der Erfinder im anſchauenden Blick vor ſich ſah, deſto mehr war er ein Genius der Wiſſenſchaft, die durch ihn ward, vom Lerner und Nachahmer ſpecifiſch verſchieden. Möge Newton ſeinen Kranz mit Kepler, Barrow und hundert andern Mit- oder Vorerfindern theilen; auf die Bank der Lerner und Nachahmer, wenn gleich am oberſten Platz, gehört kein wiſſenſchaftlicher Erfinder. Als er erfand, lernte er nicht; mögen andere von und an ihm lernen. Und dann, lernten Homer und Wieland nicht auch?" Die Fragen, auf deren Beantwortung die Entſcheidung beruht, dürften daher wohl ſeyn: Was iſt es, das der Dichter lernt, und was, das er unangewieſen erfindet und

Digitized by Google

und bildet? Was ist es, das der wissenschaftliche Erfinder nicht hat lernen können? War bey den Erfindungen Beider dasselbe Seelenvermögen, war es auf dieselbe Weise thätig? Wenn nicht auf dieselbe Weise, welch ein Unterschied findet da Statt? Wir wollen sehen, ob etwa eine dieser Fragen durch das, was *Herder* von dem Genie aussagt, beantwortet werde.

1. Genie ist *angeboren*. Es ist *Naturart*, es wirkt also aus sich, aus angebornen Kräften, mit angeborner Lust, leicht, *genialisch*. 2. Der Genius *schaffet, erzeuget, stellt sich selbst dar* (aber *wie?*). Genius war nur der, der ein lebendes Ganze, sey es Entwurf oder Geschäft, ein Werk des Geistes oder der Kunst aus sich hervorbrachte. Und zwar 3. war er Genius im Augenblick des *Erschaffens*, als in Einem Gedanken sein Werk oder Geschäft ihm ganz da stand. 4. Vollführte er, was er begann: so stehet sein Werk *genuin* und *genialisch* da, ein *Abbild seiner* in Vollkommenheit, oft auch in Fehlern, 5. Dass wir in dieser eigenthümlichen Art den Naturgeist, der hier rein und eigenthümlich wirkte, anerkennen, und uns feines, ihn unsers Geschlechts fühlen, dies macht uns *genialische* Freude. Wir werden *congenial*. — Was irgend durch menschliche Natur genialisch hervorgebracht oder bewirkt werden kann, Wissenschaft und Kunst, Einrichtung oder Handlung ist Werk des Genius, der *jede* Anlage der Menschheit zu erwecken und zu ihrem Zweck zu fördern, eben *Genius* ist."

Nicht eine der aufgeworfenen Fragen ist beantwortet, und alles streng erwogen, ist man in der That den Griechen nicht vorausgekommen, deren glücklicher Mythus die Muse als Tochter Zeus nennt, erzeugt mit Mnemosyne, — hohe Kraft des Geistes, (Form) die, aus dem Vorrath der Erinnerung, (Stoff) Neues bildet und schafft. Bedenkt man dieses: so scheint *Heyne (Homer nach Antiken von Tischbein und Heyne)* nicht mit Unrecht zu behaupten: „Jene *unerklärbare* Kraft der Seele, sich selbst zu erhöhen, und das innere Anschauen einer vorschwebenden idealischen Schöpfung, bleibt dem Menschen ein *unbegreifliches Wunder; Schulgelehrsamkeit hat ihm diese Kraft um nichts begreiflicher gemacht;* Mehreres unterscheiden hat sie gelehrt, aber das *Was* und *Wie* weiss sie nicht viel besser zu entwickeln und darzustellen, als, wenn die Alten sagten: die Muse begeistert!" Indess ist doch wirklich ein Schritt vorwärts gethan, und eine nähere Vergleichung wird zeigen, worin die Vorzüge der neuen Theorie vor der alten bestehen.

Herder, ein treuer Sohn der Zeit, worin er zuerst aufblühte, zeigt uns auch in seinem letzten Werke, was ihr in Hinsicht auf Kunsttheorie gebrach. Die Genieperiode, deren Treffliches wir übrigens nicht verkannten, trifft mit der philosophischen, deren Gegenfüsslerin sie sonst fast in allen Punkten ist, doch in dem einzigen zusammen, dass beide das Genie als die Quelle des schönen Kunstwerks angeben, und dass dieses beiden ein höheres Vermögen, als jenes der verständigen Absicht, ist. Dem blossen Materialismus der schönen Kunst, welchen alle empirische Theorieen so sehr begünstigen, wird dadurch kräftig entgegen gewirkt, nur nicht von beiden mit gleich wünschenswerthem Erfolg. Wenn die Genie-Theoristen das Genie näher zu bestimmen unterlassen: so geben sie ihm einen nicht bloss zu weiten, sondern zu vagen Spielraum, innerhalb dessen theils Misgeburten sich brüten, theils Kolonieen einschleichen können, welche von Rechtswegen müssten des Landes verwiesen werden. Des Schlimmern Schlimmstes dabey ist, dass man bey der Unbestimmtheit in Anselung des Begriffs von Genie durchaus nicht zu bestimmen vermag, aus welchem Grunde ein Kunstwerk mit dem Stempel eines Products des ästhetischen Genies bezeichnet werde. Die Leichtigkeit, in den möglich weitesten Ausdrücken viel sprechen zu können, ohne eigentlich etwas zu sagen, ist der Kunst, wie der Theorie, gleich nachtheilig, ja es würde hier niemals eine Theorie Statt finden, wenn nicht die Genie-Theoristen sich zugleich in Rhapsodieen gefielen, und nun rhapsodisch aus Geschichte und Erfahrung noch mancherley aufgriffen, womit sie die Lücken ausfüllen wollen, ihren Mangel aber erst recht fühlbar machen, da jenes Aufgegriffene kein Eigenthum, nur erborgtes Gut ist. Zwar suchen sie dies, so gut es sich thun lässt, durch Räsonnement zu verbergen; allein räsonnirt ist noch nicht philosophirt: denn wie viel Gutes und Brauchbares sich auch aus Etymologie, Geschichte und Erfahrung heraus räsoniren lässt, wie manche treffende Beobachtung, richtige und neue Bemerkung, und Verknüpfung schon gemachter, mehr Licht über einzelne Theile verbreiten kann: so ist damit doch die Sache nicht abgethan, und wird es nicht eher, als bis alles jenes in seinen innern, nothwendigen Zusammenhang gebracht worden ist, was nur durch Philosophiren geschehen kann. In diesem Philosophiren besteht ein Vorzug der neuen Theorie, welcher der Kantischen mit der Heydenreichischen gemeinschaftlich zukommt. Der Vorzug, welchen die Kantische vor dieser behauptet, besteht in der richtigen Angabe der Kraft, wodurch schöne Kunstwerke möglich werden. Theilt sie diesen Vorzug mit den Genietheoristen: so unterscheidet sie sich wieder vortheilhaft dadurch von ihnen, dass sie den Begriff des Genies nicht bloss hingibt, begreife er so viel oder wenig er wolle, sondern dessen Inhalt und Umfang zu ermessen, die einzelnen Seelenvermögen, aus deren Vereinigung jene Kraft resultirt, bestimmt anzugeben sucht. Dadurch verschwindet für den Künstler einerseits auch der Anschein einer Gefahr, dass man ihn in willkürliche Fesseln schmieden wolle, während er von der andern Seite zugleich gesichert ist, keinen Misgriff zu thun, und für ein schönes Kunstwerk zu halten, was seine Ansprüche darauf nicht legitimiren kann. Jetzt ist das Wesen der schönen Kunst durch innere Merkmale bestimmt von allem Aehnlichen unterschieden, und auf der Basis des richtigen Princips lässt sich das Gebäude einer Theorie aufführen,

Digitized by Google

aufführen, zu deſſen Vollſtändigkeit und Vollendung es keines Flickwerks bedarf und keiner Stützen, die man von allen Seiten her dazu aufborgt. Zeichnen wir *Kants* Verfahrungsart hiebey auf: ſo werden wir alles in ſein Licht ſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

GESCHICHTE.

LEIPZIG u. AUGSBURG, in Comm. b. Braun: *Hiſtoriſch-chronologiſche Darſtellung des wichtigen Feldzuges in Deutſchland vom Jahr 1800. Von Franz Eugen, Reichsfreyherrn von Seida und Landesberg*, ehemal. Officier in Kurkölniſchen Dienſten. 1802. 546 u. 48 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Mit Recht nennt der Vf. das vorliegende Werk eine hiſtoriſch-chronologiſche Darſtellung: denn die Begebenheiten ſind blos der Zeitordnung nach erzählt; der Soldat aber vermißt eine taktiſche Entwickelung derſelben, und ein richtig beſtimmtes Detail, ſo wie es zu dem Verſtändniſs kriegeriſcher Ereigniſſe durchaus nothwendig iſt. Wahrſcheinlich benutzte der Vf. neben *Poſſelts* Annalen blos franzöſiſche Berichte, welche häufig die Wahrheit der Schönheit aufopfern. Zum Beyſpiel in der Relation der Schlacht bey Engen heiſst es: „— Während dieſer blutigen Vorgänge manövrirten die Truppen unter den Generalen Baſtoul und Lorge unausgeſetzt unter dem lebhaften Oeſterreichiſchen Artilleriefeuer. Abends 6 Uhr verſuchte der Feldzeugmeiſter Kray die Franzöſiſche Linie zu durchbrechen, zu welchem Ende er eine Bewegung gegen das Dorf Welſchingen machen liefs, welches zwiſchen dem linken Flügel der Diviſion Baſtoul und dem rechten der Diviſion Delmas lag. Die Dragoner von Latour rannten in *einer Maſſe* (?) und mit heftigem Ungeſtüm gegen das zehnte Jägerregiment zu Pferde an, und drangen bis an den Eingang des Dorfs, welches von einem Bataillon der vierzehnten leichten Halbbrigade vertheidigt ward. Die neun und achtzigſte Halbbrigade eilte zu deſſen Unterſtützung herbey; *aus den Schlünden der Kanonen ſprühten Tod und Wunden auf die Dragoner*, die ſich mit groſsem Verluſt zurückzogen. Jetzt mufste der Gen. Lorge auf Moreaus Befehl, das Dorf Ehingen wegnehmen, um die Oeſterreicher wieder gegen ihren linken Flügel zurück zu bringen. Gen. Bontemps brach mit zwey Bataillonen von der zehnten leichten und der ſieben und ſechzigſten Halbbrigade, und von den Karabiniers unterſtützt, dahin auf, marſchirte in Echelons, (?) unter dem *Queerfeuer* von fünf Kanonen in der gröſsten Ordnung, und bemächtigte ſich des Dorfes."— — S. 87. „Die vierte Halbbrigade, um welche ſich die Oeſterr. Reuterey rings umher zu verbreiten begann, ſchloſs ſich, um ſich der Gefahr einer völligen Umwickelung zu entziehen, (?) eng zuſammen, hielt feſt, und feuerte nach allen Seiten hin, bis ſie endlich gegen 3 Uhr Abends freye Bahn bekam." S. 120. iſt die Stelle: „In dieſem Augenblick griff der Feldzeugmeiſter *Sztarray* beide Flanken der Diviſion *Souham* an. Die Colonne, welche zu *ſeiner* (weſſen?) ihn von dem Gen. Legrand abgeſchnitten hatte, jagte ſeine Poſten bis nach Gerhauſen zurück. *Sein* linker Flügel mufste Aſch und Sonderbuch räumen, obgleich die Chaſſeurs vom zwanzigſten Regimente dieſes Dorf lange vertheidigten und einen ſehr lebhaften Angriff auf das Oeſterreichiſche und Würtembergiſche Fufsvolk ausführten, welches mehrere Male durchzubrechen geſucht hatte. Von zwey Seiten alſo gedrängt und überwältigt, konnte *er* (?) nur durch eine ſchleunige Flucht ſich retten;" beynahe ganz unverſtändlich. Sie ſcheint ſich auf den Feldzeugmeiſter *Sztarray* zu beziehen, da doch von dem Franzöſiſchen Gen. *Souham* die Rede iſt. Unrichtig iſt S. 177. die Stellung des Gen. *Gremier*: „rechts an Ichenhauſen, links an Wettenhauſen" angegeben, wie ſich beym erſten Blick auf die Karte zeigt. Sie würden auf dieſe Weiſe den Oeſterreichern den Rücken gewandt haben, die vorwärts bey Günzburg ſtanden. Sie kehrten vielmehr ihre rechte Flanke an Wettenhauſen, die Fronte gegen Günzburg und die Donau. — Rüge verdienen auch die Ausdrücke: *flammenauswerfender Veſuv* S. 5; *tiefſtihlbarſten Schläge; überflügelnde Eile* S. 65; *Wonnemonat* S. 70; *die Ufer des Bodenſees lichten* (die von feindlichen Truppen reinigen) S. 91; *mit Tod und Wunden zerriſſen die Franzoſen die Oeſterreichiſche Schlachtlinie* S. 184; *ihre Hoffnung welkte, wie die zarte Frühblume, unter unverhofft gefallenem Märzſchnee, ab* S. 321. Möchte doch das Beyſpiel einiger neuern, übrigens guten, Schriftſteller nicht epidemiſch wirken, und dieſen Romanenſtil in die Relationen kriegeriſcher Ereigniſſe übertragen, wo er den ernſten Leſer zwingt, mühſam den Kern aus der Schale hervorzuſuchen.

Bey den franzöſiſchen Generalen wird meiſtentheils in Anmerkungen ihre Lebensgeſchichte kurz erläutert, und Rec. hätte ein Aehnliches auch bey den deutſchen Heerführern gewünſcht, die in dieſer Rückſicht gewiſs ſehr vielen Leſern eben ſo wenig bekannt ſind, als jene.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NEUSTADT, im literariſchen Magazin: *Nachlaſs eines alten erfahrnen Hausvaters*, oder *mehr als hundert und funfzig geheim gehaltene Künſte und erprobte Nützlichkeiten zum Beſten des Nährungsſtandes* herausgegeben von *T. F. Marſchall*. Neue verbeſſerte Auflage. 185 S. 8. (18 gr.)

Ein altes Buch mit einem neuen Titel, eine Sammlung von Künſten, worin das Geheime nicht erprobt, und das Erprobte kein Geheimniſs iſt.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 25. Januar 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Kant forschte über den *Ursprung der schönen Künste* nicht historisch, sondern *anthropologisch*, indem er die Seelenvermögen ausmittelte, durch deren Wirkung dem Menschen Production der schönen Kunst möglich ist; etwas, worüber die Geschichte gänzlich schweigt, welche höchstens auch nur Bestätigungen und Supplemente hiezu liefern kann. Dadurch, dafs ich weifs, etwas sey geschehen, weifs ich noch nicht, wie es geschehen sey, noch wodurch es möglich war. Dieses auszumitteln, ist Sache des *philosophischen* Forschens, welches, mit dem Historischen nicht begnügt, zu dem Genetischen fortschreitet, von welchem *Herder*, so oft er auch davon spricht, nie einen bestimmten Begriff gehabt hat. Bey Angabe *des Wesens schöner Kunst* bedurfte nun *Kant* der Empirie nicht, welche der Vollständigkeit ihrer Inductionen nie gewifs ist, sondern er leitete die wesentlichen und nothwendigen Gründe, den befriedigenden, erschöpfenden Begriff aus der Grundlage dazu in der geistigen Menschennatur her. Erst als er *die Bestimmung einzelner schöner Künste* festzusetzen unternahm, wurde ihm Rücksicht auf die *empirischen Bedingungen* nothwendig. Liegt nämlich der Eintheilungsgrund in dem Ausdruck, durch welchen sich ästhetische Vorstellungen anschaulich machen lassen, und ist dieser Ausdruck die empirische Bedingung, unter welcher die Darstellung überhaupt nur möglich ist: so mufs auch von der Art des Ausdrucks, deren irgend eine Kunst sich bedient, ihre Bestimmung abhängen, daraus hervorgehen, was sie zu leisten, und was sie nicht zu leisten fähig sey.

Aus allem diesem ergibt sich zugleich, wie *Kant* wohl bey Aufstellung der *Gesetze* für schöne Kunst werde verfahren haben. Er nimmt Gesetze doppelter Art an, solche, welche der Künstler, ohne dessen sich deutlich bewufst zu seyn, befolgt, und andere, deren er sich bewufst ist, und die er mit Bewufstseyn befolgt. Jene sind die eigenthümlichen Gesetze des Genies, diese die allgemeinen Gesetze des Verstandes, angewendet auf die Production schöner Kunstwerke. Die ersten dieser Gesetze lernt man nur aus Contemplation der ästhetischen Geistesproducte und ihrer Eigenthümlichkeit kennen.

Wenn, diesem zu Folge, die allgemein gültigen Gesetze für Werke schöner Kunst aus der Grundeinrichtung eines andern geistigen Vermögens, als der Vernunft, abgeleitet werden müssen: so ist es jetzt nicht mehr nöthig, *Heydenreichs* vergebliches Bemühen, jene Ableitung aus der Vernunft zu bewerkstelligen, weiter zu prüfen. Er selbst kam auch gröfstentheils davon zurück, und seine die Aesthetik betreffenden Aufsätze in den *Originalideen* zeugen von den neuen Ansichten, die er nach *Kant* gefafst hat. Er gestand zu, der Geist eines wahren Werks schöner Kunst sey in gewissen Zügen unauflösbar und unbegreiflich; der schärfste Analyst von Werken des Genies müsse, bey der feinsten Entwickelung, die er unternehmen könne, immer noch gestehen, dafs er an einem grofsen Theile ihrer Eigenschaften seine Kunst vergebens versuche, und ihn dem wirklichen Genusse eines Jeden im Zustande unmittelbarer Anschauung des Werks überlassen müsse. Allein jedes wahre Werk schöner Kunst enthalte auch Eigenschaften, welche sich nach allgemeinen Grundsätzen und Begriffen entwickeln, erklären und prüfen lassen. In Rücksicht auf die Eigenschaften der ersten Art sey das Genie sich selbst räthselhaft, in Rücksicht auf die zweyten begreife es seine Handlungen nach Gründen, und könne die Art und Weise derselben mittheilen. Es scheine also nur zum Theil wahr, wenn *Kant* sage: „Kein *Homer* oder *Wieland* könne anzeigen, wie sich seine phantasiereiche und doch zugleich gedankenvolle Ideen in seinem Kopfe hervor und zusammen finden, darum, weil er es selbst nicht wisse, und es also auch keinen andern lehren könne." *Heydenreich* ist überzeugt, dafs *Wieland* den Geist, welcher seine unsterblichen Werke beseelt, *zum Theil* selbst nicht entwickeln könne; aber eben so gewifs ist es ihm, dafs er in Beziehung auf eine grofse Menge von Eigenschaften einen befriedigenden Commentar über die Handlungen seines Geistes zu geben vermöge. Für die Eigenschaften

Digitized by Google

der ersten Art gebe es nur Kriterien ihres Daseyns, um sich der Richtigkeit seines Gefühls zu versichern; die Eigenschaften der zweyten Art seyen durchgängig bestimmt von Principien und Begriffen der Zweckmäfsigkeit. So bald der Künstler — sagt er — es unternimmt, den Gegenstand seiner Begeisterung äufserlich darzustellen: so setzt er sich damit einen Zweck, den er durch gewisse Mittel und Handlungen erreichen will. Sein Zweck ist im Allgemeinen kein anderer, als: durch die Form der äufsern Darstellung oder des Ausdrucks die Unterhaltung und Mittheilung desjenigen ästhetischen Interesses zu bewirken, welches der Gegenstand der Begeisterung im Innern des Bewufstseyns und Vorstellungsvermögens verursachte. In dieser Situation wirkt er durchgängig nach Grundsätzen und Begriffen, und wird wie jeder Andere angesehen, der durch Anwendung gewisser Mittel einen Zweck erreichen will. Die vorzüglichsten Grundsätze und Begriffe, denen das darstellende Genie unterworfen ist, ergeben sich aus der Art des Zwecks, auf den es als Darstellendes hinarbeitet, und der Natur der Mittel für die Darstellung.

Kein Gedanke also mehr bey *Heydenreich* an Gesetzgebung der Vernunft in den Werken des ästhetischen Genies. Nur der Meynung ist er noch, dafs, obwohl die Grundsätze und Regeln der philosophischen Theorie der schönen Künste, *ihrem Inhalte nach*, keine andre Quelle haben, als die Betrachtung der Natur des Genies, so wie es sich in seinen Werken äufsert, dennoch *ihre gebietende Kraft* von der moralischen Vernunft abhänge, als welche allein alles Interesse an eine Zweckmäfsigkeit, die ihrer selbst wegen gefalle, begründet. Diese Behauptung aber ist von seiner ersten so wesentlich verschieden, als die Frage nach dem Grunde eines Dinges von jener nach dem Grade seiner Wirksamkeit. Wenn das Schöne seine gebietende Kraft durch die moralische Vernunft äufsert: so ist es zum Edlen erhöht, und wirkt, als solches, mächtiger und tiefer: das kann nicht bezweifelt, aber da auch nicht erörtert werden, wo man blofs nach der Quelle des Schönen überhaupt sucht.

Dies abgerechnet, befand sich aber *Heydenreich* jetzt auf einem weit richtigeren Wege, wenn er, nach jenen Prämissen, die philosophische Theorie der schönen Kunst in zwey Hauptfragen befafste: 1 Was das Kunstgenie leisten *könne*, 2. was es leisten *solle*? Die Beantwortung der ersten Frage gibt *Naturkunde*, die der zweyten *Teleologie des Genies für schöne Kunst*. Die Naturkunde des Genies hat folgende Untersuchungen zu ihrem wesentlichen Gegenstande. 1. *Theorie der Schönheit im Allgemeinen, Wesen der schönen Kunst, oberster Grundsatz aller schönen Kunst*; 2. *Theorie des Genies, psychologische Entwickelung aller Kräfte, welche wesentlich dazu gehören*; 3. *Theorie der einzelnen schönen Künste im Besondern*; *Modification des Begriffs der Schönheit in jeder, Eigenthümlichkeiten des Genies*; 4. *Theorie der Originalität in der schönen Kunst im Allgemeinen und Besondern*; 5. *Theorie und Classification derjenigen Stoffe, welche vorzüglich schöner Kunstdarstellung fähig sind. Theorie des Interessanten in Verknüpfung mit der Schönheit der Form.* Hier wird *die Natur des Erhabenen, Grofsen, Starken, Rührenden, Naiven, Komischen* u. s. w. in Beziehung auf alle und jede einzelne Kunst untersucht. 6. *Theorie der nothwendigen Regelmäfsigkeit in Werken schöner Kunst.* Zu ihr gehören *die Grundsätze über Einheit, Harmonie, Stetigkeit, Verhältnifsmäfsigkeit, Umfang* u. s. w. ebenfalls nicht blofs im Allgemeinen, sondern auch in Beziehung auf jede einzelne Kunst dargestellt.

Die *Teleologie des Genies* denkt sich den Menschen nicht blofs mit entwickeltem Gefühle und Geschmacke für das Schöne, sondern auch als ausgebildet von Seiten seiner übrigen höheren Vermögen. Höchster Grundsatz derselben für schöne Kunst ist: *Darstellung des Guten und Wahren* (in der weitern Bedeutung) *in einer Form, analog der Schönheit der Natur.* Wenn die Teleologie des Genies für schöne Kunst von diesem Grundsatz ausgeht: so sind alle Regeln, die sie gibt, Regeln der Vereinbarung der Einbildungskraft mit der Vernunft; Regeln, die eben deshalb nothwendig sind, weil die Handlungsweise und das Interesse der Vernunft nothwendig sind. Und wenn das Genie für die Kunst erst dann seine höchste Ausbildung hat, wenn es mit der Vernunft harmonirt: so sagt man von der Teleologie für die schöne Kunst nicht zu viel, wenn man ihr die Grundsätze für die Vervollkommnung des Geschmacks für schöne Kunst zueignet.

Kanten glaubte *Heydenreich* in diesen Abhandlungen (wir haben seine Ideen aus mehreren zusammen gezogen) in Ansehung der Theorie schöner Kunst auf manchem Widerspruch zu betreffen; scheint aber auch hier seine Meynung wieder geändert zu haben: denn in einer Abhandlung *über den Werth der Beobachtung für die Theorie des Schönen* (Deutsche Monatsschrift Apr. 1798) äufsert er sich also: „Der minder bedeutende Theil dieses Kantischen Werks ist unstreitig derjenige, welcher die Kunst betrifft; so wie er vorliegt, dürfte man berechtigt seyn, ihn für ganz widersprechend gegen die vorhergehende allgemeine Zergliederung des Schönen zu halten. Allein man nimmt diese Beschuldigung gern zurück, wenn man Ausdauer genug hatte, den tiefen Sinn zu ergründen, der in seinen *oft nur winkweise angedeuteten* Bemerkungen über die Kunst verborgen liegt. Dann findet man, dafs eine philosophische Theorie der schönen Kunst nur nach den Principien *Kants* möglich ist." Wer es weifs, wie schwer es oft den Philosophen wird, einem andern da beyzupflichten, wo dies nicht ohne Geständnifs des eignen Unrechts geschehen kann, wird hier *Heydenreichs* Wahrheitsliebe sicher ehren. Dafs in jener Ausfage aber das Bekenntnifs des eignen Unrechts zugleich mit liege, leidet wohl keinen Zweifel: denn schwerlich würde *Heydenreich* die obige Classification genau so, wie sie jetzt ist, geliefert haben, hätte er *Kants nur winkweise angedeuteten Bemerkungen* gleich anfangs ganz benutzt. Ob er dann nicht immer noch mancherley, wenn

Digitized by Google

wenn auch gerade nicht gegen, doch über *Kant* hier hätte bemerken können, bleibt freylich immer noch eine Frage, die nicht sogleich abzuweisen ist, und zwar um so weniger, da *Heydenreich* in der That auch seinerseits Punkte aufstellt, wo *Kant* berichtigt wird.

In *Kants* Darstellung äufsert sich bisweilen sehr fühlbar der Mangel einer Phantastik, nirgends aber fühlbarer, als in den Stellen, wo er die schöne Kunst aus dem Genie, als der Naturanlage dazu, wodurch die Kunst die Regel erhält, abzuleiten versucht. Dafs er durchgehends annimmt, jene Regel sey nicht theoretisch, nur praktisch darstellbar, dürfte hier noch ungleich minder nachtheilig seyn, als dafs er den Begriff des Genies überhaupt in einem so eingeschränkten Sinn nimmt, bey welchem immer die wichtige Bedenklichkeit wiederkehrt, wodurch sich nun eigentlich das Genieproduct des wissenschaftlichen oder andern Erfinders von dem Genieproduct des Schönkünstlers unterscheide Wie nun, wenn *jeder* Erfinder als Genie wirkt? Ist dann *jede* Erfindung ein Product *schöner* Kunst, und wenn dies nicht, was ist es, das ein Product zum Schönen eignet? Später hin freylich erfahren wir, dies seyen die *ästhetischen Ideen;* allein wie diese entstehen, ob damit alles abgethan sey, bleibt unausgemacht, so wie auch das Verhältnifs eines harmonischen Zusammenstimmens der Einbildungskraft mit dem Verstande unbestimmt bleibt. Mit vollem Recht läfst daher *Heydenreich* der Theorie des Genies eine Theorie der Schönheit vorangehen: denn nur dadurch wird dem Bedürfnifs einer genauen Unterscheidung des Genieproducts vom schönen Kunstwerk, ohne welche jedes Urtheil doch nur ein ungefähres Rathen ist, abgeholfen, und der Kunsttheorist in den Stand gesetzt, was schöne Kunst sey und was nicht, mit gröfserer Bestimmtheit anzugeben. Zwar hat auch *Kant* eine Analysis des Schönen an die Spitze seiner Unterfuchungen gestellt, allein eine Analysis ist noch keine Theorie. Genauer betrachtet liefse sich wohl gar noch fragen, ob er eine Analysis geliefert habe, eine Entwickelung aller Momente, welche der gegebene Begriff befafst: denn, wiewohl er seine Definition des Schönen durch alle Kategorieen, als die möglichen Momente des Urtheilens überhaupt, durchführt, um sicher zu feyn, dafs er kein wesentliches Merkmal übergehe: so kann man doch nicht sagen, er habe den Begriff erschöpft, weil er alle seine Urtheile in Negationen ausdrückt, welche nur Gegensätze des Angenehmen, Nützlichen, Wahren und Guten bezeichnen, nicht aber das Wesen des Schönen an sich, welches doch durch die Analysis hätte dargethan werden sollen. Darum müssen auch die von *Kant* angegebenen Merkmale des Schönen, wie brauchbar sie immer zur Begründung einer *Kritik* des Schönen, die *Kant* einzig zur Absicht hatte, seyn mögen, doch für den producirenden Künstler unfruchtbar seyn. Offenbar behauptet *Heydenreich* hier einen Vorzug, der ihm auch in dem folgenden zugestanden werden mufs: denn die Modification des Begriffs der Schönheit in jeder einzelnen schönen Kunst, und die Eigenthümlichkeiten des Genies dazu sind ein Punkt, der nur zum Nachtheil der Theorie kann übersehen werden. Die Theorie der Originalität in der schönen Kunst im Allgemeinen aber wird wohl schon in der Theorie des Genies eingeschlossen seyn, und es dürfte hier blofs übrig bleiben, sie im Besondern aufzustellen.

Behauptete aber *Heydenreich* bis hieher Vorzüge vor *Kant:* so ist er im Folgenden zum Nachtheil der Unterfuchung von ihm abgewichen. Mancherley Fragen drängen sich uns bey dem fünften und sechsten Punkt auf. 1. Wie kommt eine Theorie und Classification derjenigen *Stoffe*, welche vorzüglich schöner Kunstdarstellung fähig sind, in die *Naturkunde des Genies?* 2. Hat H. sich nicht in dem, was er Stoff nennt, geirrt? 3. Wie hat er wohl Stoff und Form unterscheiden? Hätte er auch nur diese Fragen sich aufgeworfen: so würde er sonder Zweifel gefunden haben, er habe Momente der Unterfuchung vor einem Tribunal wollen entscheiden lassen, welchem durchaus keine Competenz darüber zusteht. Was er Stoffe zu Kunstdarstellungen nennt, das Erhabene, Grofse, Naive u. s. w. sind vielmehr Arten und Grade des Schönen selbst, eine Scala von Tönen. Der Künstler legt es darauf an, eine Stimmung in uns hervorzubringen, derjenigen möglichst gleich, worin er sich im Zustand der Begeisterung befand. Nothwendig mufs darin ein Grundton vorherrschen, welcher auch in seiner Darstellung durchgehends gehalten seyn mufs, wofern er nicht seines Zwecks gänzlich verfehlen will, den er nach Mafsgabe dessen erreicht, wie er unsre Einbildungskraft productiv macht, und vermittelst derselben Gefühle in uns erregt. Die Nothwendigkeit der Kenntnifs vom herrschen ten Grundton ergibt sich daraus von selbst. Um zu erfahren, wie, wo und wann er Abwechfelung und Veränderung ohne Nachtheil, und zum Vortheil der zu bewirkenden Stimmung anbringen könne, mufs der Künstler Kunde von dem haben, *was wirkt* und *wie etwas wirkt*, einzeln und in Verbindung, wobey er sich nothwendig von der *allgemeinen Seelenkunde* mufs leiten lassen, und was man blofs aus dieser lernen kann.

> *Manches wird ihm verziehn; doch hier verzeihen ihm Keine*
> *Niemals, wenden sich weg, folgen dem wankenden nicht.*

Die dritte Frage hätte ihm den Punkt gezeigt, wo *Absicht* des Künstlers beginnt: denn er will ja *darstellen*. Keine Darstellung ohne Zweck, kein Erreichen eines Zwecks ohne Befolgen von Regeln, wodurch die Darstellung erst zur *Composition* gedeiht, deren Resultat die *Form* ist, die Art der Verbindung eines Mannichfaltigen zur Einheit, zur Uebereinstimmung seiner Theile, wechselseitiger Bestimmung durch einander *zu einem Ganzen*. Alles dieses ist *Werk der Kunst*, welche vielleicht keiner in einen so schneidenden Gegensatz mit dem *rudi ingenio* gesetzt hat, als *Horaz*, der so stark auf Totalität, Rundung, Einheit und Haltung in der Composition dringt.

Aemilius.

Digitized by Google

Aemilium circa ludum faber imus et ungues
Exprimet, et molles imitabitur aere capillos,
Infelix operis summa, quia ponere Totum
Nesciet.

Wer nicht ein *einiges Ganzes* darſtellen kann, verdient den Namen eines *Künſtlers* nicht, obſchon er immer Genie ſeyn kann, wie denn z. B. *Jean Paul* ſich ſtets als Genie, nie aber noch als Künſtler gezeigt hat. Das Genie zeigt ſich in Erfindung und Behandlung, der Künſtler in Anordnung, und der iſt der vorzüglichere Künſtler, welcher ſich nicht von der *ſpecie recti* täuſchen läſst, wozu er denn nichts ſo ſehr als einer gefunden, geraden Urtheilskraft bedarf, welche über Zweckmäſsigkeit und Zweckwidrigkeit ihm die gehörigen Aufſchlüſſe gibt. Hier hat das Genie, als Genie, nichts mehr zu entſcheiden: denn hier ſind die Gränzen des Genies, und die Herrſchaft der Kunſt fängt an. Etwas aus dieſem Gebiet in jenes ziehen, iſt Gränzverletzung, und deren hat ſich *Heydenreich* hier ſchuldig gemacht. Wenn auch vielleicht die Pathetik noch durch manchen Zwang, ſo kann doch gewiſs die Technik nicht aus der *Naturkunde des Genies* abgeleitet werden: denn was ein ſchönes Kunſtwerk als *Werk der Kunſt* iſt, das iſt es lediglich durch die allgemeinen Geſetze des Verſtandes, angewendet auf das Schöne Kunſtproduct, und von *Heydenreich* war es um ſo mehr zu verwundern, daſs er die Gränzzeichen hier verrückte, da er ſelbſt die Form des Kunſtwerks, und den Geiſt, der die an ſich todte Form belebt, ſo genau unterſchieden hatte, und mithin inconſequent wurde, als er Technik nicht eben ſo ſorgfältig von der Naturkunde des Genies ſonderte. Beide im Verein conſtituiren die Theorie ſchöner Kunſt, aber deshalb geht die eine noch nicht aus der andern hervor.

Was *Heydenreich* über *Teleologie des äſthetiſchen Genies* nur angedeutet, hat *Schiller* in mehreren ſeiner äſthetiſchen Abhandlungen (ſ. deſſen *Kleine proſaiſche Schriften*. 4 Bde. 1792 — 1802) mit der ihm eignen Kraft und Würde herrlich ausgeführt. „Wodurch unterſcheidet ſich der Affe vom Menſchen? Des Menſchen Spiel, wie das Spiel der Natur iſt ſinniger Ernſt; die Aefferey ſpielt ohne Begriffe und Empfindungen mit Formen, wie mit der Kritik, um zu ſpielen." Alſo zu fragen hielt ſich *Herder* berechtigt, weil *Kant* behauptet hatte, die äſthetiſche Production beſtehe in einem zweckmäſsigen Spiel ohne Zweck. Gewiſs aber, hätte er ſich nicht an den etwas ſonderbaren Ausdruck gehalten, und den Blick mehr auf die Erfolge gerichtet, er würde ſo nicht gefragt haben: denn er hätte geſehen, gerade durch *Kants* Theorie ſey dem Reiche der Aefferey und Schlaffheit, jenem weibiſchen Tone des Hinſchmachtens, leidenden Ergebens, der kraftloſen Abhängigkeit das ſehr zu wünſchende Ende bereitet worden. Nicht blos in der Poeſie, auch in der Muſik, der Malerey hatte jener Geiſt einer nur ſinnlichen Anmuth ſich herrſchend gemacht, und die Künſte zur blosen Beluſtigung herabgewürdigt, gerade als *Kant* den Geiſt reiner Menſchheit wieder in ſeine Herrſchaft einzuſetzen ſuchte.

Jede neue Kunſttheorie kann ihren Einfluſs auf die ſchönen Künſte und den Zeitgeſchmack in denſelben auf zweyerley Weiſe äuſsern, indem ſie dient, die Kunſturtheile zu leiten, und eine neue Manier in den Productionen der Kunſt befördert. Sehe man nun hier auf dieſen oder jenen Punkt, gewiſs wird man nicht umhin können, in *Göthe's* Urtheil einzuſtimmen, „daſs kein Gelehrter ungeſtraft jene groſse philoſophiſche Bewegung, die durch *Kant* begonnen, von ſich abgewieſen, ſich ihr widerſetzt, ſie verachtet habe, auſser etwa die ächten Alterthumsforſcher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menſchen vorzüglich begünſtigt zu ſeyn ſcheinen. Denn indem ſie ſich nur mit dem Beſten, was die Welt hervorgebracht hat, beſchäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten: ſo erlangen ihre Kenntniſſe eine ſolche Fülle, ihre Urtheile eine ſolche Sicherheit, ihr Geſchmack eine ſolche Conſiſtenz, daſs ſie innerhalb ihres eigenen Kreiſes bis zur Verwunderung, ja bis zum Erſtaunen, ausgebildet erſcheinen."

Hat aber kein Gelehrter ſich jener groſsen philoſophiſchen Bewegung ungeſtraft widerſetzt: ſo gewiſs der Künſtler und der Kunſttheoriſt am wenigſten, weil gerade in dieſem Felde des menſchlichen Strebens *Kant* völlig mit den ächten Alterthumsforſchern auf Einer Linie ſteht. Man darf kühn behaupten, daſs alle vor *Kant* lebende Künſtler jeder Gattung unter uns, deren Namen und Werke die Nachwelt kennen wird, ſolche waren, die den Geiſt des hohen Alterthums aufgefaſst hatten, und in dieſem Geiſte ihre ewigen Werke darſtellten; da hingegen Werke von andern, ungeachtet ſie keine der Regeln einer gangbaren Theorie verletzten, deshalb für muſterhaft geprieſen, wohl gar gekrönt wurden, ſchön jetzt nur dem Literator bekannt ſind. Man kann ſich alſo von keiner andern Theorie (deren keine freylich das Vermögen zu produciren ſelbſt geben, aber daſſelbe von Irrwegen abhalten kann) Heil verſprechen, auſser einer ſolchen, welche nur jene Kunſturtheile, nur jene Manier, oder vielmehr jenen Geiſt der Darſtellung befördert, durch welche die ſchönen Kunſtſchöpfungen des Alterthums ewige Muſter ſind. Wofern aber die Bemühungen *Kants* eine ſolche Theorie auch nur vorbereitet haben ſollten, werden wir ſie dann nicht für immer dankbar verehren müſſen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 28. Januar 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Heyer: *Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen Peinlichen Rechts* von D. *Paul Joh. Anselm Feuerbach*, Churpfalzbairischem wirkl. Hofrath und ordentl. Professor des gemeinen Civil- und Criminal-Rechts auf der Universität in Landshut. *Dritte* verbesserte Auflage. 1805. XVI und 584 S. (die zweyte Auflage XVI und 582 S.) 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der gerechte Beyfall, mit welchem das Feuerbachsche Lehrbuch des Peinlichen Rechts aufgenommen worden ist, hat in so kurzer Zeit eine dritte Auflage nöthig gemacht. Sie verdient, eine *verbesserte* zu heissen: denn der Vf. hat sowohl die seit Erscheinung der zweyten Auflage herausgekommenen Schriften über Gegenstände des peinlichen Rechts bey dieser neuen Auflage angezeigt, als auch selbst manchen Paragraph umgearbeitet und bestimmter ausgedrückt. Es wäre daher, da dieß zu Vorlesungen besonders bestimmte und gebrauchte Lehrbuch ziemlich theuer im Preise ist, sehr zu wünschen gewesen, dass die Zusätze und Verbesserungen für die Besitzer der zweyten Aufl. besonders wären abgedruckt worden. Rec. will, mit Uebergehung der Literatur — die meisten der angeführten Schriften sind Abhandlungen aus dem hinlänglich bekannten Archiv des Criminalrechts — die wichtigern Veränderungen und Verbesserungen anzeigen. Im §. 89. bestimmt der Vf. den daselbst bemerkten ersten Fall der mangelnden Zurechnung so: „wenn die Person durch ein gewisses und gegenwärtiges, *dem Strafübel wenigstens gleiches und den Verlust eines schlechthin unschätzbaren und unersetzlichen Gutes enthaltendes Uebel* zur That fortgetrieben wird. Bey §. 227. gesteht der Vf., dass er, mit mehrern Rechtslehrern, ehemals die *Culpa* viel zu hart bestraft habe. §. 250. hatte der Vf. sonst behauptet, dass das Verbrechen der Vergiftung auch dann geendiget sey, wenn der Verbrecher in der Absicht zu verletzen ein blos vermeintliches Gift mitgetheilt habe. In der dritten Auflage drückt er sich so aus: „Doch kann nur alsdann die der Todesstrafe am nächsten kommende Strafe Statt finden, wenn die endigende Handlung von der Beschaffenheit war, dass wenigstens eine Körperverletzung entstanden seyn würde, wenn nicht zufällige Umstände diese Wirkung verhindert hätten. Liegt daher der Grund, warum die Verletzung nicht erfolgte, in der zu geringen Dosis des Gifts, in welcher es nach aller Erfahrung nicht wirken konnte, so sind geringere Strafen anzuwenden. — Dieß ist unläugbar eine Verbesserung der alten Aufl. Böhmer hat wirklich nicht behauptet, dass derjenige, welcher in der Absicht zu verletzen, ein blos vermeintliches Gift gegeben, ganz straflos sey. Allein es leidet keinen Zweifel, dass die *Poena ordinaria* nicht Statt finden könne, wenn gar keine Verletzung erfolgte. Der Vf. war auch vorher nicht von dem Vorwurfe frey zu sprechen, mit seinen eigenen Grundsätzen in Widerspruch zu stehen, die er im §. 276. bey den Injurien äussert, indem er dann keine Injurie annimmt, wenn zwar die Absicht, des andern Ehre zu verletzen, existirte, die Handlung aber an sich gar nicht injuriös war. — Durch *Konopacks* Abhandlung über den dritten Diebstahl [im Archiv V. 2. n. 5.] ist der Vf. jetzt überzeugt, von seiner vorigen Meinung (§. 324.) zurückgekommen, und sagt in dieser Auflage mit Recht, dass die Strafe des dritten Diebstahls nicht anders Statt finden könne, als wenn der Dieb schon die Strafe des ersten und die Strafe des zweyten Diebstahls erlitten habe. [Rec. möchte lieber allgemein sagen: des Diebstahls wegen zweymal bestraft worden sey:] — In Ansehung des *grossen Diebstahls* hat Hr. *Konopack* (Archiv V. 2. n. 6.) dem Vf. wiederum die Veranlassung zu einem Zusatz (§. 346 u. 348.) gegeben. Der Richter muss nämlich, bey der Bestimmung der Strafe auch auf die Grösse der gestohlnen Summe, ob sie nämlich nur 5 Gülden, oder mehr, und wie viel mehr betrage, Rücksicht nehmen.

Wenn auch Hr. *Konopack* nicht, wie unser Vf. vermeint „zuerst auf dieses *bisher ganz übersehene* Moment" aufmerksam gemacht hat: so hat er doch hierüber viel Belehrendes gesagt. Aber auch schon die älteren Criminalisten behaupten, dass, um zur Todesstrafe zu gelangen, die Summe des Gestohlnen den Werth von 5 Gülden übersteigen, und die andern beschwerenden Umstände, welche Carl im A. 160. anführt, hinzukommen müssen. Wäre die Summe des Gestohlenen auch noch so gross, kämen

Digitized by Google

aber dem Thäter die übrigen in dem angeführten Artikel beſtimmten Momente und Rückſichten zu ſtatten: ſo würde keinesweges die Todesſtrafe zu erkennen ſeyn.

In die Lehre von den *Indicien* §. 547. folg. hat der Vf. durch eine leichte und deutliche Darſtellung noch mehr Licht zu bringen geſucht. Er theilt jetzt, (§. 547.) in Erwägung, daſs bey einem Verbrechen dreyerley in Betrachtung kommt, die rechtswidrige Handlung ſelbſt, mit den dabey vorgefallenen Umſtänden, die Urſachen und Gründe des Verbrechens, endlich die Folgen deſſelben; ebenfalls die Indicien in drey Klaſſen: 1. Thatſachen, die als Theile und gleichzeitige Umſtände der Begehung des Verbrechens erſcheinen — oder *concurrirende Indicien*. 2. Thatſachen, die als Urſache, Grund oder Bedingung eines Verbrechens ſich darſtellen — *antecedirende Indicien*. — 3. Thatſachen, welche als Wirkung oder Folge einer begangenen Miſſethat erſcheinen — *ſubſequente Indicien*. Die concurrirenden Indicien ſind ſo mannigfaltig, wie die Verbrechen ſelbſt, und werden nach Maſsgabe des Begriffs des Verbrechens durch die Erfahrung an die Hand gegeben. (Z. B. beym Kindermord die im A. 35 u. 36. der P. G. O. angeführten Indicien; beym Diebſtahl, wenn Jemand zu einer Zeit, wo muthmaſslich (?) ein Diebſtahl geſchah, etwas unter dem Rocke wegtragen geſehen hat u. ſ. w.) — Unter der Rubrik der antecedirenden Indicien führt der Vf. diejenigen an, welche im §. 550 der ältern Ausgabe ſtehen. — Zu den ſubſequenten Indicien [heiſst es in §. 555.] gehören 1. ſolche Thatſachen, die als Folgen eines Verbrechens mit demſelben in einem phyſiſchen Zuſammenhange ſtehen und 2. ſolche, welche mit demſelben nach pſychologiſchen Geſetzen zuſammen hängen. Sie ſind übrigens die in §. 556 und 557. genannten. — Ueber die Kraft der Indicien drückt ſich der Vf. in der dritten Auflage beſſer ſo aus: Die Stärke oder Schwäche der Indicien hängt ab: 1. von ihrer *Vielheit*: je mehr indicirende Thatumſtände zuſammen treffen, deſto ſtärker iſt der Verdacht. 2. Von ihrer Beſchaffenheit an und für ſich: je näher der indicirende Thatumſtand mit der Concluſion zuſammen hängt, je kürzer alſo die Schlufsreihe iſt, durch welche der Verdacht begründet wird, je genauer nach der Erfahrung das Indicium mit dem Verbrechen oder dem Verbrecher verbunden iſt, deſto dringender iſt das Indicium. Beſonders aber 3. von dem Verhältniſſe derſelben zu andern concurrirenden Indicien und zu den Gegen-Indicien [*ind. innocentiae*], und endlich 4. von dem Beweis derſelben. — Was das Gewicht der Indicien der Relation nach und zwar 1. in Beziehung auf andere concurrirende Indicien anbetrifft, ſo iſt die Regel: je mehr ſie einander unterſtützen, deſto ſtärker ſind ſie. Sie unterſtützen einander a. wenn der Zweifel in dem einen gehoben wird durch das andere, und b. wenn ſie einzeln verſchiedene Thatumſtände enthalten, welche unter ſich wieder in Verbindung ſtehen und in ſo fern als Theile eines Ganzen erſcheinen [z. B. A war Feind des Ermordeten — er hat ihm gedroht — am Tage der Ermordung war A. bey ihm — die Kleider des A. ſind blutig] II. Im Verhältniſs zu den Gegen-Indicien gilt die Regel: je mehr Gründe dem I. entgegen ſtehen und je ſtärker dieſe ſind, deſto mehr wird es geſchwächt; je weniger ihrer entgegen ſtehen, deſto gröſser iſt die Vermuthung. — Zu den Fällen, in welchen die Indicien alle Kraft verlieren, fügt der §. 565. in der neuen Auflage noch 5. hinzu: wenn unter verſchiedenen Indicien das eine dem andern logiſch widerſpricht, in welchem Falle ſie ſich wechſelſeitig zerſtören. [Dieſen Zuſatz hält Rec. für weniger fruchtbar. Denn da der Vf. den Fall von widerſprechenden Gegengründen, wodurch die Kraft der Indicien aufgehoben wird, ſchon beſonders aufgeführt hat: ſo möchte jener in dieſem bereits begriffen ſeyn, indem jedes widerſprechende Indicium doch nichts anders als ein Gegengrund iſt.] — §. 570. beſtimmt der Vf. den Begriff der *Ocular-Inſpection* jetzt allgemeiner als er vorher gethan hatte, dahin: ſie iſt die Erforſchung der ſinnlich gegebenen Merkmale eines Gegenſtandes, durch eigene Sinnenerkenntniſs des Richters. Als unmittelbare Erkenntniſs hat ſie [nämlich bey den Verbrechen welche Spuren hinterlaſſen] den Rang vor allen denen Beweismitteln, welche nur eine mittelbare Erkenntniſs gewähren — Zeugen und Ausſage des Angeſchuldigten. Der übrige Theil des §. gefällt dem Rec. in der zweyten Auflage beſſer als in dieſer dritten. Hier ſagt er, daſs der Richter in denjenigen Fällen, wo es auf Kenntniſſe ankomme, die bey dem Richter als ſolchen nicht *vorauszuſetzen* ſeyn, den Augenſchein beeidigter Sachverſtändiger einholen müſſe. Rec. macht hierbey zwey Erinnerungen. Die vorige Auflage enthält den nicht überflüſſigen Zuſatz, daſs anders *keine juridiſche Gewiſsheit entſtehe*. Und ſodann läſst der von dem Vf. gewählte Ausdruck noch die Möglichkeit übrig, zu glauben, daſs, wenn nun wirklich ein Richter *in concreto* die Kunſtkenntniſſe beſäſse, die zum Erkennen der Merkmale eines gewiſſen Objects erforderlich wären, derſelbe nicht nöthig hätte beeidigte Sachverſtändige noch beſonders zuzuziehen.

Ueber die Beweiskraft eines *Documents* hat der Vf. folgendes geſagt: (§. 575. b.) I. Soll durch das Document blos das *corpus delicti* oder ein blofses *Indicium delicti* (nicht zugleich *autoris*) erwieſen werden, ſo iſt dazu die blofse Reflexion des Richters auf das Document ohne eine höhere Beweisfuhrung, hinreichend. Soll aber II. gegen eine beſtimmte Perſon Verdacht oder Beweis des begangenen Verbrechens dadurch begründet werden: ſo poſtulirt die Beweiskraft des Documents einen höhern Beweis der Autorſchaft desjenigen, gegen den dadurch etwas bewieſen werden ſoll, *(probatio veritatis documenti)* welches durch eigene Recognition, durch Zeugen oder durch Vergleichung der Handſchrift mittelſt vereidigter Kunſtverſtändigen geführt werden kann.

§. 585.

Digitized by Google

§. 585. wo von den Mitteln die Rede ist, den Ungehorsam eines Inculpaten zu beugen, setzt der Vf. jetzt mit Recht hinzu, dafs dieser Ungehorsam durch verstocktes Nichtantworten, oder durch Vorbringen erwiesener positiver Lügen, welche nicht mit dem Läugnen verwechselt werden dürfen, bewiesen seyn mufs. Ebendaselbst äufsert der Vf. den Wunsch, in welchen Rec. mit einstimmt, dafs der menschenfreundliche Kurfürst von Baiern in seinen Staaten die Tortur gesetzlich abschaffen möge.

Wenn der Vf. bey dem §. 621. wo von der General-Untersuchung die Rede ist, hinzusetzt: der Richter müsse den Denuncianten zur Verstärkung seiner Aussage nach Befinden der Umstände vereiden: so wäre es, nach Rec. Dafürhalten, zweckmäfsig gewesen, einige Umstände anzudeuten, unter deren Voraussetzung dieses, nur behutsam anzuwendende Verstärkungsmittel den Richter *erlaubt* sey. (Wir sagen *erlaubt*. Denn die meisten Richter sind nur zu geschwind bereit, den Denuncianten seine Anzeige beschwören zu lassen, welches sehr zu tadeln ist. Am besten ist es, wenn der Richter Anfangs dabey stehen bleibt, den Denuncianten zu vermahnen, dafs er seine Aussage so erstatten solle, wie er erforderlichen Falls im Stande sey, sie eidlich zu erhärten).

Folgende Erinnerungen gehen zwar nicht diese dritte Auflage insonderheit an, können aber vielleicht zu der gröfsern Brauchbarkeit dieses, mit Recht so sehr geschätzten Werks einen kleinen Beytrag abgeben.

I. *Ueber den von mehreren begangenen Todtschlag*, §. 208 und 226. not. a., P. G. O. A. 148. Hr. F. war vormals der Meynung, in dem Falle, dafs Jemand von mehreren solche Wunden, die jede an und für sich tödtlich waren, empfangen hätte, wäre derjenige, der zuerst verwundete, mit dem Schwerte, die übrigen aufserordentlich zu bestrafen. In der Folge hat er behauptet, dafs es auf den ankomme, der *zuletzt* verwundet habe. Rec. ist unbedingt weder der einen noch der andern Meynung, sondern verstehet den 148sten Artikel der P. G. O. folgender Gestalt. Das Gesetz unterscheidet drey Fälle. 1. *Man weifs den Thäter*, von dessen Hand der *eigentliche Todtschlag* geschehen ist. Die übrigen haben nur dabey geholfen, oder zwar auch verletzt, aber doch erweislich nicht tödtlich. 2. *Mehrere haben dem Entleibten tödtliche Wunden beygebracht*. In diesem Falle soll der Richter vor allen Dingen darauf sehen, ob nicht zu erweifen wäre, wer eigentlich der rechte Thäter gewesen, auf dessen Verwundung der Tod erfolgte, so dafs man von ihm sagen könne: „er sey der rechte Thäter, von des Hand die Entleibung geschehen sey." [Rec. versteht die Worte: *„und man könnt nicht beweislich machen, von welcher sonderlichen Hand und That er gestorben* wäre" *lediglich als eine Wiederholung des zuvor ausgedrückten ersten Falles*. Es ist nicht zu verkennen, dafs diese Worte nichts anders sind als die vorherstehenden: *„der rechte Thäter, von des Hand die Entleibung geschehen ist."* Auch mufste der Kaiser diesen Fall wiederholen, weil sonst der zweyte denselben ganz wieder aufgehoben haben würde.] Es kommt also hier nicht lediglich darauf an, wer *zuletzt* tödtlich verwundet habe, sondern überhaupt, von wessen Hand die Entleibung geschehen sey. Hr. F. kann daher selbst an einem andern Orte (§. 208. not. a., das Beyspiel ist: Raum hat A. dem B. den Kopf abgehauen, so stöfst C. dem B. den Degen durch das Herz) nicht umhin, denjenigen, welcher die absolut tödtliche Handlung (das Abhauen des Kopfes) zuerst verübte, für den wahren Todtschläger erkennen. Man mufs hierbey auch nicht vergessen, dafs der Kaiser den sehr schwierigen Unterschied zwischen Wunden die absolut tödtlich sind, und die nicht absolut tödtlich sind, gar nicht zu machen gesucht habe. Es ist vielmehr anzunehmen, er habe diese Fälle aus dem Gesichtspunkte des gemeinen Verstandes betrachtet, auch auf solche Beyspiele ausgezeichneter Bosheit Rücksicht genommen, wo den Kunstverständigen das Urtheil entweder unmöglich oder sehr schwer gemacht worden. Für solche Fälle nun, wo es nicht unbezweifelt gewifs ist, dafs von einer bestimmten Verletzung (wie z. B. das Abhauen des Kopfes ist) der Tod unläugbar erfolgt sey, wo aber doch die Entleibung eine Folge der einzelnen tödtlichen Verletzungen gewesen ist, sollen alle Urheber dieser tödtlichen Verletzungen mit dem Tode bestraft werden. Der *dritte Fall* ist endlich der, wenn man zwar weifs, dafs gewisse Personen als Beyständer, Helfer und Urfacher bey einer Entleibung zugegen gewesen, man aber keinem nachweisen kann, dafs er der Urheber der einen oder der andern tödtlichen Verletzung gewesen sey; dann findet eine aufserordentliche Strafe nach den Umständen Statt.

II. *Ueber den Unterschied zwischen Giftmord und Vergiftung*. Obgleich in Absicht auf die Strafe zwischen beiden Verbrechen kein gesetzlicher Unterschied ist, so ist es doch gut, wie der Vf. es gethan hat, in der Vorstellung beides zu unterscheiden. Nur dürfte dann, wenn von der Vergiftung, *als Körperverletzung* gehandelt wird (§. 249.), nicht von der *Absicht zu tödten* die Rede seyn, sondern diese in die Lehre von dem *Giftmorde* verwiesen werden müssen, weil sonst stillschweigend der gemachte Unterschied wieder aufgehoben wird. Allerdings ist die Vergiftung in der Absicht zu tödten, auf welche aber nicht der Tod, sondern nur eine Körperverletzung erfolgte, als attentirter Giftmord zu betrachten; dadurch wird aber noch nicht behauptet, dafs jede Verletzung durch Gift ein attentirter Giftmord sey. Die Absicht macht den allerdings Unterschied aus, wenn anders ein Unterschied angenommen werden soll. Die Strafe des attentirten Giftmordes, wenn dadurch eine Verletzung erfolgt, ist indessen ebenfalls capital: doch würde Rec. die am Schlusse des A. 130. bestimmte Exasperation der Strafe [worüber Hr. Hofr. Feuerbach ganz schweigt] nur auf den consummirten Giftmord beziehen.

(Der Beschlufs folgt.)

NA-

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Bibliothek für die vergleichende Anatomie*, herausgegeben vom Prof. *L. Fr. Froriep*. 1. B. 1802. 1. St. 266 S. 2. St. bis S. 474. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Absicht des Vfs. gemäfs, sollte die Bibliothek alle die Abhandlungen liefern, welche von bekannten Anatomen und Naturforschern über Gegenstände der vergleichenden Anatomie in allen europäischen Societäts-Schriften bis zum Jahr 1800 zerstreut erschienen sind, wo sie sich dann an das Wiedemannsche Archiv anschliefsen würde. Vorzüglich wichtige Abhandlungen sollten übersetzt, andere im Auszuge mitgetheilt, auch die Kupfer, wo sie nothwendig wären, nachgestochen oder verkleinert geliefert werden. Dieser Plan war allerdings sehr gut, und die in diesem ersten Bande enthaltenen vierzig Aufsätze verdienten fast durchgängig der Bibliothek einverleibt zu werden; auch ist die Uebersetzung deutlich und ungezwungen. Bey diesen Vorzügen und da oft die Gesellschaftsschriften nur in gröfseren Bibliotheken und auch da nicht immer vollständig zu haben sind, sollte niemand an dem guten Fortgang eines solchen Werks zweifeln. Es scheint aber doch nicht die günstige Aufnahme gefunden zu haben, die ihm zu wünschen wäre, da in drey Jahren keine Fortletzung erschienen ist. Vielleicht liefse sich diese aber dennoch, mit einigen Verbesserungen, bewerkstelligen. Schon bey diesem ersten Bande wären einige Kupfer nicht überflüfsig, vielleicht zum Theil nothwendig gewesen, so um nur ein paar Beyspiele anzuführen, Petits Darstellung der männlichen Geschlechtstheile der Karpfen, Heriffants von den Zähnen des Hayfisches. Mögen diese Figuren auch nicht schön seyn, wir haben keine bessere, und die Bibliothek macht uns ohne sie das Original nicht entbehrlich. Wahrscheinlich trügen schon mehrere Kupfer zur Aufnahme des Werks bey. Zweytens aber hätte der Herausgeber vielleicht mit manchen interessanten Aufsätzen anderer Schriften abwechseln können, die seltener vorkommen. Es sind hier blofs Abhandlungen aus den *Mémoires de l'Academie des sciences* geliefert; weit angenehmer wären sicher die aus italiänischen und einigen englischen Schriften gewesen, an die auch vielleicht die Reihe kommen sollte, die aber schon früher hätten eingeschaltet werden können. Drittens hat der Herausgeber gar keine eigene Bemerkungen hinzugefügt, wozu er doch sehr wohl im Stande gewesen wäre, und die jeder gerne gesehen hätte, so wie sie auch zum Theil nöthig waren. Wenn z. B. zwey Aufsätze über einen Gegenstand vorkommen, und von einander abweichen (wie St. 1. Nr. 24. St. 2. Nr. 4.), war ein Ausschlag zu geben; und bey jedem Aufsatz, wo der Herausgeber dazu im Stande war, hätte in der Kürze angegeben werden können, ob neuere Erfahrungen eben das besagten, ob sie fehlten u. s. w. Endlich vermifst Rec. die Angabe der Seitenzahlen, wo das Original steht, und ob Kupfer bey demselben sind, und von welcher Beschaffenheit. Rec. schreibt dies nicht aus Tadelsucht; allein er glaubt, dafs wenn auf diese Punkte mehr gesehen würde, das Werk den verdienten Beyfall nicht verfehlen dürfte. Die Beurtheilung der Abhandlungen selbst liegt aufser den Gränzen der A. L. Z.; allein eine Anzeige derselben wird denen, welche die Bibliothek nicht kennen, willkommen seyn. St. 1. Nr. 1. Du Verney: Anatomie des Herzens der Schildkröte, des Frosches, der Viper und des Karpfens. 2. Du Verney d. Jüng. über die Eyerstöcke der Kühe und Schafe. 3. Du Verney d. Aelt. über den Blutumlauf und die Respiration der Fische mit Kiemen. 4. Mery über das Herz der Schildkröten. 5. Sarrasin Anatomie des Bibers. 6. Poupart über die Schaalthiere, und insbesondere über die Muscheln. 7. Mery über die Zunge des Spechtes. 8. Geoffroy d. Jüng. über die Flufskrebse. 9. Reaumur über die Bildung und das Wachsthum der Schaalen der Land und Walserthiere. 10. Mery über die Muscheln der stillstehenden Wasser. 11. Reaumur über die Reproduction in den Krebsen. 12. Derf. über den Zitterrochen. 13. Ebend. über die Bildung der Fischschuppen. 14. Ebend. über das Schälen der Krebse. 15. Ebend. Bemerkungen über die Wespen. 16. Ebend. über das Leuchten der Pholaden. 17. Sarrasin Anatomie der Bisamratte. 18. Ebend. Beobachtungen über das Stachelschwein. 19. Morand Bemerkungen über die Beutel der Zibethkatze. 20. Du Fay anatomische Bemerkungen über die Salamander. 21. Petit über die Kryftalllinse in den Augen der Vierfüfser, Vögel und Fische. 22. De la Peyronnie anat. Beschreibung des Moschusthiers. 23. Petit anat. Beschreibung einiger Theile des Karpfens. 24. Lamorier über die Ursache, warum die Pferde nicht brechen. 25. Petit anat. Beschreibung des Auges des Truthahns. St. 2. Nr. 1. Desselben anat. Beschreibung des Kopfes und des Auges einiger Vögel und Amphibien. 2. Morand Beobachtungen über den Blutigel. 3. Winslow Bemerkungen über den Nutzen des zweybäuchigen Muskels des Unterkiefers. 4. Bertin über die Structur des Pferdemagens. 5. Heriffant über die Structur der Rippenknorpel bey Menschen und Pferden. 6. Dess. anat. Bemerkungen über die Bewegung des Schnabels bey Vögeln. 7. Ebend. Untersuchung über die Bestimmung der vielen Zähne des Hayfisches. 8. De la Mure über die Ursache der Bewegungen des Gehirns, welche man bey Menschen und Thieren bey der Trepanation bemerkt. 9. Du Hamel Bemerkungen über das Wachsthum, das Abfallen und die Wiedererzeugung der Hörner. 10 Daubenton über das Hippomanes. 11. Heriffant Bemerkungen über die Verdauungsorgane des Kuckuks. 12. Reaumur Bemerkungen über den Dauungsprocefs der Vögel. 13. Daubenton Bemerkungen über die Flüfsigkeit der Allantois. 14. Heriffant Untersuchungen über die Stimmwerkzeuge der Vierfüfser und Vögel. 15. Daubenton über die Spitzmäuse.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 30. Januar 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Heyer: *Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen Peinlichen Rechts* von D. *Paul Joh. Anselm Feuerbach*, u. s. w.

(Beschluss der in Num. 12. abgebrochenen Recension.)

III. *Ueber Strafe und Privatgenugthuung bey Injurien.* Dass der Vf. die Abbitte und die Ehrenerklärung als Strafen der Injurie betrachtet, lässt sich wohl nicht rechtfertigen. Diess sind verschiedene Arten der dem Beleidigten schuldigen Entschädigung, um die Beleidigung so viel als möglich, ungeschehen und unschädlich zu machen und dem Beleidigten einigen Ersatz zu leisten. Selbst der Widerruf an sich betrachtet, und abgesehen von den durch die Praxis eingeführten Gebräuchen, ist nichts anders als eine Privatgenugthuung. Die Unterscheidung der Strafen in die blos öffentlichen und in die relativ-öffentlichen, unter welche letztere die Privatgenugthuung von Grolmann und Feuerbach gerechnet wird, scheint Rec. keine belehrende Neuerung zu seyn, da sie den richtigen Gesichtspunkt verrückt. Was der Hr. Vf. im §. 296. von der electiven Concurrenz der sogenannten relativ-öffentlichen mit den blos öffentlichen Strafen sagt, dürfte wohl so zu bestimmen seyn, dass bey geringen Injurien die erhaltene Privatgenugthuung von einer öffentlichen Bestrafung in Praxi befreye; bey schweren Injurien aber der Beleidigte sowohl auf die Privatgenugthuung als auch auf eine öffentliche Bestrafung antragen könne.

IV. *Ueber den Begriff der Schmähschrift oder libellus famosus.* Der Vf. scheint hier durch seine sonst so glückliche Gabe zu unterscheiden, zu einigen irrigen Behauptungen verleitet zu seyn. Er theilt das Pasquill ein in die Schmähschrift oder *Libellus famosus* und in das eigentliche Pasquill: bey diesem komme es nicht auf die unterlassene Namens-Unterschrift an, wohl aber bey der ersteren. Allein die R. P. O. von 1677 sagt ja ausdrücklich: noch auch keine *Famosbücher* oder Schriften, es habe der Autor seinen Namen darunter gesetzt oder nicht, u. s. w." Sie muss also natürlich auf den in der P. G. O. A. 110. gedachten *Libell famos* bezogen und als eine

N

Ent-

durch die Zeitumstände veranlasste Erweiterung jenes Artikels betrachtet werden. Der Vf. scheint diess auch selbst zu fühlen. Denn er sagt: „Hier redet das Gesetz *nicht blos von der eigentlichen Schmähschrift*, sondern auch von andern Arten der *iniuria scripta* und des Pasquills." Also gesteht er ja selbst, dass diese Gesetzesstelle auf den *Libellus famosus* zu beziehen, und dass eine schriftliche Verbreitung des Vorwurfs eines begangenen Verbrechens, wenn der Vf. seinen wahren Namen genannt hat, wirklich ebenfalls eine Schmähschrift, *libellus famosus*, sey.

V. *Ueber die eidliche Würderung der gestohlenen Sachen durch den Bestohlenen.* Der Vf. findet sie keinesweges zureichend, sondern will, wenn die Sachen nicht durch vereidete Sachverständige taxirt werden können, nur die Strafe des kleinen Diebstahls zu erkennen. Rec. ist dagegen der Meynung, dass unter Hinzukunft gewisser Umstände, und unter Beobachtung gewisser Rücksichten, wodurch der gegen die Würderung des Bestohlenen obwaltende Verdacht aufgehoben wird, in *subsidium* dieses Beweismittel allerdings gebraucht werden müsse; wie es denn auch *in Praxi* wirklich in den Fällen angewendet wird, da die gestohlenen Sachen von dem Diebe verzehrt, verbraucht oder weggebracht worden sind, so dass sie keinem beeidigten Sachverständigen zur Taxation vorgelegt werden können. Quistorp hat über die hierbey zu beobachtende Vorsicht viel Belehrendes gesagt. (§. 354.) Rec. setzt folgendes Beyspiel hinzu: Ein Dieb hatte einem Kaufmann mehrere Uhren gestohlen und diese sogleich weiter verkauft. Nach geraumer Zeit kommt der Diebstahl erst heraus. Die Uhren lassen sich nicht beyschaffen. Es wird erwiesen, dass der Inculpat $1\frac{1}{2}$ Dutzend Uhren dem Kaufmann gestohlen habe. Sollte der Dieb nur die Strafe des kleinen Diebstahls leiden, und sollte dieser Diebstahl überhaupt nur für einen kleinen gehalten werden, weil der Dieb klug genug gewesen war, die Sache der Würderung durch Taxatoren zu entziehen? Aus dem Handelsbuche des Kaufmanns ging hervor, dass diese Uhren nach dem Einkaufspreise zusammen weit mehr werth gewesen waren, als ein grosser Diebstahl beträgt. Sollte der Bestohlene in diesem Falle nicht mit Recht zu dem Eide gelassen werden, dass die ihm gestohlenen $1\frac{1}{2}$ Dutzend Uhren zur Zeit der

Digitized by Google

Entwendung so und so viel zum wenigsten werth gewesen wären? und würde der Vf. nicht selbst unter solchen Umständen den Diebstahl für einen grosen gehalten haben?

VI. *Von der Abtreibung der Leibesfrucht* A. 133. der P. G. O. Der Vf. handelt zuerst im §. 392 — 395. von dem Abtreiben, unterscheidet nach dem Gesetz zwischen dem belebten und unbelebten Fötus; und fährt dann §. 396. fort: „In dem Gesetz ist zugleich die Tödtung lebensfähiger Kinder im Mutterleibe für Verbrechen erklärt." Der Vf. scheint durch diese Darstellung den richtigen Sinn des 133sten A. d. P. G. O. etwas verdunkelt zu haben. Rec. glaubt diesen so verstehen zu müssen. Das Verbrechen des Kinderabtreibens ist zwiefach: 1. „*so jemand ein lebendig Kindt abtreibt*," d. h. wenn das Kind schon durch Muscularbewegungen Zeichen des thierischen Lebens gegeben hat. — Die Strafe ist capital. 2. „*So aber ein Kindt das noch nit lebendig wer — getriben würd*," d. h. wenn dergleichen Zeichen des Lebens noch nicht vorhanden waren. — Die Strafe ist arbiträr. — Der Fall, den der Vf. §. 396. anführt, wenn das Kind in der Geburt getödtet wird, gehört gar nicht hierher, indem das Gesetz nur vom Abtreiben spricht, sondern derselbe ist ein wahres Infanticidium. — In dem Begriffe des Abtreibens würde es wohl auch besser seyn, wenn bey Embryo das Beywort „nicht lebensfähig" wegbliebe.

VII. *Das Verbrechen des Ehebruchs* will der Vf. nach §. 380. an der Weibsperson härter als an der Mannsperson bestraft wissen. Aus welchem Grunde?

VIII. *Das Verbrechen der Calumnie* (§. 429.) wird nicht blos begangen, wenn der Angeklagte des Verbrechens nicht überwiesen worden, sondern auch, wenn derselbe zufolge der falschen Anklage und verfälschten Beweismittel unschuldig bestraft worden ist.

IX. *Vom Incestus iuris gentium.* (§. 463.) Rec. ist der Meynung, dafs nach Römischen Begriffen der *Incestus iuris gentium* nur in dem Verhältnifs von Ascendenten und Descendenten Statt finde, und zwar sowohl unter den eigentlichen Blutsverwandten, als auch unter den Verschwägerten Personen [in Gemäfsheit von l. 5. §. 1. D. de condict. fine causa]. L. 68. D. de R. N. sagt: „*iure gentium incestum committit qui ex gradu ascendentium vel descendentium uxorem duxerit. Qui vero ex latere eam duxerit, quam vetatur vel adfinem quam impeditur, fiquidem palam fecerit levius si vero clam hoc commiserit, gravius punitur etc.*" Aus diesem, durch das Wort *VERO* ausgedrückten, *Gegensatze* erhellet deutlich, dafs unter Geschwistern kein *Incestus iuris gentium* begangen werde. — Was nun die Gesetzesstellen anbetrifft, die entgegen zu stehen scheinen, so lafsen sie sich leicht erklären. L. 8. D. de R. N sagt: „*libertinus libertinam matrem ant sororem uxorem ducere non potest: quia hoc ius moribus, non legibus introductum est.*" Allein unter *moribus* mufs man nicht etwa eine allgemeine Uebereinstimmung der Völker verstehen. Den Römischen Juristen konnte es nicht unbekannt seyn, dafs bey einigen Völkern die Ehe unter Geschwistern erlaubt war. *Mores* sind so viel als Gewohnheitsrecht: *inveterata consuetudo — hoc est ius quod dicitur moribus constitutum* l. 32. §. 1. D. de leg. L. 14. §. 2. D. de R. N. zählt blofs die verbotenen Ehen auf, ohne im mindesten des Unterschiedes zwischen *Incestus iuris gentium* und *iuris civilis* zu erwähnen. Die Worte *Tantundem iuris est in sorore et in sororis filia*, heifsen nichts anders als: Diese Ehen sind auch verboten. L. 38. D. ad Leg. Jul. d. adult. enthält auch keine entgegenstehende Behauptung. Denn wen es ein Criterion des *incestus iuris gentium* ist, dafs auch die Weibsperson getraft wird: so kann *ftuprum in sororis filia commiffum* kein *Incestus iuris gentium* seyn, weil in §. 1. ja nur von der Beftrafung des Mannes die Rede ist. Papinian wirft die Frage auf: ob die Strafe zu schärfen oder zu mildern sey? und beantwortet sie dahin: Sie ist zu *mildern*, wenn *errore matrimonium illicite contrahitur*, d. h. *fi quidem palam fecerit [palam delinquentes ut errantes excufantur]*; sie ist dagegen zu *schärfen*, wenn *contumacia iuris* dazu kommt, d. h. *fi clam commiferit [clam committentes ut contumaces plectuntur]*. So erklärt Rec. diese Gesetzesstelle in Verbindung mit l. 68. D. de R. N.

Endlich sagt auch l. 5. *pr.* (bey dem Vf. steht verdruckt §. 1.) D. *de condictione fine causa*, durchaus gar nicht, dafs die Ehe mit der Schwester-Tochter zum *incestus iuris gentium* gehöre, sondern nur dafs sie verboten sey. Die Worte *in pari delicto sunt*, heifsen nur: man könnte in diesem Falle sagen beide, sowohl die Schwester-Tochter, die ihren Onkel heyrathen wollte und ihm deshalb eine Mitgift gab, als auch der Onkel der dieselbe annahm, hätten *turpiter* gehandelt (*turpis causa dantis et accipientis pecuniam*). Es ist nicht zu verkennen, dafs Papinian in diesem Fragmente zwey verschiedene Fälle habe anführen wollen: der eine ist der gedachte Fall; der zweyte ist wenn ein wirklicher *incestus iuris gentium* begangen worden ist, wie wenn die Stiefmutter dem Stiefsohne, den sie heyrathen wollte, Geld, das zur Mitgift bestimmt war, gegeben hatte. Da nun Papinian hier ausdrücklich diesen Fall für *Incestus iuris gentium* erklärt, und darein den Grund setzt, warum die *condictio fine causa* Statt finde, bey jenem Falle aber erst eine weniger einfache Argumentation gebraucht, um zu beweifen, dafs die *condictio fine causa* Statt finden könne, so ist klar, dafs er den Fall der Heyrath zwischen dem Onkel und der Schwester-Tochter nicht zum *Incestu iuris gentium* gerechnet habe: wiewohl eine solche Ehe nicht erlaubt war und daher, weil sie gar nicht geschlossen werden durfte, das in Beziehung auf eine solche Verbindung vorausgezahlte Geld durch die *condictio fine causa* zurückgefordert werden konnte.

X. *Von*

Digitized by Google

X. *Von der Legal-Section* (§. 599.) fagt der Vf., dafs fie geſchehen müſſe, von einem oder mehreren beeidigten Aerzten oder Wundärzten. Rec. wünſchte, dafs der Vf., wie er es an andern Orten gewöhnlich thut, die eigentliche Vorſchrift des Geſetzes [wo von einem oder mehr Wundärzten („ſo mann die gehaben und ſolchs geſchehen kann") die Rede iſt] und dann die Praxis [dafs nämlich auſser einem Wundarzt ein Arzt gewöhnlich zugezogen werde] angeführt hätte.

Durch dieſe Erinnerungen wünſcht Rec. dem würdigen Vf. zu zeigen, mit welcher Aufmerkſamkeit er dieſe neue Auflage ſeines Lehrbuchs geleſen hat. Er wünſcht und hofft ihm ſeine aufrichtige Hochachtung dadurch bewieſen zu haben, dafs er ſich bemüht hat, einiges zu der Vollendung eines Werks beyzutragen, das gewifs unter den empfehlungswürdigen juriſtiſchen Lehrbüchern eine der erſten und vorzüglichſten Stellen einnimmt, und ſich ſo ſehr zum Leitfaden für Vorleſungen eignet. Möchte dieſer neuen Auflage ſeines Lehrbuchs recht bald eine neue Auflage ſeiner Reviſion folgen!

PRAG, b. Barth: *Sammlung von Referatsentwürfen über verſchiedene Rechtsgegenſtände ſowohl, als über Geſchäfte des adligen Richteramts, und von Urtheilen über verhandelte mündliche oder ſchriftliche Prozeſſe, nach dem Sinne der allgemeinen Gerichtsordnung, des bürgerlichen Geſetzbuches, und der Verlaſſenſchaftsabhandlungsgeſetze*, nebſt dem *Entwurfe einer Grundbuchführungsinſtruction*, und einem *Anhange von Muſtern verſchiedener Gerichtsprotocolle, und wirklicher Expeditionen über einige Referate*. Herausgegeben von *Joſeph Georg von Nuce*, Rathsprotocolliſten bey dem Magiſtrat der K. K. Hauptſtadt Prag. 1802. 248 S. 8. (16 gr.)

Dieſer ausführliche Titel enthält ſchon eine vollſtändige Anzeige alles deſſen, was die Leſer hier zu erwarten haben. Das Ganze iſt ein nach *alphabetiſcher Folge* der Gegenſtände geordnetes Formularbuch, vorzüglich für Referenten, die einen kurzen Vortrag aus einzelnen, mündlich oder ſchriftlich geſchehenen, Anträgen zu machen, und ihr Votum darüber abzugeben haben; dann auch für Abfaſſung der Urtheile u. ſ. w., wie der Titel zeigt. Jenes ſind die ſogenannten Referatsentwürfe, bey welchen der Herausgeber, laut der Vorrede, hauptſächlich ſolche Muſter gewählt hat, worin der Referent zugleich über Sachen, worauf es in der Verfügung beſonders ankommt, und die gleichwohl in den Geſetzen nicht ausdrücklich beſtimmt ſind, eine zweckmäſsige Belehrung findet. Dieſe Idee, der Decretirkunſt im Materiellen nachzuhelfen, iſt gewifs ſo übel nicht. Es kommt in Gerichten und Collegien täglich eine Menge von Anträgen vor, wo der angehende, oder minder geübte Referent in Verlegenheit geſetzt wird, da ihn ſowohl das Geſetzbuch, als auch ſein auf der Univerſität fleiſsig benutztes *practicum et relatorium*, [die, offenherzig geſtanden, was das Ganze der juriſtiſchen Praxis betrifft, nicht viel ſagen wollen] ihn ganz hülflos laſſen. Hier kann ihm ſo ein praktiſches Noth- und Hülfsbüchlein, als das vorliegende, nicht ſelten ſehr zu Statten kommen. Der Herausgeber proteſtirt wiederholt gegen die eigene Abfaſſung dieſer blofs geſammelten Entwürfe, daher ihm auch der Gebrauch mancher Provinzial-Ausdrücke nicht zur Laſt gelegt werden kann, wenn gleich Formularbücher nach Anleitung des von *Klein* in der Vorrede zum *deutſchen Flavius* darüber Geſagten, ſonſt allerdings zur Verbeſſerung des Geſchäftſtils beytragen können und müſſen. Dieſer iſt gerade in *Böheimb*, nach den gegenwärtigen Muſtern zu urtheilen, mit fürchterlichen Wörtern und Redensarten angefüllt. Einige Proben davon gibt ſchon der Titel des Buchs; in der Folge aber kommen noch vor: *Ausfolglaſſung, Alimentenbemeſſung, Bittſteller, Bittſtellerin, Cautionserlag, Cautionsrückſtellung, Einantwortungen, Pränotirungsablaſſung, Cridaausweis*. Das letztere ſoll, wie der Zuſammenhang vermuthen läfst, ein Diſtributionserkenntnifs über die Concursmaſſe andeuten. An den übrigen mag der Leſer ſelbſt ſeine Sprachkenntnifs üben.

LEIPZIG, b. Kummer: *Grundſätze des Wechſelrechts* von D. *J. L. E. Püttmann — dritte*, nach Abſterben des Verfaſſers, vom Hofrath C. E. *von Mertens* zu Göttingen beſorgte vermehrte Ausgabe. 1805. 236 S. 8. (20 gr.)

Püttmann's Wechſelrecht iſt bekannt. Den Leſern kommt es nur darauf an, von der Form, in welcher es jetzt erſcheint, eine nähere Nachricht zu haben. Das Werk an ſich iſt, ſo wie es war, beybehalten, und der Herausgeber hat ſich nur darauf beſchränkt, theils die Literatur zu ergänzen, theils hin und wieder kleine Zuſätze und Erläuterungen hinzu zu fügen, welche durch Einſchlufs in Klammern von dem, was des Verfaſſers Eigenthum iſt, unterſchieden ſind. Seiner Ueberzeugung, dafs es überwiegende Vortheile habe, die *traſſirten* Wechſel zuerſt, und vor den *eigenen* abzuhandeln, durfte alſo der Herausgeber hierbey nicht folgen, da dieſes eine Umarbeitung unvermeidlich gemacht, und der Leſer alsdann nicht mehr *Püttmann's* Werk, das er zu fordern berechtigt war, erhalten haben würde. Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre; daher dieſe Ausgabe in jedem Betracht mit Beyfall aufgenommen zu werden verdient.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Joh. Gottfr. Schaumburg — Principia praxeos iuridicae iudiciariae, quae modos procedendi in iudicio ab ordinario diverſos ſiſtunt, variis obſervationibus practicis illuſtratos, libri ſecundi* inſtar priori addendo. Cum ind. rer. et verb. Editio *altera* emendationibus et obſervationibus aucta a *Joh. Aug. Reichardt*. 1804. 301 S. 8. (1 Rthlr.)

Schon im J. 1774 gab Hr. G. J. R. *Reichardt* den zweyten Theil von Schaumburgs gerichtlicher Praxis, welcher ſowohl den regulären fun-

Digitized by Google

summarischen Prozefs, als den Executiv-, Wechsel-, Possessorischen-, Inhibitiv-, Provocations-, Arrest-, Concurs- und Criminal-Prozefs enthält, mit Zusätzen aus dem neuern Sächsischen Recht, auch einen einzeln Bemerkungen und Berichtigungen heraus. Die vorliegende neue Ausgabe nimmt zugleich auf die nachher erschienene Gothaische Prozefsordnung v. J. 1776 Rücksicht, und liefert insbesondere beym Criminalprozefs mehrere Zusätze, in welchen unter andern die neueren Schriften von Klein und Kleinschrod, dem jüngeren Meister, und Eschenbach benutzt sind. Gern hätten wir noch bey den übrigen Prozefsarten die Untersuchungen der Neueren, namentlich beym Provocations-, Concurs- und possessorischen Prozefs Gönner's, Happel's, Dabelow's und Pfotenbauer's, auf gleiche Weise benutzt, auch nach Befinden kürzlich geprüft gesehen, wenn es die Mufse des Herausgebers gestattet hätte, sich auch über diese zu verbreiten.

Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Egid Joseph Karl von Fahnenbergs*, K. K. Erzherzogl. Oesterr. Reichstags-Gesandten und Directors im Fürstenrathe, *Briefe*, an seinen Sohn Karl Heinrich, *über die Verfertigung der gerichtlichen und gesandtschaftlichen Relationen. Zweite* verm. Ausgabe. 1804. 268 S. 8. (22 gr.)

Die erste Auflage dieses schätzbaren Buchs, welche im J. 1802 erschien, ist schon damals in unsern Blättern (1802. Num. 238.) mit den gebührenden Lobe angezeigt worden. Die gegenwärtige zweyte Ausgabe unterscheidet sich von jener dadurch, dafs Muster zu Ausarbeitungen als Beylagen hinzugefügt sind, die allen Beyfall verdienen. Die erste und zweyte Beylage ist eine Relation nebst Gutachten über einen, wegen Erb- und Lehnfolge zwischen den Domherrn von Spiegel und Fritz Schöneberg von Spiegel anhängigen, Rechtsstreit. Die dritte ist eine in lateinischer Sprache abgefafste Uebersicht einer Relation, und die vierte eine Extrajudicial-Relation in Sachen Weis's entgegen den Grafen Schenk zu Stauffenberg, in welcher der Frhr. von Fahnenberg den Satz, dafs Beamte eigenmächtig und ohne Ursache, nicht sofort ihres Amtes entsetzt werden können, durch zweckmäfsige Gründe unterstützt. Den Beschlufs macht unter Nr. 5 und 6. ein, besonders für Gesandschaften, nützlicher Anzeige- und Anfrage-Bericht.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hamburg, b. Hoffmann: *Ueber die Ernährung der Kinder in den ersten beyden Lebensjahren.* Zur Belehrung für Mütter, denen das Wohl ihrer Kinder aufrichtig am Herzen liegt. Herausgegeben vom Dr. *J. H. Sternberg.* 1802. 166 S. 8. (12 gr.)

Dieses, in 13 Kapitel abgefafste, zunächst für Mütter bestimmte, eindringend und herzlich geschriebene, Büchelchen enthält manche gute, der Befolgung werthe, jedoch auch einige nicht ohne Einschränkung anwendbare Rathschläge. Mit wie vielen Kosten, Unbequemlichkeiten und Nachtheilen ist nicht der, S. 10. empfohlene Vorschlag verknüpft „wenn eine Mutter das Kind mit ihrer Milch nicht allein sättigen kann: so soll sie nebenbey eine gesunde Amme halten, oder das Kind täglich einige Male einer gesunden und redlichen Frau ihrer Bekanntschaft zu schicken suchen." Nicht das Einschlafen des Kindes an der Brust in der Nacht verursacht Leiden von Säure, sondern die üble Gewohnheit vieler Mütter, das Kind die ganze Nacht hindurch an der Brust liegen und saugen zu lassen. Dadurch wird die Verdauung gestört und geschwächt, und, als Folge dieser Schwäche der Assimilationsorgane, Säure erzeugt. — Ob die, S. 95. mit so vieler Wärme empfohlne, Erdbeeren eine schickliche Kinderspeise abgeben dürften, bezweifelt Rec. sehr, da er so häufig Gelegenheit gehabt hat, auf den Genufs derselben, bey Kindern wie bey Erwachsenen, Durchfälle, Magenkrampf, Koliken u. s. w. erfolgen zu sehen. Inconsequent ist es bey dem Genusse der Birnen das Abschälen derselben unnöthig, und bey den Pflaumen, deren Haut viel zarter ist, dasselbe so besonders nöthig zu finden; ja dieserhalb sogar die Pflaumen den Kindern ganz zu untersagen. — Wenn das Wasser, als Zusatz zu der für das Kind bestimmten Milch, vor dem Gebrauche gesotten, oder mit etwas Fenchel oder Kümmel abgekocht wird, ist es keineswegs so verwerflich, als der Vf. S. 111. glaubt. Späterhin, am Ende des zweyten Lebens-Jahres, würde Rec. ohne Bedenken, nach langjährigen Erfahrungen, ein schwaches, gut ausgegornes Weifsbier, von Gersten- Luftmalz bereitet, empfehlen, so sehr auch der Vf. S. 127. den Genufs jedes Biers als äufserst schädlich verschreyet. Bey dem, im zehnten Kapitel angeführten, Gebrauche und Nutzen des Eichel-Kaffees ist der Cacao-Kaffee vergessen, welcher jenem bey weitem vorzuziehen ist, und von atrophischen Kindern mit dem günstigsten Erfolge getrunken wird.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 1. Februar 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Crusius: *Beyträge zur ausübenden Arzneywissenschaft*, von D. *Lebr. Friedr. Benj. Lentin*, (vorm.) L. A. zu Hannover. *Erster* Band. N. A. 1797. 476 S. m. 3 K. *Zweyter* Band. 1798. 279 S. m. 2 K. *Dritter* Band. 1804. 228 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Sehr wohl wird einem Rec. zu Muthe, wenn er aus dem, jetzt so häufigen, tumultuarischen Gewirre speculativer Theoretiker zu einem rationellen Eklektiker kommt, der, wie der Vf., mit Bescheidenheit die Gränzen der Kunst und des menschlichen Verstandes anerkennt; beide aber zum Vortheile der Menschheit und seiner Kranken hinreichend zu benutzen versteht. Nur ein solcher Arzt ist ein wahrer Wohlthäter des menschlichen Geschlechts! Dem Vf. gebührte dieser Ruhm, als er noch lebte, und noch nach seinem Tode wird er es durch seine Schriften. Der *erste* Theil ist bereits bey Erscheinung der frühern Auflage in der A. L. Z. (1789. Num. 374) angezeigt worden; der *zweyte* Band enthält: *Bemerkungen über die Epidemieen in Lüneburg*, die Masern und Pocken. An erstern starben viele Kinder aus sorgloser Wartung nach zurückgelegter Ausschlagskrankheit. Die Pockenkrankheit erleichterte der Vf. durch die prophylaktisch genommenen Rosensteinschen Pockenpillen. (Das Verhältniss der mit und ohne diese Pillen behandelten Kinder ist jedoch nicht genau angegeben.) Er schreibt sogar dem Queckssilber einen so grossen Einfluss auf das Pockengift zu, dass er Impfstellen durch aufgelegtes, in Quittenschleim aufgelöstes Queckssilber unwirksam gemacht haben will. Von da kommt die Rede auf die *Krankenpflege der Armen*, die sich jedoch seit dieser Zeit an den meisten Orten in Deutschland verbessert hat. Eine schöne Blume streut der nun auch verblühte Vf. auf das Grab des verewigten *Werlhof*, indem er angibt, dass jeder arme Kranke zu ihm und er wieder zu ihnen, wie Freund zum Freunde, eilte. Wie viele grosse und vornehme Aerzte, wenn kein Rang, Titel oder Gold zu erwerben ist, thun dies? — Die Abschnitte: *Pocken und Ruhr* enthalten nichts neues, ausser die eigene Krankheitsgeschichte des Vfs. unter letzterem Abschnitte. Unter der Aufschrift: *Sporadische Krankheiten* werden *Nachträge* zu der Abhandlung über die Wassersucht im 1. B. geliefert. Der Vf. macht darin auf die gute Wirkung schweisstreibender Mittel aufmerksam, und empfiehlt besonders das Hirschhornsalz. Gegen die harten, geschwollenen Extremitäten wird ein Abfud der *Flor. Sambuc. Arnic.* mit *Sal. C. C.* als warme Bähung gerühmt. Weiterhin werden sie dann mit Seifen-, Salmiak- und Ameisenspiritus, bey Unempfindlichen auch mit Kantharidenessenz gewaschen und immer gewärmt. Gegen die Rose wasserfüchtiger Theile nutzt erwärmtes Bleywasser. Das Scarificiren widerräth der Vf. und räth nur, zu schröpfen, ohne Köpfe aufzusetzen. Auch legt er ohne Furcht Vesicatorien auf die Schenkel. Wenn die harntreibenden Mittel nicht wirken und Rückenschmerzen verursachen, setzt er denselben schmerz- und krampfstillende Mittel in- und äusserlich zu. Im Zustande der Erschlaffung hat er Nutzen von einer *Essent. Chenopodii mexicani* gesehen. Den Schluss dieses Aufsatzes macht die Beobachtung einer geheilten Herzbeutelwassersucht. *Die blaue Krankheit.* Man hat neuester Zeit eine in Frankreich häufiger als in Deutschland beobachtete Krankheit, das *Endurcissement du Tissu cellulaire* die blaue Krankheit genannt. Sie ist Kindern eigen. Der Vf. beschreibt eine andere, auch nur jungen Leuten gefährliche Art, wovon er in zwey und vierzigjähriger Praxis nur zwey Kranke sah. Ein Jüngling von 15 Jahren hatte ein gedunsenes, bey einiger Anstrengung blaufschwarzes Gesicht, die Lippen am meisten, die Nägel an Händen und Füssen beständig blau, der Körper mager. Die Section zeigte einen fehlerhaften Zustand des Herzens und der grossen Blutgefässe, und, als Folge der ersteren starken Congestion nach dem Kopfe, Anhäufung von Blut im Gehirne, so dass die markichte Substanz kaum von der rindichten zu unterscheiden war. Das Blut selbst ist immer sehr schwarz. Heilung findet nicht Statt, nur eine elende Erleichterung durch Aderlassen aus der Jugularvene, kaltes Baden vom Kopf an abwärts und eine mehr oxygenirte Luft zum Einathmen. *Tentamen vitiis auditus medendi*, eine schon bekannte Abhandlung unverändert abgedruckt. Ihr angehängt sind: *Erfahrungen über die Heilart des schweren Gehörs.* Um Blasenpflaster offen

Digitized by Google

zu erhalten, was der Vf. hierbey für nützlich hält, foll man Seidelbaſtpulver in die wunde Stelle ſtreuen. Schweres Gehör nach Krankheiten heilt der Vf. mit einem Zugpflaſter hoch am Nacken, und einem, grade zu der Zeit, wenn jenes anfängt zu wirken, gegebenen Purgirmittel. (Rec. heilt dieſe Taubheit mit ſtärkenden Mitteln.) Gegen den Geſichtsſchmerz war manchmal *Tinct. Stramonii*, das Neundorfer Waſſer, auch einmal rother Wein zu 1 bis 2 Bouteillen täglich getrunken und viel Bewegung gut. Die durch Schleim verſtopften Euſtachiſchen Röhren ſuchte der Vf. nach ſeinen letzten Erfahrungen lieber durch erwärmte Luft als durch Flüſſigkeiten zu öffnen. (Zu Reinigung des äuſsern Gehörganges empfiehlt er einen *Liquor* aus *Infuſ. hb. Mercurialis* oder *Saponariae*, 1 Quentchen Kalbsgalle und etwa 15 bis 20 Tropfen *Lac amoniaci*. *De acido phosphori caries oſſium domitore*, ſchon bekannt, aber durch *nachherige Erfahrungen über den Gebrauch der Phosphorſäure* auch auf andere Krankheiten, beſonders Verbeſſerung der Fäulniſs und chemiſchen Auflöſung, welche von Mangel an der natürlichen Phosphorſäure herrühren, ausgedehnt. Gegen Caries der Zähne empfiehlt der Vf. dieſelbe mit Myrrhe gar ſehr. *Marasmus ulcerosus*. Eine unbeſtimmte Art von Abzehrung, welche hauptſächlich in ſiſtulöſer Eiterung beſteht. *Von der Wirkung der Gratiola im Wahnſinne*, ſchon bekannt. Der Vf. empfiehlt das Pulver dieſes Krautes, Morgens zu ½ Quentchen und Abends zu 10 Gran. *Unterſchied zwiſchen Rheumatiſmus und Gicht*. Schon bekannt und itzt faſt überflüſſig. Noch immer hält der Vf. das Queckſilber, beſonders den Sublimat für das *Specificum* des erſtern. *Chenopodium mexicanum*, empfohlen als Thee und in geiſtiger Tinktur gegen Lähmung und überhaupt als ein kräftig excitirendes Mittel. *Lähmung der Armpulsader* blieb nach allerley angewandten Mitteln ungeheilt. *Der uneigentliche Magenkrampf* wird vom Vf. eine Krankheit benannt, von welcher die krampferregende Urſache weder im Magen ſelbſt liegt, noch auch conſenſuell iſt (?). Der Vf. verfteht darunter, wie es ſcheint, die Verhärtung des untern Magenmundes, wovon *Pezold* inſtruktiv geſchrieben hat. Die Lentiniſche Benennung verdient nicht beybehalten zu werden. *Ein ohne Gehirn und doch vollſtändig* (?) *gebornes Kind*. *Beſtätigung der Wirkſamkeit des Bisams mit flüchtigem Bernſteinſalz im kalten Brande* (wegen der Koſtbarkeit ſelten anwendbar!). *Epilepſie*. Der Vf. glaubt, dieſe Krankheit habe in den letzten 20 Jahren an Frequenz zugenommen. In einem Briefe empfiehlt der verſtorbene *Werlhof*, Morgens nüchtern 2 Unzen *Acetum ſquillae*, ein Fontanell und eine Tiſane aus *Viſcum querum* dagegen. *Hämorrhoiden*. Der Vf. heilt ſie mit gelinden Ausführungsmitteln; wenn ſie blind und Klyſtire anwendbar ſind; mit Kämpfichen erweichenden Klyſtiren; nach einigen Tagen eine Aderlaſſe am Arme, wieder nach ein paar Tagen 6 bis 8 Blutigel an den After und Wisbadener Waſſer, zum Schluſs Pyrmonter oder Driburger Brunnen. (Statt dieſes Gewäſſers empfiehlt Rec. Schwefel und Stahl in Subſtanz.) *Gerichtliche Unterſuchung und Leichenöffnung einer Perſon, welche nach einer erhaltenen Maulſchelle plötzlich ſtarb*. Bey der organiſchen Anlage der Perſon, einer ſehr dünnen Hirnſchale ohne *Diploe*, feſt angewachſener *dura mater*, Anſammlung von Waſſer im Gehirne, vollen Gedärmen, erklärt der Vf. den Tod aus der heftigen Gemüthsbewegung, in welcher ſich die Getödtete vor ihrem Hinſcheiden befand. *Obduction eines im Keller todt gefundenen, neugebornen Kindes*. Ein krittelnder Defenſor würde vielleicht hie und da einen Tadel aufzufinden wiſſen. Das merkwürdigſte iſt das Bekenntnifs des Vfs., S. 262. eines Augenzeugen, über das Verfahren des Prof. *Rüderer* zu Göttingen, bey ſeinen Experimenten mit dem Nabelſtrang, um die nicht nothwendige Unterbindung deſſelben zu erforſchen und zu beweiſen. *Bedenken von einer heimlichen Geburt*, von älterem Dato. Der *dritte* Band beginnt mit einem Blicke auf *Epidemieen*, Ruhr, Scharlach, Maſern, Stickhuſten und Mumps. Der Scharlach war nach dem Vf. gallicht; daher gab er zur Heilung Brechmittel und alle Tage ſo viel von einem laxirenden Tranke, daſs zwey, drey Stühle erfolgten, ſo lange es die Beſchaffenheit der Stühle und Krankheit erforderten. (??) Zur Linderung des Halſes gab er eine Abkochung der gelben Rüben oder der Althee- und Süſsholzwurzeln, auch Säfte mit Vitriolſäure, äuſserlich den bekannten (theuern und unangenehmen) Umſchlag von Kaſtenmark, Mandelöl, Elaterium und Salmiakgeiſt. Bey der Abſchuppung räth er lauwarme Kleienbäder. Nun wurden Laxantia und Säuren ausgeſetzt, und *Diaphoretica* nebſt *Diureticis* gegeben. Das Anſteckungsvermögen des Scharlachs zieht der Vf. in Zweifel, liefs aber doch hie und da eine Präſervationskur anwenden. (?). Beym Stickhuſten nimmt der Vf. auch einen dreytägigen Typhus an, widerräth jedoch den zu frühen Gebrauch der China. Beſſer bekam das Decoct von *Polygala amara*, *Marrubium* und *Arnica* mit *Syrup. ſenegae*. Opiate bekamen nie gut. (Die Erfahrung des Vfs. divergirt hier von der Erfahrung der meiſten praktiſchen Aerzte, auch des Rec.) Veſicatorien forderten Vorſicht. Ueber die *Tinct. Cantharidum* könneten nichts Beſtimmtes ſagen. Nun folgen *ſporadiſche Krankheiten*. 1. Krankheiten der Harnblaſe der Alten. Das Reſultat einer Unterredung des Vfs. mit *Wichmann*. (Das durch dieſe ganze Schrift gezeigte wechſelſeitige Vertrauen zwiſchen den beiden würdigen Männern, *Wichmann* und *Lentin*, hat Rec. mit einen ſehr wohlthätigen Gefühle ergriffen.) Der Vf. holt zu ſeinen früher bekannt gemachten Erfahrungen einige nach. Sie beweiſen, daſs Krankheiten der Harnblaſe eben ſo mannichfaltig als ſchwer zu heilen ſind. 2. Von der Wirkung der *digitalis p.* in der Bruſtwaſſerſucht. Er hält ſie für ſehr wirkſam. Ein diagnoſtiſches Zeichen, auf welches der Vf. viel hält, beſteht darin: Man entblöſse dem Kranken, ehe er etwas genoſſen, und nachdem er Oeff-

Digitized by Google

Oeffnung gehabt hat, den Vordertheil des Leibes, la ſſe ihn ſtehend ſich vorwärts beugen und lege die flache Hand über die Herzgrube. Iſt die Bruſt mit Waſſer angefüllt, ſo empfindet man in der Hand jeden Pulsſchlag des Herzens, auch jede Unregelmäſsigkeit deſſelben durch eine weiche Wallung des inwendig enthaltenen Waſſers, die gegen die Hand ſtöſst. (Die Bruſt muſs doch gewiſs ſehr voll und das Waſſer ſelbſt im *Cavo pectoris* enthalten ſeyn, wenn man dieſe Wallung durch das ſo ſtarke *Sternum* empfinden ſoll! Wir bezweifeln die Wahrheit dieſes Zeichens!) 3. Heilart verſtopfter Drüſen und Scirrhen in der weiblichen Bruſt. Der Vf. empfiehlt kleine Gaben Belladonna, alle Abende 1 Gran *hb. belladonn.* mit 15 Gr. Rhabarber und dazwiſchen jeden fünften Morgen ein Brechmittel, einmal aus *Ipecacoana*, das anderemal aus *Tartar. emet.* 4. Fortſetzung der Beobachtungen über den Geſichtsſchmerz. Einen ſpecifiſchen Charakter dieſes Uebels ſetzt der Vf. darein, daſs der Anfall des heftigſten Schmerzens durch die leiſeſte Berührung der angegriffenen Theile aufzureizen ſey. Auch iſt er geneigt, den Sitz deſſelben im Unterleibe zu ſuchen (?). 5. Von der habituellen Epilepſie. 6. Kurze Nachrichten über die Beſtandtheile und Wirkungen des Rehburger Geſundbrunnen. Rehburg gehört unter die kalkartig-ſalinſch-kaliſchen Stahlwaſſer, es liegt angenehm und hat einen braven, geſchickten und theilnehmenden Brunnenarzt. 7. Fortſ. der Bemerkungen über den Croup. Der Vf. theilt ihn in den häutigen (oder eigentlichen) und in den krampfichten (*Aſthma acutum*); jener ſey häufiger bey Knaben, welche mit bloſsem Halſe jeder Jahreszeit ausgeſetzt ſeyn, dieſer mehr bey Mädchen. Bey jenem iſt rauher, bellender Huſten ſchnell ausgebildet, nach einigen Stunden mit Strangulationston ohne Nachlaſs, unter dem Kehlkopf eine etwas ſchmerzhafte (?) geringe Geſchwulſt (?), mit einem Schleimgeräuſche huſtet das Kind ohne nieder zu ſchlingen, der Urin iſt ſtets (?) natürlich, eher etwas dunkel, ſelten. Bey dieſem nebſt dem bekannten kreiſchenden Tone gleich Strangulationsathem, periodiſcher Gang, öfters blaſſes Urinlaſſen, exaltirter Zuſtand, keine Geſchwulſt und Schmerz. Hier nie Auswurf, dort Auswurf bey der Entſcheidung. Bey beyden Arten räth der Vf. gleich Anfangs ein Brechmittel, bey vollſaftigen Knaben aus *Tart. emet.*, bey zarten Mädchen aus *Ipecacoana*, dann ein laues erweichendes Bad. Nun modificirt er die Kur nach Entzündung oder Krampf. 8. Beſtätigung der guten Wirkungen des Wisbader Waſſers in Hämorrhoiden und Hämorrhoidalanomalien. 9. Kurzdauernder Wahnſinn, nach einem Brechmittel eingetreten und durch Wurmmittel gehoben. 10. Von einigen Krankheiten der Speiſeröhre, Beyſpiele von *Deglutitio difficilis*. 11. Widernatürliche Blutungen aus der Gebärmutter. Der Vf. macht auf Polypen aufmerkſam, die oft Blutungen der Art erregen. 12. Ueberſicht des Wechſels allgemeiner Geſundheitsconſtitution vom J. 1756 bis 1803. *Tempora mutantur, et nos mutamur in illis!* Ganz wahr iſt es, was der Vf. im Geiſt und in der Wahrheit von unſrer jetzigen Zeit ausſpricht: „Durch Diät und Kleidung, die, was das weibliche Geſchlecht anbelangt, ſo dünn, ſo transparent, ja ich möchte ſagen, ſo indecent als möglich angelegt wird, werden rheumatiſche und gichtiſche Infirmitäten, durch die Art, wie die jungen Leute jetzt tanzen, mancherley Gattungen Hämorrhagieen und Schwindſuchten, und durch das übermäſsige Thee- (und Kaffee-) trinken und das unvorſichtige Romanleſen, das Jagen nach Genüſſen aller Art, in der Phantaſie und Wirklichkeit, nervöſe Krankheiten mehr als zu ſehr unterhalten!"

GOTHA, b. Ettinger: *Beyträge zur praktiſchen Arzneykunde*, von D. *Joh. Ge. Friedr. Henning*, Hofr. und Hofmed. zu Zerbſt. *Zweyter* Band. 1804. 258 S. 8. m. K. (1 Rthlr.)

Der *erſte* Band wurde zu ſeiner Zeit, (A. L. Z. 1804. Num. 204.) angezeigt; und wenn uns die Durchſicht deſſelben nur einen beſchränkten Beyfall abzwang: ſo geſtehen wir mit Vergnügen, daſs der gegenwärtige zweyte Band in Hinſicht der Grundſätze und Gegenſtände ſowohl, als auch in Hinſicht des Vortrags ſichtbare Vorzüge vor jenem habe. Wenigſtens iſt der Wille des Vfs. und das Beſtreben, ſich und ſein Buch zu vervollkommnen, lobenswerth. Nach einer *Ueberſicht des Jahres* 1802 theilt Hr. H. uns Beobachtungen *über den Gebrauch des rothen Fingerhutes* mit, vermöge welcher er dieſes Kraut für ein wirkſames Mittel für das Lymphſyſtem und Secretionsgeſchäft, äuſserſt durchdringend bey der der Waſſerſucht ſo ſehr vergeſellſchafteten Verſtopfung der Eingeweide, hält. So oft er es brauchte, ſah er durch den Stuhl ein Weſen abgehen, das den Kämpfiſchen Infarkten vollkommen glich. Dergleichen Erſcheinungen ſah er auch bey ſkrofulöſen Kranken. Je reizloſer der Zuſtand, deſto beſſer ſchien es zu wirken. (Rec. ſtimmt, die Infarkten ausgenommen, vollkommen mit dieſen Beobachtungen ein). *Beſonderer Anſchlag bey Gichtkranken*, rothblauer, abgeheilten Pocken oder dem *morbo maculoſo* ähnlicher Art. *Brechweinſtein en lavage* oder in getheilten Doſen gegeben, empfiehlt der Vf. ſehr in *ſtrumöſen* Zufällen, wie er ſich S. 40 ausdrückt, und atrophiſchen Kinderkrankheiten. Im letzten Falle ſetzt er doch andere Mittel zu; im zweyten nicht auch? Er hat den Brechweinſtein; auf dieſe Weiſe gegeben, auch als eins der wirkſamſten *Anthelmintiken*, S. 48. kennen lernen. *Drey Beyſpiele von Dyſurie, die tödtlich ablieſen. Etwas über den Gebrauch des Mohnſaftes;* daſs er ſehr vorſichtig gegeben werden ſolle. (Dieſer Aufſatz iſt dem Vf. am wenigſten gelungen.) *Eine durch einen unglücklichen Fall in Gewächs übergegangene linke Niere eines dreyjährigen Kindes.* Der Knabe ſtürzte die Treppe herunter und quetſchte ſich die linke Lendengegend ſehr. Nicht lange darauf fing das Kind an zu klagen, der Leib ſchwoll an, es kam Fieber, der Urin ward unterdrückt,

Digitized by Google

drückt, ging mit Schmerz und Blut ab. Die Geschwulst hielt der Vf. für ein Steatom und widerrieth das Oeffnen derselben. (Wer weiss, hätte der Kranke da noch gerettet werden können!) Die Geschichte ist lehrreich. *Ein Hirnbruch.* Der vierte Fall dieser Art, welchen der Vf. sah. (Eine ganz eigene Frequenz eines sonst seltenen Uebels!) Der Beutel, welcher das Hirn enthielt, hatte 16 Zoll in der Peripherie, 9″ in der Länge, 8″ in der Breite. Die ganze Oberhälfte des Schädels war bey der Bildung vergessen, und was da war, mifsgebildet. *Eine polypöse Excrescenz am obern Kinnbacken*, die den Tod verursachte. Eine schreckliche Geschichte! Ein verunglücktes Zahnausnehmen gab den Grund zu einem der fürchterlichsten krebshaften Uebel. Wir glauben es gerne, dafs dem Vf. schauderte, als er es beschrieb; Rec. schauderte, indem er es las. *Tödtliche Geschichte von einer verfetzten rheumatischen Krankheit auf die Halswirbelbeine.* Diese Krankheit scheint etwas mehr als ein rheumatisches Uebel gewesen zu seyn. Vielleicht ein verkannter Abscefs in der Tiefe: denn es ist von einer Geschwulst, einem Dreyerbrode ähnlich, die Rede. Endlich entstand volle Caries. *Eine vor zwey Jahren erlittene Hirnerschütterung* beweist die gute Wirkung kalter Umschläge an ihrer Stelle. *Unglückliche Folgen zur Unzeit gebrauchter Bleymittel.* Freylich eine sehr unglückliche Folge: denn der ganze Schenkel wurde krebsicht, die *Arteria cruralis* endlich zerfressen! Aber nicht die Bleymittel allein, fondern die ganze fehlerhafte Behandlung war wohl schuld daran. *Ueber den Gebrauch der beruhigenden Mittel in besondern Fällen.* Unter den beruhigenden Mitteln versteht der Vf. die sonst mehr als jetzt gebräuchlichen Temperirmittel und zeigt, (was man schon längst wufste) dafs sie in den meisten Fällen, Alterationen u. s. w. schädlich seyn. Dieser Aufsatz ist recht gut ausgearbeitet und geschrieben. *Nothwendigkeit der Reinlichkeit bey Kindern*, kann nicht oft genug empfohlen werden! Voll Rührung und Pathos ruft der Vf. S. 139. aus: Ach es ist in der That ein wichtiger Gegenstand der medicinischen und bürgerlichen Polizey, der armen kleinen hülflosen sich doch recht herzlich anzunehmen! Wie mancher mufs verloren gehn, der vielleicht ein Beyspiel (wovon?) geworden wäre, und nun wird er — Erde! — *Zuruf an Deutschlands menschenfreundliche Fürsten.* Er will die Einführung einer bessern medicinischen Polizey empfehlen, Seiltänzer, englische Bereiter, Taschenspieler, fremde Thierhändler verbieten machen. An irgend einem Orte bifs einmal ein eingesperrter Eisbär einem ihn durchs Gitter beschauenden Herrn den Zeigefinger ab; ein anderesmal wäre dieser Bär bald aus seinem Gefängnisse losgebrochen! — *Ueber die pflichtmäfsige Achtung, die man einer Schwangern schuldig ist. Absolute Nothwendigkeit, das Ausstellen der Leichen zu verbieten.* Lauter lobenswürdige Vorschläge, die auch in manchen gutpolicirten Staaten schon ausgeführt sind. *Ueber den Genufs der Kartoffeln.* Der Vf. hält ihn für verdächtig. Die Erfahrung widerspricht ihm aber. Wenn wir die letzten Jahre her diefs grofse Geschenk der Vorsicht nicht gehabt hätten, wovon hätten unsre Waldbewohner leben sollen? Und es bestätigt sich nicht, dafs die Sterblichkeit unter ihnen stärker fey, als an Orten, wo weniger Gebrauch von ihnen gemacht wird. *Noch etwas über die Ausrottung der Blattern*, an diejenigen, welche noch immer Feinde der Schutzblatterimpfung sind, deren aber Gottlob! alle Tage weniger werden. *Visa reperta.* 1. Eine heimliche Entbindung. 2. eine Frau betreffend, welche sich scheinbar selbst entleibt hatte. Dieser Fall ist recht merkwürdig! Eine Frau ward schwanger, aber wahrscheinlich war es eine *Conceptio tubaria.* Der Fötus mochte bis zum 5ten Monate gewachsen seyn, als die Frau heftige Schmerzen bekam, welche in der gröfsten Heftigkeit 3 Jahre lang anhielten. Zuletzt gingen mehrere Knochenstücke und viel Eiter durch die Geburtstheile ab. Sie verlangte nun, dafs ihr Ehemann ihr den Leib aufschneiden solle, und da er das nicht that, so verfuchte sie die Selbstentleibung. In diesem Augenblicke mufs der hefftige Brand in ihrem Unterleibe in den kalten übergegangen und die Leidende gestorben seyn: denn die äufsern Wunden waren unbedeutend und im Innern zeigte sich alles sphacelirt. In einem durch Vereiterung zerfressenen Beutel befanden sich allerley Knochen eines Kinderskelets, Kopfknochen, Rippen u. s. w. Was mufs die unglückliche Frau in ihrem Leben gelitten haben! — Das dritte und letzte *Visum repertum* betrifft eine Pferdekur, und zeigt, wie traurig es noch in den Köpfen vieler Kurschmiede aussieht.

Pesth, b. Trattner: *Elementa Medicinae forensis*, edita a *Franc. Schrand*, M. D. Confiliar. Regio, regni Hungariae protomedico etc. 1802. 164 S. 8.

Der Vf. dieser Anfangsgründe der gerichtlichen Arzneywissenschaft hat sich schon durch seine früheren Schriften dem medicinischen Publicum zu seinem Vortheil bekannt gemacht. Er hat in gegenwärtigem Werk das Bekannte methodisch zusammen gestellt, und auch manche neue physiologische und pathologische Unterfuchungen, in so weit sie hierher gehören, benutzt; nur vermisst Rec. ungerne die Anführung jener Schriften, worin die einzelnen in diesem Werke vorkommenden Gegenstände der gerichtlichen Arzneywissenschaft weitläuftiger und genauer abgehandelt worden sind, was allerdings den Anfängern zu statten kommen möchte. Der Stil des Vfs ist kurz und bündig, und nur hie und da nicht genug gerundet; vielleicht weil er zu sehr nach der Kürze gestrebt hat. Der Ausdruck *foetus novennis* (§. 9.) statt *novem mensium*, mag wohl ein Schreibfehler seyn!

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 4. Februar 1806.

PHILOSOPHIE.

München, b. Lentner: *Der Geist der allerneuesten Philosophie der H. H. Schelling, Hegel und Kompagnie. Eine Ueberfetzung aus der Schulfprache in die Sprache der Welt* u. f. w. Von *Kajetan Weiller. Zweyte* Hälfte. 1805. XVIII u. 160 S. 8. (15 gr.)

Derfelbe Nachdruck des Vortrages, diefelbe Deutlichkeit und Lebendigkeit, welche wir von der erften Hälfte diefes Buches rühmen konnten, (A. L. Z. 1805 Num. 32.) finden fich auch in dieſer Fortfetzung wieder. Hr. W. hat das Schellingifche Syftem vollkommen erfafst, und zeigt einem jeden Unbefangnen die unheilbaren Schäden deſſelben; ohne doch gegen den beſſern Geiſt, der in ihm wohnen könnte, — wenn nicht der Körper zu lahm und verkrüppelt wäre — ungerecht zu feyn. In dieſer zweyten Hälfte ſind beſonders die Schellingiſche Religion und Sittlichkeit Gegenſtand ſeiner Unterſuchung geworden, und das myſtiſche Dunkel, in welches ſich die Identitätsphiloſophie mit Platoniſcher Sprache ohne Platos Geiſt, zu hüllen ſuchte, muſs dadurch gänzlich zerſtreut werden. In der Vorrede, ſo wie auch an manchen Orten der Schrift ſelbſt, verwahrt ſich der Vf. nachdrücklichſt gegen den Wahn, als ob er gegen die Perſonen kämpfe, wenn er gegen die Sachen rede, als ob er die Philoſophen des Atheismus beſchuldige, wenn er das Syſtem atheiſtiſch nenne u. ſ. w.; allein es wird ihm dieſe Unterſcheidung bey ſeinen Gegnern wenig zu Gute kommen. Sie *wollen* einmal nur perſönlich kämpfen, ſie *wollen* durchaus den Ruhm der Märtyrer ſich erwerben, ſie *wollen* verfolgt ſeyn, damit die Stimme des Mitleids und der Gerechtigkeit in jeder Bruſt für ſie rede, und ſonach auch ihrer verkehrten Sache helfe. Niemand aber darf der Wahrheit untreu werden um irgend einer Furcht willen, ſelbſt nicht um der Furcht willen, daſs man ihn als Ketzermacher verſchreye. Doch ſterben nicht jene Philoſophen zugleich mit ihrer Philoſophie? Sie hätten ihr philoſophiſches Leben an etwas Beſſeres als den Irrthum, knüpfen ſollen! —

Da das Syſtem in theoretiſcher Hinſicht alle bisherigen Wahrheiten der Welt raubt: ſo iſt es ganz

in der Ordnung, wenn es dafür in praktiſcher Hinſicht alle ehemaligen Irrthümer zurückgibt. *Geben* muſs es doch, und da alles *Wirkliche* vernichtet iſt, kann es nur das *Eingebildete* geben. Schellings *Philoſophie und Religion* weiſet uns, als ein neuer Vedam, auf die früheſten Zeiten wiſſenſchaftlicher Unſchuld der Menſchheit zurück, zu dem erſten ſchlaftrunkenen Aufſtehen der Kultur, als noch Alles in einander rann, die Reflexion nichts geſchieden hatte; als man Alles göttlich fand, nur das eigentlich Göttliche und die ihm verwandte Tugend nicht. Nun iſt es wahr, daſs durch ſpätere Kultur häufige Mifsverhältniſſe der Kräfte eintreten mochten, die in der früheſten nicht vorhanden waren; allein dann iſt blofs das *Ebenmaſs* dieſer früheſten Zeit unſer Muſter und Vorbild, nicht die *Höhe* deſſelben. Die Mythologie, als Mythologie, auf welche Schelling zurückweiſt, war ſchon eine Trübung der Urquelle, und die Lehre der Einheit Gottes mit der Welt ſteht auf der Bahn der Kultur nicht *über* der Theologie, als der Lehre der Verſchiedenheit Gottes von der Welt, ſondern jene ſteht nur *neben* dieſer. — Gott iſt nach dem neuen Syſteme die unbedingte Derdiedasſelbigkeit, und als ſolche weder *Gott* noch die *Welt*. Denn der Gegenſatz dieſer beyden Ausdrücke entſteht erſt in der tiefern Region der Erſcheinungen, alſo in der Region des an ſich nicht mehr Wahren. Man kommt indeſſen noch leichter durch mit einer Erſcheinungswelt, als mit einem blofsen Erſcheinungsgott. Die Dieſelbigkeit ſoll aber ideal und real betrachtet werden können, und dieſe verſchiedene Betrachtung ſoll den Unterſchied Gottes und der Welt hervorbringen. Es drehen ſich dann tauſend und wieder tauſend Geſtaltungen der Welt, eitel Geſpenſter, und da taumelt ihnen ihr Meiſter und Herr, eigentlich nur das Hauptgeſpenſt, in ewig finnloſem Tanze nach. Gott iſt ſo grofs als die Welt; eigentlicher: ſo *klein* als ſie: denn ein Gott, der nur *ſo* grofs iſt, iſt *nicht* grofs. Dem Kopfe mag an jenem Gotte genügen, aber das Herz kann lieben und achten, und ruht im Schoofse einer ſchöneren Macht. Es will einen lebendigen *heiligen* Gott.

Die Religion iſt nach dieſer Darſtellung natürlich Poeſie. Wenn die grauſamen Götzen Qualen, und die ſinnlichen Götzen Genuſſe lieben: ſo liebt gewifs ein poetiſcher Gott nichts anders als Poeſie.

P Hr.

Digitized by Google

Hr. W. berührt hey dieser Gelegenheit die Ungereimtheit, welche Schelling einem jeden anmuthet, *absolute Verhältnisse* zu denken. Anders aber kann er weder mit seinem Gott noch mit seiner Welt zurechte kommen. Dann fliefst alles und geschieht alles, als ob es nicht flöfse und nicht geschähe; dann fällt es ab, als ob es nicht abfiele; und die Erzählung lautet ungefähr wie die der Kalmücken, dafs Wolken regneten, dafs daraus ein Meer entstand, aus welchem die Menschen und übrigen Wesen hervorkamen. (S. 32 — 43.) Defswegen mufs nun die Religion Poesie seyn, nicht jene echte Poesie, welche das höhere Schöne und Erhabne, und zugleich auch das Wahre, Gute und Heilige ahndet, sondern eine Poesie, in welcher die Phantasie regellos schwärmt und taumelt, keine Albernheit anekelnd, vor keinem Widerspruche erschreckend, und vor keiner Qual des edleren Herzens schaudernd. Deswegen wird Indien als der klafsische Boden der Andacht gepriesen, wohin jeder, der Religion sehen will, zu reisen aufgefodert wird, — wahrscheinlich um sich von des Dalai Lama Excrementen fromm zu mästen und von den heiligen Kühen andächtig bepifsen zu lassen. — Da die Tugend nicht im Absoluten ist, also ein Abfall von ihm: so kann man viel Religion haben, und doch sehr unsittlich seyn. Das Heidenthum stand einer *solchen* poetischen Religion am nächsten, und es müsste wieder hergestellt werden, wie es in den Mysterien war. Was der Vf. über das Anpreisen der heidnischen Mysterien und das willkürliche Darstellen ihres Inhalts erinnert, (S. 58 — 62.) ist sehr richtig. Hierauf gestützt, bringt das neue Systeм ein heidnisches Christenthum heraus, das sich von dem alten Heidenthume durch nichts anders unterscheidet, als dafs es die Mysterien öffentlich machte. In diesem phantastisch träumenden Zustande der Schule meynt man nicht materialistisch zu feyn, als wenn der Materialismus nicht eben darin bestände, dafs das Immaterielle dem Materiellen gleich gehalten wird; man meynt nicht abgöttisch zu feyn, als wenn der Götzendienst darum kein Götzendienst mehr wäre, weil er nur *Einem* Götzen opfert. Man meynt nicht pantheistisch zu feyn, als ob der Pantheismus nicht auf der Identificirung der Welt mit Gott beruhte; man meynt mit atheistischen Behauptungen gottesfürchtig zu seyn, als ob das Wort schon die Sache selbst wäre. Das Identitätssystem ist dem Christenthume abhold, weil es das lustige Heidenthum zerstörte.

Um die Unsterblichkeit stehet es so, dafs eigentlich alles an uns unsterblich ist, nur *wir* nicht. Als *Individuen* werden wir nicht fortdauern. Indefsen ist etwas an jeglicher endlichen Seele, welches nicht aufhört, und dieses ist die *Idee*, der *ewige Begriff* von ihr. Die Idee strahlt ewig vom Urlichte aus, die endliche Menschenseele war blofs ein Abfall von ihr. Was wir am Sokrates, Aristides, Epaminondas u. s. w. bewunderten, ihre Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit u. s. w., sind blofse Spielereyen im Regenbogen der Endlichkeit und des Abfalls. — Das Richtige, aber freylich sehr schief ins Ausprechende, was diesen Aeufserungen zum Grunde liegt, ist die Ahndung einer höhern Unsterblichkeit, welche nicht an Bedingungen unsers äufseren Daseyns gebunden ist, die einzige, welche von gröfseren und höheren Menschen stets geahndet wurde. Aber *unser* ist diese Ahndung, *unser* die Fortdauer. — An der Sittlichkeit ist nach dem Identitätssysteme wenig Bedeutendes: denn zwischen ihr und der Phantasie herrscht schon von Natur einige Spannung. Der Phantasie ist es immer nur um *Bilder* zu thun, den *Inhalt* derselben berührt sie nicht, ja das Bild selbst ist auch schon der ganze Inhalt des Bildes. Die Sittlichkeit dringt aber grade allenthalben auf das Innere, die Sache, der Geist ist das Wichtigste, die äufsre Form immer das Untergeordnete. Die Schüler haben der Sittlichkeit sehr arg mitgespielt. In der Genealogie des Absoluten kommt nirgends die Tugend vor, da sie ein Findelkind im Gebiet der Endlichkeit ist, da die Ewigkeit gar nichts von ihr weifs. Sie mufs schlechterdings mit der Unsittlichkeit indifferenzirt werden, wenn ihr etwas Ewiges zukommen soll. Nach Hrn. Schelling selbst, wenigstens nach der neueren rectificirten Nachricht desselben, lautet die Nachricht etwas anders. Das Unendliche arbeitet sich in ein andres Absolutes, als sein Gegenbild, hinein. Durch das fortgesetzte Hineinbilden entstehn unter andern Seelen. Sie sind an sich nichts, als ein Strahlenbild des Absoluten. Aber hierdurch entsteht jeder Seele die *Möglichkeit*, entweder sich in das Nichts zu stürzen, oder sich in der Absolutheit zu erhalten. Hieraus entsteht das Bild der Freyheit, welches wir in der Erscheinungswelt antreffen, welches aber keine weitre Erklärung mehr zulässt. Indefsen ist die unechte Freyheit der unechten Nothwendigkeit in der Erscheinung entgegengesetzt; aber die echte Freyheit ist mit der höhern Nothwendigkeit Eins, und die Seele erblickt diese Einheit als Schicksal. Sie sieht nichts als lauter Gutes, selbst im Bösen; sieht in der Tugend nur lauter Genufs und blofs das Unglücklichseyn oder das Sich Unglücklichfühlen, ist die wahre Unsittlichkeit. Die andern Menschen, welche die Tugend als einen Kampf betrachten, lieben eigentlich dadurch das Laster, und wollen sich nicht von demselben losreifsen. Hr. Schelling, indem er dieses Andern schuld gibt, weifs aber nicht eigentlich was andre vernünftigere Menschen annehmen, oder will es nicht wissen, und eifert gegen niedrige gemeine Vorstellungen von Sittlichkeit, die wohl in einem rohen Gemüthe Platz finden mögen; aber nicht im Gemüthe derer, welche wissen was sie wollen, wenn sie von Tugend reden, und wissen, was sie achten, wenn sie das Gesetz der Sittlichkeit erheben. Trefflich entwickelt diefs unser Vf. S. 109 — 111. — Die Frömmigkeit weifs, nach den Behauptungen der neuen Schule, nichts von der Sittlichkeit und die Kunst ist gar viel vornehmer als die Sittlichkeit. Denn die Kunst besteht in dem Hervorbringen des Idealen aus dem Absoluten durch die schaffende

Digitized by Google

fende Macht des Geiſtes. Die Töne der Pflicht gelangen nicht bis zu ihrer Höhe. Der unendliche Künſtler ſchwebt über den Regeln des Rechts. Er ſchwelgt ihnen zum Trotze in allen Arten von Unſittlichkeit, welche mit äſthetiſchen Formen vereinbar ſind. Er knetet das Heiligſte mit dem Unheiligſten in einen Teig zuſammen. Er folgt dem Zuge der Form, unbekümmert um ihren Inhalt. Darum haſſen die Genies der neuen Schule die Moral, ihnen ſind Klopſtocks Gedichte unerträglich; ſie empfehlen lieber Schamloſigkeit. Indeſſen wird auch dieſes Schlimme zum Guten wirken.

Schlieſslich bemerkt der Vf., daſs Materialiſten, Theoſophen, Atheiſten, Bigotte, Lüſtlinge, Fanatiker, Machiavelliſten, bey dieſem Syſteme ihre Rechnung finden; nur nicht Freunde der Tugend, der Religion. Das Urtheil klingt hart; aber iſt unſers Dafürhaltens vollkommen wahr. Rec. wünſchte durch vorſtehende allgemeine Inhalts-Anzeige, die Leſer mit dem Buche bekannt zu machen und ſie zu eignem Selbſtſtudium aufzufodern. Je lauter und zahlreicher die Stimmen, werden über das neuphiloſophiſche Gaukelſpiel, deſto reiner wird die Wahrheit hervorgehen. Vortrefflich ſagt der Vf. (S. 152.): „Ich kann keine Tugend achten, welche nur ſo groſs, als die Begierde iſt. Ich kann keine Unſterblichkeit ehren, welche mir mit jeder Welle gemein iſt, die, wie ich, nach einem kurzen Spiel zerrinnt. Ich kann keiner Religion huldigen, welche der Ausgelaſſenheit den Zutritt in ihr Allerheiligſtes geſtattet. Ich kann keinen Gott anbeten, der nichts weiter als ein allmächtiger Taſchenſpieler iſt."

Frankfurt a. M., b. Elſslinger: *Grundzüge zur Erkenntniſs der Natur des Menſchen.* Als Einleitung zu einer pragmatiſchen Phyſik des Menſchen und ſeiner Welt, am Leitfaden der Natur und ihrer Geſchichte. Allen philoſophiſchen Naturforſchern und Aerzten gewidmet. 1801. 129 S. 8. (12 gr.)

Rec. befindet ſich in einiger Verlegenheit, wie er vorliegendes Buch ſeinen Leſern ankündigen ſoll. Auf der einen Seite leuchtet daraus ein recht guter Wille des Vfs. hervor, der ſich mit ſich ſelbſt, und andre wieder mit ſich zu verſtändigen ſucht; auf der andern Seite aber ſcheinen dieſe Verſtändigungen manchmal ſchwülſtig, manchmal trivial, manchmal auch verſtändig und gut. Am beſten charakteriſirt ſich gewiſs die Schrift durch einige ausgehobne Stellen.

„Ueber die Sterne hinaus in die der Wahrnehmung entzogenen Räume unendlicher Welten, die nur die raſche Fantaſie erfaſst und verſinnlicht, führt mich mein Geiſt raſtlos fort, reibet Körper an Körper, Sonne an Sonne und ſchafft, ungeachtet dieſes hohen Fluges, ungeachtet der unvergleichbaren Schnelligkeit, mit welcher ein leichter Gedanke Myriaden von Weltgebäuden durchblickt, meinem Herzen dennoch keine Beruhigung, läſst es immer ohne irgend eine Stütze ſeinen Troſt in ſich ſelbſt ſuchen, und — wie oft! — auch da nicht finden, weil ich in ihm zu feſt auf einen ſturmgeſchützten Hafen rechnete, den ich doch nicht immer durch thätiges Streben nach Wahrheit vor allen Unfällen zu ſichern unternahm. Der hohe Schwung des Geiſtes reiſst das etwas trägere Thun des Menſchen (der Geiſt und der Menſch ſind alſo dem Vf. zwey Perſonen?) mit ſich fort, oder er läſst es vielmehr gar nicht zur Aeuſserung in der ſichtbaren Welt gelangen und die Ideale ſchweben nach dem Naturgeſetze ihrer geringeren Maſſe und ungeheuern Entfernung in unerreichbaren Höhen über dem Menſchen, der da in der Sfäre der Erde handeln und wirken ſoll. Aber nicht zufrieden mit dieſem *falto mortale* in Gegenden, wohin uns vielleicht ein erfinderiſches Genie, beſonders durch die Benutzung und kunſtreiche Anwendung verſchiedner Gasarten (?) noch mit der Zeit führen könnte, will ſich das Denken auch über die Gränzen aller Welten hinaus noch Raum ſchaffen und kann damit nichts anderes zuwege bringen, als einen in ſich ſelbſt geſchloſſenen Kreis, ein Bild des Ewigen, aber aus dem Gebiete des Herzens und der Empfindung geriſſen; den ununterbrochenen Lichtkreis des Parmenides, ohne auch nur einem einzigen Erdenweſen Tag in die Seele zu leuchten; die Sfäre des Xenophanes, ohne bey ihrem ewigen Einerley irgend eine Spur von Leben innerhalb ihrer Gränzen zu hegen; denn ſelbſt dieſe Gränzen ſind unendlich und leiden keine Einſchränkung, ſie mag auch kommen woher ſie wolle." (S. 3. 4.)

„Das, was wir den Menſchen nennen, (S. 18. folg.) äuſsert ſich in ſo mannichfaltigen Geſtalten, an ſo verſchiednen Orten und unter ſo vielfeitigen Verhältniſſen, daſs mas wohl auf unſrer Erde dem möglichen Spielraum dieſer Aeuſserung nirgendwo Gränzen ſetzen möchte. Dieſe Reichhaltigkeit zeigt ſich in der ganzen Verbreitung des Menſchengeſchlechts, zeigt ſich im Kind wie im Greis, im Fortſchreiten, wie im Rückgang der Cultur. Wir könnten ſchon aus dieſer vielgeſtalteten Thätigkeit des Menſchen, aus ſeinen ungemeſsnen Geſichtspunkten und Richtungen in der Geſellſchaft ſowohl, als aus den unzähligen Veränderungen, Umſtaltungen u. ſ. w., die er in ſeinem Wirken auf die Natur vornimmt, mit Recht auf eine gröſsere Ausdehnung ſeiner Kräfte ſchlieſsen, wenn wir auch gar nicht gefinnt wären, die Zuſammenreihung dieſer Thatſachen und ihre Geſetze zu entwickeln. Man wird mir nun auch auf die eben vorgeſchlagne Art die Denkkraft einräumen, beſonders, da ich mir von dem Idealiſten z. B. nichts anderes erbitte, als was er ſelbſt für ſein Erſtes und Letztes, für ſein Alles hält. Der Menſch kann vermittelſt derſelben das unendliche Triebwerk jener Veränderungen, die ihm das allgemeine Gefühl als ein Ganzes angekündigt hat, näher erforſchen, zergliedern, weit genauer und umfaſſender, als irgend ein bekanntes und begreifbares Weſen. Ob die Kräfte des Menſchen hinlänglich ſind, alle Bedürfniſſe des Lebens zu befriedigen, ſcheint eine ſonderbare Frage u. ſ. w."

,Ie

„In einem *Versuch über die allgemeine Fysik* (S. 114. folg.) wird der Vf. die Resultate seiner Untersuchungen zusammen fassen, die sich von der Grundlage der Natur des Menschen aus, über seinen ganzen Erkenntnifs- und Wirkungskreis ausdehnen. Allgemeine Fysik möchte er nie als eine willkührliche Abtheilung im menschlichen Wissen, als eine höhere Kunst, wie z. B. Experimentalfysik, Chemie, Mechanik u. s. w. angesehen haben; sie ist ihm eine nach den Gesetzen der Vernunft geordnete Darstellung der Natur. . . . . Die Entwickelung solcher Grundgesetze der Natur, d. h. der sämmtlichen Verhältnisse des Menschen, wird den Gegenstand des *Ersten* Buchs der allgemeinen Fysik ausmachen. . . Im *Zweyten* Buch kommen Beyträge zur allgemeinen Fysik. Mehr können die Nachforschungen des Menschen nicht gewähren, und es wäre vermessen, von den Kräften *eines* Individuums etwas zu versprechen, was die Gesammtheit dieser Kräfte bisher noch nicht vermochte. . . . Der Vf. wird die Theoreme der Fysiker über das Licht nach den Angaben der Geschichte prüfen. . . . Die Darstellung des *Baues* der Erde wird es beweisen, dafs sie solche Bildungen haben mufs, wie sie dieselben wirklich hat. . . . Endlich wird die Organisation des Menschen untersucht, und mit jener der übrigen lebendigen Wesen verglichen, es wird durch ein fysisches Gemälde der Verrichtungen des menschlichen Leibes dargestellt werden, wie das ganze organische Gebilde nur in einer Entwickelung des ursprünglichen Lebenstriebes, dessen Endursachen aufser dem Kreise menschlichen Nachforschens liegen, besteht, und wie unnütz alle Bemühungen sind, diesen dem Menschen ursprünglich durch eine höhere Kraft eingepflanzten Charakter fysisch erklären zu wollen u. s. w."

Unsers Wissens ist seit Herausgabe dieser Einleitung keine Physik (wie richtiger statt *Fysik* geschrieben werden sollte) nach diesem ausführlichen Plane des Vfs. erschienen.

PÄDAGOGIK.

Weissenfels u. Leipzig, b. Böse: *Literaturgeschichte der sämmtlichen Schulen und Bildungsanstalten im Deutschen Reiche. Zweyter* Theil. Nebst Nachträgen zum ersten. Nach alphabetischer Ordnung bearbeitet von *Joh. Dan. Schulze*, D. u. Lehrer der Philos. auf der Univ. zu Leipzig, (jetzt Conrector zu Luckau in der Niederlausitz). 1804. 460 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der zweyte Theil dieses Werks bleibt dem ersten, von uns in diesen Blättern (1805. Num. 33.) angezeigten, ganz gleich, und zeichnet sich wie jener, zu welchem die fleifsig gesammelten Nachträge gehören, durch Fleifs und Genauigkeit sehr vortheilhaft aus. Zwar kann eine über alle Artikel sich erstreckende Vollständigkeit eben so wenig schon jetzt erwartet werden, als dafs auch gar kein Ort fehlen sollte, wo eine Schule oder Bildungsanstalt von literarischer Publicität vorhanden wäre: denn dieß ist der erste alles umfassende Versuch in diesem Fache. Aber es ist schon alles Lobes werth, dafs so manche Artikel aufgeführt sind, welche der Vollständigkeit im hohen Grade sich nähern, als Naumburg; Neisse; Nördlingen, doch nur bis auf Beyschlags Abgang nach Augsburg; Nürnberg; Oehringen; Oels; Oesterreich, wo jedoch die ganz neuen Einrichtungen noch nicht berührt sind; Osnabrück; Pforte; Pommern: Prag; Preufsen; Sachsen u. s. w. Zu Nachträgen wird die Aufmerksamkeit des Vfs. und die Zeit noch in der Folge Stoff genug liefern, und wir hätten lieber gesehen, dafs der Vf., anstatt mit dem Nachtrage zu eilen, einige Zeit gewartet hätte, um alsdann denselben nicht nur vollständiger zu liefern, sondern auch über beide Theile auszudehnen. Einige Artikel verdienen solche Nachträge, als Nassau-Saarbrück, wo der wahrscheinlich noch lebende Rector u. Prof. *Kieffer* mehrere Programme geschrieben hat. Was nach der Trennung dieser Gegend vom deutschen Staatskörper dort in Schulsachen vorgefallen ist, gehört in diese Literaturgeschichte freylich eben so wenig, als das in Speier, Worms u. s. f. veränderte Schulwesen. Von Oldenburg ist noch sehr vieles nachzutragen: es fehlen viele Programme des 1796 verstorbenen Rectors u. Prof. *Marso*, und seines Nachfolgers *Ahlwardt*; so auch bey Otterndorf und Neu-Ruppin. Bey diesem fehlen die Programme des jetzigen Rectors *Henrici*, und die Nachweifung auf die geschichtlichen Notizen, diese Schule betreffend, in *Stuvens* und *Lieberkühns* gesammelten Schulschriften. Sehr leer ist Ostfriesland ausgegangen; freylich wohl nicht mit Unrecht. Indefs gibts dort doch einige gelehrte Schulen, und hoffentlich wird die Zeit auch dorther Stoff zum Nachtrage liefern, wenn diese Provinz endlich einmal so glücklich ist, eine gute gelehrte Schule zu erhalten. Bey Warschau konnte des neuen Reglements für das königliche Lyceum daselbst noch nicht angeführt werden, weil es vom Jahre 1804 ist. Ueber Weimar sind die Nachrichten ungemein vollständig; doch fehlen seltsamer Weise alle Prolusiones von *Böttiger*, die doch bekannt genug sind, und vor vielen angeführt zu werden verdienten. Der Artikel Wilsnack in der Priegnitz konnte füglich wegbleiben: denn die aus Matth. Ludecus Historia von der Erfindung, Wunderwerke und Zerstörung des vermeinten heiligen Blutes zur Wilsnack angeführten Schriften betreffen gar nicht die Schule daselbst, welche auch nur eine ganz gemeine Trivialschule ist; jedoch sehr bald und leicht eine zweckmäfsige Bürgerschule werden könnte, da sie zwey Lehrer und einen wohlhabenden Patron an dem H. Johanniterritter von Saldern hat.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 6. Februar 1806.

NATURGESCHICHTE.

LONDON: *A Synopsis of the britiſh Confervae*, by *Lewis Weſton Dillwyn*, F. L. S. Faſc. *III.* cont. 9. highly magnified Drawings, coloured from nature, with deſcriptions. 1802. gr. 4. (9 Sh.) Faſc. *IV.* cont. 6. Drawings. 1802. (5 Sh.)

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Groſsbritanniens Conferven*, nach *Dillwyn*, für deutſche Botaniker bearbeitet von *D. Friedr. Weber* und Dr. *D. M. H. Mohr. Drittes* Heft. mit 6 Kupf. *Viertes* Heft. mit 3 Kupf. 1805. 64 u. 16 S. 8.

Mit der Abſicht und dem Werthe des engliſchen Werks hat Rec. bey der Anzeige der beiden erſtern Faſcikel (A. L. Z. 1804. Num. 75. S. 593 — 597.) die Leſer bekannt gemacht, und fügt daher jetzt nur hinzu, daſs die Abbildungen in dieſen beiden Faſcikeln denen in den erſtern an Schönheit und Genauigkeit nicht nachſtehen.

Auf einem dem *dritten* Faſcikel vorgeheften Blatte entſchuldigt ſich Hr. *D.*, daſs die Erſcheinung dieſes Faſcikels durch Handelsgeſchäfte, die er, als er dieſes Werk anfing, nicht vorher ſehen konnte, verzögert worden ſey. Ueberdieſs geſteht er ſich ſelbſt, daſs er mit der Herausgabe des erſten zu ſehr geeilt habe und dabey nicht hinlänglich mit den Schwierigkeiten bekannt geweſen ſey, die bey der Verwirrung der Schriftſteller über dieſe Gattung und bey der Nothwendigkeit, viele neue Arten aufzuſtellen, verbunden ſind. Der Vf. hat daher ſeinen Plan ändern müſſen; und wird in Zukunft alle vier Monate einen Faſcikel, der nur ſechs Arten enthalten ſoll, heraus geben und zu der regelmäſsigen Ausführung dieſes Plans hat er bereits die nöthigen Einrichtungen getroffen.

Die nähere Anzeige der in dieſen beiden Faſcikeln abgebildeten Arten übergehen wir auch hier, da in dem deutſchen Werke, welches wir gleich ausführlicher durchgehen wollen, die Arten unter denſelben Namen und in derſelben Ordnung folgen.

Die Vff. des deutſchen Werks, die ſich jetzt faſt ausſchlieſslich (vorzüglich Hr. Dr. *Mohr*) dem Algenſtudium widmen, ſuchen auch in dieſen Heften über die Phyſiologie der zartern Waſſeralgen, durch die Benutzung der neueren Beobachtungen in Verbindung mit den ihrigen, ein gröſseres Licht zu verbreiten. Sie verdienen dafür den Dank ihrer Algologen; nur iſt es zu bedauern, daſs bey der oft verſchobenen Schreibart (vorzüglich in der Einleitung zu dieſen Heften) es auch dem ſachkundigen Leſer ſehr ſchwer wird, den wahren Sinn heraus zu bringen, wovon wir nur S. 11. und 12. zum Beweiſe anführen wollen. Ferner muſs Rec. ſie vor einen Fehler warnen, der der Erweiterung der Wiſſenſchaft oft ſehr nachtheilig iſt, nämlich nicht zu ſchnell in ihrem Urtheile zu ſeyn, vorzüglich bey der Beurtheilung der Arten, nach trockenen, ihnen zu Geſichte gekommenen, Exemplarien. Wie leicht es ſey, ſolche zarte Naturproducte, deren Unterſcheidungszeichen gröſstentheils nur von dem innern Bau im lebendigen Zuſtande entlehnt werden müſſen, im trocknen Zuſtande zu verwechſeln, iſt einem jeden Algologen aus eigner Erfahrung bekannt.

In der Einleitung (bis S. 38.) theilen die Vff. nach Hn. *Vaucher* bekanntem Werke *(Hiſtoire des Conferves d'eau douce.* 1803) und nach einem, bisher noch ungedruckten, Aufſatze des Hn. Dr. *Treviranus* in Bremen, „von dem Baue der kryptogamiſchen Waſſergewächſe" Bemerkungen über die Eintheilung der eigentlichen Conferven in gewiſſe Gruppen nach ihrer innern Structur mit, wovon ſie indeſſen ſelbſt geſtehen, daſs in der Folge, nach mehrern Aufſchlüſſen über dieſen dunkeln Theil der Naturforſchung, ihre Meynung vielleicht mannichfaltig modificirt, ja wohl gar ganz umgeändert werden dürfte. Da uns dieſer Aufſatz, den die Vff. in dem nächſten Stücke ihres *Archivs für die ſyſt. Naturgeſchichte* mittheilen wollen, noch nicht zu Geſicht gekommen iſt: ſo iſt es auch nicht wohl möglich, aus den hier gelieferten Bruchſtücken richtige Reſultate zu ziehen. Wenn Rec. nach mehrmaligem Durchleſen dieſer Einleitung die Meynung der Vff. einigermaſsen errathen hat: ſo ſcheint daraus zu erhellen, daſs Hr. Dr. *Treviranus* auch bey ſolchen Confervenarten, die mit wahren Abſätzen *(geniculа vera)* verſehen ſind, innerhalb der Röhre, woraus die Conferve beſteht, cylindriſche, an beiden Enden geſchloſſene, abgerundete und mit einer Körnermaſſe mannichfaltig angefüllte *Schläuche (Utriculi)* annehme, *Mertens* und *Roth* beobachteten bisher ſolche *utriculi matricales* nur bey ſolchen Arten, die keine wahre

Digitized by Google

Abſätze haben, bey denen die ſcheinbaren und alſo falſchen Abſätze nur durch die Enden der Schläuche erzeugt werden; daher jene, je nachdem die Enden ſich unmittelbar berühren, oder ſich von einander entfernen und durchſichtige Zwiſchenräume bilden, einen dunkeln, undurchſichtigen oder hellen und durchſichtigen Ring in der äuſsern Röhre bilden. Die Abbildungen in den beiden vorhergehenden Faſcikeln dieſes Werks der *Conferva flexuoſa* Tab. 10, *C. glomerata* Tab. 13, *C. fracta* Tab. 14. und der *C. repens* Tab. 18. geben hiervon anſchauliche Beweiſe. Rec. würde zu voreilig urtheilen, wenn er behauptete, daſs dieſe vom Hn. Dr. *Treviranus* geäuſserte Meynung ſich wahrſcheinlich nur auf eine *fallacia optica* gründe. Er kann indeſſen verſichern, daſs, ungeachtet er ſich ſeit einigen Jahren mit der Unterſuchung der innern Structur der zarteren Waſſeralgen, durch Hülfe eines ſehr guten Mikroſkops, beſchäftigte, ihm noch nie bey den mit wahren Abſätzen verſehenen Confervenarten dergleichen *Utriculi matricales* zu Geſicht gekommen ſind. Daſs aber ſelbſt die Vff. bisher noch keinen ganz richtigen Begriff von den *Utriculis matricalibus Mertens* und *Roth* hatten, ſcheint daraus zu erhellen, daſs ſie theils in dieſer Einleitung ſo unbeſtimmt von denſelben reden, theils den oben namhaft gemachten Conferven in den Diagnoſen wirkliche Abſätze zuſchreiben und theils daſs ſie bey der von *Dillwyn* ſo genannten *Conferva filtoralis* im dritten Hefte Taf. 31. von *utriculis matricalibus* reden, wo Rec. wenigſtens bisher dergleichen nicht entdecken konnte. Hoffentlich haben wir bey der Erſcheinung des Treviraniſchen Auffatzes in der Folge Gelegenheit, uns von der in derſelben geäuſserten Meynung deutlicher zu unterrichten und näher darüber zu erklären. Die Vff. glauben, nach S. 19 aus dem Vorhergehenden erwieſen zu haben, daſs die *Batrachoſperma* und *Rivulariae Roth* oder die *Familie Batrachoſpermum Vaucher*, von der Gruppe der übrigen äſtigen, wahrhaft gegliederten, krautartigen, Conferven keinesweges verſchieden ſeyn. Sie meynen daher für jetzt, S. 25. „daſs die in einen einzigen Haufen zuſammen fallenden Ectoſpermen und Batrachoſpermen *Vaucher* mit den zahlreichen Arten, die der Kategorie der *Conferva glomerata*" (die in dem Vorhergehenden als ein feſter Punkt aufgeſtellt worden iſt, von dem ſie bey ihrer erſten Betrachtung ausgehen könnten) „folgen, die eine, die Conjugaten des *Vaucher* hingegen die andere ſehr ausgezeichnete Gruppe ausmachen, in welche die groſse Familie der von Hn. Dr. *Treviranus* allein für Conferven künftig angenommenen Arten von Waſſergewächſen zerfällt."

Am Schluſſe der Einleitung (S. 31—38.) liefern die Vff. Berichtigungen zu den beiden erſtern Heften dieſes Werks, wovon wir das Wichtigſte hier mittheilen wollen. Nach Hn Pred. *Tyentepohls* Bemerkung iſt die *Conf. ſpiralis Dillwyn* Heft 1. Tab. 3. mit *C. ſpiralis Roth Cat. bot.* Faſc II. p. 202. eine Art, wozu aber nicht die *C. ingalis Flor. Dan.*, *C. bullosa Hedw. Theor. Gen.* und *C. ſcalaris Roth* gezählt werden dürfen. Dieſe drey letzten Synonyme mit *C. ingalis Dillwyn* müſſen zur *C. fetiformis a. Roth* gerechnet werden; dagegen muſs *C. ſerpentina Müller* unter *C. ſpiralis* ganz wegfallen, die zur *C. gemmiflexa Roth* gehört. Die *Conf. capillaris Roth* halten die Vff. für eine unbedeutende Abart der *C. capillaris Dillwyn*, oder *C. Linum R.*, ungeachtet die erſtere einen ungleich zartern und verſchiedenen Bau hat. Sehr auffallend war Rec. die Behauptung, nach Hn. Dr. *Trevirans*, daſs die *Conf. atra Dillw.* Tab. 11. nur eine, jedoch merkwürdige, Abart der *Conf. gelatinoſa* oder *Batrachoſpermum Roth* ſeyn ſoll, da doch die ganze Structur der Fäden und vorzüglich der Abſätze, wenn anders die Dillwynſche Abbildung richtig iſt, ſich ſo weit von *C. gelatinoſa* entfernt. Auf ſolche Weiſe könnte man noch mit gröſserm Rechte die *C. mutabilis R.* auch für eine Abart der *C. gelatinoſa* ausgeben, welches die Vff. doch ſchwerlich zugeben werden. *Conf. cryſtallina* und *pura Roth* ſollen nach Hn. *Mohr Obſ. bot.* p. 42. zu *C. glomerata Dillw.* oder *criſtata Roth* gehören. Sollte Hr *Mohr* hier wohl genau auf die Vertheilung der Aeſte und Aeſtchen der von *Roth* beſchriebenen Arten geachtet haben? Bey *C. glomerata* gehen ſie faſt durchgängig einfeitig und einzeln, bey der *C. cryſtallina* im Gegentheil bäſchelweiſe und faſt quirlförmig hervor; auch ſind bey dieſer die ſcheinbaren Glieder noch einmal ſo lang, als bey *C. glomerata*. Sollten ſolche Unterſchiede nicht hinreichen, beide als verſchiedene Arten zu betrachten? — Zur *Conf. repens Dillw.* Tab. 18. wird *C. violacea Roth* gerechnet, ungeachtet beide in der Länge ihrer ſcheinbaren Glieder, die von den *utriculis matricalibus* gebildet werden, ſo ſehr von einander abweichen. Wir kommen jetzt auf die in dieſen Heften abgebildeten und beſchriebenen Arten.

*Dritte*s Heft. Taf. 21. *Conferva diffuſa Roth Cat. bot.* Faſc. 2. p. 207. Tab. 7. Die Vff. laſſen es bis jetzt noch in Zweifel, ob dieſes krypt. Waſſergewächs ſich in der Folge als dauerhafte Art von *Conf. glomerata* oder dem *Ceramium denſum Roth* hinreichend unterſcheiden werde. (Nach dem innern Baue ſcheint es allerdings mit der *Conf. glomerata* ſehr nahe verwandt zu ſeyn; ungleich weniger aber mit dem *Ceramium denſum R.*, deſſen Aeſte und Aeſtchen beſtändig gegen einander über ſtehen.) Taf. 22. *Conferva diſtorta Flora Dan.* Tab. 820. (*Oſcillatoria diſtorta* der Vff.) Dieſe ſchöne Art gehört zu der von *Vaucher* aufgeſtellten Gattung *Oſcillatoires*, deren Fortpflanzungskörner an der innern Wand der Röhre, in gewiſſen, einer jeden Art eigenthümlichen, Entfernungen, Ringe bilden und daher von den Vff. in den vorigen Heften unter den Namen *Conferva annulatae* begriffen wurden. Taf. 23. *Conferva rupeſtris Linn.* Hierzu werden *Conf. glauca* und *virgata Roth*, wie auch *Ceramium aſperum R.* als Synonyme gezogen. Bey dieſer Art erklären die Vff. die Erſcheinung, die Hr. *Dillwyn* bemerkte, daſs nämlich die *genicula*, ehe die Pflanze an die Luft kommt und die inwendig enthaltene Maſſe zuſammen gefallen iſt, dunkler wie die *articuli* erſcheinen,

Digitized by Google

erſcheinen, ganz richtig durch die unmittelbare Berührung und das nachmalige Auseinandertreten der platten Enden der Fruchtſchläuche. Taf. 25. *Conferva atrovirens filamentis rigidinſculis ramoſis: ramis divaricatis ſubſecundis utrinque attenuatis apicibus obtuſinſculis: diſſepimentis pellucidis: articulis breviſſimis tripunctatis.* Eine neue Art, die Hr. *Dillwyn* an naſſen Felſen entdeckte, die den Fluſs *Dylais*, nahe bey *Neath*, einſchlieſsen. Nach der Lage der Fruchtkörner hat ſie eine groſse Aehnlichkeit mit der *Conf. atropurpurea Mertens.* Taf. 24. *Conferva pectinalis Müller (C. bronchialis Roth)* und Taf. 28. *Conferva flacculoſa Roth.* Die Vff. halten dieſe beiden, von *Roth* und *Dillwyn* als verſchiedene Arten beſchriebenen, Naturproducte für eine Art, nachdem ſie im verwichenen Sommer beobachteten, dafs die erſtere in dem Zuſtande, wie ſie *Müller* als *pectinalis* beſchrieben hat, vor ihren Augen unter dem Mikroſkope alſo nach und nach auflöſte, dafs ſie die *Conferva flacculoſa Roth* oder der *Polype à Charnieres* des *Girod-Chantrans* wurde. — Rec. iſt nicht im Stande, über dieſe ſcheinbare Paradoxie zu urtheilen, da ihm eine ähnliche Erſcheinung noch nie vorgekommen iſt. Indeſſen muſs er es billigen, dafs die Vff. dieſe Naturproducte zweifelhaft zur Gattung Conferve rechnen. Hr. *Dillwyn* ſagt ſelbſt von der *Conf. flocculoſa*, dafs er es ſich kaum erlauben könne, ihr einen Platz unter den vollkommenen Naturproducten anzuweiſen. Der verſt. Prof. *Draparnaud* zu Montpellier hatte für die *Conf. flocculoſa* den Gattungsnamen *Bacillaria* feſtgeſetzt. Taf. 26. *Conferva decorticans (Oſcillatoria nigra Var. Vaucher).* Als die Vff. in dem zweyten Hefte S. 23. von der *Conf. limoſa Dillw.* handelten, war ihnen dieſe Alge hinlänglich bekannt und ſie hielten ſie ſchon damals für eine Abart der *Oſcillatoria nigra Vaucher (C. limoſa Dillw.).* Bey dieſer Gelegenheit warnen ſie, dieſe Abart mit *Oſcillatoria vaginata Vaucher (Conf. amphibia f. atra Roth)* zu verwechſeln, die dieſer ſehr ähnlich iſt, ſich aber durch einen ähnlichen Geruch, den die *Jungermannia graveolens Schrad.* hat, ſogleich unterſcheidet. Taf. 27. *Conferva comoides: filamentis tenuibus ramoſis: ramis ſparſis remotiuſculis apice acuminatis: diſſepimentis parum contractis, fere obſoletis.* Auf verſchiedenen Seealgen und an den Felſen bey *Swanſea.* Hr. *Dillwyn* glaubt, dafs dieſe nicht ſelteng neue Art bisher überſehen oder für eine junge *C. littoralis* gehalten worden ſey. Unſere Vff. ſagen, dafs ihnen nach den Abbildungen von dieſer Art keine Seeconferve bekannt ſey, zu welcher ſie zu bringen wäre, wenn ſie nicht etwa mit einer andern neuen Art, die ſie *Conf. araneoſa* nennen, verwandt ſeyn ſollte. Taf. 29. *Conferva fluviatilis (Polyſpermum fluviatile Vaucher).* Hr. *Dillwyn* vereinigt nach Linné und andern Botanikern die *Conferva Dillenii* Tab. 7. fig. 47. und 48. oder *C. fluviatilis* und *toruloſa Roth*, weil er beide Arten auf einer Baſis gefunden zu haben glaubt. Die Vff. des deutſchen Werks trennen mit Recht beide wieder von einander und berichtigen die Synonymie. Auch nach ihrem innern Bau unterſcheidet ſich die *C. fluviatilis* hinlänglich von der *C. toruloſa*, wie Hr. *Mohr* in dem Schraderſchen Journale für die Bot. Band 3. St. 2. S. 313 1805. deutlich gezeigt hat. Letztere wächſt immer auf Steinen, erſtere dagegen nur an Holz. An der innern Seite des röhrenförmigen Fadens ſitzen, bey *C. fluviatilis* in den knotigen Wülſten, bey der *C. toruloſa* in den zuſammen gezogenen Zwiſchenräumen, die Fortpflanzungsorgane, welche in ſchnurförmig an einander gereiheten, ovalen, inwendig punktirten, Körnern beſtehen, wovon auf dieſer Tafel fig. a. b. c. die Abbildungen nach Hn. *Vaucher* mitgetheilt ſind. Dieſe beſondere Structur der Fortpflanzungsorgane bewogen auch Hn. *Vaucher*, aus dieſen beiden Conferven eine eigne Gattung zu machen, die er *Polyſpermes* nannte. Die Vff. bemerken ganz richtig, dafs die Dillwynſche Abbildung auf dieſer Tafel der Natur nicht ſo gut entſpreche, als die von *Dillen* und *Vaucher.* Taf 30. *Conferva nana filamentis ramoſis minutiſſimis: ramis remulisque ſubalternis acuminatis: diſſepimentis pellucidis: articulis cylindricis.* Eine bisher noch nicht bekannte Art, welche Hr. *Dillwyn* im Herbſte auf einer zerſtörten Conferve fand, die er für *Ceramium caeſpitoſum Roth* hielt. Taf. 31. *Conferva littoralis.* Wir können nicht begreifen, wie Hr. *Dillwyn* dazu kommen mochte, hier das *Ceramium Confervoides Roth* mit deſſen *Ceramium tomentoſum* zu verwechſeln, und wundern uns um ſo mehr, dafs die Vff. des deutſchen Werks dieſen Irrthum nicht bemerkt und berichtigt haben. Beide Algen ſind in ihrem Baue und der Geſtalt der Kapſeln zu verſchieden, als dafs ſich ſo leicht eine Verwechſelung vermuthen lieſse. Als wir die hier gelieferten Abbildungen zuerſt erblickten, erkannten wir ſogleich darin das *Ceramium tomentoſum a. Roth Flora Germ.* Tom. 3. Pars 1. pag. 468. und wir können verſichern, dafs dieſe Abbildungen ſehr gut gerathen ſind. Wenn wir auch annehmen wollen, dafs vielleicht in dem Linneiſchen Herbarium unter dem Namen *Conferva littoralis* ſich das hier abgebildete *Ceram. tomentoſum* befinde: ſo paſst doch auf keinen Fall das von *Linné* angeführte Synonym des *Dillen* Tab. 4. fig. 19, welche das *Ceramium Confervoides R.* ſehr ſchön vorſtellt, ſondern vielmehr *Dillen* Tab. 3. fig 12. Die Vff. des deutſchen Werks beobachteten zwar an einem von Hn. Prof. *Mertens* erhaltenen Exemplare des *Cer. Confervoides* die von *Roth* beſchriebenen ſchotenförmigen Kapſeln, allein aber, dafs dieſelben die ſo genannten *Veſiculae ſpermaticae* ſeyn möchten, und dagegen Hr. *Dillwyn* die wahren Fruchtkapſeln zuerſt entdeckt habe. — Hieraus erhellet offenbar, dafs die Vff. auf den übrigen Bau dieſer beiden Algen zu wenig Rückſicht nahmen. Bey dem *Ceram. Confervoides* findet man die Aeſte und Aeſtchen büſchelweiſe beyſammen, die Abſätze (*geniculа*) ſind etwas zuſammen gezogen und die dazwiſchen befindlichen Glieder (*articuli*) rundlich, die ſchotenförmigen Kapſeln ſitzen an den Seitenäſten gröſstentheils wechſelsweiſe auf Stielen mit ihnen von gleicher Länge. Bey dem *Ceram. tomentoſum*

Digitized by Google

mentosum gehen die Aeste und Aestchen gröstentheils wechselsweise und immer einzeln hervor, wie auch *Dillwyn's* Abbildungen deutlich zeigen; die Absätze haben mit den Gliedern einen gleichen Durchmesser und die kugelförmigen, ungestielten Kapseln sitzen einzeln und zerstreut an den Hauptfäden. Bey diesen Algen, so wie bey einigen andern Ceramien, findet man oft die Endspitzen der Zweige unregelmäsig aufgeschwollen oder aufgeblasen und mit einer gallertartigen Masse angefüllt (wie vom *Cer. tomentoso* auf dieser Tafel fig. c. vorgestellt ist). In diesen aufgeblasenen Endspitzen möchte man vielleicht eher die *Vesiculae spermaticae*, oder die männlichen Befruchtungsorgane, zu suchen haben. — Taf. 32. *Conferva gelatinosa (Batrachospermum moniliforme Roth excluſ. var. β.).*

(Der Beſchluſs folgt.)

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Johann Friedrich Gmelin's Abhandlung von den giftigen Gewächſen, welche in Deutſchland und vornehmlich in Schwaben wild wachſen. Neue* unveränderte, mit einem Inhaltsverzeichniſs verſehene, Ausgabe. 1805. 228 S. 8. (12 gr.)

Ungeachtet bey diesem Werke, wie schon der Titel sagt, blos dieser Titel und die Vorrede, nebst einem Inhaltsverzeichniſs neu gedruckt sind: so müssen wir doch bemerken, dass dieses vor dreyssig Jahren gedruckte Werk für unsre Zeiten keineswegs allen Werth verloren habe, indem der Vf. nicht nur die meisten und gefährlichsten Giftgewächse Deutschlands genau und umständlich beschrieben, sondern auch mehrere Unglücksfälle von genossenen Pflanzengiften beygefügt hat, welche die giftigen Eigenschaften derselben ausser Zweifel setzen, und von der Nothwendigkeit der Kenntniſs der Giftgewächse überzeugen.

ERDBESCHREIBUNG.

Bunzlau, gedr. b. Lindner: *Kurze Beſchreibung von Schleſien*, entworfen und zusammen gezogen von *J. G. Meiſsner*, Senior des Steinauischen Kreises u. Pfarrer zu Bielwiese. *Dritte* Auflage. 1805. 32 u. 392 S. 8.

Kurze geographische Abrisse einzelner Länder sind ein zu fühlbares Bedürfniss, als dass nicht jedes Buch dieser Art, wenn es zweckmäsig abgefasst ist, mit Beyfall aufgenommen werden sollte. Diesen verdient auch die gegenwärtige kurze Beschreibung von Schlesien, die, ehe sie noch ausserhalb des Landes bekannt wurde, seit 1795 die *dritte* Auflage erlebte (die *zweyte* erschien bereits 1797). Der Vf. schöpfte überall aus guten Quellen, oft aus eigner Ansicht der Dinge, und verbindet mit zweckmäsiger Kürze eine grosse Reichhaltigkeit von Materialien, denen in dessen wohl eine angemessenere Stellung zu wünschen gewesen wäre. Nachdem der Vf. vorläufig von Schlesien überhaupt gehandelt hat, beschreibt er zuerst das kaiserl. österreichische Schlesien (S. 55 — 84.) und dann bis zu Ende das preussische Schlesien. In diesem grössern Abschnitte wird das Land zuerst überhaupt behandelt nach Namen, Gränzen, Gröse, Menschenzahl, nach Charakter, Sprache, Kleidertrachten, Wohnungen, Sitten, Gebräuchen der Einwohner, dem Clima, Boden und der Fruchtbarkeit; dann ausführlicher nach den Producten, deren Gewinnung, Veredelung, Benutzung und daher entstandener Vortheil (zugleich vom Handel, Mass und Gewicht, S. 95 — 131.); kürzer wiederum nach den Ständen, der Religion, dem Schulwesen, den Landescollegien, Steuern und andern Einrichtungen; nach der Zahl der Städte und Dörfer, zuletzt nach dem Militäretat. Eine kurze Geschichte der preussischen Regierung schliesst diesen allgemeinen Abschnitt, dem die besondern Abschnitte über die einzelnen Fürstenthümer u. s. w. folgen. Als Anhänge findet man noch die Bischöfe und ein Register der Städte, Flecken, Feldklöster und einiger vorzüglich zu merkender Oerter mit der Entfernung von der Kreisstadt, der Zahl der Häuser und Menschen und den Kämmereyeinkünften; ein Verzeichniss der im preussischen Schlesien und in der Grafschaft Glatz, ohne das Militär 1795 und 96 gezählten Menschen, eine Populationsliste von 1803, eine Tabelle von der Menschenzahl im J. 1804 (2,048,621), ein Register der Dörfer; eine Tabelle von der Menschenzahl, dem Viehbestande und einiger Producte in den einzelnen Kreisen, auf deren Rückseite ein anderes über die Zahl der Städte, Flecken, Dörfer, Colonieen, Häuser, Kirchen, Schulen, Vorwerke, Bauern, Gärtner, Mühlen, Bleichen u. s. w., der Landräthe, Marschcommissare u. s. w. sich findet. Auch gibt der Vf. noch hinter den Vorreden zu den bisherigen Auflagen einige Berichtigungen; Erhabenheit einiger Orte über die Meeresfläche nach der Höhenmessung des Hn. v. Gersdorf; eine Uebersicht des schlesischen Handels 1804 und ein Verzeichniss sämmtlicher katholischer Ordensgeistlichen im preussischen Schlesien (in den männlichen Stiftern 967, in den jungfräulichen Stiftern 335).

* * *

Prag, b. Calve: *Katholiſches Gebet- und Erbauungsbuch im Geiſte der Religion Jeſu.* Verfaſst von *J. J. Natter*, Commandeur des ritterlichen Kreuzherrn Ordens mit dem rothen Stern. *Dritte* verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1804. XII u. 316 S. 8. (22 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Num. 243. und 1802. Num. 224.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 8. Februar 1806.

NATURGESCHICHTE.

LONDON: *A Synopsis of the brittish Confervae*, by *Lewis Weston Dillwyn*, u. s. w.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Grofsbritanniens Conferven*, nach *Dillwyn*, für deutsche Botaniker bearbeitet von *D. Friedr. Weber* und Dr. *D. M. H. Mohr* u. s. w.

(Beschluss der in Num. 16. abgebrochenen Recension.)

Viertes Heft. Taf. 33. *Conferva elongata Hudf.* Eine sehr schöne Art, wozu auch *Fucus diffusus Hudson* und *Esper Icon. Fuc.* Tab. 133. gehört. Die knorpelartige Haut, woraus die Röhre gebildet wird, ist mit Venen durchwirkt, die an den Abfätzen anastomosiren und mit einer Flüssigkeit angefüllt sind, welche durch das Trocknen gegen die Mitte derselben zusammen fällt. Aufser den an den äufserſten Enden der Aeste einzelnen Kapseln, wovon auf dieser Tafel eine vergröfsert abgebildet ist (die aber so wenig die Vff. als Rec. jemals gefunden haben), sieht man im Frühjahr die äufsere Oberfläche der Hauptäste mit kleinen kapselträgenden Büschcln besetzt, wovon die Vff. auf dieser Tafel fig. a. eine Abbildung mitgetheilt haben, die denen des *Fucus subfuscus* gleichen, mit welchem diese Alge sehr nahe verwandt ist. Hr. *Turner* erwähnt dieser Fruchtbüschel schon in seiner *Synopf. of the brit. Fuci* pag. 352. Taf. 34. *Conferva rubra Hudf.* Diese Seealge hat nach der Verschiedenheit des Standorts und des Alters ein ganz verschiedenes Ansehen. Da, wo sie Strömungen ausgesetzt ist, erscheint sie gestreckt und ruthenförmig, die Glieder sind nur am Grunde etwas verdickt; an ruhigern Stellen der See aber z. B. in der Ostsee, ist sie ausgebreitet und büschelich und mit dem zunehmenden Alter sind gewöhnlich die Glieder zwischen den Abfätzen an den Hauptfäden und gröfsern Zweigen ganz aufgeblasen und geben denselben ein knotiges Ansehen. Im erstern Falle ist sie die *Conf. rubra Hudf.* und *Ceramium virgatum Roth*; im letztern die *Conf. nodulosa Lightf.* und *Ceram. elongatum Roth Cat. bot.* Fasc. 2. pag. 178. Wir hätten gewünscht, dafs die Vff. des deutschen Werks diese grofse Verschiedenheit des äufsern Habitus bemerklich gemacht hätten, damit man sich die bisherigen Irrungen der Algologen bey dieser Art einigermafsen erklären könnte. Auch in der Farbe ist sie sehr veränderlich. Nach dem Dillenschen Herbarium soll auch der *Fucus fubfuſcus Linn. Transact.* zu dieser Art gehören. Die Vff. finden zwischen dieser Alge und der *Conferva denſta Wulfen* eine grofse Aehnlichkeit und scheinen auch aus diesem Grunde die fig. a. auf dieser Tafel beygefügt zu haben. Rec. mufs gestehen, dafs er noch niemals einen ähnlichen Bau der Glieder bey der *Conf. rubra Hudf.* gefunden habe, wohl aber bey dem *Ceram. violaceum Roth*, dem die *Conf. denſta* am nächsten kommt. Taf. 35. *Conferva aurea (Byſſus aurea Linn.).* Die häutigen und vorzüglich die gegliederten Byſſusarten, bey welchen man niemals eine Spur von Fortpflanzungstheilen an der äufsern Fläche entdeckt, gehören mit dem gröfsten Rechte zu den Conferven. Bey der Untersuchung dieser schönen Alge im frischen Zustande unter dem Mikroskope beobachtet man fehr auffallend die unächten Abfätze und Glieder, welche durch die innern Fruchtschläuche gebildet werden und in der Abbildung hier fehr schön vorgestellt sind, worüber aber die Vff. hier nichts weiter sagen. Rec. mufs bemerken, dafs *Byſſus Iolithus Linn.* oder die *Byſſus aurea β. Iolithus Roth Flora Germ.* Tom. 3. Pars 1. pag. 565. so vollkommen in ihrem ganzen Baue mit der hier abgebildeten *Conferva aurea* übereinkomme, dafs sie kaum als Abart anzusehen sey. Auch diese verwandelt, durch das anhaltende Trocknen, ihre schöne rothe Farbe, mit dem Verluste des angenehmen Veilchengeruchs, in Aschgrau. Taf. 36. *Conferva coccinea Hudſon.* Hierzu gehören *Conf. plumoſa Ellis* und *Lightfoot*, wie auch das *Ceramium hirſutum Roth Cat. bot.* Fasc. 2. pag. 169. Tab. 4. Merkwürdig ist die Beobachtung des Hn. *Dillwyn*, dafs die Kapseln im Junius, wenn sie reif sind, sich an der Spitze durch einen Rifs öffnen und die Fruchtkörner mit einem Theil der sie umgebenden gallertartigen Masse durch die Oeffnung hervorgehen, welches auf dieser Tafel fig. C. fehr schön vorgestellt ist. Die von *Lightfoot* beschriebenen männlichen Exemplare, welche *Ellis* in den *Philoſoph. Transact.* Vol. 57. Tab. 18. fig. C. c. besonders abgebildet hat, sind von Hn. *Dillwyn* noch nicht beobachtet worden. Er ist geneigt, ihre Verschiedenheit in dem höhern Alter zu suchen. Rec., der mehrere von diesen männlichen

Digitized by Google

chen Exemplaren des *Lightfoot* in seiner Sammlung besitzt, kann dieser Meynung des Hn. *Dillwyn* nicht beypflichten. Taf. 37. *Conferva villosa Hudf.* Diese Art gehört zu den *Confervis verticillatis*, wovon Hr. *Roth* in dem Schraderschen Journ. für die Bot. Band 2. S. 331. 1801. eine Monographie geliefert hat. Bey dieser Art theilen die Vff. vortreffliche Beobachtungen über eine andere, bey *Kiel* entdeckte, ihrer Meynung nach, ähnliche Art mit, nämlich über die *Conferva rhizodes Ehrhart Herb.* Bey dieser fowohl, als bey der *Conferva villosa Hudf.* werden die falschen Aeste auf ähnliche Weise, als bey der *Mertensia lumbricalis Thunb. (Ulva Linn.)* durch *diffepimenta transverfalia* gebildet. Nach den angestellten und hier mitgetheilten Beobachtungen der *Conf. rhizodes* in Vergleichung der *Conf. villosa* halten die Vff. die erstere von der letztern nicht wesentlich verschieden, ungeachtet bey der erstern die *rami alterni*, bey der letztern aber *oppositi* sind. Wenn aber dieser Umstand ihnen nicht wichtig genug scheinen möchte, diese beiden Algen als besondere Arten von einander zu trennen: so mufs Rec. sie auf einen andern aufmerksam machen, den sie überfehen zu haben scheinen. Bey der *Conferva villosa* sind fowohl nach der Beschreibung und Abbildung *Dillwyn's*, als nach einem aus England erhaltenen Exemplare, die Aeste, welche dieser Alge das haarige Ansehen geben und um jedes vierte oder fünfte Glied quirlförmig an dem Absatz sitzen, wieder mit kleinern haarförmigen Aesten besetzt. Bey der *Conf. rhizodes* fand Rec. an dem Exemplare, welches er aus *Ehrhart's* Sammlung erhalten hat, die quirlförmig um den Faden stehenden Aestchen jederzeit einfach. Taf. 38. *Conferva diaphana Lightfoot* und der *Flora Dan.* Tab. 951. Eine unter verschiedenen Gestalten erscheinende Art, die mit der *Conferva rubra Hudf.* sehr nahe verwandt ist und sich vorzüglich durch die durchsichtigen Glieder, die mit einem netzförmigen Gewebe durchwirkten Absätze und durch die zangenförmig gestalteten Endspitzen unterscheidet. Hierzu rechnen die Vff mehrere Rothische Conferven, als *C. elegans, globulosa, moniliformis* und *fastigiata.* Auch die *Conf. ciliata Ellis* und *Lightf.* oder *Conf. pilosa Roth* soll hierher gehören und nur ein besonderer Zustand der *C. diaphana* seyn.

HALLE, b. Gebauer: *Der Naturforscher. Neun und zwanzigstes* Stück. 1802. 272 S. gr. 8. m. 4 K. in 4., wovon 2 illum. (1 Rthlr. 20 gr.) *Dreyfsigstes* Stück. 1804. 102 S. gr. 8. (8 gr.)

Der gröfste Theil des *neun und zwanzigsten* Stücks dieser geschätzten Zeitschrift beschäftigt sich mit Insekten und Würmern. 1. *Beschreibung eines langarmigen ungeschwänzten Affen aus dem Innern von Bengalen;* von *H. J. Le Beck*, Münzmeister in Batavia. Der *Simia longimana* verwandt. Es verdient damit der von Wurmb in dessen Merkwürdigkeiten aus Ostindien S. 255. N. 2. befchriebene Affe aus Java, den er *Wauwauw* nennt, verglichen zu werden. 2. *Beyträge zur Naturgeschichte der Eingeweidewürmer* von Dr. *J. Aloys Frölich*, wozu Tafel 1. und 2. gehören. Auser zwey neuen Gattungen: *Rictularia*, deren Charakter so angegeben wird: Ein elaftischer nadelförmiger Wurm, der Kopf knötchenlos gemündet; die Mündung rachenförmig; die Oberlippe gewölbt, sturmhutähnlich (helmförmig), sie enthält eine Art *Rictularia criflata* aus den dünnen Därmen der Waldmaus. — *Fimbriaria*, die andere Gattung von zwey Arten: *Fimbria Malleus*, die *Taenia Malleus* Goeze, und *Fimbria Mitra*; mit folgenden Gattungskennzeichen: Ein langgezogener, flacher, bandförmiger, ziemlich gegliederter Wurm; der Kopf undeutlich in einer maufchettenförmigen durchsichtigen gefalteten, vorn abgestutzten und erweiterten Membran verborgen — findet man sieben und vierzig mehrentheils neue Arten aus den Gattungen Filaria, Trichocephalus, Cucullanus, Ascaris, Fefticaria, Fasciola, Echinorhynchus, Hydatula (für Hydatigena Goeze, Veficaria Müll. Bey Rudolphi heifsen die beiden Gattungen, worin er die Blafenwürmer theilt, Echinococcus und Cyfticercus). — 3. Drs. *Studer* in Bern *Methode, die kleinen Insekten aufzuknlchen;* nämlich mit Hülfe einer Nadel, eines Pinsels und einer feinen Pincette werden die vorher getödteten Thierchen mit aufgelöften Oblate auf Papier gekleht und ihre Theile für die Untersuchung hervorgezogen und gerichtet. — 4. *Anmerkungen über einige Insekten* von den Hn. *Tobias Koy* und *Moriz Johann Bühm* in Ofen, betreffen die Lebensweise von *Lythrus Cephalotes*, *Onitis Clinias*, *Aphodius coningatus*, *Buprestis cyanicornis* und *Attelabus hungaricus.* — 5. *Nachtrag* zu Dr. *Frölichs Bemerkungen über einige seltene Käfer* im *sechs und zwanzigsten* Stück des Naturforschers. (Von Hn. *v. Schreber.*) Hierzu gehört Tafel 3. und S. 271. 272. Der berühmte Herausgeber hat die Insekten, von denen hier die Rede ist, jetzt selbst in seiner Sammlung, und hat theils die Befchreibungen ergänzt oder berichtigt, theils Synonyme und Bemerkungen nachgetragen, theils Abbildungen geliefert. Nr. 40. *Cetonia bicolor* hat viel Aehnlichkeit mit *Cetonia rufipes* Fabr. *C. quadripunctata* Oliv. und da diese unstreitig eine Melolontha ist: so möchte *Cet. bicolor* des Vfs. wohl auch zu dieser Gattung gehören. Nr. 52. *Erotylus sternicornis* ist nicht *Chrysomela pustulata* Oliv. Fabr., sondern der *Erotylus concatenatus* Fabr. Herbst., aber ganz richtig eine Chrysomela und kein Erotylus. Nr. 54. *Altica virginica* hat so genau den Bau einer Chrysomela aus der Familie von *C. Viminalis*, *Pallida* u. ähnl., dafs man sie trotz ihrer dicken Hinterschenkel ungern davon trennt. Sie ist der *Chrysomela flolida* Fabr. sehr ähnlich, und diese hat eben die dicken Schenkel Nr. 55. *Cryptocephalus sanguinicollis* ist zwar *Cr. gracilis* Fabr. und Sturm, aber zugleich Abänderung von *Cr. minutus* und *pufillus* Fabr. Wenigstens kommen völlig ähnlich gefärbte Spielarten vom *Minutus* vor. Nr. 58. *Curculio conicus* ist wohl kein *Brachycerus*, wovon ihn die Bildung der Antennenkolbe, so wie Abweichungen des Körperbaues unterscheiden. Rec. hat den aus Italien an ihn geschickten *Curculio antiodontalgicus*

Digitized by Google

talgicus Gerbi in keinem Punkte von dem deutschen Käfer verschieden gefunden. Nr. 63. *Prionus coriarius*. Da der Herausgeber die Irrungen, die hierbey Statt finden, zu heben gesucht hat, und dies ihm aus Mangel einer zur völligen Aufklärung der so lange verwirrten Käfer: *Coriarius*, *Laticollis* und *Imbricornis*, nothwendigen Art, nicht gelungen ist: so wollen wir versuchen, ob wir glücklicher darin sind. Es sind bisher drey Arten mit einander verwechselt, wozu wir noch eine vierte sehr ähnliche aus Georgien in Amerika rechnen könnten, die wir aber hier mit Stillschweigen übergehen. Die erste ist der europäische *Prionus coriarius* Fabr., *Cerambyx coriarius* Linné, Voet Col. II. tab. 3. fig. 9. 10; die zweyte der *Cer. laticollis* Drury 1. tab. 37. fig. 2. (nämlich unter der Annahme, dafs diese Abbildung mifslungen sey). Dazu gehört der von Hn. *Frölich* beschriebene *Prionus coriarius* aus Virginien, den Hr. *v. Schreber* vor sich gehabt und Tafel 3. fig. 12 hat abbilden lassen. Diesen hält Rec. für *Prionus brevicornis* Fabric. Syst. Eleuth. 260. 15. Die Männchen und Weibchen beider Arten unterscheiden sich nicht blofs durch die Gröfse und den vorragenden After des Weibchens, sondern auch durch die Fühlhörner, die bey dem Männchen viel dicker, und die Glieder unterwärts blattförmig erweitert sind. Eben dieser Umstand und ein falsches Citat aus Rösel verleitete die Entomologen, in Linné's *Cer. imbricornis* den männlichen *Coriarius* zu erkennen. Die dritte Art ist der *Cer. imbricornis* Linn selbst. Er ist dem *Laticollis* Drury oder *Brevicornis* Fab. sehr ähnlich, und braun, aber durch die Fühlhörner von ihm, ja von allen bekannten Prionen unterschieden. Denn es ist kein Druckfehler, wie der Vf. vermuthet, dafs Linné siebenzehn Blätter an den Fühlhörnern zählte, und dafs er unter Blättern die Glieder der Fühlhörner verstanden habe. Wir haben zwey Stücke dieses Käfers vor uns, und jedes hat zwanzig Glieder an den Antennen, wovon die siebenzehn letzten blattförmige Fortsätze bilden. Wir kennen nur noch Einen bisher noch unbeschriebenen Käfer, der mehr als zwölf Glieder an den Fühlhörnern hat. Um so auffallender ist diese Erscheinung an einem Käfer, dem man die Fühlhörner nicht nehmen dürfte, ohne ihn leicht wo nicht mit *Laticollis*, doch mit jenem von uns erwähnten Georgischen Käfer zu verwechseln. Linné ist also gerechtfertigt und sein *Imbricornis* mufs in das neuere System aufgenommen werden. Sein Citat aus Rösel ist falsch und gehört zum *Coriarius*; Gronov's Zoophyl. können wir nicht vergleichen; es scheint aber, dafs Gronov den *Laticollis* beschrieben habe. Olivier scheint den wahren *Imbricornis* gehabt zu haben; uns fehlt die Tafel und Beschreibung, um darüber entscheiden zu können. Wenn der dritte Zahn an den Seiten des Thorax der Hinterwinkel ist: so stimmt diefs mit der Natur des *Imbricornis* Lin. überein. Voets Abbildung Fig. 10. gehört zum männlichen *Coriarius*, nicht zum *Laticollis*. — Nr 84. *Callidium tomentosum* ist unstreitig *Stenocorus marylandicus* Fabr., der wirklich Stacheln an den Gliedern der Fühlhörner hat. — Nr. 91. *Mordella erythrogaster* ist nach Paykull der weibliche *Rhipiphorus paradoxus*. Diesem Aufsatze angehängt ist die Bemerkung, dafs *Chrysomela dorsalis* Fab. Mant. eine Spielart und nicht das Weibchen von *Chr. Adonidis* ist. — 6. *Brahms* in Mainz *Bemerkungen über die von der Gattung Coccinella bey Mainz einheimischen Arten*; und 7. *Ebendesselben Bemerkungen über die von der Gattung Cassida bey Mainz einheimischen Arten*. Beide Aufsätze sind schätzbar, scheinen aber schon in einer frühern Epoche abgefafst zu seyn und können daher füglich von uns übergangen werden. — 8. *Ebendesselben Nachricht von einem vorgeblichen Insektenregen* — der in der Gegend von Dachsweiler, Stromberg und im Walde bey Bingen am 11ten und 12ten Februar 1799. so wie in mehrern Gegenden des Rheingaues, der Bergstrafse, bey Offenbach gefallen seyn sollte. Hr. *Brahm* erklärt diese Erscheinung ungezwungen daraus, dafs die Insekten und ihre Larven (deren bey dem vorhergegangenen warmen Sommer eine ungewöhnliche Zahl war) und die sich wie immer, an den vor Nord- und Ostwinden gesicherten Orten vor der Winterkälte verkrochen hatten, durch das eingefallene warme Thauwetter hervorgelockt waren, und durch ihre plötzliche Erscheinung auf der Oberfläche bey dem Unkundigen den Gedanken erregten, dafs sie herabgeregnet wären. — 9. *Ueber das Geschlecht* [die Gattung] *der Schmetterlinge*, die *Hyläen*, nach dem Systeme des Hn. Pr. *Fabricius* von Pr. *Esper*. Dazu Tab. 4, wo die hier beschriebenen Hylaeae *rostrata*, *deflorata*, *fuga*, *fagitta* und *liturata* Fabr. abgebildet sind. Hr. E. glaubt mit Recht, den Entomologen durch Kenntlichmachung dieser räthselhaften Gattung einen Dienst zu erweisen. Ihr Hauptkennzeichen setzt Fabricius in die langen, in der Mitte verbreiteten vorgestreckten Palpen und eine vorgestreckte spitze Lippe. Die Palpen finden wir bey mehrern Schmetterlingen z. B. bey *Noctua linogrisea* Fabr. Esp. genau gleichgestaltet; aber die Lippe, die man bey keinem Schmetterlinge weiter antrifft. Hr. *Esper* bestimmt sie näher, indem er sagt, es sey der Theil, der den Mund von unten schliefse. Ob er sie selbst gesehen hat, ist nicht deutlich. Rec. gesteht, dafs er sie nicht finden kann; einst täuschte ihn ein einzelner abgebrochner Vorderfufs; sollte der auch Fabricius getäuscht haben? oder meynt Fabricius den überragenden Haarschopf der Stirn, der bey *Sagitta* sehr auffallend ist? Denn nicht selten verstand er unter *Labium* auch die Oberlippe. Wir bemerken bey den hier beschriebenen Arten, dafs *H. deflorata* nicht die wahre Fabricische scheint, oder die Beschreibung wäre äufserst mangelhaft; und dafs *H. Saga* von Cramer Uitl. Cap IX. tab. 103. D. E. unter dem Namen *Phal. N. Puera* abgebildet ist. — 10 Hn. Stadtpfarrers *Luz* zu Schwaningen *Beyträge zur Naturgeschichte der Lepidopteren — Bombyx bicolaria*, *Cucullo*, *Noctua culta*, *Bombyx flexula*. — 11. *Miscellaneen, entomologischen Inhalts* 2te Lieferung (von *Hoffmann*). Papilio Maturna, Argus, Sinapis, Bombyx lanestris, Phalaera

Digitized by Google

Phalaena mundana und Noct. exoleta nach Esper. Bey solchen einzelnen, stets schätzbaren Beyträgen zur Naturgeschichte ist das weite Ausholen und der Wortschwall, der leider in vielen naturhistorischen Büchern zur Regel geworden ist, doppelt auffallend und unangenehm. Es ist zwar verzeihlich, wenn ein Liebhaber der Naturkunde seine Entdeckungen mit Vorliebe hegt und betrachtet, und sie in dem Augenblicke für wichtig hält; stellt er sie aber dem Leser so vor Augen: so darf er sich nicht beklagen, wenn dieser darüber lächelt. Uns fiel diese Bemerkung bey, als wir den Anfang von des Hn. *Luz* Beschreibung der Raupe der *Bombyx Cuculla* lasen, und wir setzen sie her, nicht um gerade diesem einen Vorwurf zu machen, sondern um überhaupt viele Naturliebhaber, die sich oft weit gröfsere Uebertreibungen und Umschweife zu Schulden kommen lassen, auf diese geschmackswidrige und zeitkostende Gewohnheit aufmerksam zu machen. — 12. *Ueber eine neue Thierart, welche die Gattungen Limax und Helix mit einander vereinigt, Helix Semilimax* von Hn. *d'Audebart Feruſſac*. Dazu eine Abbildung Tafel 1. — 13. *Bemerkungen über einige Ceylonische Foſſilien und ihre Schleifmethode* von *H. J. Le Beck*. Enthält das Verzeichnifs der bey Mantolle, einem Ceylonischen Dorfe, das ehemals sehr ansehnlich gewesen zu seyn scheint, wie Ueberlieferungen und aufgefundne Älterthümer beweisen, gefundnen Geschiebe; eine Nachricht von 1795 herabgefallnen brennend-heifsen Steinen, die der Vf. einem Erdbrande zuschreibt, die aber vielleicht zu den Mondsteinen gehören, worüber die Vergleichung der hier gegebenen Beschreibung Auskunft geben kann; und Anzeige der Schleifmethode der Muhamedaner in der Vorstadt von Columbo. — 14. Hn. *Le Beck Reiſe nach dem mineraliſchen Bade in Afrika*, welches von den Holländern *Swarte Bergs warme Bad* genannt wird, und 223 deutsche Meilen vom Vorgebirge der guten Hoffnung entfernt ist.

Das *dreyſsigſte* Stück enthält ein doppeltes Register zu den Bänden ein und zwanzig bis neun und zwanzig; das erste die systematisch geordnete Aufzählung der darin vorkommenden Aufsätze; das zweyte von S. 15. an ein alphabetisches Register der darin enthaltenen Sachen und der Vff. der Aufsätze.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Jakobäer: *Beſchreibung einiger See- und Landreiſen nach Aſien, Afrika und Amerika*, vorzüglich von Holland und England nach Batavia, Madras, Bengalen, Japan und China, ingleichen vom Vorgebürge der guten Hoffnung durch die Kafferey und die Wüste Sahara nach Aegypten. Von einem gebornen Aegyptier, *Zacharias Taurinius*. Mit e. Vorr. von *Joh. Jak. Ebert*, Prof. zu Wittenberg. *Erſter* Theil. 1799. 318 S. *Zweyter* Theil. 1800. 350 S. *Dritter* Theil. 1801. 354 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Nur um der Vollständigkeit willen einige Zeilen auch von diesem Machwerk. Die A. L. Z. hat 1801. Num. 7. und in den Intelligenzblättern Num. 36. 39. 69. die Veranlassung gegeben, die Identität des berüchtigten *Dambergers* und dieſes *Taurinius* zu entdecken und dadurch einen zu Leipzig und Wittenberg arbeitenden Buchdruckergeſellen und deſſen Helfershelfern ihre Fabrik von ſelbſterfundnen Reiſeabenteuern zu zerſtören. Damals waren von dem *dritten* Bande dieſer Sammlung ſchon dreyzehn Bogen gedruckt; wie der Verleger in der vorgeſetzten Vorrede anzeigt. Er gibt zugleich ſeine Gründe an, warum dieſe Reiſen gröſstentheils den Schein von Glaubwürdigkeit für ihn gehabt haben, durch welchen er, ſie zu verlegen, bewogen werden konnte. Und hierüber iſt Hr. *J.* unſtreitig ganz gerechtfertigt. Die Sache ſelbſt bedarf keiner weitern Unterſuchung. Komiſch genug aber iſt die Art, durch welche der Zuſammenſtoppler ſich am Ende (S. 353.) aus ſeiner Verlegenheit über die Dambergeriſche Reiſe heraus zu winden ſucht. „Von hier an (von Hauſſa am Niger), ſagt Er, beliebe der Leſer *Dambergers Reiſe* nachzuſehen, welches die Fortſetzung dieſer Retourreiſe (aus Aegypten nach dem Cap) iſt, nur mit der Veränderung [!!], daſs dieſe Reiſe, welche eigentlich von Tombukto nach dem Cap ging, in Dambergers Reiſe ſo angegeben iſt, als wenn ſie von dem Cap nach Tombukto gegangen wäre. So iſt auch daſelbſt die Jahrzahl verändert." Dergleichen „Veränderungen" nimmt ſich denn freylich das Geſchlecht der Damberger und Taurinuſſe nicht übel, welches, nur in etwas feinern Zuſammenſtoppelungen, zahlreicher iſt, als man denken ſollte. Wie einſt der eine Robinſon *Robinſone aller Nationen* hervorgebracht hat: ſo gibt es unſtreitig in unſern Zeiten, wo ohnehin bald Europa überhaupt, bald die einzelnen Städte und Länder von einzelnen Schriftſtellern in Poſſeſſion genommen werden, auch *Franzöſiſche, Spaniſche u. ſ. w. Taurinuſſe*, welche jede in ihrem Gebiete gemachte Reiſe als ein Eigenthum betrachten, das ſie mit gewiſſen „Veränderungen" auf ihre werthe Individualität überzutragen wiſſen, ohne dabey den warmen Ofen zu verlaſſen. Für den zu Wittenberg entdeckten Taurinius, ominöſen Andenkens, wurden jene von ihm beliebten Veränderungen die Urſache, daſs er ſich damals bey Nacht und Nebel der Policey aus den Augen zu rücken für rätlich fand. Seine feinern Seitenverwandten verſtehen die Induſtrie beſſer.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 11. *Februar* 1806.

CHEMIE.

ERFURT, b. Hennings: *Systematisches Handbuch der gesammten Chemie* zur Erleichterung des Selbststudiums dieser Wissenschaft. Von D. *Johann Bartholomä Trommsdorff*, Professor der Chemie und Pharmacie, und Apotheker zu Erfurt, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. *Zweyter* Band. 1801. 608 S. *Dritter* Band. 1802. 424 S. *Vierter* Band. 1803. 776 S. *Fünfter* Band. 1803. 260 S. *Sechster* Band. *Angewandte Chemie.* 1804. 480 S. *Siebenter* Band. 1804. 568 S. 8. (Alle 7 Bände 13 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Die Chemie im Felde der Erfahrung. Zweyter* bis *siebenter* Band.

Das Urtheil, das wir bey der Anzeige des ersten Bandes (A. L. Z. 1801. Num. 137.) gefällt haben, gilt auch von den übrigen; und daher haben wir hier blos die Ordnung bemerkbar zu machen, in welcher die Gegenstände aufgeführt sind. Der *zweyte* Band beginnt mit dem *achten* Abschnitt, welcher für die Salze, ihre Eigenschaften, das Verhältniss ihrer Bestandtheile zu kalischer, erdichter oder metallischer Grundlage, Säure und Krystallisationswasser, nebst den Wahlaffinitäten, welche sie unter einander auszuüben vermögen, bestimmt ist. *Neunter* Abschnitt. *Bestandtheile der Körper des Pflanzenreichs.* Den scharfen und narkotischen Theil führt der Vf., und zwar mit Recht, nicht mehr als einen eigenen Bestandtheil des Pflanzenreichs auf, sondern glaubt, dass er als eine Eigenschaft anderer näherer Bestandtheile und ihrer besondern Mischung betrachtet werden müsse; weil diese Wirkung bey einigen Pflanzen in dem flüchtigen Oele, bey andern im Extracte, und noch bey andern in dem Harze gefunden werde. Dieselbe Beschaffenheit habe es auch mit dem scharfen Theile. Rec. würde dies nicht in den nähern Bestandtheilen, sondern vielmehr in einem eigenen Verhältniss der Urstoffe des Pflanzenreichs suchen. *Dritter* Band *Zehnter* Abschnitt. *Bestandtheile der Körper des Thierreichs. Eilfter* Abschnitt. *Von der von selbst erfolgenden Veränderung organischer Körper. Zwölfter* Abschnitt. *Von den kohlenartigen Körpern des Mineralreichs*, als Diamant, Graphit und Kohlenblende. *Dreyzehnter* Abschnitt. *Von einigen verbrennlichen Körpern des Mineralreichs, die aus dem Pflanzenreich abzustammen scheinen*, als Bergnaphte, Steinöl, Bergtheer, Asphalt, Steinkohle, bituminöses Holz, Torf und Bernstein. Der *vierte* Band begreift blos den *vierzehnten* Abschnitt, der *von den Metallen, einzeln genommen, und ihren Verbindungen mit andern Körpern*, handelt; und mit diesem Bande ist die reine Chemie geschlossen. Der *fünfte* Band enthält die *Geschichte der Galvanischen Electricität, besonders in chemischer Hinsicht.* Mit dem *sechsten* Bande nimmt die angewandte Chemie ihren Anfang. Der *erste* Abschnitt *begreift die Gewinnung einiger nähern vegetabilischen Bestandtheile*, als: die Gewinnung der ätherischen Oele, fetten Oele, Zucker und Zuckerraffinerie, Kampherraffinerie, Stärkefabrik, Gewinnung des Sauerkleesalzes und die Weinsteinraffinerie. *Zweyter* Abschnitt. *Gewinnung einiger vegetabilischen Producte durch Hülfe des Feuers.* Theerschwelerey, Pechfiederey, Kienrufsbrennen, Kohlenbrennerey, Pottaschensiederey und Sodabereitung. *Dritter* Abschnitt. *Gewinnung verschiedener Produkte aus dem Pflanzenreiche durch Hülfe der Gährung*, nämlich durch die geistige, saure und andere Arten von Gährung; es gehört hieher die Wein-, Bier- und Branntweinbereitung, die Essigfiederey, die Bereitung des Indigs, der Orseille und des Tabacks. *Vierter* Abschnitt. *Gewinnung einiger Educte und Producte aus dem Thierreiche.* Leim, Butter, Käse, Milchzucker; (Sollte der Leim wirklich als Educt zu betrachten seyn?) Seife und Seifensiederey. *Fünfter* Abschnitt. *Chemische Veränderung schon bearbeiteter vegetabilischer und thierischer Substanzen.* 1. Veränderung in Rücksicht der Oberflächen durch Entfärbung und Färbung. Gewinnung einiger Farben aus dem Pflanzen- und Thierreich, als Carmin, Berlinerblau, Lakfarben, Tusche, Baftellfarben u. s. w. 2. Veränderung in Rücksicht der Substanz, wozu die verschiedenen Gärbereyen gerechnet werden. *Sechster* Abschnitt. *Chemische Betrachtung über die Ernährung und das Wachsthum der Pflanzen. Siebenter* Band. *Siebenter* Abschnitt. *Gewinnung der Salze und ihrer Producte.* Salpetersiederey, Boraxraffinerie, Alaunwerke, Kochsalz, Salmiakfabriken, Gyps- und Kalkbrennereyen in Verbindung mit der Schiesspulverfabrication, Scheidewasserbrennerey, Salzsäurebereitung. *Achter* Abschnitt. *Bearbeitung*

Digitized by Google

der erdichten Subſtanzen. Porzellanfabrik, Bereitung der Töpfergeſchirre aller Art, Ziegelbrennerey und die Glasbereitung. *Neunter* Abſchnitt. Bearbeitung leicht entzündlicher Mineralien, als Bernſtein und Schwefel. *Zehnter* Abſchnitt. *Bearbeitung metalliſcher Subſtanzen. Eilfter* Abſchnitt. *Die künſtliche Bereitung der Mineralwaſſer.* Die ausführlichere Bearbeitung der Gegenſtände der angewandten Chemie, wie man ſie ſonſt in einem chemiſchen Lehrbuche eigentlich nicht findet, ſucht der Vf. dadurch zu rechtfertigen, daſs man auch ſeine angewandte Chemie, chemiſche Technologie nennen möge. Die Anwendungen der Chemie auf andere Wiſſenſchaften, als Arzneykunde, Pharmacie, Naturlehre u. ſ. w. iſt von des Vfs. Plane ausgeſchloſſen.

Als vorzüglicher Beweis von der guten Aufnahme und der Brauchbarkeit dieſes Handbuchs dient der Umſtand, daſs wir von dem *erſten* Bande ſchon die *zweyte* Ausgabe haben, (1805. XXVI u. 574 S.) die wir zugleich mit anzeigen wollen. Der Vf. iſt hier ſeinem erſten Plan völlig getreu geblieben, und er hat blos dasjenige eingeſchaltet, was die Fortſchritte unſerer Wiſſenſchaft in dieſer Zeit nöthig machte, und vorzüglich iſt die Literatur ergänzt. Unter den Verbeſſerungen finden wir Bertholets neue Theorie über die Verwandſchaft mit berückſichtiget, wobey es hauptſächlich mit auf das Maſſenverhältniſs ankommt; doch fehlt es hier, wie der Vf. mit Recht bemerkt, nicht an widerſprechenden Erſcheinungen. Herſchels Entdeckungen über das verſchiedene Erwärmungs- und Leuchtungsvermögen der durchs Prisma gebrochenen Lichtſtrahlen, ſcheinen dem Vf. für die Identität des Lichts und der Wärme zu ſprechen — Könnte aber nicht hier auch Cohäſionsveränderung des Lichts als Materie im Spiel ſeyn, wovon man die wahrnehmbare Wärme abzuleiten hätte? Bey der Zerſetzung der atmoſphäriſchen Luft iſt das Schütteln des Zinnamalgams mit in Anwendung gekommen. Bey der Zerlegung des Waſſers iſt auf die galvaniſche Säule hingewieſen; der Vf. iſt noch für die Zerlegbarkeit deſſelben. Der bey Zerlegung der Knochen durch Schwefelſäure mit der geſchiedenen Phosphorſäure verbunden bleibende phosphorſaure Kalk, könne nach Berthollet dadurch erklärt werden, daſs ſich der Kalk zwiſchen der Schwefel- und Phosphorſäure theile. Lowitzens verbeſſerte Methode, Eiseſſig zu erhalten und Richters Verfahren, reine Gallusſäure, durch die Behandlung mit Alkohol darzuſtellen. Unter den Säuren finden wir die Honigſteinſäure, Maulbeerholzſäure und Chenevix'ens überoxydirte Salzſäure, und unter den Säuren, deren Eigenthümlichkeit noch zweifelhaft iſt, die Kobaltſäure, Raupenſäure, Milchſäure, die Säure aus dem Harze von Südwallis, Kampherſäure, zooniſche Säure, Ameiſenſäure, Chinarindenſäure, Kichererbſenſäure und die brandichten Säuren. Die Ochroiterde iſt, weil ſie metalliſcher Natur zu ſeyn ſcheine, nicht unter den einfachen Erden aufgeführt. Brugnatelli's Schwefel-Phosphor-Waſſerſtoff u. ſ. w. Für die Beſitzer der erſten Ausgabe ſollen alle Zuſätze und Verbeſſerungen beſonders abgedruckt, auch zu allen übrigen Bänden dieſes Handbuchs Supplemente geliefert werden.

ERFURT, b. Beyer und Maring, nachher b. Rudolphi: *Beyträge zur Erweiterung und Berichtigung der Chemie.* durch *Chriſtian Fr. Bucholz.* Apotheker zu Erfurt u. ſ. w. *Erſtes* Heft. 1799. 103 S. *Zweytes* Heft. 1800. 126 S. *Drittes* Heft. 1802. 176 S. 8. (1 Rthlr. 22 gr.)

Mit Recht ſagt der Vf., daſs man bisher in die chemiſchen Lehrbücher noch vieles als Thatſache aufnahm, von deſſen Zuverläſſigkeit man ſich nicht durch eigene Erfahrung überzeugt hatte. Seine Bemühungen ſind daher vorzüglich dahin gerichtet, dergleichen Gegenſtände näher zu unterſuchen und zu berichtigen, um dadurch mehr Zuverläſſigkeit in die chemiſche Wiſſenſchaft zu bringen. Auch ſtöſst man allerdings in dieſen Abhandlungen, die ſich in allen drey Heften, auſser einigen kleinen Bemerkungen, auf 48 beſaufen, auf eine Menge neuer Berichtigungen, nur wünſchten wir, daſs ſich der Vf. eines beſſern Stils befleiſsigen und einige zu wortreiche, zu nichts führende Einleitungen, künftig ſparſamer liefern möchte. Auſser einigen neuen Beſtimmungen verſchiedener Salzverbindungen, als des künſtlichen Schwerſpats, des ſalzſauren Baryts, der kohlenſtofffauren Kalkerde, der kohlenſtofffauren, ſalpeterſauren und ſalzichtſauren Talkerde, des ſchwefelſauren Kobaltoxyds, des eſſigſauren Baryts, des ſalzſauren Thons, Kalis, Natrons und Ammoniums, ſind wir bey genauerer Durchſicht dieſer Hefte noch auf mehrere intereſſante Thatſachen geſtoſsen, wovon wir hier die vorzüglichſten bemerkbar zu machen nicht unterlaſſen wollen. Darſtellung eines reinen Kobaltoxyds aus dem Zaffer durch die Behandlung deſſelben mit Schwefelſäure. Die Verbindung des Braunſteins mit der Schwefelſäure geſchah durchs Anreiben deſſelben mit concentrirter Schwefelſäure zu einem Brey, Ausglühen, Auflöſen und Kryſtallifiren des gelöſten Salzes. Eiſen, Braunſtein und Schwefelſäure zeigte ſich als eine dreyfache Verbindung, woraus ſich doch das Eiſen durch wiederholtes Glühen und Wiederauflöſen trennen lieſs. Der Zerlegung des Schwerſpaths auf dem naſſen Wege wird der Vorzug gegeben. Die Schwefelſäure verwandelte das Spiesglanzmetall in ein weiſses Oxyd, die Säure wurde in ſchwefliche umgewandelt und davon wenig Oxyd aufgenommen, das ſich auch bey der Erhitzung völlig wieder trennte. Faſt eben ſo verhielt ſich der Wismuth mit dieſer Säure, doch ging davon etwas mehr mit der Säure in Verbindung. Arſenik wurde durch dieſe Säure wenig verändert. Der Vf. entdeckte im Uranerze Kupfer und Zink. Die durchs Zerflieſsen des Phosphors erhaltene Phosphorſäure müſſe noch mit Salpeterſäure behandelt werden, um die dabey befindliche phosphorichte Säure erſt in Phosphorſäure umzuwandeln; beym Ein-

Digitized by Google

Eindicken der phosphorichten Säure erhoben sich brennende Sternchen über der Flüssigkeit. Bey Behandlung der Phosphorsäure in einem silbernen Tiegel bemerkte der Vf., dass wirklich Silber davon aufgelöst wurde, was Wiegleb, Gren und Hildebrandt läugnen. Man erhalte eine reine Thonerde, wenn man die Alaunerde durch Natron aus dem Alaun niederschlage, die Erde mit Wasser auskoche, wieder in Salpetersäure auflöse und sie daraus wieder mit kohlenstoffsaurem Natron scheide; nach des Vfs. Meynung hängt ihr Gehalt an Kohlenstoffsäure ihr nur vermittelst des Wassers mechanisch an. Um von Eisen freye blausaure Salze zu erhalten, glaubte er die Blausäure vorher an ein andres Metall bringen zu müssen, und er wählte dazu das Bley. Es gelang ihm zwar, die Darstellung dieser Salze bey diesem Verfahren nicht, er kam aber dabey auf die sonderbare Erscheinung, dass sich das blausaure Bley, ehe es völlig zur Trockene gebracht worden, entzündete, wobey Ammoniakdämpfe bemerkbar wurden. Eine Auflösung des Kupfers in kohlenstoffsaurem Ammoniak und die dadurch entstandene blaue Auflösung aus einer Destillation unterworfen, zersetzte sich augenblicklich, sobald die Flüssigkeit zum Aufwallen kam. Es sonderten sich schmutzig blaugrüne Rinden, woraus sich durchs Glühen etwas Ammonium und ein Gas entwickelte, in welchem kein Licht brannte, und zwey Scrupel dieser Rinden in einem Glase geglühet, gaben 28 Gran fast metallisches Kupfer. Aus einer in der Kälte bewirkten Auflösung des Wismuths wurde das durch destillirtes Wasser gefällte Oxyd in mehr hinzugegossenem Wasser wieder gelöst; dasjenige aber, was aus der in der Wärme bewirkten Auflösung getrennt wurde, nicht. Die Erfahrungen über die Abscheidung der Weinsteinsäure, bestimmen die Bestandtheile des Weinsteinsalzes und geben das richtige Verhältniss der zur Abscheidung der Weinsteinsäure nöthigen Schwefelsäure genauer an. Pelletier's Methode, den kohlenstofffauren Baryt mit Kohlenpulver zu glühen, um ihn von Kohlenstofffäure völlig zu befreyen, fand der Vf. richtig, und er erklärt sich diess dadurch, dass die Kohle der Kohlenstofffäure einen Antheil Sauerstoff raube, wodurch sie, wie mehrere andere Säuren, in den unvollkommen sauren Zustand versetzt und dadurch flüchtiger und leichter scheidbar werde. Eine Auflösung des Wismuths liess sich durch zugesetztes Wismuthmetall völlig zerlegen, und was sich trennte, war salpetersaurer Wismuth. Kohlenstofffsaurer Kali verlor nicht alle Kohlenstofffäure, ob man gleich so lange oxydirte Salzsäure hindurchströmen liess, bis der Geruch derselben vorstach; es seyn daher die hierdurch entstehender Krystallen Verbindungen aus Kohlenstofffäure, oxydirte Salzsäure, Salzsäure und Kali nach abweichenden Verhältnissen; die dabey vorhandene Kohlenstofffäure trage viel zur leichtern Zerfetzlichkeit dieses Salzes bey. Weinalkohol zersetzte anfangs die Lösung des Kohlenstofffäure haltigen oxydirten Kali beym Schütteln; nachher verschwand der Geruch dieser Säure und ein angenehmer Aethergeruch wurde bemerkbar; doch liess sich kein Aether trennen. Es besteht das sogenannte Antimonium diaphoreticum nicht aus $\frac{2}{3}$ Spiesglanzoxyd und $\frac{1}{3}$ Kali, wie Thenart behauptet, sondern es enthalte nur $\frac{1}{15}$ davon. Bey der Reinigung des salzsauren Kalks von Eisen durch feinen Zusatz von Kalk, Filtrirung der Flüssigkeit und Abdampfung derselben, bis zur Syrupsdicke, erhielt der Vf. zufällig 3 bis 4 Zoll lange Kryftallen, die reiner Kalk waren, und die die von Schaub und Trommsdorff gemachte Erfahrung von der Kryftallisirbarkeit des Aetzkalks bestätigten. Die Wolframsäure auf eine leichtere Art aus dem Wolfram zu scheiden, besteht in der Schmelzung des Wolframs mit Weinfalzkali, Lösen des dadurch entstehenden wolframsauren Kali in Wasser und Trennung der Wolframsäure durch Schwefel- oder Salzsäure. Die Bereitung des spiesglanzhaltigen weinsauren Kalis, durch Anreiben des fein gepulverten Spiesglanzglases, nebst dem sauren Weinsalzkali mit Wasser und vierzehntägigen Hinstellen an einen warmen Ort, bey täglichem Umrühren, gelang sehr gut. Beytrag zur Kenntnis des Zinnobers und Berichtigung seiner Bereitung auf dem nassen Wege.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Celle, b. Schulze: *Sammlungen für Geschichte und Staatskunde aus den Braunschweig-Lüneburgischen Churlanden, von F. A. Freyherrn von Ende*, K. Grossbrit. und Churf. Braunschweig Lüneburg. Ober-Appellations Rathe, und *A. L. Jacobi*, K. Grossb. u. Churf. Br. Lüneb. Hofrathe, auch Syndicus der Lüneburgschen Landschaft. *Erster* Theil. 1802. VIII. u. 308 S. (1 Rthlr.)

Von Männern, wie die beiden Herausgeber, lässt sich erwarten, dass sie nichts alltägliches liefern werden, und der vor uns liegende *erste* Theil, dem noch kein *zweyter* gefolgt ist, bestätigt diese Erwartung vollkommen. Gleich die erste Numer enthält die *Unions - Urkunde zwischen der Calenbergischen und Grubenhagenschen Landschaft*, welche unterm 29sten May 1801 bestätigt worden ist, nebst einer zweckmässigen Einleitung über die ältere Verfassung der Grubenhagenschen Landschaft. Nr. IV. *Besoldungsetat in den Herzogthümern Bremen und Verden, unter Erzbischöflicher und Königl. Schwedischer Regierung.* Ums J. 1640 betrugen die Besoldungen des Civil- und Hofetats zusammen auf 8000 Rthlr.; die vornehmsten Beamten erhielten noch Kostgeld, freye Wohnung, Feurung, Licht u. s. w.; es gab noch *Räthe von Haus aus;* im J. 1690 kostete die Unterhaltung des Civiletats allein 38,741 Rthlr. — V. *Instruction für die in den Herzogthümern Bremen und Verden angeordnete Regierung*, d. d. Windsor $\frac{15}{26}$ Aug. 1730. — Es ist zu verwundern, dass diese für die Staatsverfassung und den Geschäftsgang gleich wichtige Urkunde nicht früher durch den Druck bekannt gemacht worden ist. VI. *Creditinstitut der Ritterschaft*

Digitized by Google

des Fürstenthums Lüneburg. Diese wohlthätige, vom Regenten bestätigte, Anstalt nahm im J. 1791 ihren Anfang. Sehr lesenswürdig ist der vom Hrn. *Jacobi* dem Reglement dieses Instituts vorausgeschickte Eingang, welcher die Nützlichkeit solcher Anstalten überhaupt und den Zweck der vorliegenden insbesondere, kürzlich darlegt. Die Lehnbarkeit der Lüneburgischen Rittergüter erforderte eine von ähnlichen Instituten abweichende Einrichtung, wodurch zwar auf der einen Seite der Geschäftsgang etwas erschwert, auf der andern aber das Gute bewirkt wird, dass durch eine Zinszahlung von 5 Procent das Capital nach und nach, in der Regel binnen 36 Jahren, sich von selbst abbauet. Zugleich steht es den Schuldnern frey, durch ausserordentliche Zahlungen in geringen Posten, diesen Termin beträchtlich abzukürzen. Das Institut nimmt gegen hinreichende Sicherheit Capitalien zu 3 Procent auf. Besonders beyfallswürdig scheint aber auch die S. 197. ff. enthaltne Einrichtung, wornach kleinere Summen von 25 bis 100 Rthlr. auf monatliche Loose gegen 2 Procent auf *Creditscheine* in Verzinsung genommen werden, und wodurch die niedern Stände Gelegenheit erhalten, kleine Ersparnisse sicher und nutzbar anzulegen. VII. *Classificationsurtheil der von der Fürstlich Braunschweigischen Linie hinterlassnen Schulden.* Das im J. 1634 ausgestorbne mittlere Haus Braunschweig hinterliess eine beträchtliche Last von Allodialschulden, zu deren Tilgung blos die Einkünfte einiger unbedeutenden Allodialstücke bestimmt wurden. Im J. 1717 verglichen sich die mehrsten Gläubiger dahin, dass sie ein Drittheil ihrer Forderungen schwinden lassen wollten, und es wurden darauf 233 Gläubiger, nach der Beschaffenheit und dem Alter ihrer Ansprüche geordnet, wie sie nach einander aus den Allodialaufkünften ihre Befriedigung erhalten sollten. Bis zum J. 1802 waren erst 121 derselben befriedigt. Durch den vorliegenden Abdruck dieses Classificationsurthels haben sich also die Herausgeber um die Erben der übrigen 112 Gläubiger ein wahres Verdienst erworben, welche doch nun mit einiger Wahrscheinlichkeit überschlagen können, wenn sie oder ihre Nachkommen zur Hebung ihrer Forderungen gelangen möchten.

Leipzig, b. Steinacker: *Nordische Blätter* oder *Beyträge zur bessern Kenntniß der Nordischen Reiche,* von *J. G. Eck,* Sohn. *Drittes* Heft. 1804. v. S. 223 — 306. (12 gr.)

Seit langer Zeit hat Rec. von der Fortsetzung dieser Zeitschrift nichts gehört; es wäre aber schade, wenn sie mit diesem dritten Heft, das den ersten Band schliesst, bereits ihr Ende erreicht haben sollte. Was wir bey der Anzeige der beiden ersten Stücke (A. L. Z. 1804. Num. 270.) über Zweck und Geist dieser Blätter gesagt haben, gilt auch von dem dritten, das folgende Aufsätze enthält: I. Fortsetzung der *Reisebemerkungen* des Vfs. und zwar seine Reise nach Falun. Sie ist mit mehrern Episoden aus Gustav Wasa's Geschichte überladen, die den meisten Lesern bekannt seyn müssen; eine blosse Andeutung dieser Begebenheiten wäre daher hinreichend gewesen. Die Scheune zu Ifala, wo Gustav Wasa als ein Bauer drosch, ist noch unversehrt, sie wird auf öffentliche Kosten erhalten, Gustav III. hat vor derselben ein einfaches Denkmal aus Elfdaler Porphyr aufführen lassen, das S. 233 abgebildet ist. Zu Örnäs zeigt man noch das Zimmer, worin sich der grosse Befreyer seines Vaterlandes aufhielt; hier werden zugleich manche Reliquien von ihm aufbewahrt. Das Titelkupfer zu diesem Heft stellt die Tracht und die Wohnungen der Thalmänner vor. Noch beschreibt der Vf die grosse Kupfergrube und die Stadt Falun. Möchte es ihm doch gefallen haben, die sentimentalen Auswüchse, die hin und wieder, z. B. S. 252 vorkommen und mit dem Ganzen sonderbar contrastiren, wegzuschneiden! II. III. Einige unbedeutende Gedichtchen nach dem Schwedischen. IV. *Neueste Fortschritte der Cultur im Russischen Reiche.* Sie wird unter folgenden Rubriken geschildert: Armenpflege, Geistescultur (von den Universitäten, der Demidowschen Schenkung und der Weltumseglungsexpedition). Alle diese Nachrichten sind aus andern Zeitschriften gesammelt. V. Correspondenz und andre Nachrichten, mercantilische und statistische Notizen aus den nordischen Reichen, z. B. von dem Verbot der dänischen Bücher in Schweden u. dergl., denen jedoch gröstentheils das Interesse der Neuheit abgeht. VI. *Ueber die isländischen Annalen als Quellen für die Geschichte,* von *Fr. Rühs.* Ein Nachtrag zu den frühern Abhandlungen, die der Vf. darüber bekannt gemacht hat, der zunächst gegen Hrn. Hofrath *Adelung* gerichtet ist. Ueber *Snorre's* Abschrift bey seiner Chronik kann Rec. noch eine von Hrn. R. übersehene Stelle, die sich in der Heimskringla, II. S. 99. der Peringskjöldischen Ausg. findet, nachweisen, wodurch der Vorsatz des Schriftstellers, nur glaubwürdige Sachen zu erzählen, vielleicht noch mehr als durch die Vorrede bestätigt wird.

* * *

Neuburg: *Ueber meine Methode beym ersten Religionsunterricht.* Ein Beytrag zur Berichtigung herrschender Vorstellungsarten. Vom Verfasser der Schrift: Philalethes. Ueber Jesum und seine Religion u. s. w. Neue Ausgabe. Ohne Jahrzahl. 51 S. 8. (4 gr.) Die *erste* Ausgabe erschien im Jahre 1800, und diese sogenannte *neue* Ausgabe ist nur mit einem neuen Titel versehen worden. (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Num. 33.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 13. Februar 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs* von *Ludwig von Baczko*, Prof. der Geschichte bey der Artillerie-Akademie und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitgliede. *Zweyte* völlig umgearbeitete Auflage. 1804. XII u. 539 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *v. B.*, der das Publicum schon mit so vielen Schriften über Preußen und den preußischen Staat beschenkt hat, gibt uns hier die *zweyte* Auflage eines historisch-topographischen Werks, das seinem Fleisse Ehre macht. Die statistischen Angaben von den neuesten Jahren zeugen, dass der Vf. seinen Untersuchungen keinen Stillstand erlaubt hat.

Der *erste* Abschnitt enthält *Königsbergs* mathematische und physische Topographie (S. 1—17.); der *zweyte*, die Geschichte der Stadt (S. 18—88.), ist nur ein kurzer Abriss, an den der Vf. bey einer etwanigen neuen Auflage wohl mehr Fleiss wenden wird, nicht eben, um ihn zu vergrößern, sondern um die Erzählung zusammenhängender zu machen, das eingestreute Räsonnement zu prüfen und hier und da zu berichtigen. So will er S. 61. beweisen, dass im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Abgaben der Bürger schwerer, der Erwerb geringer, aber der Luxus weit größer gewesen sey als jetzt; aber wenn auch seine historischen Angaben richtig sind: so lässt sich wider den zweyten Satz — dass der Erwerb geringer gewesen sey — mit Recht vieles einwenden. Oft ist die Erzählung zu chronikenmäßig, z. B. S. 77: „Peter der Große reiste in diesem Jahre durch Königsberg, wo, weil den Bürgern der Handel mit Brennholz unterlagt wurde, das Achtel bis auf 26 Fl. stieg, und am 5. May 1713 wurde der Tod Friedrichs I. von den Kanzeln bekannt gemacht;" drey in einem Perioden erzählte Facta, die doch nicht im geringsten Zusammenhange mit einander stehen. Der *dritte* Abschnitt behandelt die Topographie der Stadt. Die Stadt enthält 269 Strassen und Plätze, die mit 1352 Laternen erleuchtet sind, 4303 Häuser, 622 Speicher und Ställe, 22 Kirchen u. s. w. Die Einwohner waren: 1921 unverehelichte Mannspersonen, 1553 dergl. Frauenspersonen, 606 Wittwer, 3911 Wittwen, 8097 Ehemänner, 8147 Ehefrauen, 7741 Söhne, 8790 Töchter, 1509 Gesellen, 1875 Jungen, 846 Knechte und Diener und 5000 Mägde. — Bey der Angabe der Kämmereybesitzungen hätte der Vf. billig bestimmen sollen, von welchem Hufenmaße die Rede sey, ob vom Magdeburgischen oder Kulmischen? Es ist dies ein sehr grofser Unterschied, indem eine Magd. Hufe 30 Morgen von 180 rheinl. Quadratruthen, und eine Kulmische etwas über 67 dergl. Morgen enthält; es ist also bey 1515 Hufen, welche die Kämmerey besitzen soll, eine bedeutende Differenz. Eben so heifst es S. 138: dass die deutsch-reformirte Kirche 120 Hufen besitze, ohne die Größe derselben anzugeben. — Es werden in dieser Abtheilung viele Gebäude erwähnt und beschrieben, welche frey von allen Abgaben sind, eigne Jurisdiction besitzen und unzünftige Handwerker aufnehmen können. Welche Unannehmlichkeiten, welche Beschwerden der nicht privilegirten und welche Weitläuftigkeiten und üble Folgen im Gange der Justiz, Polizey u. s. w. diese Anomalien haben, ist gewifs einem Jeden bekannt, der in öffentlichen Geschäften gearbeitet hat, und es wäre sehr zu wünschen, dass dergleichen Immunitäten ohne Ungerechtigkeit ganz abgeschafft würden. — S. 182—205. werden die Gegenden um die Stadt beschrieben. S. 206. folgt die sogenannte *dritte* Hauptabtheilung, mit der Rubrik: statistische Nachrichten; diese Eintheilung passt aber nicht mit den vorhergegangenen *drey* sogenannten Abschnitten; es müsste daher entweder *vierter* Abschnitt heissen oder die ersten drey Abschnitte müssten anders eingetheilt werden. — Eine Eigenheit bey den Zählungen der Einwohner in Königsberg ist es, dass man den Civilstand in bürgerliche Einwohner und in Hofpitaliten eintheilt; im Jahr 1802 waren in der Stadt 53733 bürgerliche Einwohner und 802 Hofpitaliten; das Militär mit den Beurlaubten betrug 7753. In den zehn Jahren von 1793 bis 1802 waren hier 6377 Paar copulirt, 20593 Kinder geboren und 21678 Menschen gestorben; die Zahl der Todtgeborneu ist sehr grofs, indem auf 89 Kinder 4 todtgeborne kommen. Interessant sind die Consumtionsangaben vom 1. Jun. 1802 bis dahin 1803; sie enthalten freylich nur die versteuerten Consumtibilien; indessen haben wir selten eine bessere Quelle, aus der solche An-

Digitized by Google

gaben genommen werden können, die bey statistischen und staatswirthschaftlichen Berechnungen zu so interessanten Resultaten führen. Die Stadt brauchte in dem genannten Zeitraume 66,574 Scheffel Weizen zum Backen, 108,378½ Schfl. Roggen, 20,962½ Schfl. Weizen-, Roggen- und Buchweizenmehl, 16,765⅝ Schfl. Graupen und Grütze, 72,138¼ Schfl. Weizen-, Roggen-, Gerste- und Branntweinschrot, 148,233½ Schfl. Gerstenmalz zum Bierbrauen, 8782 Ochsen, 1086 Kühe, 16401 Kälber, 10440 Hammel und Schafe, 2007 Lämmer, 15844 Schweine über 100 Pfund, 2217 dergl. unter 100 Pfund und 100 Spanferkel. — Die Bürger der Stadt werden eingetheilt in Grofs- und Kleinbürger; zu den erstern gehören nur zwey Zünfte: die Kaufleute und die Brauer; in *einem* Theile der Stadt haben jene vor diesen, und in dem andern Theile diese vor jenen den Vorrang. S. 237. sagt der Vf.: dafs die Mennonitengemeine in Königsberg aus 27 Familien bestehe, und auf der folgenden Seite: dafs sie aus 157 Personen bestehe, welche 36 Haushaltungen bilden. — Das S. 241. beschriebene Oftpreufsische Etatsministerium ist nun gänzlich aufgehoben. — S. 299. Anstalten zur Erziehung und Bildung der Einwohner; dieser Abschnitt ist sehr vollständig und in einer zweckmäfsigen Ordnung abgehandelt; die Verfaffung der Universität und ihre Geschichte ist ausführlich beschrieben, ihre Einkünfte betragen jetzt, nach des Vfs. Angaben, mehr nicht als 5329 Rthlr. 70 gr. jährlich, ohne die Deputate, die im Jahr 1725 zu 28000 Rthlr. Kapital angeschlagen waren. — S. 345. Nachrichten von den Bibliotheken und Sammlungen von Naturalien, Münzen, Instrumenten, Gemälden und Kupferstichen. — S. 358. Erwerbsquellen der Einwohner, wo der Handel oben an steht; die Tabelle von den in Königsberg vom Jahr 1797 bis 1802 aus- und eingeführten Waaren ist sehr vollständig; aber es ist zu bedauern, dafs die Angabe der Preise fehlt, welches freylich eine schwierige Sache ist, da selten angegeben wird, ob es der Einkaufs- oder der Verkaufspreis, der von dem Steuernden angegebene oder der vom Zollamte angenommene Preis ist. Die Getreideausfuhr, als der wichtigste Artikel, betrug in diesen sechs Jahren in Summe 27,433 Last Weizen, 63,878 Last Roggen, 9636 L. Gerste, 5093 L. Haber und 7020 L. Erbsen. Wenn dieser zu Mittelpreisen, der Weizen zu 100, der Roggen zu 75, die Gerste zu 50, der Haber zu 35 und die Erbsen zu 80 Rthlr. angenommen wird: so ergibt sich für diese sechs Jahre die Summe von 8,754,270, und auf jedes Jahr von 1,459,045 Rthlrn. — Die Kaufmannschaft besitzt jetzt 49 grofse Seeschiffe von 6725 Laften. — Von S. 394. an sind die Manufakturen und Fabriken ausführlich beschrieben und das Fabricationsquantum ist bey den mehrsten vom Jahr 1802 angegeben. — S. 408. und 409. wird berichtet, dafs bey der Biertaxe den Brauberechtigten für jedes Gebräude ein Gewinn von 108 Gulden (36 Rthlr.) zugestanden wird, und der Vf. setzt hinzu: „welches um so nothwendiger ist, da hier der Preis eines solchen Brauhauses von 12,000 bis auf 24,000 und in mehrern Fällen bis auf 40,000 Gulden steigt." — Ein sonderbarer Grund zur Rechtfertigung dieses Verfahrens: denn ja eben durch diesen von den höhern Behörden zugestandenen Gewinn stieg der Preis einer solchen Gerechtigkeit bis auf 24 und 40,000 Gulden, und dem Wohlstande fo wie dem Genufs der Einwohner würde weit besser gedient seyn, wenn diese Gerechtigkeiten wohlfeiler wären, und wenn die Käufer das Bier um die 36 Rthlr. wohlfeiler erhielten. — S. 410. findet man ein Verzeichnifs sämmtlicher Künstler, Handwerker und Professionisten in der Stadt. — S. 412. Milde Stiftungen und wohlthätige Anstalten; diese sind hier sehr ansehnlich und bey den Stipendien ist gewöhnlich der Fonds angegeben; von dem Waisenhause jedoch nicht. Rec. bemerkt daher, dafs dessen jährliche Einnahme jetzt 4570 Rthlr. beträgt. Eine sehr wichtige Stiftung ist das grofse Hofpital in Löbenicht, worin damals, als der Vf. schrieb, 806 Personen verpflegt wurden. Auch ist seit 1803. ein Schutzblattern-Impfungsinstitut hier angelegt worden, in welchem alle Kinder unentgeldlich geimpft werden. Auffallend grofs ist die Zahl der Armen in Königsberg, welche wirklich Unterstützung erhalten; sie wird vom Vf auf 4000 angegeben, so dafs folglich der vierzehnte Mensch Unterstützung aus Stiftungen und aus andern öffentlichen Anstalten erhalten mufs; hier ist doch wohl eine Radicalkur sehr nöthig. — S. 514. folgt noch ein Abschnitt mit der Ueberschrift: Dinge, die besonders Fremden zu wissen nöthig oder nützlich sind, worin von der Accifeeinrichtung, von Gasthöfen, Posten und dergl. Nachricht gegeben wird. Als Beylagen sind angehängt: das lateinische Hauptprivilegium der alten Stadt Königsberg, das deutsche Hauptprivilegium der Stadt Löbenicht und das lateinische Hauptprivilegium der Stadt Kneiphof.

Leipzig, b. Barth: *Erdbeschreibung der Kurfürstlich und Herzoglich Sächsischen Lande. Dritter* Band. Herausgegeben von M. *Friedrich Gottlob Leonhardi*, ordentlichem Professor der Oekonomie u. s. w. *Dritte* vermehrte Auflage. 1804. 678 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Die Beschreibung des *Erzgebirgischen* Kreises macht in dem gegenwärtigen Bande, der mit demselben Fleifse wie die vorhergehenden, ausgearbeitet ist, den Anfang. Die historische Einleitung zu diesem Abschnitt ist zu unvollständig, indem dafselbst weiter nichts bemerkt wird, als dafs dieser ganze Landstrich in den ältern Zeiten ein grofser Wald mit dem Namen *Miriquido* oder *Miriquidri* gewesen fey. Desto mehr wird man durch die allgemeinen statistischen Nachrichten schadlos gehalten. Der Flächeninhalt des gedachten Kreises wird mit Einschlufs der Herrschaft Wildenfels und der Schönburgischen Besitzungen zu 121 Quadratmeilen angegeben. (Nach *Canzlers* Berechnung soll er 111 Quadratmeilen enthalten.) 1785 wurde seine Bevölkerung zu 405600 Menschen berechnet; 1799 zu 425,796; so dafs nach dieser

Digitized by Google

dieſer Angabe 3518 Menſchen auf die Quadratmeile ohne die Bruchzahl kommen. Der Ackerbau hat ſich ſeit einiger Zeit beſonders ſeit dem Böhmiſchen Getreideausfuhrverbote ſehr vervollkommnet. Nach einem ſechsjährigen Durchſchnitte kann man die Zahl der im Umtriebe ſtehenden Gruben im Erzgebirgiſchen, Voigtländiſchen und Neuſtädtiſchen Kreiſe, ſo wie im Kurfächſiſchen Antheil von Henneberg, auf 6 und 700 ſetzen, wovon das Freyberger Bergamtsrevier allein über den dritten Theil enthält. In dem Jahre 1800 betrug der geſammte Ertrag dieſes Diſtrikts 52843 Mark 11 Loth Silber, 285 Centner 2½ Pfund Garkupfer und 1870 Centner Glätte und Bley. — 1797 waren überhaupt bey dem Bergbau 10369 Arbeiter angeſtellt, wobey jedoch die Arbeiter auf den Hennebergiſchen und einigen Erzgebirgiſchen Eiſenhütten fehlen, die zuſammen aus 403 Perſonen beſtanden. — Bey der Verfaſſung und Gerichtsbarkeit der Bergämter hätten einige Notizen benutzt werden können, die man in folgender akademiſchen Schrift findet: *Ernſt Joh. Aug. Lehmann (Praef. Chriſt. Gottlob Bienero) Delibata quaedam de iurisdictione, indiciis et ſcabinatibus metallicis ex iure inprimis Saxonico Elector.* Lipſ. 1794. 4. Unter andern wird in dem dritten Abſchnitt dieſer Abhandlung ausführlich gezeigt, daſs das Freyberger Oberbergamt blos die Oberaufſicht über andere Bergämter führe, ohne jedoch eine Appellationsinſtanz zu bilden. Wegen der Appellation wird zwar von den Bergämtern Bericht an das geheime Finanzcollegium erſtattet, welches auch über die Admiſſion derſelben erkennt: die Sache ſelbſt aber wird in dem Appellationsgerichte mit Zuziehung von Kunſtverſtändigen unterſucht, welche das geheime Finanzcollegium ernennt. S. 82. findet man intereſſante Nachrichten von dem 1789 in der Gegend von Groſs-Schirma bey Freyberg angelegten Kurprinzen-Kanal, auf welchem die Erze von der dem Kurfürſten eigenthümlich zuſtehenden Grube, der Kurprinz genannt, bis an die Halsbrückner Hütten zu Waſſer gebracht werden können. Das Merkwürdigſte bey dieſem Kanal iſt eine mechaniſche Anlage, das ſogenannte Hebehaus, wodurch zwey Fahrzeuge mit 50 bis 60 Centnern Erz beladen, bis auf eine perpendiculäre Höhe von 24 Fuſs gehoben werden, um ſie in den in dieſer Höhe weiter fortgehenden Kanal zu bringen. — Daſs das Städtchen Tharand in ältern Zeiten der Sitz einer Herrſchaft geweſen ſey, iſt wohl nicht gegründet. Wenigſtens wird in der gelehrten Abhandlung *über die Ruinen von Tarand* (Dresden 1795. 8.) S. 17. not. *) behauptet, daſs keine Urkunde zu finden ſey, worin Tharand eine Herrſchaft genannt würde. Auch dürfte ſich wohl mit Recht bezweifeln laſſen, daſs das Schloſs Schellenberg, welches ehedem auf dem Berge ſtand, wo 1568 Auguſtusburg angelegt wurde, von Karl dem Groſsen wider die Sorben Wenden 790 erbaut worden ſey. — Wenig bekannte Nachrichten findet man S. 120. von dem gegenwärtigen Flor der Zeuch-, Kattun- und Baumwollenmanufakturen in Chemnitz, die aber keinen Auszug leiden. — Die Wiederherſtellung der verfallenen Fürſtenkapelle in Altenzelle, die auf Befehl des jetzt regierenden Kurfürſten vom 31. Aug. 1787 erfolgte, hat 10348 Rthlr. gekoſtet. Auf dem daſelbſt errichteten Monument von ſächſiſchem Marmor befindet ſich die Hauptinſchrift: *Memoriam maiorum, quorum oſſa haec terra tegit, Conditorio refecto titulis ſcriptis reſtauravit pietas Friderici Auguſti Electoris Saxoniae.* — Der Altenberger auf Zinn betriebene Bergbau iſt ſo ergiebig, daſs er 1791 durch 468 Mann 1780 Centner 3 Pfund Zinn und 1801. 2219 Centner 10 Pfund Zinn lieferte. Ein einziger Kux auf vereinigt Feld im Zwitterſtock trägt jetzt jährlich 60 Thaler. Auch die Marienberger Bergwerke, die mit dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts ſehr verfallen waren, haben ſeit 1754 neues Leben bekommen. — Nach S. 246. ſoll der Kurfürſt Johann Friedrich die Herrſchaft Schwarzenberg 1533 von den Herren von Tettau für 126,000 Gulden erkauft haben. Dieſe Angabe kann gegenwärtig nach den beiden Kaufbriefen, die ſich in *Arndts* neuem Archiv der Sächſiſchen Geſchichte S. 108—119. befinden, dergeſtalt berichtigt werden: daſs George von Tettau ſeine Hälfte der gedachten Herrſchaft für 10,700 Rheiniſche Gulden; Albrecht und Chriſtoph von Tettau aber die ihrige für 10,000 Gulden an den Kurfürſt Johann Friedrich verkauften. Auch verdient mit den S. 334. u. f. über die Schönburgiſchen Graf- und Herrſchaften die *Topographie von Schönburg* (Halle 1802. 8.) verglichen zu werden. — In der Geſchichte des Vogtlandes, die ſehr ausführlich erläutert wird, hätte bemerkt werden ſollen, daſs die alten Beſitzungen des Reuſsiſchen Hauſes nicht blos Stammgüter deſſelben waren, ſondern auch Reichsdomänen, daher die Reuſsiſchen Dynaſten in dieſer Rückſicht Vögte des Reichs genannt wurden. Der Flächeninhalt des Kurſächſiſchen Vogtlandes wird zu 33½ Quadratmeilen angegeben, die Bevölkerung im Jahr 1799 zu 85360 Menſchen, ſo daſs damals 2586 auf einer Quadratmeile lebten. (Da nach *Canzlern* S. 459. die Bevölkerung im Jahr 1783 aus 94836 Seelen beſtanden haben ſoll: ſo müſste ſich dieſelbe, wenn beide Angaben richtig ſind, beträchtlich vermindert haben, wovon vielleicht die Urſache zum Theil darin zu ſuchen wäre, daſs die Kupfer-, Meſſing-, Eiſen- und Alaunwerke nicht mehr ſo viel Menſchen als ehedem beſchäftigen.) — Ein vorzüglicher Nahrungszweig der Städte Neukirchen und Adorf iſt die Verfertigung muſikaliſcher Inſtrumente, Saiten und Bogen. Im Jahr 1801 wurden in beiden Städten verfertigt 6220 Bund Violin- und Baſsſaiten, 241 Dutzend Saiteninſtrumente, 177½ Dutzend Violin- und 109 Dutzend Baſsbogen, 316 Stück Clarinetten, 46 Oboen, 522 Flöten, 46 Fagots, 96 Octavflöten, 12 Piccolifiöten, 13 Baſſethörner, 290 Waldhörner, 172 Trompeten, 17 Poſaunen, 214 Poſthörner und 8 Jagdhörner. — Die Einkünfte der Perlenfiſcherey bey Oelsnitz, die der Kurfürſtin gehören, waren ehedem beträchtlicher als jetzt, wo ſie kaum 1000 Rthlr. jährlich eintragen ſollen.

Digitized by Google

sollen. Auch die bekannten Wollen- und Baumwollenmanufacturen zu Reichenbach haben sich sehr vermindert: denn von 500 Tuchmachermeistern sind kaum noch die Hälfte übrig. Ein gleiches gilt auch von den dasigen Färbereyen, welche zuerst Tuche von der schönsten Scharlachfarbe geliefert haben und von zwanzig bis auf eine gesunken sind. Der Flächeninhalt des Neustädter Kreises wird zu 14½ Quadratmeilen angegeben; die Volksmenge im Jahr 1802 zu 36,812 Personen, wogegen *Cauzler* nur 33,860 zählt. Die Kreishauptmannstelle dieses Kreises ist jetzt mit der Vogtländischen verbunden.

Von dem Hochstift Merseburg wird behauptet, dafs sich Otto I. die Vogtey bey der Stiftung desselben vorbehalten habe. Ein solcher Vorbehalt aber dürfte sich schwerlich erweisen lassen, da man schon in den ältesten Zeiten Spuren von der Markgräflichen Vogtey findet. Man vergl. *Addungs* Directorium der Südsächsischen Geschichte S. XXXX. in der Note. — Wenig bekannt sind die S. 492. bemerkten Spuren, die sich noch von der Sedisvacanz in dem Stifte erhalten haben. Unter andern mufs noch jetzt ein jeder Beamter im Stifte bey seiner Dienstverpflichtung dem Domkapitel einen Revers ausstellen, dafs er auf des Stiftsherrn Tod oder Resignation, das Anbefohlne der Capitulation gemäfs zum Besten des Domkapitels so lange verwalten und gewähren wolle, bis er an den neuen Stiftsherrn werde verwiesen werden. Die Kammerrevenüen des Stifts werden zu 95,000 Rthlr. angegeben. Die Steuereinkünfte mit Ausnahme von denen, die blofs für das Stift verwendet werden, zu 24,712 Rthlr. an Pfennig- und 36,606 Rthlr. an Quatembersteuern. Von der Landtagsverfassung des Stifts wird sehr kurz gehandelt; umständlichere Nachrichten hiervon s. in *Göbels* Abhandlung von der Landtagsverfassung im Hochstifte Merseburg (in dem Museo für die Sächs. Geschichte B. 3. St. 1. N. 1.) und in einigen Bemerkungen über diesen Aufsatz von dem Conferenzminister *Wurmb* (Ebendaselbst B. 3. St. 2. N. V.). — Die Gröfse des Bisthums wird zu 20 Quadratmeilen angegeben; die Bevölkerung in dem J. 1802 zu 40,839 Einwohnern; die Zahl der Ritterpferde zu 97½. (In den eben angeführten Bemerkungen findet man ein aus der Matricul selbst geschöpftes Verzeichnifs, in welchem blofs 84 Ritterpferde und 4½ Pferd Beyträge angegeben werden.) — Bey der allgemeinen statistischen Schilderung von dem Hochstift Naumburg scheint der Vf. weniger Quellen gehabt zu haben, als bey der vorigen. Auch klagte schon *von Römer* in seinem Staatsrechte von Sachsen Th. 3. S. 105, dafs die Verfassung dieses Stifts noch mit vieler Dunkelheit umgeben sey. Es wird daher von den Naumburgischen Stiftstagen nur so viel gesagt, dafs sie die nämliche Form wie die Merseburger hätten; auch werden die Stiftsrevenüen nur im Allgemeinen ohne weitere Berechnung zu 115,000 Rthlr. angegeben. — Die Zahl der Einwohner, die sich auf 15 Quadratmeilen befinden, soll sich 1802 auf 31,896 belaufen haben. — In der statistischen Darstellung von dem Fürstenthume Querfurth, die sehr kurz gerathen ist, scheint der Vf. *Göbels* ausführliche Nachricht von der Landtagsverfassung im Fürstenthum Querfurth (in dem angeführten Museo B. 3. St. 2.) und die darüber auf ausdrückliches Verlangen der Stände des Querfurthischen Kreises von *Johann Friedrich Schomburgk* (in *Weifsens* diplomatischen Beyträgen zur Sächsischen Geschichte und Staatskunde N. III.) bekannt gemachten Bemerkungen nicht benutzt zu haben.

Prag, b. Calve: *Alex. Bisani's Briefe über merkwürdige Oerter und Gegenden in Europa, Asien und Afrika.* Geschrieben auf seinen dahin gemachten Reisen in den Jahren 1788 und 1789. Aus dem Französischen. 1802. 305 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Diese Briefe berühren Palermo, mehrere Inseln im Archipelagus, Salonichi, Athen, Konstantinopel, Smyrna, Gibraltar, Tunis, Sardinien. Aber sie berühren blofs. Nicht leicht wird man etwas Oberflächlicheres und Zweckloseres auffinden. Wo man die eigenen Ansichten des Reisenden erwartet, flattert er zurück in Reminiscenzen aus dem Alterthum. Man hoffe aber nicht etwa Erläuterungen über die alte Welt durch die Gegenwart. Hr. B. schwebt über jene, die er meist nur aus De Roy, Spohn u. f. w. zu kennen scheint, so flüchtig hin, als über diese. Da Er bey den Dardanellen vorbeyschifft, hat er nichts Wichtigeres, als auszurufen: „Der Hellespont, Xerxes, Leander und Hero! Welche verschiedene Empfindungen müssen nicht diese Namen erwecken. Deine Gröfse, Xerxes, ist nur Rauch; du opferst blofs dem Ehrgeiz und geniefsest nicht; aber Leander wird geliebt und seine Leidenschaft macht das Glück seines Lebens" u. s. w. Vom Uebersetzer, welcher uns einen Efchyles, eine Phrines, die Courtifanne Theorides u. s. w. vorführt, ist gar nichts zu sagen, als dafs seine Arbeit des Originals vollkommen würdig erscheint.

* * *

Meissen, b. Erbstein: *Homeri Iliados* Rhapsodia Z. five liber *VI.* 1803. 60 S. Rhapsodia H. five liber *VII.* 1803. 48 S. Rhapsodia Θ. five liber *VIII.* 1803. 61 S. Rhapsodia I. five liber *IX.* 1804. 80 S. Rhapsodia K. five liber *X.* 1804. 56 S. Rhapsodia A. five liber *XI.* 1804. 82 S. 8. (1 Rthlr. 5 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1789. Num. 25. und 1795. Num. 124.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 15. Februar 1806.

GESCHICHTE.

Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischer Kunde*, von *Gottfried Traugott Gallus*, Prediger zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe. *Fünfter* Band, welcher einen vollständigen Abrifs der Geschichte Friedrich Wilhelm's I. und einen Theil von Friedrichs II. enthält. 1803. 1 Alph. u. 11 Bogen 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Auch unter folgendem Titel: *Fortsetzung und Beschlufs des Handbuchs der Brandenburg. Geschichte in zwey* Bänden. — *Erste* Fortsetzung, welche die ganze Geschichte Fried. Wilhelm's und einen Theil der Begebenheiten Friedrich's des Grofsen enthält.

Daffelbe Buch noch unter folgendem dritten Titel: *Abrifs der vornehmsten Begebenheiten des Königs Friedr. Wilhelm's I., seines Sohnes Friedrich's II. und seines Enkels Friedr. Wilhelm's II.*, entworfen in *zwey* Bänden von u. f. w. *Erster* Band, welcher in einem Anhange einige Berichtigungen mancher Umstände aus Friedrich's II. Leben von einem Augenzeugen enthält.

Der erste dieser Titel ist für die Besitzer der ersten Ausgabe; der zweyte, für diejenigen, die sich die zweyte angeschafft haben und die vielleicht nicht bis auf die Zeit, wenn auch dieser fünfte Band wieder aufgelegt werden möchte, warten wollen; und der dritte für solche, die den fünften und sechsten Band, ohne die vier ersten, als eine besondere Geschichte von den neuesten Schicksalen des Preufsischen Staats, besitzen möchten. Auf dem Titel des vierten Bandes stehen zugleich die Worte: *und letzter.* Sie waren, da er nur bis zu Ende der Regierung Königs Friedrich I. reicht, dem Rec. und gewifs mit ihm mehreren Freunden dieses Werks unangenehm; daher ersterer bey der Anzeige desselben (1798. Num. 76.) den Wunsch nach der Fortsetzung bis auf die neuere Zeit äufserte. Schon hatte er dessen Erfüllung aufgegeben, als sie endlich, nach sechs Jahren, doch erfolgte. Was er dort und vorher bey der Beurtheilung der ersten Bände zur Empfehlung dieses Werks sagte, findet sich auch hier in reichem Mafse, Vorsichtigkeit bey dem Gebrauch der Quellen, kluge Auswahl, die das Mittel zwischen einer allzugrofsen Umständlichkeit und einer ermüdenden Kürze zu treffen weifs, geschickte Zusammenstellung der Begebenheiten, Festigkeit in Schilderung der Charaktere, anständige Freymüthigkeit im Urtheilen, Popularität des Vortrags.

Das Hauptaugenmerk des Vfs. ist die Geschichte Friedrichs II. oder des Grofsen. Die Regierungsgeschichte seines Vaters Friedr. Wilhelm I., ist ihm gleichsam die Einleitung dazu. Daher stellt er gleich beym Eingang eine treffliche Charakteristik desselben auf. Aber, sagt er, es ist nicht genug, zu wissen, was Friedrich war, und was er that: sondern auch, wie er es wurde, und was ihn geschickt machte, es zu thun. Aufschlüsse über beides gibt die Erzählung der Regierungsgeschichte seines Vaters. „Hätte er einen andern Vater gehabt, eine andere Erziehung genossen, eine andere Behandlung erfahren: so würde sein Geist ohne Zweifel in manchen Stücken eine andre Richtung, und sein Charakter hie und da eine andere Schattirung erhalten haben. Und ohne den Grund, welchen sein Vater legte, ohne die zahlreichen, gut abgerichteten Streiter, welche er ihm hinterliefs, ohne die *vollgefüllten* Schätze, die er ihm sammelte, und ohne die strenge Ordnung und den pünktlichen Gehorsam, an welchen er sein Volk gewöhnt hatte, würde *(es)* selbst einem Friedrich nicht möglich gewesen seyn, sich dasjenige Uebergewicht über seine Feinde, und dasjenige Ansehen unter den ersten Mächten unserer Halbkugel zu erringen, wodurch sein Leben Bedeutung für die Welt und Einfluss in die Veränderungen, die sich zu seiner Zeit ereigneten, erhielt." Sehr richtig gefafst ist S. 5. der Charakter seines Vaters: „Er gehörte nicht zu den ausgezeichnet grofsen Geistern, darum aber auch gerade nicht zu den Alltagsmenschen. Man thut ihm Unrecht, wenn man ihn für nichts weiter, als für einen rohen Sohn der Natur erklärt; man lobt ihn über die Gebühr, wenn man ihn zum Muster eines weisen Regenten erhebt. — Er hat als König Verdienste um sein Land, die ihm unsere Achtung erwerben; als Mensch aber Fehler, die unser Gefühl empören. In vielen

Digitized by Google

seiner Handlungen zeigte er sich grofs, in manchen gut, in keinen liebenswürdig u. s. w." Von seinen eigenhändig ausgeübten Mifshandlungen, sogar unschuldiger Menschen, kommt gleich S. 17. eine vorher noch nie gedruckte Anekdote vor. Nach vielfachem, sehr gerechtem Tadel dieses Regenten, empfängt er von S. 18. an das schönste Lob, vorzüglich wegen seiner Abneigung gegen den Krieg. — Gar nicht am unrechten Orte steht S. 28. u. f. die Charakteristik des Fürsten Leopold von Dessau, weil er starken Einfluss in die Regierung und auch in die Denkart Friedr. Wilhelm's hatte. In der Anmerkung S. 30. u. f. finden sich Nachrichten von fünf seiner Söhne, die im Preufs Kriegsdienst gestanden haben. — Ausführlich, und mit Anekdoten gewürzt, wird die sonderbare Neigung dieses Königs, alle riesenhafte Männer unter seiner Armee zu haben, welcher er, bey aller seiner sonstigen Sparsamkeit, ungeheure Summen opferte, und woraus eine Menge himmelschreyender Ungerechtigkeiten entsprangen, dargestellt. Wenn es aber S. 33. heifst, er habe *im Ernst* behauptet, Gott habe ihm alle Menschen von ungewöhnlicher Gröfse vermacht, und er habe sie blofs darum erschaffen, damit sie sein Leibregiment verschönern möchten: so war dies doch wohl sicher nur Scherz. — Die Anmerkung S. 64. über die allbekannten *Avantures de Telemaque* halten wir für einen unstatthaften Auswuchs. — Planwidrig wird S. 69. die Zahl der Todten und Verwundeten in der Schlacht bey Malplaquet angegeben. — S. 80. u. f. wird erzählt, wie den Wollenmanufakturen, hauptsächlich durch den Minister Kraut, aufgeholfen wurde. — Bey Gelegenheit der Theilnahme Preufsens an dem Nordischen Krieg, holt der Vf. zu weit aus, indem er dessen Geschichte, für seinen Zweck, zu umständlich vorträgt. Wenigstens ein halber Bogen hätte erspart und das, was vor der Schlacht bey Pultawa vorging, in wenige Zeilen gefafst werden können. Von da an erst war etwas mehr Detail erlaubt. Nach der Geschichte des Nordischen Kriegs wird erzählt, was der König und der Fürst Leopold von Dessau für die Vervollkommnung des Kriegsheeres thaten. Bey dieser Gelegenheit wird aber auch der gräuliche Unfug, den die Preufsischen Werber, unter des Königs Auspicien, verübten, durch eine Menge von Thatsachen in das vollste Licht gesetzt. — Von S 166. an folgt die Darstellung des Finanzwesens. — Gut aus einander gesetzt sind die politischen Angelegenheiten, besonders aber die Jülichsche Erbschaftssache, und dann die Verhältnisse des Königs zu Kaiser Karl VI., welches S. 209. sehr richtig geschildert wird: „Ein guter Mann, aber kein besonderer Fürst, von gemeinem Verstande und keinem ausgezeichneten Verdienste, den Vorschriften seiner Minister am Gängelbande folgend, beobachtete genau das dumpfe, steife, kalte Etikettenwesen, was *(das)* ihm sein Geheimerrath vorgeschrieben hatte," nämlich bey dem Empfang des Königs von Preufsen zu Kladrup in Böhmen. — S. 214. u. f. von den Verhältnissen des Königs gegen seine Familie, wo er, sehr begreiflich, in einem höchst widerwärtigen Licht erscheint. Die Erzählung derselben ist dem Vf. vorzüglich gut gerathen. — Friedrich Wilhelm's Verhalten bey den Bedrängnissen der Protestanten, gegen welche sich die Unduldsamkeit der Katholiken während seiner Regierung härter, als jemals, zeigte, besonders in Salzburg und in der Rheinpfalz, und die Vortheile, die er für den Staat daraus zog. — Absichten, die er und seine Minister schon auf Polen hatten (S. 266 u. ff.), die aber erst unter seinen beiden Nachfolgern realisirt wurden. — Theilnahme an dem Reichskriege gegen die Franzosen, der durch die Polnische Thronveränderung 1734 entstanden war (S. 287 u. ff.). — Von S. 308. noch verschiedene Anstalten für den innern Wohlstand des Königreichs, z. B. neue Gebäude, besonders zu Potsdam, welche Stadt ihn als ihren Stifter ansehen kann; Abschaffung überflüssiger Ceremonien in den lutherischen Kirchen, u. s. w. — S. 313. Von des Königs Intoleranz gegen den Philosophen Wolf zu Halle. — S. 322. Von seiner Achtung oder vielmehr Nichtachtung der Gelehrten. — S. 324. Von seinen verkehrten Religionsgesinnungen und von dem daraus entstandenen Sittenverderb. — S. 331 u. ff. Von *Klement* und *Ekkart*, zwey Männern, die das Vertrauen des Königs schändlich mifsbrauchten. — S 357. wo die von F. W. erzeugten Prinzen und Prinzessinnen genannt sind, hat sich bey der mit dem vorigen Herzog von Braunschweig vermählt gewesenen Prinzessin Philippine Charlotte ein Fehler eingeschlichen; sie soll nämlich *einige Jahre* nach ihrem Bruder, dem König Friedrich, gestorben seyn: allein, dies geschah erst im J. 1801.

Von S. 361. an beginnt die Regierungsgeschichte Friedrichs II. Das meiste von seiner Jugendbildung und von den Widerwärtigkeiten, die er von seinem rauhen Vater erdulden mufste, und dessen Andenken er dennoch stets in Ehren hielt, kam schon in der Regierungsgeschichte des letztern vor. Aber Hr. G. trägt von jener Stelle an bis S. 382. noch Manches nach. — S. 375, wo er vom *Anti-Machiavell* spricht, holt er zu weit aus, indem er vom *Machiavell* und dessen Buche *Il Principe* beynahe drey Seiten anfüllt. — S. 380 u. f. Von Friedrichs Aufnahme in den Freymaurerorden, gegen den er aber bald ganz gleichgültig wurde, indem sein grofser Geist keine neue Weisheit bey dieser Gesellschaft entdeckte; er gab sogar weiterhin Winke, die mehr dem Spotte als der Achtung ähnlich waren. — Von S. 382. an folgt die Regierungsgeschichte selbst, unter gewissen Rubriken, z. B. erste Einrichtungen; erster Schlesischer Krieg u. s. w. So läuft sie in diesem Bande fort bis zur Schlacht bey Chotusitz und ihrer Folge, dem Frieden zu Breslau 1742 (S. 508.). Alles ist zweckmäfsig und, so weit Rec. urtheilen kann, der Wahrheit gemäfs dargestellt. Neue, bisher unbekannte, Thatsachen wird man schwerlich finden. Hr. G. macht auch keinen Anspruch darauf; wie er selbst

Digitized by Google

selbst in der Vorrede beschelden erklärt. Aber er berichtigt doch einen wichtigen Umstand in dem Jugendleben des grosen Königs, nämlich den allgemein geglaubten Irrthum, *daß er die Hinrichtung seines Vertrauten, des Lieutenants Katte, mit habe ansehen müssen.* Doch, auch dies rechnet sich der Vf. zu keinem Verdienst an, weil ihn nur seine Bekanntschaft mit dem im hohen Alter zu Crossen lebenden Obersten *von Münchow* in den Stand setzte, dies dem Publicum mitzutheilen. Er verdient dafür und für die Bekanntmachung des ganzen Schreibens desselben, das er an Hn. *Nicolai* in Berlin gerichtet hatte (im Anhange S. 509 – 533.), den lebhaftesten Dank. Bekanntlich hatte Hr. Nicolai ungefähr 2 Jahr nach dem Tode des grosen Königs, die damals in Menge gedruckten Anekdoten in 6 Heften (1788 — 92) theils kritisch geprüft, theils neue hinzugethan. Hr. *v. Münchow*, der in seinen Knaben- und Jugendjahren sehr lange und häufig um die Person des Königs war, folglich viele Umstände erfuhr, die entweder andern ganz verborgen blieben oder nicht genau genug bekannt wurden, wollte zu der Nicolaischen Sammlung einen Beytrag liefern und kleidete ihn in Form eines Schreibens an Hn. N. ein. Als er ihn aber absenden wollte, hörte er, dafs sie geschlossen sey; er hielt ihn demnach zurück, und überliefs ihn in der Folge unserm Vf., der damals Conrector zu Crossen war, zum beliebigen Gebrauch. Der Oberste war der jüngste Sohn des Präsidenten v. Münchow zu Küstrin, und sieben Jahr alt, als der damalige Kronprinz von seinem zornigen Vater im dortigen Schlofs, in einer Stube, die der Präsident von seiner Wohnung abtreten mufste, Arrest erhielt. Der junge M. war fast der tägliche Gesellschafter des Prinzen und durch ihn erhielt er gar manche Bedürfnisse, unter andern Bücher, Feder, Dinte u. s. w., die ihm die übermäfsige Strenge des Vaters vorenthielt. Weiterhin war er vier Jahr lang Leibpage des Königs u. s. f. Hr. v. M. erzählt, aufser dem schon Erwähnten, verschiedene andere vorher unbekannte Anekdoten, und hätte noch weit mehrere mittheilen können. Einige trägt er verblümt vor und von einer, die sehr wichtig seyn mag, sagt er, sie solle mit ihm sterben. Die S. 520. erzählte, zufolge welcher ein Vater, der seine eigene Tochter geschwängert haben sollte, zum Tode verurtheilt war, den aber der Scharfrichter des Königs davon errettete, indem er ausmittelte, dafs er nicht Vater derselben sey, erinnert Rec. an eine ähnliche Geschichte, vermöge welcher Peter der Strenge, König von Portugal, einen vorgeblichen Vatermörder von seinem vermeynten Verbrechen befreyte.

Noch mufs erwähnt werden, dafs Hr. G., so wie in den vorigen Bänden, also auch in diesem, seine Quellen selten nennt: wo er dies aber thut, oder wo wir sie entdeckten, finden wir, dafs er sie mit gehöriger Prüfung benutzte. Dies ist z. B. der Fall mit der, von dem jetzigen Hn. Kreisdirector, *Theresius von Seckendorf*, zu Ansbach, im J. 1792 herausgegebenen Lebensbeschreibung des Feldmarschalls und Grafen von Seckendorf, der viele Jahre lang Oestreichischer Gesandter zu Berlin war, sich das ganze Vertrauen Königs Friedr. Wilhelm I zu bemächtigen wufste, und dasselbe zum Nachtheil des Preufsischen Staats, des Königs selbst und seiner Familie auf mehrfache Art mifsbrauchte. Der Vf. nennt ihn S. 145. einen argliftigen, herzlosen und ränkevollen Mann. S. 186. ist er treffend geschildert. Man vergleiche damit ein Urtheil des grosen Königs in dem v. Münchowschen Schreiben S. 524.

Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Julius August Remer's*, Hofrath(s) u. Professor(s) in Helmstädt, *Handbuch der ältern Geschichte, von (der) Schöpfung der Welt bis auf die grofse Völkerwanderung. Vierte*, ausführlichere und verbesserte, Auflage. 1802. VI u. 812 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ebendas.: *Handbuch der mittlern Geschichte, von der Gründung der jetzigen Europäischen Staaten bis auf die Kirchenverbesserung. Vierte*, durchaus verbesserte und sehr vermehrte, Auflage. 1801. VI u. 690 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ebendas.: *Handbuch der neuern Geschichte, von der Kirchenverbesserung bis auf den Frieden zu Amiens, und den Veränderungen in Deutschlands Constitution im J. 1802. Vierte* sehr vermehrte Auflage. 1803. *Erster* Band. XXII u. 559 S. *Zweyter* Band. 544 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der auf dem Titel befindliche Ausdruck: *verbesserte und sehr vermehrte Auflage*, ist der strengsten Wahrheit gemäfs, wie Rec., nach einer sorgfältigen Vergleichung dieser Auflage mit der ältern, versichern kann. Der verst. *Remer* war überhaupt einer der fleifsigsten Historiker in Deutschland, und arbeitete unabläfsig an der Vervollkommnung seiner Schriften. Schade, dafs ihm der philosophische Blick und die strengere historische Kritik bey seinen Arbeiten fehlte; sie würde ihn in die Reihe der ersten Historiker gestellt haben.

Ohne sich auf den Tadel einzelner Fehler einzulafsen, von welchen kein historisches Werk von solchem Umfange, als das obige, frey ist, sey es Rec. erlaubt, lieber sein Urtheil über das Ganze zu sagen.

Unter allen, dem Rec. bekannten, Handbüchern der Universalgeschichte ist dieses das Einzige, welches von *den ältesten Zeiten bis auf die neuesten* nach einem *gleich* gehaltenen Plane ausgearbeitet ist. Der Vf. theilt, wie er schon in der alten Ausgabe gethan, das Ganze in die beiden gewöhnlichen Hauptheile ein: 1. *Alte Geschichte*, von der Schöpfung der Welt bis ins *fünfte* Jahrhundert nach Christi Geburt. 2. *Neuere Geschichte*, von der Völkerwanderung bis auf unsere Zeiten. Die *Erste* läfst er in vier Perioden zerfallen: a. Von Erschaffung der Welt bis auf die erste Entstehung der Nationen. b. Von da bis auf den Tod Alexanders des Grofsen. c. Bis auf die Schlacht bey Actium. d. Bis auf die grofse Völkerwanderung. Die *Zweyte* hat gleichfalls *vier* Perioden:

Digitized by Google

rioden: a. Von der grofsen Völkerwanderung bis auf Karls des Grofsen Regierung. b. Bis auf die Wiederherstellung der Betriebsamkeit und Aufklärung in Europa. c. Bis auf die Reformation. d. Von der Reformation bis auf unsere Zeiten.

Jede der angegebenen Perioden ist wieder in *zwey* Abschnitte getheilt, von denen der *erste sechs* Kapitel enthält, die folgende Gegenstände abhandeln: 1. Chronologie; 2. Geographie; 3. Politisches Verhältnifs der Nationen; 4. Bürgerliche Verfassung; 5. Religionsverfassung; 6. Geschichte der Künste und Wissenschaften. Hierauf folgt der *zweyte* Abschnitt, der die eigentliche oder sogenannte politische Geschichte umfafst. Vor jedem Kapitel sind die allgemeinen Quellen und Hülfsmittel, oft mit kurzen Notizen, sorgfältig aufgeführt, ja bey den meisten merkwürdigen Gegenständen noch besondere vorzügliche Werke, so wie die Stellen, auf welchen die Angaben des Vfs. beruhen, nachgewiesen.

Betrachtet man nun das Werk als ein blofses Geschichts-Repertorium über alle die Gegenstände, die eben genannt sind: so läfst sich die Arbeit vertheidigen, wenn man auch mit der *Absteckung der Perioden*, mit der *Wahl der Rubriken und ihrer Ordnung* u. s. w. nicht ganz dem Vf. beystimmen kann. Soll es aber ein Buch seyn, nach welchem die *allgemeine Geschichte* in ihren Hauptperioden erklärt werden soll: (denn zum Selbstunterricht ist es zu kurz und unverständlich,) so verdient es, wie es Rec. dünkt, grofsen Tadel. Was soll zu diesem Zwecke jener Wust von Materien, die hier zusammen gedrängt sind? — Für eine *allgemeine* Geschichte gehört aufser den merkwürdigsten so genannten *politischen Begebenheiten*, nur eine *chronologische* und *geographische* Skizze und von der *bürgerlichen* sowohl als von der *Religionsverfassung*, ingleichen von den Wissenschaften und Künsten nur das, was eine *bedeutende Veränderung* in der *Staatsform*, oder in dem *religiösen Cultus*, oder in dem *Gange* einer Wissenschaft und in dem *Geschmacke* einer Nation hervorbrachte. Alles übrige mufs auf der Seite liegen bleiben. Wie aber staunt man hier, wenn man z. B. in der Geschichte der Künste (Th. 3. Abth. 2. von S. 104. an) alle nur einiger Mafsen bekannt gewordne Künstler aller Nationen, oft ohne nähere Bestimmung ihres Faches, durch einander geworfen sieht! Oder wenn man ebendaf. von S. 187. an, unter der Rubrik *Arzneykunde*, eine Menge Namen findet, von denen mehrere, selbst in einer besondern Geschichte der *Medicin*, kaum erwähnt zu werden verdienen.

Dazu kommen noch *zwey* Umstände. Vorausgesetzt, dafs alle jene Gegenstände in eine *allgemeine Geschichte* gehören: so wird es um die Erklärung derselben sehr mifslich aussehen. Der Vf. selbst, welcher von einer vortrefflichen Bibliothek unterstützt wurde, sagt in der Vorrede zum dritten Bande S. V. dafs er sich die Hülfe einiger gelehrten Freunde in der Geschichte einzelner Wissenschaften, *die ihm fremd gewesen*, erbeten habe. So hat die neuere Geschichte der *mathematischen Wissenschaften*: Hr. Prof. *Pfaff*; der *Philosophie*: Hr. Hofr. *Schulze*; der *Theologie*: Hr Abt *Henke*; der *Jurisprudenz*: ein Ungenannter, und der *Naturkunde*, *Chemie* und *Medicin*: der Sohn des Vfs. ausgearbeitet. Wenn nun aber der Vf. seinen Kräften nicht traute, wie kann er wohl andern *Geschichtslehrern* zumuthen, dafs sie jener Fächer mächtig seyn sollen? Wagt sich ja jemand, der mit ihnen nicht vertraut ist, in das Detail derselben: so kann der Vortrag darüber nichts als Nachbeterey und Stümperey seyn. Etwas ganz anderes ist es, im *Allgemeinen* eine *bedeutende Veränderung* zu erwähnen, die eine *Kunst*, *Wissenschaft* u. s. w. bey einer Nation erfahren hat, so weit sie einem gebildeten Menschen, der nicht in jene eingeweiht ist, begreiflich gemacht werden kann. Nur dieses gehört in eine *Allgemeine Geschichte*; jenes aber in eine besondere Geschichte der Kunst oder Wissenschaft. Rec. kann sich daher nicht genug wundern, wie der Vf. sogar in seinem *Lehrbuche der allgemeinen Geschichte für Akademien und Gymnasien*. (Halle bey Hemmerde und Schwetschke 1800), jenen Plan des Handbuchs beybehalten konnte.

Gesetzt aber, ein Geschichtslehrer vereinigte einmal alle Kenntnifs in sich, die zur Erklärung jenes Werks gehören, *wann* will er denn diese Erklärung beendigen? Dazu gehören Jahre, wenn sein Vortrag nicht in eine blofse Nomenklatur ausarten soll. Auch hier ist es Rec unbegreiflich, wie der übrigens so einsichtsvolle Vf. es angefangen hat, mit Nutzen Vorlesungen über sein Handbuch zu halten.

Doch wir brechen ab, und begnügen uns, besonders einem künftigen Herausgeber und Fortfetzer des *Remerfchen* Werks unsre Gedanken mitgetheilt zu haben, die er vielleicht einer ernstlichen Prüfung würdigt.

RÖMISCHE LITERATUR.

RONNEBURG u. LEIPZIG, im Verlagsbüreau: *Römische Thalia*, oder *Gespräche aus Plautus und Terenz* zur Erlangung der Fertigkeit, gutes Latein zu sprechen, von Dr. *Joh. Jak. Meno Vatett.* 1805. *Zweyte* Sammlung. 96 S. *Dritte* Sammlung. 157 S. 8. (12 gr.)

Die *erste* (von uns im Jahrg. 1804. Num. 120. angezeigte) und die *zweyte* Sammlung dieser Chrestomathie enthält abgerissene Partien aus dem Plautus, die *dritte* aus dem Terenz. „Die *vierte* Sammlung soll, wenn sie nicht verbeten wird, Gesprächen philosophischen und rhetorischen Inhalts gewidmet seyn." Aber wie passen diese zu der römischen Thalia, oder welche philosophische und rhetorische Gespräche liefsen sich wohl aus dem Plautus und Terenz ziehen, welche doch das Werkchen allein auf seinem Titel verheifst?

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 18. Februar 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

1. HAARLEM, b. Bohn: *Geheimzinnige Toebereidselen tot eene boertige Reis door Europa. Vermaakshalven voorgelezen in, en opgedraagen aan, de Maatschappy der Verdiensten, onder de spreuk: Felix Meritis*, door *A(drianus) Fokke, Simonsz.* (Geheime Anstalten zu einer scherzhaften Reise durch Europa. Zur Unterhaltung vorgelesen in der Amsterdamer Gesellschaft: Felix Meritis, und derselben gewidmet von A. F., Simon's Sohne, Mitgliede dieser Gesellschaft, dirigirendem Mitgliede des Amsterdamschen Dichter- en Letteroefenend Genootschap, wie auch Mitgliede des Rotterdamschen Dicht- en Letterlievend Genootschap: Studium Scientiarum Genitrix). *Eerste* Deel. Mit 2 Landcharten. 1794. 152 S. *Tweede* Deel. Mit 2 in Kupf. gestoch. Karikaturtafeln. 1797. X u. 262 S. (Vom *zweyten* Theile an unter dem Haupttitel: *Boertige Reis door Europa). Derde* Deel. Mit 4 Karikaturtaf. u. dem Grundrisse von London. 1798. VIu. 204 S. *Vierde* Deel. M. 6 Karikaturtaf. 1802. X und 232 S. *Fyfde* Deel. M. 6 Karikaturtaf. 1803. IV u. 220 S. gr. 8 (Wohlfeile Ausgabe zusammen 11 Gl. 10 Stüb. holl.)

2. AMSTERDAM, b. Roos: *Proeve van een Ironiesch Comiesch Woordenboek van verouderde, verniewwde en nieuw uitgevonden Woorden en Spreekwyzen, in de Nederduitsche Taal. Voorgelezen in, en opgedragen aan, de Maatschappy der Verdiensten, ter spreuke voerende: Felix Meritis*, door *A(drianus) Fokke, Simonsz.*, (Versuch eines ironisch-komischen Wörterbuchs veralteter, erneuerter und neu erfundener Holländischer Wörter und Redensarten. Vorgel. in d. Amsterd Ges. Fel. Mer., u. dieser Ges. gewid. von *A. F. S.*, Mitglied der genannten Gesellschaften, und der Batavischen Gesellschaft zur Beförderung wahrer Religion, Tugend, Kunst und Wissenschaft). *Erste* Stuk. *A — H.* 1797. 148 S, *Tweede* Stuk. *I — Z.* 1798. 204 S. gr. 8. (Wohlfeile Ausgabe zusamm. 2 Gl. 10 Stüb. holl.)

Nr. 1. Hr. *Fokke* scheint, als launiger und satirischer Schriftsteller, im Auslande wenig er gekannt und geschätzt zu seyn, als er es in mehr als einer Hinsicht verdient. Er ist, ausser den hier anzuzeigenden beiden Werken, Vf. von einer Anzahl unterhaltender Schriften, die von seinen Landsleuten mit Beyfall aufgenommen wurden. Die *Boertige Reis* aber und das *Ironiesch Comiesch Woordenboek* sind, unsers Wissens, in diesem Fache seine Hauptwerke. Von dem Beyfalle, den die *Boert. Reis* gefunden hat, ist auch der Umstand ein Beweis, dass die beiden ersten Theile dieser Reise im J. 1804 eine *zweyte* Auflage erlebt haben.

In einer Art von *Einleitung* zum *ersten* Theile zeigt uns der Vf. den Gesichtspunkt, aus welchem er diese *Vorlesungen* und ihre Einkleidung will betrachtet wissen. Die meisten Bewohner seines Vaterlandes (und also auch die Mehrzahl der Mitglieder von *Felix Meritis*, die seine Zuhörer waren) sind, sagt er, *Kaufleute*, die, nachdem sie vom Morgen bis zum Abend auf dem Comptoir ihre Zeit in ernsten Geschäften zugebracht, und ihren Geist durch Berechnungen ermüdet haben, einer Erholung bedürfen. Eine solche Erholung habe er ihnen durch diese, auf dem Zimmer gemachte, Reise bereiten wollen; eine Reise, deren Inhalt, vom *zweyten* Theile an, in der *travestirten Geschichte einiger europäischen Länder und Völker* besteht. In den Vorlesungen, die den *ersten* Theil ausmachen, ist viel Belesenheit, besonders in den alten Klassikern, angebracht, und es fehlt auch nicht an häufigen Anspielungen auf die Mythologie der Griechen und Römer. (Bey diesen Proben der Belesenheit und bey diesen Anspielungen drängte sich Rec. der Gedanke auf, ob nicht diese Materialien manchem von des Vfs. Zuhörern zu *gelehrt* mögen gewesen seyn, da man, ob es gleich gewiss, ausser den Gelehrten, unter den Mitgliedern der Gesellschaft *Felix Mer.* viele gebildete Kaufleute gibt, nicht bey allen, die zu der Klasse der Kaufleute gehören, Kenntnisse voraussetzen darf, die zum rechten Verständnisse solcher Anspielungen erfordert werden. Vielleicht aber kann man sie, weil nun einmal das Publicum derer, die Vorlesungen in *Felix Mer.* halten, so gemischt ist, eben so gut gelten lassen, als Vorlesungen über Gegenstände der Philosophie, der Physiologie oder der höhern Naturlehre. Dagegen muss man alle glücklich benutzte Stellen vaterländischer Dichter, besonders

Digitized by Google

des *Cats*, oder gut angebrachte holländische Sprüchwörter, desto passender finden; die aber, wie natürlich, bey dem Ausländer nicht immer ihre volle Wirkung thun können. So sind aus *Vater Cats* (wie ihn die Holländer gern nennen) die *fünf Erforderniße eines Reisenden: Eselsohren; ein Schweinsrüssel; Falkenaugen; Hirschläufe* und *Kameelrücken*, übergenommen, und sehr genialisch aus einander gesetzt. Nach mancherley Umwegen, wo der Vf. kein Blümchen verschmäht, das ihm aufstößt, kein Ruheplätzchen, das sich ihm darbietet, (wie denn auch die Vorlesungen gemeiniglich mit einem poetischen Schluße aus seiner Feder endigen,) gelangt er endlich zur letzten Vorlesung dieses Theils, zu welcher die beiden illuminirten Karten von Europa gehören. Auf der einen dieser Karten ist Europa als eine bunt gekleidete weibliche Figur, sitzend und karikaturmäßig, vorgestellt; eine Idee, die ihm zu verschiedenen Bemerkungen Gelegenheit gibt, die aber nicht alle witzig sind, was sie doch seyn sollen.

Der *zweyte* Theil, der auch den speciellen Titel: *das Paketboot*, führt, enthält die *travestirte Geschichte Englands*, von Julius Cäsar an bis auf Georg III. Diese Geschichte wird auf dem Paketboote erzählt. Nach ihrer Beendigung landet die Gesellschaft in Harwich.

Und somit ist der Weg gebahnt zu einer *Beschreibung der Stadt London*, die den Inhalt des *dritten* Theils ausmacht. Zugleich erfieht man nun, auf welche Veranlaßung dieser Theil des Werks mit einem Grundrisse von London, der auch, zum Nutzen der Reisenden, besonders verkauft wird, versehen wurde. Ob Hr. *F.* die Stadt, die er hier beschreibt, selbst gesehen habe, oder nicht, wird man aus dem vorgesetzten Motto aus *Augustin. de Trin.* 8. 6: *„Alexandriam cum eloqui volo, quam nunquam vidi, praesto est apud me phantasma eius,"* beurtheilen können. Bey alle dem glauben wir, daß diese Beschreibung unter die gelungensten Partieen dieses Werks gehört.

Der *vierte* und *fünfte* Theil liefern eine *travestirte Geschichte Frankreichs*, und haben auch den besondern Titel: *der Winkel am Kamin*. In jenem wird die Geschichte des Landes von den ältesten Zeiten an bis zur Erlöschung des Karolingischen Königsstammes, und in diesem dasjenige erzählt, was sich unter der Regierung der Könige aus dem Capetingischen Hause zugetragen hat.

Eine Probe der Manier der Vfs. würde hier zu viel Raum einnehmen. Wir bemerken daher nur noch, daß, so wie andern humoristischen Schriftstellern, es auch zuweilen dem Vf. widerfährt, daß ihm die Flügel sinken. Und, obgleich der Satir des Hn. *Fokke* nicht zu den bösartigen gehört: so können wir es doch nicht billigen, daß er ihn manchmal ins Platte fallen, und gegen den Wohlstand sündigen läßt. Zu der letztern Gattung rechnen wir z. B. das, was am Schluße der englischen Geschichte, von dem lebenden Regenten gesagt wird. — Den *Karikaturen*, die, vom *dritten* Theile an, von *Jacob Smies* gezeichnet, und von *D. Veelwaard* gestochen sind, können wir, besonders von diesem Theile an, das verdiente Lob nicht versagen.

In Nr. 2. finden wir den Witz des Vfs. gleichförmiger. Hier und da ist etwas aus dem satirischen Wörterbuche, welches der Prof. *Sneedorf* in einer dänischen Zeitschrift lieferte, aufgenommen. Er selbst vergleicht sich mit *Rabener'n*; und wir können diese Vergleichung wohl gelten laßen. Wir theilen nur eine Probe mit, und wählen dazu den Artikel: *Amt*; um desto mehr, da wohl jedem Leser von seiner Jugend her die berühmte *Rabener'sche* Diatribe über das Sprüchwort: *Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand*, diesen Art. doppelt interessant machen wird.

„Amt, oder *Bedienung*, ist ein Titel mit gewissen Einkünften. Betragen diese einige tausend Gulden: so nennt man es ein *gutes Auskommen*, einen *guten Verdienst*; wie unter *Brod*, *tägliches Brod* weiter zu ersehen ist. Nachdem die Einkünfte gut, der Rang hoch, und wenig dabey zu thun ist, nennt man es eine *gute Bedienung*. (Prof. *Sneedorf.*) Wir müssen eine neuere Bedeutung beyfügen, die Prof. *Sneedorf* in Dänemark noch nicht gekannt zu haben scheint. — Das Wort *Amt* bedeutet auch in einigen wenigen Fällen so viel als *politischer Zehrpfennig*, *Viaticum inter vivos*, *Offa Cerberi*, *μελιτουττα*, oder *Honigkuchen*. Denn, so wie die Griechen (und vor ihnen die alten Aegypter) ihren Todten, vor dem Begräbnisse, einen *Biß en (Bolus)*, eine *Pille*, oder *Kuchen*, der von geröstetem Gerstenmehl und Honig sehr wohlschmeckend bereitet wurde, in den Mund steckten, um, wenn sie an das Ufer des Styx kämen, dem bellenden *Cerberus* damit das Maul zu stopfen: so wird, wie Einige wollen, in unsern Zeiten mit unter von Aemtern ein ähnlicher Gebrauch gemacht, und ist auch wohl in der französischen Republik gemacht worden, um den offnen Mund derer zu schließen, die entweder vor Hunger ihn aufthun, oder deswegen aufthun, um zu bellen, und also unangenehme, beunruhigende Laute hören zu laßen; und weil die Alten ihren Leichen überdem noch ein Stück Geld in den Mund gaben, welches der Fährmann *Charon* als *Zehrpfennig* oder Fährgeld bekommen sollte: so könnte man ein Amt wohl auch einen *Zehrpfennig (Viaticum)*, oder ein *Almosen (a graeca voce ἐλεημοσύνη, commiseratio, vulgo* Erbarmung) nennen; gleichsam, als ob man bey der Verleihung deßelben zu dem neuen Beamten sagte: *Da hast du! aber komm nicht wieder; hörst du!* Worauf denn die Antwort ist: *Sakst et Fraternité!* Welches denn so viel ist, als: *Segen und Gesundheit!"*

In einem *Anhange* zum *zweyten* Stücke werden die drey Wörter: *Vrijheid*, *Gelijkheit* en *Broederschap* (Freyheit, Gleichheit und Brüderschaft) erklärt. Schon damals gaben diese monströsen Geschöpfe eines gewissen Zeitgeistes dem Vf. reichen Stoff zu satirischen Bemerkungen. Was würde er nicht erst in ihrem allmähligen Dahinsterben und deßen Folgen für Ausbeute finden. — Schade, daß bey den,

aus

Digitized by Google

aus fremden Sprachen, besonders der deutschen und griechischen, entlehnten Wörtern und Redensarten, sich so viel Druckfehler eingeschlichen haben.

BERLIN, b. Schöne: *Johann Winkelmanns alte Denkmäler der Kunst.* Aus dem Italiänischen übersetzt von *Friedrich Leopold Brunn*, Professor des Königlichen Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin. *Erster* Band. *Zweyte (?)* mit einem Kupfer vermehrte Auflage. XXIV S. die Erkl. der Vignetten, Vorreden und Inhaltsanzeige. 172 S. Text. Kupfertafeln von Nr. 1 bis 80. *Zweyter* Band. 136 u. LXXIV S. Register etc. Kupfertafeln von Nr. 81 bis 208. 1804. gr. Fol.

Diese so genannte *zweyte* Auflage der im J. 1790 und 1791 heftweise erschienenen Uebersetzung der *monumenti antichi inediti* ist nichts weiter als — ein neues Titelblatt zu der *ersten* Auflage, mit der Zugabe einer Vignette vor dem Register und einer Zueignung des Verlegers an den Kaiser Alexander. — In Num. 119. unsrer A. L. Z. vom J. 1791 sind die beiden ersten Lieferungen dieser Uebersetzung angezeigt, und ihre Mängel gerügt worden. Da eben diese Mängel, wovon damals mehrere Beyspiele angegeben sind, bey der nachherigen Fortsetzung der Lieferungen und folglich auch bey der Erscheinung dieser so genannten *zweyten* Auflage Statt finden: so müssten wir hier blos wiederholen, was damals über die ersten Lieferungen gesagt ist. Die Unvollständigkeit des verdeutschten Werks, in Anfehung der fehlenden Nachrichten von vielen seit Winkelmanns Tode erschienenen berichtigenden Erklärungen mehrerer dieser Kunstwerke, und in Anfehung der Veränderung des Eigenthums und des Orts vieler derselben, fällt jetzt um so mehr auf, da seit der ersten Erscheinung der Uebersetzung wieder sechszehn Jahre verflossen sind. Solche Zugaben und Berichtigungen hätte man doch billig erwarten können, da es der Verlagshandlung gefiel, dem Werk durch einen neuen Titel etc. einen Schein der Neuheit zu geben. — Um noch etwas von der Geschichte dieser Verdeutschung des wichtigen Werks unsers unsterblichen Landmanns nachzuholen: so bemerken wir, dass die erste, 8 Bogen Text und 40 Kupfertafeln enthaltende, Lieferung derselben bereits im J. 1780 erschienen war. Hr. Dr. *Biester* hatte sie besorgt, und dem Text viele schätzbare, theils erläuternde, theils berichtigende Bemerkungen beygefügt. Hr. Prof *Brunn* übernahm dann 1790 die Fortsetzung des Werks — ohne Beyfügung solcher Bemerkungen, woran er durch die Eile und durch den Mangel an Hülfsquellen, wie er in seiner Vorrede gesteht, verhindert ward. Er hielt sich blos an eine wörtliche Uebersetzung des Textes, und suchte sie der in W. Geschichte der Kunst herrschenden Sprache zu nähern. Dieses Unternehmen, und in wie fern es ihm gelungen sey, zu beurtheilen, kommt weniger in Betracht, als sein Beftreben den *Sinn des Originals* deutlich und bestimmt jedesmal auszudrücken. Die hiebey nöthige Zusammenstellung des ital. Originals mit der deutschen Nachbildung aber würde, sollte sie vollständig seyn, hier zu weit führen, da zudem eine solche mühsame Vergleichung sich in diesem Fall durch den damit zu erreichenden Zweck nur wenig lohnen würde. Der gedehnte und verwickelte italiänische Stil W's. machte das Uebersetzungsgeschäft allerdings sehr mühsam, und es ist daher wegen der von Hn. B. selbst vorgeschützten Eile dieser Arbeit um so weniger zu verwundern, dass dabey sehr viele Fehler einschleichen mussten, welche durch das angehängte drey Foliofeiten lange Sündenregister „der Druckfehler und Verbesserungen" bey weitem nicht alle verbessert sind.

KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Deutsche Chrestomathie.* Zur Bildung des Geschmacks und zur Uebung im Declamiren für die Jugend. *Zweyte* vermehrte Auflage. 1804. IV u. 124 S. gr. 8. (10 gr.)

Die erste Ausgabe dieser Sammlung (1792) war zunächst für die Lese- und Declamirklassen des Collegii Fridericiani bestimmt, und der Sammler ging dabey von dem Grundsatze aus, dass für den Schulgebrauch nur aus Klassikern gewählt, und auch nur solche Stücke aufgenommen werden dürften, die in Hinsicht auf Decenz ganz unanstössig sind und zur Bildung des echten Geschmacks beytragen können. Es sind lauter poetische Stücke, Lieder, Erzählungen und Hymnen; und man wird jenen richtigen Grundsatz durchgängig treu genug befolgt finden. Die Namen der Vff. hätten wohl mögen beygesetzt werden, ob sie gleich grösstentheils bekannt sind. Den Zöglingen werden sie indefs weniger seyn, und sie ihnen zu nennen, war hier mehr, als Befriedigung der Neugierde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BRESLAU, b. Meyer: *Sammlung verschiedener Schriften über Schlesiens Geschichte und Verfassung* von *Friedrich Wilhelm Pachaly. Zweyter* Band, welcher einzelne Abhandlungen enthält. 1801. 300 S. gr. 8. (20 gr.)

Der *erste* Band dieses Werks ist A. L. Z. 1790. Num. 368. angezeigt worden. Der *zweyte* enthält *sechs* einzelne sehr lesenswerthe Abhandlungen, wovon der Vf. *vier* schon 1776 zusammen und *eine* 1786 einzeln herausgegeben hatte. Die ersten sind theils ganz umgearbeitet, theils sehr vermehrt und hin und wieder verbessert worden. Rec. bemerkte mit Vergnügen die neuen Zusätze, vermisste aber doch manches, was seinem Gefühle nach aus der ältern Ausgabe hätte beybehalten werden können, weil es dem Ganzen eine bessere Ueberhicht gab. Auch hätte Rec. gewünscht, manchen Fehler verbessert zu sehen, der auch in dieser Ausgabe sich eingeschlichen hat, z. B. das *zabieczie, zabiegayçie, occurite*, mit *zabiayçie, zabiycie* verwechselt. S. 22. N. Ausg. S. 21. A. Ausg. Der Inhalt der sechs Abhandlungen ist: 1. Der Einfall der

Digitized by Google

der Mungeln in Schlesien; (der Vf. bemüht sich zu zeigen, dafs ihrer nur etwa 50000 nach Schlesien gekommen sind;) 2. von der Vereinigung Schlesiens mit Böhmen; 3. kurzer Entwurf einer Geschichte der schlesischen Bischöfe; 4. Johann II. Herzog von Sagan und Glogau; 5. Bruchstücke einer physischen Geographie von Schlesien; 6. von den schlesischen Erbfandschuldigungen. Das Leben des Herzogs Johann II. ist sehr interessant und dürfte auch manchen romantischen und dramatischen Stoff bieten, wenn dieser Theil der Geschichte mehr bekannt wäre. Die Abhandlung von der Vereinigung Schlesiens mit Böhmen gibt eine sehr anschauliche und richtige Darstellung dieser merkwürdigen Begebenheit. Nur von der eigentlichen Bedeutung des polnischen und deutschen Rechts scheint der Vf. unrichtige Begriffe gehabt zu haben. Deutsches Recht, *locatio iure teutonico* und deutsche Verfassung und deutsche Gerichte, Sitten und Sprache sind nicht so ganz einerley, wie der Vf. meynt. Die schrecklichen Verwüstungen der Böhmen in Schlesien nach Mieczyslaw II. Tode, die beständigen Kriege zwischen den Böhmen und Polen haben wahrscheinlich Schlesien sehr entvölkert und in eine halbe Wüsteney verwandelt; der Einfall der Mungeln hat aber vollends den alten polnischen Einwohnern Niederschlesiens den Rest gegeben. Seit der Tatarschlacht 1241 fangen erst in Niederschlesien die Deutschen recht an sich zu mehren und die Oberhand über die Polen zu gewinnen. Hr. P. nimmt darauf weniger Rücksicht, als er thun sollte, und schreibt alles den Einrichtungen der Herzoge zu, welche von Polen ab- und sich nach Deutschland und Böhmen hinneigten. Rec. läugnet keineswegs den Einfluss dieser Stimmung der Herzoge, glaubt aber, dafs er nicht allein die völlige Umwandelung von Niederschlesien bewirkt habe. Bis zur Tatarschlacht ist der Hofstaat der niederschlesischen Fürsten noch sehr polnisch. Man sieht dieſs auch aus den Unterschriften ihrer Urkunden. Erst nach dieser Periode bemerkt man Aenderungen in Sitten und Sprache, welche nur allmählig steigen, und erst nach Jahrhunderten die ganze Gestalt Niederschlesiens verwandeln.

Leipzig, b. Hartknoch: *Lukmon oder Nachricht von ausserordentlichen Menschen in physischer und physiologischer Rücksicht, ingleichen Merkwürdigkeiten aus der Natur- und Kunstgeschichte, Länder- und Völkerkunde* zur Belehrung und Unterhaltung herausgegeben von *Johann Georg Rievethal*, Conrector an der Domschule zu Riga. *Dritter* und *letzter* Theil, nebst einem Anhange. 1802. 342 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Was die Anzeige des *zweyten* Theils dieser Sammlung (f. A. L. Z. 1800. Num. 178.) von ihrem Werthe sagt, ist vollkommen auch auf diesen Theil anwendbar, welcher das Ganze beschliefst. Die grössere Zahl der hier gelieferten Aufsätze ist unterhaltend, und zum Theil selbst unterrichtend, so dafs sie dem Zweck des Vfs., die Jugend von der Lectüre blofs frivoler Schriften ab- und zu einer nicht blofs unschädlichen, sondern auch nützlichen Lectüre hinzuziehen, vollkommen entsprechen: allein strenger könnte die Auswahl allerdings seyn, und vorzüglich haben wir in den naturhistorischen Rubriken Artikel gefunden, die auch in Ansehung ihrer Richtigkeit einer kritischen Revision bedurft hätten, und hier und da sind Druckfehler eingeschlichen, die falsche Angaben und Namen fortpflanzen, wie z. B *Gnebern* statt *Gebern* (es ist von dem bekannten Volksstamme in Persien die Rede), sowohl in dem Aufsatze S. 153. durchgängig, als auch in der Inhaltsanzeige sich findet. Der Anhang, welcher ähnlichen Inhalts, wie die vorhergehende Sammlung ist, jedoch nicht wie diese, in der Ordnung der einzelnen Aufsätze gewissen Rubriken folgt, war, nach der Vorerinnerung, für einen Almanach bestimmt, pafst aber vollkommen in die ihm hier angewiesene Stelle.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Frankfurt a. M.* b. Döring: *Taschenkunst-Apparat*, eine Sammlung magischer und mechanischer Kunststücke, zur Unterhaltung in frohen Gesellschaften. Ohne Jahrzahl. (1802.) 47 S. 12. mit 2 Kupfern. (12 gr.) — Die hier beschriebenen Kunststückchen waren Rec. meist alle schon aus altern Schulbüchern bekannt, nämlich: das mathematische Kreuz; das magische Kätzchen; die verwandelten Farben; das Zauberkästchen; die Zauberbüchse; das Solitärspiel mit Zahlen; das Achteck; die fünf Quadrate in Ein Quadrat zu legen; die Nonnenfifft; das Fünfeck; die unzertrennlichen Hölzer; der Zauberring; der verschlungene Zauberring; zwey Triangel in ein Sechseck zu verwandeln; der magische Stern; die Zauberschlinge; die magischen Zahlen; die drey mathematischen Löcher; das tanzende Guckkastchen; die magischen Hölzer; das Solitärspiel mit kleinen Holzern; das Belagerungsspiel Illuminirt (bey gegenwärtigem Exemplare unillaminirt). Es werden auch Marken und Würfel dazu gegeben. Die Beschreibungen sind zum Theil sehr kurz, so dafs selbst die Abbildung auf der Kupfertafel zur Verständlichkeit nicht hinreichend seyn dürfte; übrigens werden in einer Vorerinnerung auch die nöthigen Werkzeuge angegeben, mittelst deren man sich die kleinen Kunstapparate selbst zu verfertigen im Stande ist.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 20. Februar 1806.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Münster, b. Waldeck: *Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel;* oder die sieben am Tempel zu Mecca aufgehangenen arabischen Gedichte. Uebersetzt, erläutert und mit einer Einleitung versehen von *Anton Theodor Hartmann*, Prorector des Friedrichsgymnasiums zu Herford. 1802. 216 S. kl. 8. (18 gr.)

Nach einer (nicht unbezweifelten) Tradition wurden Gedichte, welche von den sich bey dem Jahrmarkt zu Okkadh in Tehama seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts versammelnden Arabern mit vorzüglicherm Beyfall gehört wurden, mit goldnen Buchstaben auf seidene Teppiche gestickt (Modhahebât) und in den Hallen des Tempels zu Mecca aufgehangen (Moallacat). Von sieben dergleichen Preisgedichten sind drey ganz arabisch, das vierte zum Theil gedruckt; alle gab *William Jones* London 1783. 4. nach dem arab. Texte, aber blos in lateinischen Lettern, nach englischer Aussprache, und nicht correct genug, doch zugleich übersetzt und durch Ueberfachen erläutert, heraus. (Das Ganze ist, wie es war, im IV. Th. seiner Werke. 1799. 4. wiederholt.) Der Vf. gibt sie, gröstentheils nach *Jones*, deutsch wieder; doch nahm er auf die *Notice historique des anciens poëmes arabes connus sous le nom de Moallakahs*, par *A. J. Silvestre de Sacy* (im Magazin encyclopedique. An III. T. VI. nr. 24. An VI. 1798) Rücksicht, setzte, besonders nach der Rosenmüllerschen Abh. in den Nachträgen zu *Sulzers* allg. Theorie d. schönen Künste. (Bd. 5. St. 2.) eine die Eigenheiten der arab. Dichtkunst beleuchtende Einleitung vor, und begleitete jedes einzelne Gedicht mit einer Uebersicht und mit Anmerkungen. Das orientalische Studium des Vfs. verdient unstreitig alle gerechte Aufmunterung. Er kennt und benutzt die uns zugänglichen Quellen mit Leichtigkeit und mit Liebe zur Sache. In seiner Einleitung sind mit Geschmack mehrere von den bessern arabischen Gedichten ausgestellt, welche zu diesen nomadischen Musen hinlocken können. Zum Uebersetzer fehlt es ihm nicht an Gewalt über die deutsche Sprache. Läugnen aber kann Rec. nicht, dass die Diction oft vernachlässigt ist. Noch wichtiger aber ist die gewiss gerechte Forderung, dass deutscher Fleiss und Geschmack, nachdem wir einmal die Vorarbeiten, welche in diesem Fache das Eis gebrochen haben, vor uns hatten, manches in diesen berühmten Gedichten richtiger, als die Vorgänger, hätte fassen und enträthseln sollen. Haben wir gleich nicht Bibliotheken, aus denen wir ungedruckte, handschriftliche Schätze ediren können: so sollte doch, wenn wir etwas von andern herausgegebenes wiedergeben, die neue Arbeit, welche nicht mit den grosen Schwierigkeiten jeder ersten Edition und Interpretation zu kämpfen hat, Berichtigungen enthalten und dadurch das Fach beliebter machen. Im ersten Gedicht lässt Hr. H. S. 45. Vers 1. den *Amrolkais* bey dem Anblick des *Zeltes* seiner Geliebten weinen. War denn dies noch da? Es ist nur der Zeltenplatz, wo sie und ihre Horde gewesen war. Vers 2. setzt Er: *deren* Spuren noch nicht erloschen sind; so dass der deutsche Leser das *deren* auf die zunächst genannten vier Ortschaften beziehen muss. Der Sinn ist: die Spuren jenes Nomadenlagers seyen nicht erloschen. Diese Spuren bestehen, wie die zwey bey Jones fehlenden, bey Lette aufbewahrten Verse andeuten, in nichts als Gazellenmist, der noch wie Pfefferkörner (vertrocknet) unter dem Sande sichtbar war u. s. w. Hätte Hr. H. diesen Sinn sich klar gemacht: so könnte er die von Lette erhaltenen Verse unmöglich für unpassend erklären. Der 4. Vers sagt nach dem Ueberf.: „Thränen (antwortete ich) lindern meinen Schmerz allein; aber wozu sie über die Trümmer einer verlassenen Stätte vergiessen?" Wie könnte die nämliche Person dieses befragen? Weinen wollen und sich vom Weinen abhalten? Allein die letzte Frage thun die Begleiter des Amrolk., die auch Vers 5. sprechen! Freylich hat auch Jones diesen Sinn verfehlt. Allein die Sache spricht für sich selbst. — Vers 8. sollte angedeutet seyn, dass die Begleiter — Vers 13. dass Amrolk. rede. Vers 16 darf der Name Fatima nicht fehlen; so nur wird klar, dass von dem Mädchen die Rede ist, bey welcher Amrolk. im Kameelkorb sass. Vers 18. ist, „wenn dir mein *Charakter* missfällt," und Vers 29. 35. die *Taille*, Vers 36. ihr *Negligé* u. dergl. m. wie Excursion, Repressaillen u. s. w. etwas für die Uebersetzung eines Nomadenlieds viel zu exotisches. Das Folgende: „zerreisse Mein Kleid, das Kleid Meines Herzens von dem Deinigen, dass es herabfliesse," hat, so viel

Digitized by Google

Rec. einſieht, keinen Sinn. Amrolk. ſagt: Miſsfällt Dir wirklich mein Seyn und Betragen: ſo reiſse mit einem Mal den Mantel (die Hülle) von meinem Herzen weg, um mich von meiner Liebe loszureiſsen. Vers 22. will der Zuſammenhang nicht: zu ihnen, ſondern beſtimmt: zu ihr. Vers 25. ſollte ſtatt: verſtoſsen, ſtehen: abweiſen. Vers 29. „Ihre Bruſt war einem polirten Spiegel gleich.“ Ein ſehr zweydeutiges Lob. Der delicatere Araber ſagt: Ihr Buſen war *rein* wie ein Spiegel. Vers 30. ſagt: „Oder wie ein Strauſseney an einem ſpiegelhellen Bach genährt.“ Ein *genährtes* Strauſseney? — Wie käme Vers 38. der Derwiſch — ein türkiſches Weſen — in das Lied eines Arabers? Vers 70. erſcheint, nicht viel beſſer, die Lampe eines *Mönchs!* — Vers 41. läſst der Ueberſ. den Ausdruck ſeines liebekranken Arabers gar zu tief ins Unpoetiſche fallen: „Wie oft hab' ich den ſtrengen *ſauertöpfiſchen Moraliſten* abgewieſen“ u. ſ. w. Der Vers 43 iſt ſicher eine Gloſſe. Der Context läſst den Amrolk. jetzt nicht dem Mädchen nahe ſeyn. Er ſpricht blos ſur furchtbaren Nacht, wie Vers 49. zum hungrigen Wolf, der ihm aufſtöſst. Vers 44. iſt miſsverſtanden. Amrolk. will, daſs die Nacht vorüber ſeyn möchte. Vers 79. paſst auf keinen Fall *gepfefferter* Wein. So viel von einzelnen Stellen. Betrachtet man aber das Gedicht im Ganzen, mit dem Gefühl von poetiſchem Zuſammenhang, welches man zu ſolchen alten Ueberreſten, deren Entſtehungsgeſchichte dunkel iſt, mitbringen muſs: ſo iſt es, dünkt uns, unläugbar, daſs die Amrolkaiiſche Moallaka aus *drey* urſprünglich nicht vereinten Gedichten beſteht, die blos in unkritiſchen Abſchriften, wo man den Raum ſparte, zuſammen gefloſſen ſind. Vers 1 — 41. iſt nichts als brünſtige Liebe. In allem Folgenden hievon kein Wort mehr! Vers 42 — 68. folgt das Lied eines kühnen, arabiſchen Reiters und Jägers, mit Schilderungen, die aufser aller Verbindung mit Liebe ſeine beſtandenen Gefahren und das Roſs, ſeinen treuen Gefährten, uns darſtellen. Vers 69 — 80. hat wieder mit den beiden vorhergehenden Liedern keinen Zug, keine einzelne Beziehung gemein. Es iſt das für ſich ſtehende Gemälde eines Gewitters in Arabien. Zwiſchen dieſen drey verſchiedenen Ganzen kann man zwar willkürlich einen Zuſammenhang erfinnen. Niemand aber wird eine Spur nachweiſen können, daſs der Dichter ſelbſt in dem Einen irgend einen Wink von Verflechtung mit dem andern durchſcheinen laſſe. Man muſs alſo hier, wie in den Ueberlieferungen griechiſcher und lateiniſcher Gedichte, ohne Rückſicht auf die Träume mancher Scholiaſten, ſondern und ſcheiden, was nicht der alte Dichter, ſondern der bloſse Zufall zuſammengefügt hat. Uebrigens ſind dieſe drey Gedichte des Amrolkais echte Beyſpiele von lebendiger, glühend-warmer Darſtellung gewiſſer nicht gedichteter, aber in der Wirklichkeit völlig poetiſcher Situationen und Empfindungen.

Das *zweyte* Gedicht iſt das von *Tarafa*. Was hieſse ſich wohl dabey denken, wenn hier Vers 3. geſagt ſeyn ſollte: „Die Sänften, welche meine Schöne wegtrugen, an dem Morgen, wo die Malekiten aufbrachen, ſchienen *Laſtſchiffe in den Krümmungen des Thales von Duda* zu ſeyn, die von Adula ſeegeln.“ Laſtſchiffe im Thal? Dergleichen Stellen fordern doch allzu ſichtbar einen neuen Blick des Auslegers. Der Text ſagt: die Sänften, welche meine Schöne wegtrugen, Morgens, als die Malecs-Horde wegzog und ihre Kameele an den Ufern von Deda gingen, glichen Laſtſchiffen, die von Adula herſeegeln.“ So koſtbar ſchienen nämlich jene Sänften, die des Dichters Geliebte trugen! — Von ſeinem Kameel ſoll der Dichter Vers 28. ſagen: „Lang iſt ſein Hals, und wenn es ihn erhebt, gleicht es dem *Anker* eines Schiffs“ u. ſ. w. Vielmehr: dem Spiegel eines Schiffs u ſ. w. Wie wäre etwas, das ſich erhebt, mit einem Anker vergleichbar? — Vers 43. ſoll von der Kameelin, in deren Lob der Dichter unerſchöpflich iſt, geſagt ſeyn: Stolz kehrt ſie mit ihrem Schwanz (Schweif) den Boden, *wie eine Sklavin*, die bey dem Gaſtmal ihres Herrn die lange Schleppe ihres faltenreichen Gewandes nachſchleppt.“ Wann ſollte dieſs eine Sklavin thun? Der Text ſagt: „wie eine *Tanzende*“ und ſo iſt alles paſſend. Vers 57. „Gäbe es nicht drey Arten von Ergötzlichkeiten . . gleichgültig wäre es mir dann, *wenn tröſtende Freunde ſich mir näherten.*“ Sonderbare Gleichgültigkeit. Aber der Text ſagt: „Unbekümmert würde ich dann ſeyn, wie bald meine Freunde meinem Sterbebette ſich näherten. Vers 68 gibt eines der originellſten Bilder, das man aber ſchwerlich faſst, wenn überſetzt wird: „Wenn das Verhängniſs keine Wunde ſchlägt, ſo gleicht es einem Kameeltreiber, der ſchiefsen läſst den Strick, den er mit ſeiner Hand umſchlungen hält.“ Der Gedanke iſt: Der Tod, ſo lange er uns ſeine Wunde noch nicht beybringt, gleicht einem Kameeltreiber, der mit dem Leitſeil zetzt nachgibt, dennoch es feſt um ſeine Hand gewickelt hat.“ Er kann es alle Augenblicke ſtraffer anziehen und dem Kameel durch den Ring in ſeinem durchbohrten Naſenknorpel heftige Schmerzen machen. Zu Vers 63. wäre wohl die Anmerkung nöthig geweſen, daſs die erſchlagene Kameelſtute als trächtig vorgeſtellt wird. Das noch ungeborne Junge wird nun als der leckerſte Biſſen zum Mal bereitet. Vers 101. iſt ſicher nicht (mit Jones und andern) von Pfeilen, die man zum Looſen gebrauchte, zu deuten. So gewiſs dieſe arabiſche Sitte iſt: ſo muſs ſie doch nicht überall herbeygezogen werden. Wozu wäre bey dieſer Anſpielung die Beſchreibung, wie durch Feuer gelb gemacht und gehärtet der Pfeil geweſen ſey. Pfeile, blos zum Looſen gebraucht, bedürften dieſer Zubereitungen nicht. Der Vf. ſagt: „Manchen Pfeil, zum Looſen beſtimmt, ſah ich gelb und geſchwärzt am Feuer und legte ihn darauf in die Hand eines knickerigen Spielers.“ Der Text ſagt: „Manchen Bogen ſah (hatte) ich, am Feuer gehärtet und gelb gemacht, und ſchenkte ihn dann einem Weidmann, von dem ich wuſste, daſs er (aus Mangel guter Waffen) nicht glücklich geweſen war.“

Digitized by Google

war." — Vergleicht man übrigens diesen Gesang mit dem vorhergehenden: so wird nichts sichtbarer, als dass hier Einheit des Ganzen ist, dass in jenem also die Sonderung der unzusammenhängenden drey Lieder um so gewisser als nöthig zugegeben werden müsse. Was endlich Hr. *H.* als Vers 103. angibt, ist sicher ein fremder Zusatz von frömmerem Inhalt, als der tapfere Libertin, Tarafa, geben konnte und wollte. Ein Mann, wie dieser, kann nicht mit dem Maschal schliessen:

Die Tage des Lebens sind blos anvertrautes Gut.
Nutze sie, aber mit Weisheit und gewissenhaft.

Bey dem *dritten* Gedicht verdient die Ausgabe, womit uns der gelehrte Fleiss des Hn. Prof. *Rosenmüllers* (1783), nach Abschriften vom Hn. Prof. *Kink*, beschenkt hat, unter dem Titel: *Zohairi Carmen templi Meccani foribus appensum, nunc primum e Codice Leidensi [cum Scholiis Nahasi et selectis e Commentario Tebrizi annotationibus] arab. editum, latine conversum et notis illustratum* (pp. 70. 4.) durchaus verglichen zu werden. Hr. *H.* hat meist nach dieser Bearbeitung und richtig übersetzt. Nur den Ueberblick des Ganzen vermisst Rec. auch hier. Wie kann man annehmen, dass die Schilderung liebenswürdiger Nomadinnen und ihrer Züge Vers 1 — 15. mit dem Lobgedicht auf die Friedensstiftung der Abšiten und Dobhyaniten Vers 16 — 46. und dann wieder mit den einzelnen Sentenzen, welche Vers 47. bis ans Ende folgen, unter sich aber gar nicht zusammen hängen, für Ein Ganzes zu halten sey? Dass die Maschäle (von Vers 47. an) eine Perlenschnur sind, an welcher bald mehr bald weniger angereiht war, zeigen selbst die uns bekannten Abschriften. Bey Jones gehen sie bis zum Vers 64. Der von Rosenm. edirte Codex hat *fünf* weniger. Dass in den Gesängen, welche Rec. als den ersten und zweyten unterscheidet, keine Anspielung, keine Beziehung des Einen auf den andern sey, zeigt sich von selbst. Unser Resultat also ist, dass wir auch von Zohair nicht blos eine Moallakah, sondern zwey Kaziden und dann mehrere Maschäle übrig haben. Bestehen doch auch mehrere Bücher des Alten Testaments und selbst die sogenannten Maschäle Salomo's aus mehrern Stücken, nebst angehängten kleinern alten Dichtungsresten.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Ueber die Altmark.* Ein Beytrag zur Kunde der Mark Brandenburg. *Erster* Band. 1800. 252 S. u. 1 Bogen Anhang. *Zweyter* Band. 1802. 316 S. 8.

Eine mit historischen Notizen und Betrachtungen durchwebte Landesbeschreibung, welche nicht systematisch geordnet und bald in Form einer Reisebeschreibung, bald in Form einer sehr ausführlichen Topographie, oft in blumenreicher Sprache, abgefasst ist. Der Vf. (Hr. *H. Ch. Steinhardt*) entschuldigt das Unregelmäßige in der Form seiner Schrift vorzüglich durch den Mangel an Unterstützung, der ihn genöthigt habe, vieles wegzulassen, was nach seinem Plane in diese Schrift aufgenommen werden musste. — Das Anziehendste für viele Leser dürften wohl die Kapitel über den Nationalcharakter und die Sitten der Einwohner seyn; aufserdem aber hat der Vf. auch für den Liebhaber der Geschichte ein unterhaltendes und belehrendes Buch geliefert. Die dahin gehörigen Gegenstände sind oft bis ins kleinste Detail untersucht; und es wäre zu wünschen, dass er sein Vaterland mit einem blofs historischen Werke beschenkt haben möchte, da die Topographie desselben durch Hn. *Bratring* zur Genüge bearbeitet wird. Weniger glücklich als in der Geschichte, ist der Vf. in der Behandlung einzelner staatswirthschaftlicher Gegenstände. Rec. hebt einige Räsonnements und Behauptungen desselben aus, da falsche und undeutliche Begriffe in der Staatswirthschaft auch für den Geschichtschreiber sehr schädlich sind und uns oft den wahren Nutzen der Geschichte ganz entziehen. B. 1. S. 10. wird berichtet: „dass die Askanischen Markgrafen sehr freygebig mit Privilegien an die Stände und Städte gewesen seyen, weil — sie den Wohlstand ihrer Unterthanen ernstlich gewünscht hätten." Bey dem *Wunsche* mag es aber auch wohl geblieben seyn: denn schon das Wort Privilegium zeigt an, dass diese Begünstigung dem Einen das gibt, was es andern nimmt, und dass dieses also gar nicht der rechte Weg ist, ein Land in Flor zu bringen. Nach S. 102. glaubt der Vf.: „dass ein lange anhaltender Friede die Landbesitzer und die Pächter in Verfall und die Städte in Flor bringen wird" (der ihnen jetzt fehlt). Es wäre doch traurig, wenn der Flor des einen Standes — des Producirenden — nicht mit dem Flor des andern — des Fabricirenden — bestehen könnte! und man muss nicht vergessen, dass zu dem Verfall der Städte ganz andere Ursachen beytragen, die der Vf. zum Theil selbst erwähnt. S. 105. „die Mark Brandenburg verdankt ihre schönste Blüthe dem Luxus!" Hätte sich doch der Vf. bemühen wollen, seinen Lesern eine deutliche Erklärung dieses so verschieden gebrauchten Worts zu geben: denn es könnte leicht Jemand eben so wahr sagen: der Mark Brandenburg hat der Luxus schon sehr viel geschadet. Im *zweyten* Bande S. 59. heifst es: „die Liebe zur Bequemlichkeit, zum Glanz und zum Wohlleben entfaltet die schöne Blüthe eines Staats." Ungekünstelt würde dieses heissen: sie bewirken den Wohlstand und das Glück eines Staats — und auf derselben Seite lieft man: „je mehr man den Menschen mit Lebensgenüssen bekannt macht, desto unglücklicher wird er;" und diese letztere Behauptung wird mit Gründen unterstützt, gegen die viele nichts einzuwenden haben werden: — können denn aber wohl beide Behauptungen mit einander bestehen? — Gegen die S. 153 *gegründet* genannte Klage über Holzmangel liefse sich sehr viel *gegründetes* einwenden. So lange das Holz immer einen künstlichen Preis behalten soll, so lange der

Digitized by Google

der Besitzer von Waldungen in der Benutzung derselben eingeschränkt wird, so lange wird die Holzverschwendung, und mit ihr die Klage über Holzmangel dauern. Wenn die Unterthanen (wie der Vf. vorschlägt) gezwungen werden sollen, den Acker, den sie weit höher nutzen können, mit Holz zu bepflanzen: so ist dieß doch wohl eben dieselbe Ungerechtigkeit, als wenn man den Handwerker zwingt, Arbeiten zu thun, die ihm weniger einbringen, als die, welche er freywillig thun würde. Der Einwand, daſs das Wohl des Staats dergleichen Maſsregeln fordere, gilt nicht; das Wohl des Staats kann nie Ungerechtigkeiten gegen ganze Stände fordern, und — wie weit könnte von Financiers dieſer Grundſatz ausgedehnt werden! er unterhält den ewigen heimlichen Krieg der einzelnen Stände im Staate gegen einander. Daſs, wie der Vf. S. 156. selbst sagt, in der Provinz noch unfäglich viel Holz zu Zäunen und Gehegen verbraucht wird, beweiſt, daſs nicht Klage über Holz*mangel*, sondern über Holz*verſchwendung* am rechten Orte iſt. — Wenn S. 243. behauptet wird: daſs es *immer* nachtheilig ſey, Grundſtücke in Erbpacht auszuthun: so iſt zu bedenken, daſs die dagegen gemachten Einwendungen dadurch gehoben werden, wenn, wie es jetzt mehrentheils geſchieht, der Kanon in Getreide, oder deſſen jedesmaligem Verkaufswerth, gegeben wird. — B. II. S. 217. ſpricht der Vf. auch von der Zerſchlagung oder Vertheilung der Aemter an Koloniſten; aber freylich iſt dieſe wichtige Frage nicht mit den dort angeführten Gründen entſchieden.

Zum Beſchluſs machen wir auf einige beſondere Gegenſtände aufmerkſam. B. I. S. 21. findet man ein Namenverzeichniſs aller Oerter in der Altmark. — S. 31. ein Verzeichniſs der Altmärkſchen Ritterſchaft vom Jahr 1610. — S. 46. eine intereſſante Beſchreibung der alten Gerichtsverfaſſung in dieſem Lande; das Botding und Lodding. — S. 53. eine Art von Adreſskalender. — Das Verzeichniſs der Predigerſtellen mit ihren Filialen und der Namen der Prediger, auch zum Theil ihrer Schickſale nimmt 42 Seiten ein. — Als Anhang zu dem erſten Theile findet man ein Verzeichniſs der adlichen Güter in der Provinz mit den Namen der Beſitzer und dem Wohnorte derſelben. B. II. S. 24. klagt der Vf. bey der Beſchreibung von Oſterburg über die Laſten, durch welche die kleinen Städte gedrückt werden. Von der Wiſche findet man S. 44. eine intereſſante Beſchreibung; der Wohlſtand dieſes Landſtrichs läſst ſich ſchon aus der Notiz erkennen: daſs ein Groſsknecht bis an 50 Rthlr. jährliches Lohn bekommt. — Die Note S. 264. über die lateiniſchen Schulen in kleinen Städten verdient Beherzigung: denn es iſt wohl wahr, daſs an der Errichtung und Erhaltung ſolcher gelehrten Schulen in unverhältniſsmäſsig groſser Zahl mehr die Eitelkeit als eine richtige Einſicht von ihrem Werth Antheil hat. — Die Geſchichte des Kloſters Neuendorf iſt ſehr ausführlich und für den Liebhaber wegen den hiſtoriſchen Anmerkungen und Urkunden belehrend; eben ſo die Geſchichte der alten Grafen von Oſterburg. Von den zu Ende des *zweyten* Bandes aufgeführten wüſten Feldmarken hat Hr. *Bratring* viele Notizen geſammelt. — Das Hoſpital in Gardeleben macht der Vf. B. II. S. 262. zu reich; es beſaſs im J. 1800. 30,163 Rthlr. Kapital und ſeine jährliche Einnahme iſt nicht mehr als 1700 Rthlr. Es gibt reichere Stiftungen in der Mark. — Ein nicht angezeigter erheblicher Druckfehler iſt B. II. S. 74. Z. 10, wo es ſtatt Ordnung Ordonnanz heiſsen muſs.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Vollſtändiges Geſangbuch für Freymaurer.* Zum Gebrauch der groſsen National-Mutterloge zu den drey Weltkugeln in Berlin, und aller mit ihr vereinigten Logen in Deutſchland. *Zweyte* vermehrte Auflage. 1804. 1 Alphab. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die *erſte* Auflage erſchien im Jahr 1801 und iſt von uns angezeigt worden (A. L. Z. 1802. Num. 196.). In dieſer *zweyten* hat der Herausg. hin und wieder einige Lieder durch einen gewählteren, beym Singen kaum merkbaren, Ausdruck zu verbeſſern geſucht, und die Sammlung mit einem zweyten, zwey Bogen ſtarken, Anhang von gröſstentheils gut gewählten Liedern vermehrt. Da dieſes Geſangbuch in den, auf dem Titel genannten, Logen ſchon allgemein eingeführt iſt: ſo fand es der Herausg. bedenklich, ganze Lieder wegzulaſſen und an andern mehr, als geſchehen iſt, zu verändern. Freylich wäre es beſſer, wenn gleich anfänglich eine ſtrengere Wahl getroffen und die Sammlung auf Lieder und Geſänge von echt poetiſchem Schrot und Korn eingeſchränkt worden wäre.

* * *

Braunschweig, b. Reichard: *Handbuch der Religion und Moral in Auszügen aus Deutſchlands klaſſiſchen Schriftſtellern.* Für Jugendlehrer und gebildete Chriſten aller Stände. *Dritter* und *letzter* Band, welcher die noch übrigen Abſchnitte der Tugendlehre und die Aſcetik enthält. Herausgegeben von *Johann Wilhelm Heinrich Ziegenbein*, Prediger an der Petrikirche und Religionslehrer am Katharineum zu Braunſchweig. 1803 422 S. 8. (1 Rthlr. 15 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. Num. 90. und 227.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 22. Februar 1806.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

MÜNSTER, b. Waldeck: *Die hellſtrahlenden Pleiaden am arabiſchen poetiſchen Himmel*; überſetzt, erläutert u. mit einer Einleitung verſehen von *Theodor Hartmann*, u. ſ. w.

(Beſchluſs der in Num. 22. abgebrochenen Recenſion.)

Das *vierte* Stück, *Lebids* Gedicht, zeigt einen gebildeteren und doch nicht minder dichteriſchen Vf. Wie reich iſt in den erſten neun Verſen der einfache Gedanke, daſs der ehemalige Zeltenplatz ſeiner Geliebten lange, lange ganz verlaſſen ſey, durch alles, was in einer ſolchen einſamen Gegend Arabiens zu erfolgen pflegt, ausgemalt! — Vers 17. ſpricht nicht, wie ſchon Jones in ſeiner Einleitung meynt, ein Fremder; vielmehr macht der Dichter ſich ſelbſt Vorſtellungen, um ſeine nomadiſch umherſchweifende Nuwaira zu vergeſſen. Vers 22. hat Jones den Fortgang der Lebidiſchen Naturzeichnung durch den ſonderbar eingeſchobenen Gedanken, als ob der Dichter vor ſeiner Geliebten fliehen wolle, unterbrochen und ſich eben dadurch in die Nothwendigkeit verſetzt, auch Vers 36. durch einen Einſchiebſel *(Is this the ſwiftneſs of my camel? No! etc.* ſtatt daſs es blos heiſsen ſollte: *Is this my camel?)* zu miſsdeuten. Vor Vers 22. iſt nichts weniger einzuſchieben, als das: „*Execute thy purpoſe, o Lebeid*" des Jones. Der Dichter ſucht vielmehr blos Vergleichungen aus der arabiſchen Natur, für eine ungetreu werdende Geliebte. Zuerſt iſt ſie ihm eine Kamelin, die, obgleich ermattet und hager (gleichſam durch die vorige Liebe abgezehrt), doch noch davon rennen könne, wie eine Wolke vom Südwind getrieben. Noch beſſer malt Er Vers 25—35. ſein und ihr Verhältniſs aus durch Vergleichung mit einer wilden Eſelin, die, obgleich trächtig, doch der Waldeſel nicht aus den Augen laſſen könne, ohne Nebenbuhler zu ſcheuen. Jetzt kommt Er in Vers 36. auf ſich ſelbſt und vergleicht ſeine getäuſchte Neigung und Treue mit den Todesſchmerzen einer wilden Kuh, welcher ihr Kalb, weil ſie es von ſich gelaſſen hatte, von Wölfen gefreſſen worden war u. ſ. w. Das Gleichniſs iſt treffend ausgemalt bis Vers 53. Von dort an beſchreibt der Dichter, wie er ſich jetzt zu zerſtreuen ſuche, durch Kameelreiſen in die Ferne Vers 53—56. (Nur muſs Vers 53. nicht: „auf einem *ſolchen* Kameel," ſondern blos „auf einem Kameel" geleſen werden!) durch Wein und Schmaus Vers 57—61. durch Krieg zu Pferd für die Stammverwandte Vers 63—69. durch Aufnahme von Gaſtfreunden, mit unterhaltenden Geſprächen und Wettgeſängen Vers 70—75. (wo man aber blos dem Scholiaſten überlaſſen muſs, an Noomans Pallaſt u. ſ. w. zu denken, da vielmehr des Dichters eigene Wohnung als Ort der Gaſtfreundſchaft gemeynt iſt!) mit Wohlthätigkeit gegen Alte und Verwaiſte. So weit hängt alles zuſammen an dem Faden der Liebe Lebids, die er ehrenvoll zu vergeſſen ſucht. Nun aber beginnt ganz etwas anderes. Vers 78—89. iſt ein Loblied des Dichters auf die Tapferkeit und andere Vorzüge ſeines Stammes. Daſs arabiſche Scholiaſten eine ganze Geſchichte, wie und wo Lebid ſo geſungen habe, aufſtellen, dieſs kann uns eine den Inhalt des Liedes ſelbſt widerſprechende Deutung nicht als unwiderſprechlich aufnöthigen. Laſſen ſich doch klaſſiſche Philologen durch ſo manche alte, aber irrige Inhaltsanzeige der Horaziſchen Oden und dergl. oder die Bibelerklärer durch Pſalmeninſchriften, deren Vff. ebenfalls blos gemuthmaſst, nur ihre Muthmaſsungen dreiſt als hiſtoriſch geſetzt haben, nicht länger irre führen. S. 162. verglichen mit S. 171. gibt den überzeugendſten Beweis, daſs den arabiſchen Scholiaſten, wenn ſie gleich ſehr dreiſt die Veranlaſſung der commentirten Gedichte her erzählen, doch nicht, wider den Inhalt ſelbſt, zu folgen und zu trauen iſt. Von der ſechſten Moallaka (der des Amru) geben verſchiedene Scholiaſten verſchiedene Veranlaſſungen mit gleicher Entſchiedenheit.

In dem *fünften* Liede, dem von *Antara*, iſt Vers 4. Abla die Geliebte. Vers 2. ſollte deswegen nicht überſetzt ſeyn: Laube von Abla, ſondern: Hütte der Abla. *Omm Alheitam* Vers 5. iſt nicht der wirkliche Name der Geliebten, ſondern ein Beyname. ſ. أم الهيثم *Caſtell. Heptagl.* p. 136. nr. 73. Wahrſcheinlich aber iſt hier *Mutter des Hügels* zu überſetzen. Vergl. *Caſtell.* p. 893. هيثم *collis arenaceus rubet.* Der Dichter nennt ſeine Geliebte „Mutter des Hügels," auf welchem die Zelte ihrer Horde ſtanden.

Digitized by Google

Da sie weg ist, ist ihm der Hügel *verwaist!* — Ein eigenthümliches Interesse erhält Antara's Liebe dadurch, dass Vers 6 seine Geliebte, oder wie Er sagt: „die, welche ihr Zelt in seiner Neigung aufgeschlagen hat" (Vers 8.), zu einem *feindlichen* Stamme gehört. Mit Vers 62 hört auch hier wieder das Lied der Liebe auf! Vers 63. bis ans Ende geben ein anderes, blos kriegerisches, ohne allen Zusammenhang mit Antara's Liebe. Man kann gerade in diesen beiden Gesängen den Unterschied zwischen dem mit der Liebe zusammenhängenden und nicht zusammenhängenden Lobe des Kriegers sehr wohl bemerken. Vers 42 – 58. beschreibt sich Antara als Helden, um durch die Achtung von seiner Tapferkeit seine Geliebte zu fesseln. Ganz anders aber und blos einen gewissen Kriegsvorfall beschreibend klingt das besondere Lied von Vers 63 – 81.

Die *sechste* Moallaca, die von *Amru*, beginnt auf eine eigenthümliche Art; nicht wie die übrigen von Sehnsucht und Klagen wegen der allzu früh entwichenen Geliebten und dergl. Amru fordert Wein, den Sorgenbrecher, von einem reizenden Mädchen, singt erst das Lob des Weins und dann gleichsam den Becher in der Hand, nicht von schmachtender Liebe, sondern von erhaltenem Genuss. Dieses Lied schliesst sich mit Vers 23. Von Vers 24. an bis zum Ende aber singt Amru, ohne irgend weiter auf sich zurück zu kommen, das Lob seines Stammes, des Taglebitischen, mit einem Trotz, welcher kaum Weltüberwindern zustünde. Tapferkeit, gastfreundliche Freygebigkeit, Schutz der Verbündeten, sind ihr Stolz. Selbst ihre Mädchen denken Vers 92. ff. so kriegerisch, wie Siffera's Mutter. Die arabische Geschichte sagt, dass, wenn Mohammed nicht seinen Stamm gehoben hätte, wahrscheinlich die Taglebiten damals bald ein grosses Reich gegründet haben würden. In diesem Tone singt wirklich Amru, Vers 101. ff.

Haben wir unsre Säbel blank gezogen,
So sind wir aller Menschen Vertheidiger,
Wie Vater schützen ihre Kinder.
Unsre Krieger rollen ihrer Feinde Köpfe,
Wie im glatten Thale die starken Jünglinge ihre Kugeln.
Unter ihr die Welt und was darauf ist!
Greifen wir an, so sind wir unüberwindlich.
(108.) Wir füllen die Erde mit unsern Zelten,
Und, wird sie uns zu enge, des Meeres Fläche mit Schiffen.

Vers 32. überfetzt Hr. H. völlig unverständlich: *Von* der öftlichen Seite von Najd wird das *Müllerkleid* ausgebreitet und was wir hineinwerfen, wird Staub" u. f. w. Der Krieg wird zuvor mit einer Mühle verglichen Wie man bey der Mühle das Getreide oben in einen Sack wirft, so dass es auf die Mühlsteine hinabrinnt, so fährt das Gleichnis fort: Der *Mühle Sack* ist ausgebreitet östlich *bis* Nedsched u. f. w. d. h. wir erstrecken unsre verderbliche Fehde bis dorthin. Im Arabischen steht قطب, welches nach dieser Stelle nicht blos *pellis*, *quae subditur molae* (f. Castell), sondern auch *incrementum* oder *faccus*, *qui molae supra inditur* bedeuten muss.

Im *siebenten* Liede klagt Vers 1 – 5. *Hareth*, dass seine Aloma wegzog; doch ihm gab Hinda (Vers 6.) dagegen selbst durch Nachtfeuer Zeichen und er war bey ihr (Vers 14.) in der Mittagshitze, wenn andere Helden vor Schwüle wie ein blindes Kameel da liegen, das den Todesstreich erwartet. Aber Kriegsanfälle riefen ihn weg (Vers 15.) und nun vertheidigt er die gute Sache seines Stammes gegen die Befchuldigungen der Streitsüchtigkeit u. f. w vor König Amru, dem Sohne Hinda. Die Rechtfertigung ist voll von Anspielungen auf einzelne Fehden, die sie unverschuldet, aber siegreich, bestanden haben. Die Einheit dieses Lieds ist unverkennbar.

Zum Selbststudium dieser gepriesenen, dennoch allzu unbekannten, Naturpoesie kann wohl nichts besser anreizen, als Proben; unter der Voraussetzung, dass sie richtig und kräftig überfetzt sind. Anziehend ist auch die Veranlassung, mehrerer Dichter Schilderungen über den nämlichen Gegenstand hier vergleichen zu können, wie Klagen über die weggezogene Geliebte, Darstellungen der geliebten Kameelstute, des Pferdes, des Löwen u. s. f. Rec. will, zugleich um der richtigeren Ueberfetzung willen, hier noch eine seltnere Naturschilderung aus dem Gedichte Lebids Vers 36. ff ausheben, die durchgeführte Vergleichung seines Kummers über verlassene Liebe mit den Schmerzen einer arabischen Waldkuh, welche ihr Junges durch Wölfe verlor. „Ihn entreisst endlich der Krieg seiner Bekümmernis, diese rafft sich beym Anfall von Jägern und Hunden aufs neue zusammen.

(Mein Schmerz gleicht dem Schmerze der) wilden Kuh, deren Kalb Raubthiere würgten.
Da sie, vertreuend auf des Hirten Schutz, es seitwärts grasen liess,
Die Mutter, so bald sie mit ihren platten Nasenlöchern (umherriechend) ihr Junges vermisste,
Rennt, zwischen die Sandhügel, in die Thäler, und erfüllt sie mit Angstgebrüll,
Mit Gebrüll um ihr weissbaariges Junges, des im Staube umherg-zerrt lag.
Da die Jäger der Wildnis, die braunen Wölfe, es zerstückten,
Und niemand ihr Mahl unterbrach.
Im Augenblick, als man nicht darauf achtete, hatten sie es getroffen;
Mit Gier erhaschten sie es Ach, wie sicher treffen des Todes Pfeile!
Die Nacht durch bleibt die Mutter in Todesangst,
Während der Regen strömend herabstürzt und die dicken Wälder durchnässt!
Unter den Wurzeln eines einzeln stehenden dick bestetten Baums sucht sie sich zu schützen,
Wo sie, an der Ecke eines Hügels, den leichten Sand wegscharren konnte.
Doch fielen Tropfen auf Tropfen über ihren gestreiften Rücken,
Während die nächtlichen Wolken der Sterne Licht verschleyerten.
Ihr weisses Haar schimmerte, da sich die Finsternis darüber hinzog,
Es leuchtete wie Perlen, die der Kaufmann erblöst von der Schnur
Endlich, da sich zerstreuen die Wolken und der Tag graut,
Rafft sie schnell sich auf. Ihre Hufe glitchen auf dem schlüpfrigen Boden
Wild wird sie und toll vor Schmerzen.

Digitized by Google

Sieben Tage mit ihren Zwillingsſchweſtern (den Nächten) ſahen ſie
Wir ſinnlos liegen am Teiche Soyaids in ihrer Verzweiflung.
Ihre Euter, ſo voll ſonſt von Milch, ſind jetzt ſchlaff und trocken.
Aber nicht vom Ziehen und Säugen ihres Jungen.
Nun hört ſie der Jäger Geſchrey. Sie hört ſie, noch ungeſehn.
Sie zittert vor Furcht. Die Jäger führen den Tod ihr zu.
Da hockt ſie ſtöhnend und harrt, das gefürchtete
Werde von dieſer, von jener Seite, von vornen, von hinten, kommen.
Weil die Schützen ſie zu erreichen verzweifeln,
Laſſen ſie los die langehrigen, dünnleibigen Hunde,
Die, mit Namen geruffen, antworten.
Dieſe rennen hin. Aber ſie ſchwingt gegen ſie ihre langen Hörner,
Lang und ſpitz, wie Pfeile von Samhars künſtlicher Hand gemacht.
Jetzt ſtößt ſie den (Hund) Cafaab dem Tode hin. Sein Blut beſpritzt ſie.
Auch Sokhaam liegt hingeſtreckt auf dem Grunde.

Und ſo, muſs man denken, kam das Thier durch eigene Noth getrieben, wieder zurecht, wie der Dichter durch Anfälle ſeiner Feinde. — Wenn übrigens ein ſolcher Naturdichter epiſodiſche Gleichniſſe Zug für Zug ausmalt: ſo ſcheinen ſie ihm wohl deswegen nicht zu lang, weil, durch den täglichen Anblick dergleichen Naturſcenen gewohnt, ſeine Phantaſie in wenigen Augenblicken das ganze Bild umfaſst, wie es ihm, nicht durch langſames Leſen, ſondern vorgeſungen von dem lebendigen Dichter, vergegenwärtigt wird.

PHILOLOGIE.

Leipzig u. Plauen, in Comm. b. Grau in *Hof* u. b. Maurer in *Berlin*: *Commentarii ſocietatis philologicae Lipſienſis.* Edi curavit *Chriſt. Dan. Beckius.* Vol. *I.* 1801. 382 S. Vol. *II.* 1802. 374 S. Vol. *III.* 1803. 378 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Hr. Prof. *Beck* trat vor einigen Jahren mit den Mitgliedern der philologiſchen Pflanzſchule, die unter ihm blüht, zuſammen, eine philologiſche Zeitſchrift zu gründen, durch welche einem Bedürfniſſe in dieſem Zweige der Literatur abgeholfen werden ſollte. Man kam dahin überein, handſchriftliche Beyträge und Aufſätze von Philologen aufzunehmen, kritiſche Auszüge aus ſchätzbaren kleinen Schriften zu veranſtalten und in einer fortlaufenden Ueberſicht Bericht über alles Merkwürdige, was im Fache der alten Literatur und Kunſt entdeckt, gearbeitet, geſchrieben, bemerkt werden möchte, abzuſtatten. Drey Jahrgänge oder Bände, deren jeder aus zwey Stücken beſteht, liegen vor uns, unverwerfliche Zeugen von dem gelehrten Fleiſse der Herausg. und dem Streben, der Wiſſenſchaft einen Dienſt zu leiſten. Der Recenſionen, Auszüge und Reviſionen gedenken wir weiter nicht, aufser in ſo fern wir die Vollſtändigkeit und Reichhaltigkeit der letztern rühmen müſſen, in welchen eine Menge philologiſcher Notizen aus den heterogenſten Büchern und Zeitſchriften zuſammen gedrängt worden. Aber die Commentarien enthalten auch eigne aus der Handſchrift gezogene Abhandlungen, welche gröſstentheils den Freunden des Herausg. oder geweſenen Mitgliedern ſeiner philologiſchen Geſellſchaft angehören. Unter dieſen gebührt die erſte Stelle der Diatribe des Hn. Prof. *Hermann* gegen Eichſtädts gelehrte Monographie *de dramate Graecorum comico-ſatyrico* Leipz. 1793, worin die Exiſtenz eines komiſchen Satyrſpiels, nach Anleitung eines griechiſchen Epigramms, mit guten Gründen beſtritten wird. Hr. Prof. *Schott* in Leipzig hat Kritiken und Erläuterungen über ein Paar grammatiſche und rhetoriſche Schriften des Dionyſius von Halicarnaſs beygetragen; Hr. Prof. *Sturz* Erläuterungen und Kritiken über den Empedocles, deſſen Bruchſtücke er nächſtens herausgibt, und andere grammatiſche und literariſche Aufſätze; Hr. Rect. *Siebelis*, kritiſche Bemerkungen über Strabo und Apollodor; Hr. Prof. *Aſt* Anmerkungen zum Pindar; Hr. Conrect. *Hoffmann* in Eisleben Prolegomenen zu einer neuen Ausgabe der Epiſteln des Pſeudo-Chion, den der Vf. für einen Neuplatoniker des vierten Jahrhunderts zu nehmen geneigt iſt; anderer Beyträge von andern Gelehrten nicht zu gedenken. Herausg. und Mitarbeiter haben das Ihrige gethan. Wäre das philologiſche Publicum weniger kaltſinnig gegen ihr Bemühen geweſen: ſo würde der Stillſtand nicht eingetreten ſeyn, den wir bedauern müſſen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Beyträge zur Kenntniſs und Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens in den K. Braunſchweig - Lüneburgſchen Kurlanden*, geſammelt und herausgegeben von Dr. *J. C. Salfeld. Fünften* Bandes *drittes* und *viertes* Heft. 1803. 1804. S. 289 — 576. (18 gr.) *Sechsten* Bandes *erſtes* und *zweytes* Heft. 1804. 1805. 288 S. 8. (18 gr.)

Ein ſchätzbarer Beytrag zur Geſchichte der Waiſenerziehung iſt der erſte Aufſatz des *dritten* Hefts: *Geſchichte der Stiftung und urſprünglichen Einrichtung, auch nachmaligen Veränderung des landſchaftlichen Calenbergſchen Waiſenpflege-Inſtituts*, mit Beylagen. Das groſse Moringſche Waiſenhaus, worin mehrere Jahre hindurch mehr als ſechzig Kinder erzogen wurden, ward 1746 eröffnet und 1797 geſchloſſen, weil von dieſem Zeitpunkt an, nach dem Vorgang vieler Waiſenanſtalten, die Waiſen auf eine weit zweckmäſsigere Art unter einzelne Familien auf dem Lande waren vertheilt worden, wozu ſchon 1795 einzelne Verſuche gemacht wurden. Jetzt werden aus denſelben Fonds über hundert Kinder erhalten. II. *Ob und in wie fern bey der Kindererziehung erſt Legalität begründet werden müſſe, ehe auf eigentliche Moralität hingewirkt werden kann*, vom Paſtor *Geſſe* zu Weſten. Die Begründung der Legalität vor der Moralität wird als Naturgang angenommen, dem der Erzieher folgen müſſe. III. *Verſuch einer Kirchen- und Predigergeſchichte von Wiedenfahl*, vom Prediger *Nöldeke*

Digitized by Google

Nöldeke zu Wiedenfahl. Allerdings ist die Kirchengeschichte einer einzelnen Landparochie als Beytrag zu einer künftigen vollständigern Geschichte des allmäligen Wachsthums der Bevölkerung eines Landes, der stufenweise gestiegenen sittlichen Bildung seiner Einwohner und des Fortgangs der Cultur seines Bodens nicht gleichgültig; daher auch diese Nachrichten „über den Ursprung und die Ausbildung eines Gränzkirchspiels, welches gerade in dem engen Weserstriche liegt, über welchen einst unter Karls des Grosen mächtiger Protection, das Christenthum in Niedersachsen, heutiger Benennung, eindrang" mit Dank anzunehmen sind. IV. *Ueber kirchliche Gottesverehrungen, Predigten und Katechisationen*, vom verstorbenen Generalsuperint. *Dahme* zu Celle. Diese auf die Amtserfahrungen des Vfs., der oft eigenthümliche Wege einschlug, gebauten Bemerkungen über Einrichtung der Gottesverehrungen, Taufe, Communion, Predigten, Memoriren, Katechisiren, verdienen erwogen zu werden. Wir wissen es nicht mit der Behauptung des Vfs., dafs die Theile der öffentlichen Gottesverehrung, Gebet, Gesang, Vorlesung, Segen u. s. w. zusammenhängen und ein Ganzes ausmachen sollen, zu reimen, wenn er gleichwohl behauptet, die Gesänge brauchten sich nicht auf die Predigt zu beziehen, sollten es in manchen Fällen auch nicht. Eine solche Predigt würde aber einzeln da stehen und sich zu keinem Ganzen mit der übrigen Gottesverehrung runden.

Viertes Heft. I. *Ueber die Lehrweisheit der Apostel Jesu*, vom Superint. *Vasmer* zu Münder. Der Vf. behauptet und erläutert durch Beyspiele die Lehrweisheit der Apostel, d. h., das planmäfsige und durchdachte Verfahren in der Gründung und Befestigung des Reiches ihres Meisters, und bestreitet zugleich das herrschende Vorurtheil, als wären die ersten Lehrer des Christenthums ganz ungebildete Leute gewesen. II. Von *Ebendemf., Erklärung von Marc.* 7, 31 *ff.* Die Heilung des Taubstummen wird für ein Wunder erklärt. Der Umstand, dafs dieses Ereignifs unter blinden abergläubischen Heiden vorfiel, möchte bey Manchem die Vermuthung erzeugen, dafs sich die von dem vermeynten Thaumaturgen volle Einbildungskraft selbst getäuscht haben könnte. III. Von *Demf., über Luc.* 7, 36 — 50. Unter der ἁμαρτωλὸς. die zu Jesus trat, als er bey dem Pharisäer zu Tische war, versteht der Vf eine *Heidin*, der Jesus auch als solcher wegen ihrer liebe- und verehrungsvollen Gesinnungen gegen ihn ihre Sünden vergibt. IV. *Ueber Luc.* 16, 1 — 17, vom Pred. *Herras* zu Uelzen. In dem sogenannten ungerechten Haushalter wird der Charakter der Treulosigkeit in der Verwaltung anvertrauter Güter dargestellt, in der Absicht, um durch den Gegensatz gewissenhafte Treue im Gebrauch irdischer Güter, die auch nur als fremdes, uns anvertrautes Eigenthum zu betrachten sind, als die wichtigste Pflicht einzuschärfen. V. *Verschiedene Gelegenheitsreden und Predigten*, vom Past. *Nöldeke*, Superint. *Mehlis* und Past. *Timäus*. VI. Die *kurze Apologie der Lutherischen Bibelübersetzung in Beziehung auf den Religionsunterricht* unterschreiben wir von ganzer Seele. Dieses wie die Vulgate beynahe zu kanonischem Ansehen gelangte Meisterwerk soll nicht verdrängt werden, sondern das Aeufserste, worüber etwa die protestantische Kirche eine Uebereinkunft zu treffen suchen möchte, wäre, dafs mit der schonendsten Hand und nur da, wo das hebräisch- und hellenistischdeutsche uns durchaus unverständlich oder der Sinn handgreiflich verfehlt wäre, eine kleine Abänderung in den künftigen Ausgaben vorgenommen würde, wobey jedoch in Anmerkungen die alten Lesarten beyzufügen wären.

Des *sechsten* Bandes *erstes* Heft beginnt die *Geschichte der 1787 gestifteten Königl. Hofschule*, welche aus einer Anstalt für die Söhne, und einer für die Töchter der Königl. Bedienten bürgerlichen Standes besteht, aber auch von vielen andern Kindern der Honoratioren befucht wird und in Hannover sehr beliebt ist. Sowohl ihren Directoren, *Saifeld*, *Leß* und jetzt dem Ch. Rath *Gerike*, der Oberaufseherin der Töchterschule, Superintendentin *Balihorn*, und andern braven Lehrern, verdankt sie ihren Flor und füllt eine vorher sehr gefühlte Lücke aus. II. *Ueber Unterrichtspolizey*, vom Generalsuperint. *Eggers* zu Harburg. Zwangsmittel und Strafgesetze werden, vorzüglich, in so fern man mit rohen Menschenklassen, Aeltern und Kindern, zu thun hat, und insonderheit in Beziehung auf den Schulbesuch, als nothwendig in Schutz genommen. III. *Beytrag zur Classification der Pflichten*, vom Superint. *Vasmer*. Der Vf. vermifst in unsern Moralen die Pflichten gegen verstorbene Menschen und gegen die Thiere; aber er würde doch wohl der Pflichten gegen uns selbst *in Ansehung* der verstorbenen Menschen und der Thiere gedacht finden, die übrigens allerdings einer noch weitern Auseinandersetzung zu bedürfen scheinen, als ihnen gewöhnlich zu Theil wird. IV. *Die liturgischen Versuche*, vom Superint. *Reiche* zu Zellerfeld, bestehen aus Trau-, Tauf-, Einsegnungsreden und der Anrede an eine Dienstmagd vor Ablegung eines Eides.

Mit wichtigen *Verhandlungen einer Prediger-Conferenz* unter der Leitung des Superint. *Borntäger* über Angelegenheiten der Landschulen wird das *zweyte* Heft eröffnet. II. *Ueber Unterricht und Behandlung der Confirmanden*, vom Archidiac. *Heinrichs* in Danneberg, enthält unter andern guten Vorschlägen den für Psychologie und Pädagogik wichtigen Rath, dafs der Prediger von jedem einzelnen Schulkinde vom eilften Jahre an zur genauern Charakterkenntnifs desselben Listen halte. III. *Copulationsreden*, vom Pastor *Drifeke*.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 25. Februar 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Adraſtea* von *J. G. v. Herder*. Herausgeg. von deſſen älteſtem Sohn, Dr. *W. G. v. Herder*. *Sechſten* Bandes *erſtes* und *zweytes* Stück. 1803. 21 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. Dr. *v. H.* gibt hier noch, was er, von ſeinem verewigten Vater für die *Adraſtea* beſtimmt, unter deſſen hinterlaſſenen Papieren fand. Mehrere, in dieſem *ſechſten* Bande enthaltene, Stücke waren vollendet und zum Druck bereit, andern fehlten nur die letzte Durchſicht und vielleicht einige Citate, noch andere ſind Fragmente geblieben.

Erſtes Stück. 1. *Arift am Felſen*; ein Lehrgedicht in zehnſylbigen Jamben, die durch den Zuſatz noch einer elften Sylbe zuweilen in Amphibrachen oder Bacchien ausgehen. Sein Gegenſtand iſt der Weltgeiſt, und ſein Thema: nicht nur gedanken- und verſtandvoll iſt die Schöpfung, auch ein groſſes Herz ſchlägt in der Natur. Hier und da ſind die Gedanken myſtiſch, z. B. wenn es heiſst: der Weltgeiſt bilde den Menſchen *thätliche* Gedanken vor und *denke in ihnen*; die Blume blicke uns verſtändiger an, als wir ſie erblicken. Noch manches Andere hätte, ſo wie im Versbau, auch in den Sachen einer Verbeſſerung bedurft; z. B. ein *Quentchen* iſt das Leben in der Schöpfung, und auch *wie noch ein kleiner Quentchen* iſt Verſtand und Herz auf unſrer Erde! Ein Quentchen, das noch kleiner iſt, als ein Quentchen? — 2. *Nemeſis der Geſchichte*. Der Geiſt der Geſchichte müſſe, ſo wie bey Herodot, epiſch ſeyn. Wie im Epos, wachſe auch in der Geſchichte alles aus kleinen, faſt unmerklichen Anfängen heran, unſichtbare Macht, Schickung, miſche ſich in die Angelegenheiten der Menſchen; der Kampf groſſer, mächtiger, ſtarker, glücklicher Menſchen mit dem Schickſale intereſſire auch in der Geſchichte am meiſten, und gleich dem epiſchen Dichter, müſſe auch der Geſchichtſchreiber, eine Nemeſis Adraſtea, Ordnung und Regel in den menſchlichen Begebenheiten und Schickſalen anerkennen. Nach dieſen Ideen wird der Gehalt und Werth mehrerer Geſchichtſchreiber ganz kurz, und ohne in beſondere Details einzugehen, beſtimmt: ſo heiſst es z. B. von *Sarpi's* Geſchichte der Kirchenverſammlung zu Trident, ſie ſey, obgleich ohn' alle poetiſche Bilder und den unannehmlichſten Gegenſtand betreffend, doch das vollkommenſte *hiſtoriſche Epos*; eine ganze Kirchengeſchichte in Sarpi's Geiſt wäre ein Meiſterſtück, obgleich vielleicht über menſchliche Kräfte. — Daſs eine Geſchichte in Anſehung des Stoffes und der pragmatiſchen Behandlung deſſelben vieles mit dem ernſthaften Epos gemein hat, berechtigt uns noch nicht, ſie *epiſch* zu nennen, wenn wir anders nicht mit dem Worte ſpielen wollen; Geſchichte geht auf Wahrheit in den Begebenheiten, Wahrheit in Darſtellung derſelben nach ihren Urſachen und Folgen, um auf wichtige und lehrreiche Reſultate zu führen, auf Wahrheit in Schilderung oft ſehr veränderlicher menſchlicher Charaktere, u. ſ. w.; ſie arbeitet bloſs für den Verſtand und das Herz. Das Epos iſt als Werk der Kunſt nicht nothwendig an die Wahrheit der Begebenheiten und des Stoffes gebunden; ſie können auch erdichtet ſeyn, wie die zum Zweck des Gedichts dienenden Handlungen mit ihren Folgen; ſeine handelnden Perſonen, erdichtete oder wahre, müſſen einen beſtimmten, gehaltenen Charakter behaupten, die Geſchichte mag ihn, wenn es wahre Perſonen waren, die der Dichter aufſtellt, auch noch ſo veränderlich und wetterwendiſch ſchildern, u. ſ. w. Auſser dieſer in Rückſicht des Stoffs zwiſchen dem Epos und der Geſchichte eintretenden möglichen Verſchiedenheit haftet aber der Geiſt des Epos weſentlich an den poetiſchen Formen, durch die es ſeine Charaktere zu Idealen erhebt und ſie und ihre Handlungen auf das Gefühl zum äſthetiſchen Wohlgefallen, nicht zur Ueberzeugung, wirken läſst. Uebrigens iſt in dieſem Aufſatze alles ſehr im Unbeſtimmten gehalten und die Einbildungskraft hat mehr Antheil an demſelben als nüchterner reflectirender Verſtand. 3. *Zweifel, Auflöſung der Zweifel; ein Fragment*. Der Anfang und das Ende fehlt. Das, was da liegt, iſt eben ſo verworren als unbedeutend. 4. *Die Waage*, ein elegiſches Gedicht; man könnte es auch die *Vergeltung* oder, *wie die That, ſo der Lohn*, überſchreiben: denn das iſt ſein Inhalt. 5 *Pindar, ein Bote der Götter, Anzeiger alter Geſchichten*. Pindar hat nicht, wie einige wähnen, aus Armuth der Materie bey ſeinen Kampfſpielen und der Perſon ſeines Siegers, zur Mythologie

Digitized by Google

seine Zuflucht genommen, sondern er mufste sie anziehen und benutzen, weil alles Glorreiche für Griechen in den alten mythischen Gefchichten ihres Vaterlandes, ihrer Staaten, Städte, Stämme und Familien lag; und diese Benutzung gefchah von dem Sänger auf eine verftändige, edle und weife Art. Rohe Mythen werden von ihm milde ausgelegt, verfeinert oder entfchuldigt u. f. w. Lob des Dichters; Geift seiner Gefänge; Wunfch einer echten rhythmifchen Ueberfetzung derfelben. 6. *Herculanum. Winkelmanns Gefchichte der Kunft.* Gern liefs man diefen mit jugendlicher Liebe und mit offnem ungetrübtem Sinn gefchriebenen Aufsatz; sein Inhalt ift: die gefundenen Alterthümer find nicht blofs lehrreich für den Alterthumsforfcher, fondern fie geben auch Winke zur Einführung und Anwendung griechifcher Lebensweife, Kunft und Gefchmacks auch in den Wohnungen und deren Verzierung. Von den gefundenen Bücherrollen; noch wenig erfüllte Erwartungen; Vorfchläge, Wünfche. Der gröfste Gewinn, den die erften Herculanifchen Entdeckungen und die Alterthümer des Hauses *Chigi* der Welt gebracht haben, ift, dafs fie *Winkelmann* als Ausleger derfelben erweckten. Mitgetheilt wird ein Brief von ihm über fein Leben, aus Rom d. 8. Dec. 1762. an einen Freund gefchrieben. Angehängt find demfelben noch einige kurze Bemerkungen über Winkelmanns Begeifterung, Kunftlchriften, Verdienft und seinen Freund *Mengs*. 7. *Von der Begeifterung in Anfehung des Kunftausdrucks. Falconet*, der es nicht leiden konnte, dafs Andere, die nicht felbft Artiften waren, über Werke der Kunft mit Begeifterung oder Kritik urtheilten, wird zurecht gewiefen. Er konnte *Winkelmanns Gefchichte der Kunft* und *Leffings Laokoon* fo wenig fchreiben, als diefe fein Pferd giefsen konnten. Von Kunftur theilen läfst fich eine Beymifchung von Luft und Unluft kaum (gar nicht) trennen. Sie find der Lebensbauch, der anzeigt, dafs das Urtheil von einem Empfindenden kam; fo wie es Empfindende auch ergreift und in ihnen fortwirkt. Auf die Jugend wirken jugendliche Gefinnungen am meiften; wer wollte es aber der Jugend wehren, jung zu feyn, jung zu fühlen? *Plato's, Shaftesbury's, Winkelmanns, Mengs* Enthufiasmus werden auf fie ihr unzerftörbares Recht behaupten, u. f. w. 8. *Morgenländifche Literatur.* Die orientalifchen Reifebefchreiber erläutern vieles in den Sitten, der Denkart, der Lebensweife und den Schriften der alten Hebräer; diefs thut auch die Kenntnifs von Aegypten, aus welchem die politifche Verfaffung der Ebräer ftammte, und die Cultur der noch lebenden arabifchen Sprache. An ihrem Anfehen verloren die hebräifchen Schriften dadurch nichts, dafs durch jene Erläuterungen das Vorurtheil vernichtet wurde, dafs die hebräifche Sprache göttlicher Erfindung und Conftruction fey; vielmehr fielen eine Menge V rurtheile gegen den Inhalt diefer Schriften weg, feitdem man fie gefund, d. i. local und zeitmäfsig anzufehen und auszulegen gelernt hatte; eingr fser Theil von Voltaires Späfsen paffe nicht mehr auf dieselben; fo auch gröfstentheils die Vorwürfe des Leffingi fchen Fragmentiften. (Es wäre zu wünfchen, dafs der verewigte Vf., der hier auf seinem Felde war, nicht blofs bey dem Allgemeinen ftehen geblieben, fondern näher und beftimmter in die Sache eingegangen feyn möchte.) Noch werden die Verdienfte, die fich *Th. Hyde, Briffon, Anquetil du Perron, Michaelis, Ernefti, Semler, Eichhorn, Rob. Lowth, Reiske, Hammer* u. a. um die orientalifche Literatur erwarben, kurz angezeigt. 9. *Perfepolis;* gröfstentheils literarifchen Inhalts. Beygefügt find unter dem Titel: *Sinefifche Exempel der Tage*, zwey Erzählungen, *Treue im Dienft* und *des Feldherrn Tafel;* als Fortfetzung diefes Artikels im VII St. der Adraftea. II. *Früchte aus den fogenannt-goldnen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts.* 10. *Von der komifchen Epopee, als einem Correctiv des falfchen Epos.* Ein Fragment. *Fenelon* habe dem falfchen Epos, das zu seiner Zeit in Frankreich herrfchte, seinen *Telemach, Cervantes* seinen Don Quixote dem Gefchmacke an Ritterromanen, und fo *Voltaire, Swift, Pope* u. a. ihre Werke diefer Art der Intoleranz, den Vorurtheilen und Mifsbräuchen ihrer Zeit, entgegengefetzt. Auch in Deutfchland herrfchte das falfche Epos im Lohenfteinifchen Gefchmack. *Wernike* griff ihn zuerft, in seinem Heldengedichte *Hans Sachs*, gegen den damals blühenden *Poftel*, tapfer an. „*Liskow* fpottete des Philippi, *Leffing* Gottfcheds; wie manchen *Philippi* und *Gottfched* gibt es noch, hochgeehrt! Wie 1700: fo fand das Jahr 1801 den fchwülftigen Lohenfteinfchen, oder jenen nervlos-fchlaffen Gefchmack, den ich den hundsföttifchen nennen möchte, und befeftigte ihn in Sonnetten, Drama's, Epopeen, Romanzen auf den Blocksberg — Parnafs der Deutfchen." „O kehre zurück, Geift *Luthers, Wofers, Liskows, Leffings*, oder darf ich euch freundlich einladen, *Cervantes, Buttler, Swift, Fielding*, vereinet euch; unfrer Unempfindlichkeit wegen thut eure Kräfte, eure Launen zufammen, um uns den *Lohenftein* und *Hofmannswaldau*, die neuen *Poftel* und *Stoppe* aus den Gliedern zu treiben. Vergeft aber nicht, den weifen *Horaz*, den weifern *Shaftesbury* mit euch zu bringen: denn ohne Grundfätze wird der feinfte und gröfste Stachel nutz- oder kraftlos." III. *Das Drama.* Ein Fragment. (Fortfetzung des Aufsatzes im IV. St. S. 286.) Gegen die Meynung, dafs fich das ganze griechifche Theater mit Wurzel und Stamm zu uns herüber pflanzen laffe. Die Gründe gegen die Möglichkeit diefes Unternehmens beruhen auf folgenden Punkten: das griechifche Theater war *Gefang;* urfprünglich *gottesdienftlich;* die griechifche Bühne *feyerte Athen*, hie bearbeitete in Attifchem Gefchmack am liebften Attifche Fabeln, die fie; wie alles Fremde, auf die Herrlichkeit Athens zurückführte; die tragifche Bühne der Griechen nahm ihre Fabeln aus vorhergegangenen harten und rohen Helden- und Königszeiten, mit ftiller Freude der Zufchauer über ihr gegenwärtiges Glück, frey von fklchen Tyrannen, Bürger Athens zu feyn; die griechifchen Sitten find aber nicht die unfern, zumal im

Verhältnifs

Digitized by Google

Verhältniſs der Geſchlechter gegen einander. — Den erſten Punkt ausgenommen — wiewohl es auch noch ſo ausgemacht nicht iſt, daſs das griechiſche Theater immer und durchaus eigentlicher *Geſang* war — findet Rec. doch die übrigen Gründe, nach welchen griechiſche Schauſpiele nicht auf unſre Bühnen verpflanzt werden könnten, nicht triftig und beſtimmt genug. Der Auffatz ſcheint nur bloſse Skizze zu ſeyn, die erſt ausgefüllt werden ſollte. Man erfährt nicht, in wie fern ſich denn das griechiſche Schauſpiel auf unſre Bühne ſchicklich herüber pflanzen laſſe. Daſs uns der tragiſche Geſang der Griechen fremd iſt, verbietet uns die Nachahmung deſſelben von ſelbſt; daſs uns aber die griechiſchen Opfer, Götter, Helden u. ſ. w. nicht mehr heilig ſind, daſs wir keine Athenienſer ſind, andere Sitten, Gebräuche, Verfaſſungen, Gottesdienſt haben, als ſie, hebt doch keineswegs das Intereſſe auf, das eine griechiſche Fabel, ſchicklich und in poetiſchem Geiſte dramatiſirt, und ſelbſt ein Trauerſpiel eines griechiſchen Dichters, nach einer guten Bearbeitung, auf unſern Bühnen zu erregen fähig iſt; und gerade die Fabeln aus den dunkeln Zeiten der Völker ſind einer poetiſchen Bearbeitung am empfänglichſten, und fähig, unſre Phantaſie und Gefühl auf das angenehmſte und lebhafteſte zu beſchäftigen. Um uns für den König Oedipus des *Sophocles* zu intereſſiren, brauchen wir eben keine Thebaner zu ſeyn, u. ſ. w. Wenn unter *Stamm* und *Wurzel* das Weſentliche eines Schauſpiels — Fabel, Charaktere und Sitten der handelnden Perſonen — verſtanden wird: ſo möchten wir wohl wiſſen, was, wenn wir Stamm und Wurzel zurücklaſſen ſollen, das noch für Aeſte und Zweige ſeyn mögen, an denen uns noch gelegen ſeyn könnte. — Dann noch zwey kurze Gedichte: *Toung* über Gedanken und Rede, und die Sterne. IV. *Der Kampf*, Fragment eines lyriſchen Gedichts, von unbekannter Hand, unter den Papieren gefunden. Es ſind nur die beiden erſten Geſänge eines Lehrgedichts, der erſte in alcaiſchen Strophen, der zweyte in zehnſylbigen Jamben. Im erſten unterliegt der Dichter dem Zweifel an der Wahrheit der Tugend, die Muſe bemüht ſich vergeblich, ſeinen Gram zu zerſtreuen und ihm Muth einzuflöſsen. Der zweyte Geſang verläſst die individuelle Darſtellung des Ganges der Geſinnungen des moraliſchen Dulders bis zum endlichen Sieg über den Zweifel und redet nur im Allgemeinen davon, daſs redliche Liebe zur Tugend, Anhänglichkeit an Pflicht und Wahrheit, verbunden mit feſtem Vorſatz, nie ganz fallen laſſe und zuletzt wieder aufrichte: welche veränderte Wendung doch dem Gedichte die Einheit und einen Theil ſeines anfänglich erregten Intereſſes benimmt; indeſſen iſt doch der zweyte Geſang gedankenreicher als der erſte, der auſser den Mängeln im Versbau, auch oft zu matt iſt und zu deſſen Inhalt das lyriſche Sylbenmaſs nicht gut paſst.

Zweytes Stück. Unter den in demſelben enthaltenen Gedichten iſt keines der Aufnahme ganz unwerth, und das erſte, die Wahrheit, und das letzte, *v. Knebels* unmetriſche Ueberſetzung des letzten Geſangs Oſſians, ſind die beſten. Die proſaiſchen Aufſätze ſind: 1. *Hoheit der Deutſchen*; eine Rüge der kriechenden Schmeicheley, der unterthänigſten Acclamationen, womit die Deutſchen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts jede neue Staatsherrlichkeit, als Anfang einer neuen goldnen Zeit, auf die plattеſte Weiſe, vom Fürſten bis zum gemeinſten Landedelmann und zum Lehrer jeder Univerſität herab, lobprieſen, und des eiteln ekeln Selbſtlobs und der groben Verachtung anderer Nationen, die ſie doch nachahmten, und von welchen ſie borgten. 2. *Briefe, den Charakter der deutſchen Sprache betreffend.* Von den allgemeinen Begriffen einer Sprache: ſie ſind leitende oder miſsleitende Sterne, Irrwiſche oder Polarſterne; den Geiſt ganzer Geſellſchaften, Familien, Aemter und Stände bilden oder miſsbilden ſie. Die allgemeinen Begriffe, beſonders die ſittlichen, ſollte man von Unſinn reinigen, ſie in ihrer wahren Bedeutung feſtſtellen und zum beſſern Gebrauch liebenswerth einführen u. ſ. w. Da hier nur von dem Charakter der Sprache geredet werden ſoll: ſo gehört alles, was geſagt wird, eigentlich nicht hieher. Die Wörter, die einen Begriff ausdrücken, ſind an ſich keine miſsleitenden Sterne, nur das, was man ſich bey dieſen Wörtern denkt, kann falſch ſeyn: Durch die Reinigung der Begriffe und die Wiederherſtellung des richtigen Sinnes eines Wortes, gewinnt nicht die Sprache, die immer dieſelbe bleibt, ſondern unſre Erkenntniſs. Treffender iſt, was in der *Antwort* auf dieſen Brief gegen die Ausſprache mancher Buchſtaben und Wörter, gegen unſre abgeſchmackten Titulaturen und den ſogenannten Kanzleyſtil geſagt wird. Wenn aber unſre Sprache getadelt wird, daſs Worte, die in andern Sprachen ein fröhlicher Ausruf ſind, z. B. *Amòr, onòr, pietà, honeſtà* u. dergl. in der unſrigen *ein- und zuſammenſinkende* oder gar *wiſpernde* Namen wären, *Liebe, Ehre, Frömmigkeit, Ehrlichkeit:* ſo iſt das, da es nun doch einmal nicht geändert werden kann, eine Grille. H. vergleicht den gewöhnlichen Troſs unſrer Predigten mit *Kaiſersbergs* und *Luthers* Reden ans Volk; natürlich zum Nachtheil der erſtern. Aber waren denn alle Prediger zu den Zeiten der letztern Kaiſersberge und Luther, und können wir nicht ſogar dieſen Muſter entgegenſtellen, die ſie in jeder Rückſicht übertreffen? Uebrigens wird zur Charakteriſirung der Kaiſersbergiſchen und Lutheriſchen Predigten und unſrer Kanzelreden etwas ſehr Schielendes und Einſeitiges geſagt, wenn es heiſst: „In dieſen (Kaiſersb. und Luth. Pred.) ſpringt Leben aus jedem Wort; dort ſingt und dämmert die langweiligſte Kirchen- und neuerlichſt gar die ſchlafruakne Katheder-Sprache," die denn doch am Ende noch lange nicht ſo verderblich iſt, als *mancher* lebendige leere Wortkram. In den folgenden Briefen werden die Deutſchen noch gegen einige ihnen vorgeworfene Fehler, und beſonders der Gebrauch der Sprüchwörter und Sittenſprüche in Schutz genommen. — 3 *Der Mann und ſein Schatte, Niemand. Deutſche P.* Fragment.

Eine

Digitized by Google

Eine kurze allgemeine geschichtliche Uebersicht, wie aus dem alten deutschen Mann (Heer und Wehrmann) ein *Niemann* geworden. Was *Deutsche P.* heissen soll, lasst sich nicht errathen. 4. *Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands.* Vorschlag und Plan zu einer aus allen deutschen Provinzen gesammelten *deutschen Akademie*, deren Zweck seyn soll, die getheilten, zum Theil unbekannten und zerstreuten Kräfte zu einem Ziel der patriotischen Aufklärung zu vereinigen. Ihre Bemühungen sollen sich über die Cultur der deutschen Sprache, deutsche Geschichte und alles, was zur *thätigen Philosophie* der National-Bildung und Glückseligkeit gehört, verbreiten. In jedem Lande sollen so viel Mitglieder, als man für nöthig erachtet, gewählt werden, die Provincial-Deputationen, mit einem Aeltesten oder Director an der Spitze, ausmachen. Diese Deputationen erstatten an die Akademie Berichte über Einrichtungen, Unternehmungen, Vorschläge u. s. w. aus diesen Berichten entstehen die historischen Akten der Akademie. Der Versammlungsort der Akademie soll mitten in Deutschland seyn u. s. w. Nach einer Anmerkung des Herausg. wurde dieser Aufsatz durch einen allgemein verehrten Fürsten Deutschlands veranlasst und für denselben schon im J. 1788 entworfen. Es fehlen inzwischen noch manche Bestimmungen, um die Ausführbarkeit dieses Projects begreiflich zu finden. Ein wesentlicher Mangel scheint darin zu liegen, dass von der Organisation des Mittelpunkts der Akademie selbst weiter nichts gesagt wird, als nur dass er aus einem Präsidenten und Secretär bestehe. 5. *Gedanken von Swift mit Nachgedanken*, die jene modificiren. Sie bestehen nur aus drey Sätzen. 6. *Berkeley*, Fragment. Einiges aus seinem Leben, das besonders seine Menschenliebe charakterisirt. Von Bs. Idealismus behauptet H. irrig, dass er mit dem des *Mallebranche* einerley sey, und wirft einen Seitenblick auf die von ihm sogenannten *Formularphilosophen*, die sich *Berkeley's* Grundsätzen tapfer entgegen gesetzt hätten. Der Idealismus des *Mallebr.* unterscheidet sich von dem des *Berkel.* darin, dass jener Gott unmittelbar und die sinnlichen Vorstellungen, die ihm Wirkungen Gottes waren, aus Gottes Eigenschaften zu erkennen glaubte; dieser hingegen erkannte Gott nicht unmittelbar, sondern aus den sinnlichen Vorstellungen, als Wirkungen Gottes. Die Sache verhielt sich bey beiden gerade umgekehrt. *Mallebr.* schloss von Gott und den göttlichen Eigenschaften auf das Daseyn der sinnlichen Vorstellungen; *Berkel.* von den sinnlichen Vorstellungen, als Wirkungen Gottes, auf dessen Daseyn. 7. *Gedanken aus Berkeley*, aus mehrern Excerpten gezogen, die der Verewigte zu dem Denkmal, das er seinem hochverehrten *Berkeley* errichten wollte, aus dessen Schriften gesammelt hatte. 8. *Aurora, die Erscheinung am neuen Jahrhundert, Gespräche*; ist die Einleitung zu einer Zeitschrift, die der sel. H. unter dem Titel *Aurora* zu Anfang dieses Jahrhunderts herausgeben wollte, die aber von der ernstern *Adrastea* verdrängt wurde, der, so wie ihrem trefflichen Urheber, wir so gern ein weit längeres Leben gewünscht hätten.

* * *

Berlin, b. Unger: *Bibliothek der praktischen Heilkunde.* Herausgegeben von *C. W. Hufeland. Neunter* Band. *Vier* Hefte. 1803. 365 S. *Zehnter* Band. *Vier* Hefte. 1803. 384 S. 8. (Der Preis jedes Hefts ist für die Besitzer des Journals 5 gr., für andere 8 gr.) *Eilfter* Band. *Vier* Hefte. 1804. 324 S. *Zwölfter* Band. *Vier* Hefte nebst einem Supplementstück. 1804. 496 S. *Dreyzehnter* Band. *Vier* Hefte. 1804. 359 S. 8.

Berlin, in Comm. b. Wittich: *Vierzehnter* Band. *Vier* Hefte. 1805. 363 S. 8. (Der Preis jedes Hefts ist für die Besitzer des Journals 6 gr., für andere 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. Num. 219.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Breslau*, in d. Meyer. Buchh.: *Uebersicht der durch viele vernünftige Erfahrung gesammelten Hauptgrundsätze in der Oekonomie.* 1802. 86 S. 8. (6 gr.) — Im eigentlichen Verstande eine zusammengerafte Sammlung von wahren und falschen, bestimmten und unbestimmten Vorschriften, die jedoch nur auf einige Theile der Landwirthschaft Beziehung haben: denn von der Pferde-, Schaf-, Schweinezucht, so wie vom Gartenbau findet man hier gar nichts. Bey der Eintheilung des Bodens classificirt der Vf. denselben auch in süsen und sauern. Zu den Regeln, welche dem Landwirth gegeben werden, gehört auch, „dass er auf die Vermehrung der geringsten Gegenstände bedacht seyn solle: denn je mehr Theile, desto grösser werde die Wirthschaft selbst" — Er soll Ordnung unter den Dienstboten halten, sowohl im physischen als moralischen Fach. Als Kennzeichen eines guten Bodens wird angegeben, dass die Erde schwarz und grau seyn muss. Zu Haber soll das Land zweymal, nämlich zu Ende März und Anfangs April bestellt werden. Erbsen sollen immer auf demselben Lande gesäet werden." Diese und mehrere seltsame Lehren finden sich hier mit vielen richtigen Grundsätzen vermischt, welche letztere aber so bekannt sind, dass es eines neuen Abdrucks derselben gar nicht bedurft hätte.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 27. Februar 1806.

GOTTESGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Einleitung in das Studium und in die Literatur der Religions- und Kirchengeschichte, besonders der christlichen.* Von *Christian Wilhelm Flügge.* 1801. XVI u. 692 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Auch diese Schrift des polygraphischen Vfs. hat, bey mehrern Fehlern, einige Tugenden, die sie, wäre die Zahl der erstern minder grofs, zu einem vorzüglich brauchbaren Handbuch für Freunde der theologischen Literatur machen würden. Wir fangen damit an, unser Lob näher zu begründen.

Hr. F. liefert kein trocknes Regifter der in den genannten Fächern herausgekommenen Schriften, womit dem Anfänger in den meiften Fällen nur fehr wenig gedient ift, fondern er theilt eine ziemlich vollftändige und räfonnirende Ueberficht der vorzüglichften Werke mit, wobey die getroffene gute Auswahl alles Lob verdient. Er beobachtet dabey im Ganzen eine gute fyftematifche Ordnung, wobey es dem Anfänger leicht gemacht wird, die einzelnen Unterabtheilungen eines Faches zu überblicken. Ferner bemüht er fich, den gegenwärtigen Standpunkt der Wiffenfchaft kritifch anzugeben und die Momente anzudeuten, welche bisher nicht genug beachtet wurden. Hr. F. hat in diefer Beziehung manchen guten Wink gegeben, der nicht überfehen zu werden verdient. Endlich hat der Vf. feine Notizen überall mit Fleifs zufammengefucht, und dabey auch einzelne Abhandlungen in Journalen und gelehrten Zeitungen nicht übergangen, fo dafs man fich keinesweges über Mangel an Vollftändigkeit, zumal in der neuern Literatur, beklagen kann.

Die *Religionsgeschichte* fcheint mit vorzüglichem Fleifs bearbeitet zu feyn. Die Bemerkungen über den gefchichtlichen, pragmatifchen und kritifchen Gefichtspunkt der Religionsgefchichte S. 27 ff. find fehr zweckmäfsig. S. 30. heifst es: „Eine Gefchichte, in welcher alle Thatfachen der philofophirenden Vernunft vollftändig gefammelt, treu und im Zufammenhange nach den drey angegebenen Gefichtspunkten geordnet und auf die Art dargeftellt find, dafs das Streben der Vernunft, fich ein eigenes Gebiet zu verfchaffen und es nach Principien anzuordnen, neben allem Zufälligen und Veränderlichen, klar vor Augen gelegt wird, ift felbft nur ein Ideal, welches noch nie realifirt ift, auch vielleicht nie vollkommen realifirt werden kann. Aber ein Ideal leiftet uns hier, wie in andern Fällen, den wichtigen Vortheil, dafs wir durch daffelbe deutlicher einfehen, was gefchehen mufs, und richtiger beurtheilen, was gefchehen ift. Es ift einleuchtend, dafs man fich diefem Ideal nur nach und nach annähern kann, nachdem viele Verfuche und Vorarbeiten im Einzelnen vorhergegangen find." Rec. weifs zwar wohl, dafs diefe Bemerkungen eigentlich aus einer Abhandlung im Philofoph. Journal 1795. 8 St. S. 329 ff. entlehnt, und, da dort von einer Gefchichte der Philofophie die Rede war, auf die Religionsgefchichte angewendet worden find; allein fie fteht hier doch am fchicklichen Orte, um auf das Bedürfnifs einer folchen, mit philofophifchem Geift abgefafsten, Gefchichte der Religion aufmerkfam zu machen. Nicht minder verdient der Abfchnitt S. 37 ff., *was im Allgemeinen noch für die Religionsgeschichte zu wünschen ist*, Beyfall. Zum Theil find fchon einige *Pia desideria* erfüllt worden (z. B. durch *Ständlin's* kirchliche Geographie und Statiftik); der Realifirung anderer aber fehen wir noch entgegen.

S. 209 ff. finden fich gute Bemerkungen über die Methode der Kirchengefchichte überhaupt und für angehende Theologen insbefondere. Der Vf. hat zwar auch hier nichts Neues vorgetragen, aber doch das Vorhandene gut verarbeitet und zufammengeftellt. Ganz richtig heifst es S. 226: „Noch haben wir kein Werk über die *Patriftik*, welches den ganzen Schatz von Notizen vereinigt, die zu einem ficheren und fruchtbaren hiftorifchen Gebrauch von den Schriften der Kirchenväter erfordert werden." Eine folche *Einleitung in das Studium der Kirchenväter* würde ein überaus nützliches Werk feyn, und man mufs fich in der That wundern, dafs in einem Zeitalter, wo die *Einleitungen* recht an der Tagesordnung waren, kein Gelehrter diefen Gedanken gefafst oder ausgeführt hat. Freylich ift es kein leichtes Unternehmen, das ein langes Studium der Kirchenväter,

Digitized by Google

viel Circumſpection und einen feſten kritiſchen Blick erfordert; — Eigenſchaften, die nur bey Gelehrten, wie *Semler*, *Griesbach*, *Planck* und wenigen Andern angetroffen werden. Vielleicht wäre *Münſcher* der Mann, der uns künftig eine ſolche Arbeit liefern könnte. Noch hätte wohl bemerkt werden ſollen, daſs das übrigens treffliche Werk von *Dallaeus de uſu Patrum* u. ſ. w. (deſſen S. 276. nur, wie im Vorbeygehen, erwähnt iſt) hieher nicht gehöre, da es blos eine dogmatiſch-polemiſche Tendenz hat.

Der erſte und wichtigſte Fehler aber, den wir an dieſer Schrift tadeln müſſen, iſt die Ermangelung eines beſtimmten Plans. Wir wollen nichts dagegen erinnern, daſs die *erſte* Abtheilung: Einleitung in das Studium und in die Literatur der Religionsgeſchichte überhaupt S. 3 — 164. zu ausführlich im Verhältniſs zur chriſtlichen Religionsgeſchichte gerathen ſey. Erſt S. 169. erfahren wir (was wir in einer *Vorrede*, die aber gänzlich fehlt und ſtatt deren blos ein XVI S. langes Inhaltsverzeichniſs ſteht, erwartet hätten), daſs dieſe allgemeine Religionsgeſchichte der Abdruck einer frühern Abhandlung des Vfs. ſey. Er ſagt hierüber: „Der Vf. verfuchte es zuerſt mit einer Einleitung in das Studium der Religionsgeſchichte überhaupt, und da man dieſe faſt allgemein zweckmäſsig und lehrreich gefunden hat und Mehrere dadurch zum Studium derſelben ermuntert ſind: ſo wagt er einen ähnlichen Verſuch über das Studium und die Literatur der chriſtlichen Religions- und Kirchengeſchichte, und da beide durch ihren Inhalt genau verbunden ſind und einen und denſelben Zweck haben: ſo hat er den erſten Verſuch mit den nöthigen Zuſätzen und Nachträgen hier von Neuem abdrucken laſſen." Hr. F. rechnet, indem er dieſe frühere Arbeit nicht beſtimmter angibt, allzu ſehr auf die Bekanntſchaft des Publicums mit derſelben. Rec. wenigſtens wuſste ſich derſelben nicht mehr zu erinnern und er überzeugte ſich erſt aus *Meuſel's* gel. Deutſchland, daſs Hr. F. ſeinen: *Verſuch über das Studium der Religionsgeſchichte* in *Stäudlin's* Beyträgen zur Philoſ. u. Geſch. der Religion II. B. Nr. 1. im Sinne habe.

Allein wer wird in einer Literatur der chriſtlichen Kirchengeſchichte eine vom Vf. ſogenannte „*Innere Geſchichte des Chriſtenthums*, dergleichen er S. 482 ff. liefert, erwarten? Dennoch erhalten wir §. 135. eine *Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften* und zwar: §. 136. theologiſche Literaturgeſchichte; §. 137. Geſchichte der Apologetik; §. 138. Geſchichte der Exegeſe; §. 139. Geſchichte der Moral; §. 140. Geſchichte der moraliſchen Lehren; §. 141. Geſchichte der Dogmatik; §. 142 — 44. Geſchichte der Glaubenslehren; §. 145 — 46. Geſchichte einzelner Lehren; §. 147. Geſchichte der angewandten Theologie; §. 148. Geſchichte der Liturgie; §. 149 — 54. Schriften über die Geſchichte der kirchlichen Verfaſſung und Alterthümer u. ſ. w. Erſt § 154. S 557 ff. kommt der Vf. wieder zurück auf die Geſchichte der Synoden und Concilien. Das alles gehörte nicht hieher und konnte auch um ſo eher entbehrt werden, da Hr. F. hier faſt weiter nichts als einen Auszug aus ſeinem: *Verſuch einer Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften* (3 Theile. Halle 1796 — 98. Vergl. Ergänzungsbl. zur A. L. Z. V Jahrg. Num. 118.) geliefert hat. Für Confuſion in Hinſicht auf Verarbeitung der Materialien müſſen wir es auch erklären, wenn S 35 — 36. erſt von dem „*Zweck dieſer Einleitung*" gehandelt wird — was man vom Anfang herein erwartet hätte.

Die von Hn. F. über den Werth mehrerer Schriften gefällten Urtheile ſind nur äuſserſt ſelten als freye und ſelbſtſtändige zu betrachten; man hört in den meiſten nur den Nachklang einer ſchon gedruckt vorhändenen Kritik, das heiſst mit andern Worten, Hr. F. hat ſeine meiſten Urtheile aus den gelehrten Zeitungen und andern kritiſchen Blättern entlehnt.

Mit dieſer von dem Urtheil Anderer abhängigen Kritik hängt die allzu freygebige Benutzung anderer Schriften zuſammen, woraus zuweilen groſse Stücke mit unveränderter Form in dieſes Werk übergegangen ſind. Hr. F. hat zwar „ſeine Quellen," wie er ſagt, citirt (entweder zu Anfang oder am Schluſs der *in extenſo* mitgetheilten Stücke), allein wenn die Anführungszeichen vorgeſetzt würden: ſo dürfte leicht ein groſser Theil dieſes Buchs als fremdes Eigenthum erſcheinen. So iſt, um uns mit Einem Beyſpiel der Art zu begnügen, §. 142. S 500 — 506, wo von der (hieher gar nicht gehörigen) Geſchichte der Glaubenslehren gehandelt wird, gröſstentheils wörtlich aus der Charakteriſtik Semlers von *Eichhorn* entlehnt. Nun findet ſich zwar am Schluſs S. 506. das Citat: „Eichhorn's Bibliothek. B. 5. S. 138." Daraus ſollte man aber doch nicht ſchlieſsen, daſs die vorſtehenden Bemerkungen von Wort zu Wort daher abgeſchrieben ſind. *Planck*, *Nöſſelt* und andere ſehr bekannte Schriftſteller haben ebenfalls viel contribuiren müſſen.

Eine groſse Rüge verdienen noch die Druckfehler, wovon das Buch ſo ſehr wimmelt, daſs Rec. nicht leicht ein ähnliches Beyſpiel von ſchlechter Correctur gefunden hat. Zwar iſt ein ſtattliches Erraten - Verzeichniſs beygefügt; allein es enthält nur eine dürftige Reinigung dieſes Augias-Stall. S. 85. ſteht *Schlüchtegroll* ſtatt *Schlichtegroll*; S. 506. *Münſter's* Dogmengeſchichte ſtatt *Münſcher's* Dogmengeſch. Doch — Rec. fühlt ſich nicht zum Corrector eines ſo verwahrloſten Werks berufen!

MARBURG, in d. n. akad. Buchh.: *Handbuch der chriſtlichen Dogmengeſchichte* von *Wilhelm Münſcher*, Conſiſtorialrath. Doctor u. Prof. d. Theologie zu Marburg. *Erſter* Band. *Zweyte* verbeſſerte

Digitized by Google

ferte und zum Theil umgearbeitete Auflage. 1802. XIV u. 512 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die *erſte* Auflage des *erſten* Theils erſchien im J. 1797 und wurde A. L. Z. 1798. Num. 207. von einem andern Rec. beurtheilt. Vom *zweyten* Theil haben wir in den Ergänzungsbl. III. Jahrg. Num. 28. Bericht erſtattet und den *dritten* Theil in der A. L. Z. 1803. Num. 105. recenſirt. Dort ſind auch die Vorzüge dieſes ſchätzbaren Werks ſo aus einander geſetzt worden, daſs wir bey der Anzeige dieſer neuen Auflage blos auf das dort Geſagte zu verweiſen haben. Was eine nähere Anzeige verdient, ſind die Veränderungen und Zuſätze, welche der Titel ankündigt. Daſs ſie nicht unbeträchtlich ſeyn müſſen, zeigt ſchon die Seitenzahl, da die *erſte* Ausgabe des *erſten* Theils nur 479 Seiten betrug. Ueberdieſs hat der Vf. mehrere Stellen, welche entbehrlich ſchienen, weggeſchnitten, um dafür Raum für neue Bemerkungen und ausführlichere Erörterungen zu gewinnen. „Die Geſchichte der Trinitätslehre, heiſst es S. VII, welche den VII Abſchnitt ausmacht, konnte um deſto unbedenklicher hier und da kürzer zuſammengezogen werden, weil ich nunmehr den, welcher ausführlichere Belehrung ſucht, auf *Martini's* mit ſo vieler Sorgfalt und Bedächtlichkeit gearbeitetes Werk verweiſen kann." So iſt auch die Geſchichte des neuteſtamentlichen Kanons kürzer zuſammengezogen worden und hat dadurch nicht wenig an Beſtimmtheit und Deutlichkeit gewonnen. Dagegen iſt der V. Abſchnitt der Einleitung: Von den Hülfsmitteln der Dogmengeſchichte wohl um das Dreyfache erweitert worden und liefert jetzt eine möglichſt vollſtändige und anſchauliche Ueberſicht der Fortſchritte, welche dieſe Wiſſenſchaft bisher gemacht hat. Hr. M. fängt mit den Sammlungen an, welche *Theodoret* und *Leo der Groſse* zur Zeit der Monophyſitiſchen Händel von den Ausſprüchen der ältern Kirchenväter über die Perſon und Naturen Chriſti veranſtalteten. Als Beyſpiel ähnlicher Sammlungen hätte vielleicht die von *Baſilius dem Groſsen* und *Gregorius Nazianz.* aus den exegetiſchen Schriften des *Origenes* veranſtaltete Collection von merkwürdigen Unterſuchungen dieſes Mannes über die h. Schrift, die wir noch jetzt unter dem Titel *φιλοκαλια* beſitzen, angeführt werden können. Nach einem ſolchen Vorgange war der Gedanke, ähnliche Sammlungen dogmatiſcher Stellen zu veranſtalten, natürlicher. Des *Johannes Damaſcenus*, deſſen *ἐκδοσις* nichts anders als eine groſse *Chreſtomathia patriſtica* iſt, finden wir auch nicht beſonders erwähnt. Sehr richtig wird übrigens bemerkt, daſs dergleichen Sammlungen, die blos in der Abſicht, die *Uebereinſtimmung* in der Lehre zu zeigen, veranſtaltet wurden, der Dogmengeſchichte wenig oder gar nichts nützen konnten. Hätten wir doch das vollſtändige Werk, worin *Stephanus Gobarus* im ſechsten Jahrhundert eine Sammlung der Lehrſätze verfertigte, über welche die ältern Lehrer entgegengeſetzte Meynungen gehabt hatten! Wir haben blos noch einen kurzen Auszug daraus in *Photii* Biblioth. cod. 232. Auch das iſt ein groſser Verluſt, daſs wir *Abälard* noch vorhandenes Werk: *Liber Sententiarum ſic et non* noch nicht im Druck erhalten haben. In der folgenden Ueberſicht freute ſich Rec., daſs Hr. M. in den meiſten Urtheilen über den Werth der neuern dogmengeſchichtlichen Werke mit den von ihm in den Ergänzungsbl. III. Jahrg. Num. 27—29. gefällten übereinſtimmte. Beide Reviſionen wurden zu einer Zeit geſchrieben, wo keiner den andern benutzen konnte.

Noch müſſen wir etwas über die Note S. 6. und 7. bemerken, worin ſich Hr. M. gegen die Gründe erklärt, womit einige neuere Gelehrte behauptet haben, daſs man die Lehre Jeſu und der Apoſtel ganz von der Dogmengeſchichte abgeſondert halten müſſe. „Was Jeſus, heiſst es dagegen, was ſeine Apoſtel lehrten, iſt ebenfalls eine hiſtoriſche Frage und in einer Geſchichte der chriſtlichen Lehre bleibt immer eine Lücke, wenn die Lehre des Stifters mit Stillſchweigen übergangen wird, und dieſe Lücke wird um deſto merklicher, je häufiger die Chriſten zur Beſtätigung ihrer Meynungen auf die Ausſprüche Jeſu und ſeiner Apoſtel ſich beriefen. Mit denſelben Gründen, ſo ſchlieſst der Vf., womit man die Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel aus der Dogmengeſchichte ganz verbannen will, würde ſich eben ſo bündig darthun laſſen, daſs in einer *chriſtlichen Kirchengeſchichte* von Jeſu Leben und Lehre (?) nichts geſagt werden dürfe, weil ja Jeſus noch keine *Kirche* geſtiftet habe."

Wir ſind durch dieſe Gründe noch nicht befriedigt worden. Hr. M. geſteht zu, daſs die *bibliſche Theologie* dazu da ſey, um auszumachen, was Lehre Jeſu und der Apoſtel ſey, oder nicht. Dieſe Diſciplin iſt entweder überflüſſig, oder die Dogmengeſchichte muſs die Reſultate, die ſie gewährt, als Baſis vorausſetzen. Die Unterſuchungen über das Urchriſtenthum ſind bekanntlich ſchwer und verwickelt; das ohnedieſs ſo groſse Feld der Dogmengeſchichte würde dadurch nur vergröſsert. Und, wenn nun am Ende die Reſultate doch dieſelben ſind, wie ſie die bibliſche Theologie längſt geliefert hat? Wir müſſen aufrichtig geſtehen, daſs wir in dem, was Hr. M. bis jetzt über die Bibellehre gegeben hat, nichts Neues gefunden haben, und wir ſind überzeugt, daſs man in ſeinem Handbuch nichts Weſentliches vermiſſen würde, wenn dieſe Erörterungen fehlten.

Uebrigens geben wir ihm gern das Zeugniſs, daſs er dabey das Geſetz der Sparſamkeit mit lobenswerther Rückſicht beobachtet habe. Eigentlich traf auch ihn zunächſt dieſer Vorwurf nicht ſo ſehr, als andere neuere Bearbeiter der Dogmengeſchichte z. B. *Lange*, der eine lange, gar nichts Neues enthaltende, Abhandlung über Plan und Lehre Jeſu vorausſchickte. Das Beyſpiel von der *Kirchengeſchichte* paſst um deswillen nicht recht, weil keine beſondere Diſciplin, worin das Leben Jeſu (denn nur auf dieſes

Digitized by Google

Verbindung, wobey theils die Art und Weise der Ausübung deſſelben, theils die Mittel dazu, ſowohl Kirchenämter und Pfründen, als Kirchengüter, geiſtige und weltliche, in Betracht kommen. Das Verhältniſs der katholiſchen Kirche zum Staat aber iſt theils auf die Kirchenregierung, theils auf den Gottesdienſt, und zwar ſowohl auf die Religionsübung, als auf die Mittel dazu, beſonders auf Kirchenbeamte und Kirchengüter bezogen. In Anſehung des proteſtantiſchen Kirchenrechts iſt zuerſt das Privat-Kirchenrecht abgehandelt, deſſen Grundſätze theils das Subject ſowohl das Recht der Beamten, als der Glieder, deren beſondere Rechte auf beybehaltenen Inſtituten aus der katholiſchen Kirchenverfaſſung beruhen, theils das Object, ſowohl den Gottesdienſt ſelbſt, nach Religionsdogmen und religiöſen Handlungen, als die Mittel zu deſſen Beförderung, Kirchenregierung und Kirchengüter, betreffen. Sodann folgt das Kirchen-Staatsrecht, welches das Verhältniſs der proteſtantiſchen Kirche ſowohl gegen Kaiſer und Reich, als gegen den evangeliſchen Landesherrn, beſtimmt. Endlich iſt das gegenſeitige Verhältniſs der verſchiedenen Religionstheile, und zwar ſowohl des proteſtantiſchen und katholiſchen, als des lutheriſchen und reformirten gezeigt, wobey in Anſehung des erſtern nicht allein die Rechte beider Theile ſelbſt gegen einander, ſowohl in Abſicht des deutſchen Reichs, als in den einzelnen deutſchen Territorien, zwiſchen dem Landesherrn und den Unterthanen verſchiedener Religion, und zwiſchen einzelnen Gemeinden und Kirchengliedern verſchiedener Religion, aufgeführt, ſondern auch die Mittel, dieſe Rechte zu verfolgen und geltend zu machen, nachgewieſen ſind.

Dieſer Plan iſt, ſowohl im Ganzen, als im Einzelnen, bey den folgenden Ausgaben unverändert geblieben. Auch ſind uns im Text keine weitern Veränderungen, aufſer einem andern Begriff der Religion bey §. 7 und einer Umſchmelzung des § 29, vorgekommen. Dagegen iſt in den Noten die neuere Literatur nachgeholt und jeder Paragraph mit einer eignen Rubrik verſehen worden, welches, nebſt einem liberalern Druck, die Bogenzahl um etwas vermehrt hat. Insbeſondere aber hat die *dritte* Ausgabe den Vorzug, daſs auf die neuern Vorgänge ſeit dem J. 1803 ſowohl im katholiſchen Deutſchland bey §. 112. und 334, als wegen der proteſtantiſchen Biſchöfe und deren Domcapitel bey §. 401, 402, 404. und 451, und in Anſehung gemiſchter Reichsſtädte bey §. 490 Rückſicht genommen iſt. Einzelne kleine Mängel, ſowohl im Text, als in den Noten, laſſen ſich leicht verbeſſern. So iſt z. B. im §. 53. durch alle drey Ausgaben Gregor XIII. ſtatt Benedict XIII. geſetzt. Der Vf. der § 137. not. b. angeführten gelehrten Abhandlungen: *Hiſtoria iurisd. eccleſ.*, iſt nicht *Seger*, ſondern *Hebenſtreit*. Im § 74. S. 83. der *dritten* Ausgabe iſt Kirchen-Subſcribenten ein Druckfehler ſtatt Kirchen-Scribenten. Ein Regiſter der Hauptſachen iſt allen Ausgaben beygefügt.

Die *erſte* Abtheilung des *dritten* Theils des Handbuchs des Vfs. (Nr. 2.), deſſen Einrichtung und Werth das Publicum aus den beiden erſten Theilen (S. A. L. Z. 1801. Num 73.) kennt, iſt ganz dem *proteſtantiſchen* Kirchenrechte gewidmet. Die *Vorbereitung*, welche nach Maſsgabe des zum Grunde gelegten Lehrbuchs vorangeht, enthält zuvörderſt eine kurze Geſchichte der proteſtantiſchen Kirchenverfaſſung in Deutſchland. Dieſe zerfällt wiederum in die Geſchichte der Reformation in Rückſicht ſowohl der Entwickelung derſelben, als des erworbenen Reichsbürgerrechts, und in die Geſchichte der neuen Kirchenorganiſation. Letztere führt insbeſondere auf das Reſultat, daſs die einzelnen Verfaſſungen zwar in ihren Grundprincipien übereinſtimmend ausgefallen ſind, dieſe aber im Detail der einzelnen Ausführung die mannichfaltigſten Modificationen erlitten haben, welche faſt eben ſo oft auf bloſs beybehaltenem Herkommen, als auf ausdrücklichen Geſetzvorſchriften beruhen. *Daraus* ergibt ſich wieder die Folge, daſs das *gemeine* proteſtantiſche Kirchenrecht nur vorzüglich eine Erörterung jener Grundprincipien enthalten, nur die vornehmſten Folgerungen aus denſelben mit den hauptſächlichſten Modificationen darlegen, keineswegs aber das Detail aller einzelnen, die Kirche und ihre Glieder unter ſich betreffenden, Rechtsverhältniſſe aus einander ſetzen könne. Von dieſem Geſichtspunkte iſt der Vf. bey ſeiner Arbeit ausgegangen: und wenn auch die von ihm aufgeſtellte Wiſſenſchaft dadurch nur vorzüglich in der Geſtalt einer Einleitung zu dem particulären Kirchenrechte erſcheint: ſo iſt ſie doch zu dem Studium des letztern eben wegen der Darſtellung allgemeiner Grundprincipien offenbar unentbehrlich. Hierauf folgen nun die gedachten Grundprincipien ſelbſt. Zuerſt ſind allgemeine Grundſätze über die Natur der kirchlichen Verbindung, und über das Subject der Kirchengewalt und des Kirchenregiments aufgeſtellt. Dabey iſt vor allen Dingen die hier vorgetragene Wiſſenſchaft als Grundlage angegeben, auf welcher nicht allein die particulären Kirchenrechte beruhen, ſondern durch welche auch die Lücken derſelben ergänzt werden müſſen: indem ſolches theils aus der Thatſache des Zuſammentretens in kirchliche Geſellſchaften und Ausbildung derſelben, ohne hiezu durch allgemeine poſitive Geſetze verpflichtet zu ſeyn, theils aus den Grundſätzen, welche in den erſten gemeinſchaftlichen Vertheidigungen und Rechenſchaften der neuen Lehre über kirchliche Verbindung und Kirchengewalt aufgeſtellt und öffentlich angenommen wurden, dargethan wird. Die als Reſultat hieraus abgeleiteten Principien ſelbſt kommen darauf hinaus, „daſs die kirchlichen Geſellſchaften der Proteſtanten einzig und allein auf freywilliger Verbindung der einzelnen Glieder beruhen, daſs ihr Zweck bloſs geiſtig ſey, und daſs durch jene Verbindung den unveräuſserlichen Rechten eines jeden Menſchen in Abſicht der Religion nicht habe entſagt werden können." Sodann ſind die beſondern Beſtimmungen der Kirchenregierung

Digitized by Google

regierung in Beziehung fowohl auf die einzelnen deutfchen Länder, als auf ganz Deutfchland angegeben: indem in erfterer Hinficht die bekannten verfchiedenen Syfteme über den Grund der landesherrlichen Kirchengewalt entwickelt find, in letzteren hingegen von der Verbindung der Landeskirchen und von dem *Corpus Evangelicorum* gehandelt ift. Ferner find die Quellen und Hülfsmittel des proteftantifchen Kirchenrechts aufgezählt. Dabey ift insbefondere wegen der fymbolifchen Bücher, mit Berufung auf J. H. Böhmer und Pertfch, gegen die Neuern S. 104. Folgendes angemerkt: „Die fymbolifchen Schriften find urfprünglich gemeinfchaftlich verfafste dogmatifche Vertheidigungsfchriften, nicht eigentliche und zugleich allgemeine Rechtsquellen. Ihre nichtgefetzliche Eigenfchaft ergibt fich theils aus der Gefchichte ihrer Entftehung, indem dabey lediglich die Angabe und Beftimmung dogmatifch-religiöfer Grundfätze beabfichtigt war, theils aus dem Inhalt der hicher gezogenen Vorfchriften, da diefe fo allgemein gefafst, und in den mehrften Ländern fo wenig befolgt, oder fo mannichfaltig modificirt find, dafs man kaum diefe Grundfätze in der Anwendung wieder zu finden vermag, theils daraus, dafs fie fo wenig bey ihrem erften Erfcheinen, als überhaupt in der Folge von den gefammten Obern der proteftantifchen Kirche in dieler Eigenfchaft kirchlicher Verfaffungsgefetze promulgirt oder anerkannt find, mithin es ihnen an dem wefentlichen Erforderniffe, der erklärten Willensmeynung der Obern, fehlt." Aufser den gemeinfchaftlichen Quellen find noch, als particuläre, theils öffentliche Landesgrundgefetze, theils eigentliche, von den Regenten verm6ge des übertragenen Kirchenregiments erlaffene Kirchenordnungen und Gefetze, namentlich die Preufsifchen, Sächfifchen, Braunfchweig-Lüneburgifchen, Mecklenburgifchen, Heffifchen, Würtembergifchen und Pommerfchen, angegeben. Die *Hauptabhandlung* zerfällt in zwey Bücher, I. proteftantifches *Privat*-Kirchenrecht. Davon entwickelt der erfte Hauptabfchnitt die Rechte des Subjects, der Kirche im Ganzen und deren einzelnen Glieder. Auch hier ftehen allgemeine Grundfätze an der Spitze, welche theils die rechtliche Natur der kirchlichen Verbindung, insbefondere des Verhältniffes der einfachen Kirche zu der zufammengefetzten, theils die rechtlichen Eigenfchaften der Kirchenglieder im Allgemeinen, in Abficht fowohl des Erwerbs durch Eintritt in die Kirche, als der erworbenen Rechte, deren Uebung und Verluft, zum Gegenftande haben. In Betreff der einfachen und zufammengefetzten Kirche ift bemerkt, dafs nur die Gemeinden oder einfachen Kirchen eigentlich kirchliche Gefellfchaften bilden, dafs die einzelnen Gemeinden eines Landes auch nur in der Hinficht, als fie durch die gleichförmige Uebertragung des bey weitem gröfsern Theils ihrer Gefellfchaftsrechte zum Zweck des gemeinfchaftlichen Kirchenrechts auf den Landesherrn eine zufammengefetzte Kirche ausmachen, mit einander verbunden, mithin ihre innern Collegialrechte nicht völlig aufgehoben find, und dafs die einzelnen Landeskirchen in Deutfchland in Abficht ihrer innern Verfaffung in gar keiner unmittelbaren Verbindung ftehen, da die Vereinigung des *Corpus Evangel.* fich zunächft nur auf die Reichsreligionsrechte und deren Erhaltung bezieht, mithin jede Landeskirche ein für fich unabhängig beftehendes Ganzes bildet. Ueber den Eintritt in die Kirche wird gefagt, dafs, obgleich Kinder proteftantifcher Aeltern fchon einftweilen durch die Taufe als Mitglieder der Kirche aufgenommen und betrachtet werden, dennoch der wirkliche Eintritt und Genufs diefer Eigenfchaft nach der rechtlichen Natur aller gefellfchaftlichen Verbindungen nur durch gegenfeitige Einwilligung der kirchlichen Gefellfchaft und des neu aufzunehmenden Mitglieds erworben werde, welches durch die fogenannte Confirmation gefchehe, indem das neu aufzunehmende Mitglied den Wunfch und die Abficht der Aufnahme durch Ablegung des Glaubensbekenntniffes ablege, und der prüfende Geiftliche, als Repräfentant feiner Gemeinde, folches entgegen nehme. Durch den Eintritt felbft erwirbt jeder Einzelne den fogenannten gemeinfchaftlichen kirchlichen Zuftand: er confervirt auch denfelben fo lange, als er die Religionsgleichheit erhält, und nicht felbft den Gefellfchaftsvertrag aufkündigt, oder durch abweichende Meynungen oder, aus andern Gründen, z. B. durch Verletzung der gefellfchaftlichen Pflichten, die kirchliche Gefellfchaft veranlafst, ihrer Seits den eingegangenen Vertrag aufzukündigen; dagegen (nach den hiebey aus dem Allg. Landrecht f. d. Preufs. Staaten Th. II. tit. XI. §. 50 f. entlehnten Grundfätzen) wegen einzelner abweichender Meynungen, befonders wenn es keine Hauptgrundfätze find, und das Mitglied fie nicht vorfätzlich verbreitet, eine folche Aufkündigung nicht gefchehen kann. Daneben treten befondere Rechte der Kirchenbeamten ein. Diefe hängen allgemein von dem Auftrage der kirchlichen Gefellfchaft ab; in fo fern jedoch die Beamten unter Concurrenz des Regenten und feiner Stellvertreter angeftellt werden, find fie den öffentlichen Beamten gleich. Der Amtsauftrag mufs mit Vorbehalt der Gewiffensfreyheit beider Theile verftanden werden, da weder die kirchliche Gefellfchaft, noch ihr Beamter des Rechts, ihre Ueberzeugung zu ändern, fich begeben können. Indefs kann die Nichtveränderung eine Refolutivbedingung des Auftrags feyn, weil von der Religion äufsere Rechte abhängig feyn können; und diefs ift der Fall, wenn mit dem Amte der Vortrag der Religion verknüpft ift. Alles, was die Beamten ihrem Auftrage gemäfs ausführen, thun fie im Namen der Gefellfchaft: fie find in fo fern Repräfentanten der Kirche. Ihre Verrichtungen haben entweder die gemeinfchaftliche Religionsübung, den Gottesdienft unmittelbar, oder die Kirchenregierung zum Gegenftande. Insbefondere werden diejenigen, welche zum Vortrag der Religionslehren, und gewöhnlich zugleich zur Adminiftration der Sacramente und anderer

Digitized by Google

rer hauptsächlicher Religionshandlungen bestimmt sind, Geistliche; hingegen diejenigen, denen nur Nebenverrichtungen bey der gemeinschaftlichen Religionsübung, verbunden wohl selbst mit andern Diensten zum Besten der Gesellschaft, übertragen sind, nichtgeistliche Kirchenbeamte genannt. Auserdem finden noch eigenthümliche Rechte der Kirchenglieder Statt, welche zugleich Mitglieder der aus der katholischen Kirchenverfassung beybehaltenen Institute, der Stiftskapitel, Ritterorden und Klöster, sind. — Der zweyte Abschnitt handelt von den Kirchenbeamten: und zwar zuerst von den Geistlichen, deren Prüfung und Ordination, insbesondere von den Pfarrern und Schullehrern, sodann von den kirchlichen Regierungsbeamten, sowohl von den Landesherren, in der Eigenschaft der Kirchenregenten oder obersten Bischöfe, als von andern Inhabern der Kirchenregierung, reichsstädtischen Magistraten, unmittelbaren Reichsrittern, landsässigen Stadträthen, Besitzern landsässiger Herrschaften und Rittergütern in einigen Ländern. Insbesondere sind bey der landesherrlichen Kirchenregierung sowohl die Form, oder Art und Weise ihrer Führung, als die Gränzen derselben näher bestimmt, und zwar letztere aus der Natur der Kirchengewalt, aus der bestehenden Kirchenverfassung, und aus dem Zweck des Auftrags dahin, dass sie weder auf innere Religion und deren Rechte, mithin auch nicht auf Aufstellung gewisser Symbole sich erstrecke, noch gegen die Verfassung stosse, noch die Pflicht, das Beste der Landeskirche zu befördern, aus den Augen setze. Die Regierungsrechte selbst sind nach der sonst bekannten Eintheilung classificirt. Hier schliesst sich zugleich die Materie von den Consistorien, Presbyterien und Minister, und von Superintendenten, Inspectoren u. s. w. an. Dabey ist die alte Streitfrage von der Nothwendigkeit der Consistorien dahin entschieden, dass letztere alsdann rechtlich nothwendig seyn, wenn sie in Gemässheit der Reichsgesetze nach dem Besitz des Normaljahrs 1624 in einem katholischen oder gemischten Lande, und den *annexis* der Religionsübung gehören, oder durch ausdrückliche Landesgesetze vorgeschrieben und bestätigt seyn, oder einen Theil der bestehenden Kirchenverfassung ausmachen. Die Consistorien sind zugleich als Kirchen- und Landescollegien, die Consistorialsachen jedoch als zunächst von der individuellen Landeskirchenverfassung abhängig betrachtet.

(Der Beschluss folgt.)

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Anleitung zur juristischen Praxis*, wie in Deutschland sowohl gerichtliche als aufsergerichtliche Rechtshändel oder andre Canzley-, Reichs- und Staatssachen, schriftlich oder mündlich, verhandelt und in Archiven beygelegt werden, vom geheimen Justizrath *Pütter* zu Göttingen. *Erster* Theil. *Sechste* Auflage. 292 S. *Zweyter* Theil. *Fünfte* Auflage. 1802. 292 S. (1 Rthlr 8 gr.)

Dieses Lehrbuch ist in der neuen Auflage so wenig verändert, dass sogar die Dedication von 1753 wieder mit abgedruckt worden, obgleich sämmtliche geheime Räthe, denen es gewidmet war, längst verstorben sind. Wir zeigen daher blos diesen neuen Abdruck an.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Barth: *Wilh. Heberden's Commentarien über den Verlauf der Krankheiten und ihre Behandlung.* Aus dem Lateinischen mit Anmerkungen von *Joh. Friedr. Niemann*, Kön. Preuss. Medicinalrath zu Halberstadt. 1805. 420 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Zu seiner Zeit haben wir das Original angezeigt (1803. Num. 189.), und besonders darauf aufmerksam gemacht, dass der Hauptvorzug desselben in der echt römischen Sprache bestehe, dass aber die Wissenschaft und Kunst keinen bedeutenden Gewinn daraus ziehen werde. Um so weniger erwarteten wir eine deutsche Uebersetzung. Indessen, sie ist einmal da; sie rührt von einem geschickten, kenntnissreichen Arzt her; sie enthält, als Zugabe, Anmerkungen, die nicht ohne Werth sind, und die manchem jüngern Leser angenehm seyn werden. Sie enthalten eben so viele Beweise der Belesenheit als der reichen Erfahrung des Uebersetzers. In der häufigen Bräune gab Hr. N., wo es auf schnelle Wirkung ankam, einmal Sublimat mit Opium-Tinctur, mit vielem Erfolge. In der geschwürigen Schwindsucht liess der Vf. Schwefel-Wasserstoffgas einathmen.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Gulielmi Heberden commentarii de morborum historia et curatione.* Recudi curavit *Sam. Thom. Sömmerring.* 1804. 368 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Wir beziehen uns, was den Werth des Werks selbst betrifft, auf die oben citirte Anzeige des Originals und bemerken hier nur, dass dies ein sehr correcter Abdruck auf weissem Papier ist, den Hr. S. mit einer lesenswerthen Vorrede ausgestattet hat. Der grosse Arzt klagt hier mit Recht über die Lesewuth und über die Neuigkeitssucht unsrer Zeiten: die Jugend besonders sollte viel weniger, und nur klassische, praktische Schriften lesen: denn die theoretischen Grübeleyen unsrer Tage führen sie nur von ihrer wahren Bestimmung ab.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 4. März 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1. Göttingen, b. Dieterich: *Grundsätze des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts* von Dr. *Georg Wiese* u. s. w.

2. Leipzig, b. Fleischer: *Handbuch des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts*, von dem Hofrath *Wiese* zu Gera u. s. w.

(Beschluss der in Num. 26. abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte* Hauptabschnitt betrifft das Object des Privatkirchenrechts, die Religionsübung und die Mittel zur Beförderung derselben. Hierbey zuerst von der rechtlichen Seite der Religionsdogmen überhaupt, nach Grundsätzen des natürlichen Kirchenrechts, wie sie von den Neuern näher entwickelt sind. Sodann insbesondere von der Kraft der Symbole, als Grundlagen der kirchlichen Verbindung, und als öffentlicher Lehrnormen, zugleich von den Mitteln zu ihrer Aufrechthaltung, von der Verpflichtung neuanzustellender Religionslehrer zur Unterschrift der symbolischen Bücher und zur Ableistung des Religionseides, und von der Censur der Religionsschriften. So viel die letztern betrifft, nimmt der Vf. zwar mit Andern an, dass wegen der zum Religionsunterricht oder sonst zum kirchlichen Gebrauch bestimmten Schriften ein Verbot alsdann erlassen werden könne, wenn sie mit dem bisher angenommenen Religionsbegriffe im Widerspruch itänden; in Ansehung der nicht zum förmlichen Unterricht oder kirchlichen Gebrauch unmittelbar bestimmten Religionsschriften aber setzt er, vermöge der doppelten Eigenschaft des protestantischen Landesherrn als Staats- und Kirchenregenten, den Unterschied fest, „dass diejenigen, welche, wenn gleich nicht als eigentliche Unterrichtsbücher, doch als Flugschriften oder sonst für den grossen Haufen bestimmt sind, verboten werden könnten und müssten, welche dem angenommenen gemeinschaftlichen Religionsbegriff widersprächen, so lange und so weit nicht durch die gelehrten neuern Untersuchungen eine förmliche Reformation desselben als nothwendig erwiesen und einmüthig erkannt wäre, indem Erhaltung der Ruhe und Ordnung im Staat dieses Verbot eben so sehr, als die von den bürgerlichen Gesetzen nicht erlassene Pflicht des Regenten zur Erhaltung ihres gemeinsamen Lehrbegriffs, und dadurch der kirchlichen Verbindung selbst begründeten; hingegen diejenigen, welche die religiösen Principien gelehrt und ruhig untersuchten und prüften, und für Gelehrte und die gebildeten Stände bestimmt wären, rechtlicher Weise keinem Verbot unterworfen werden könnten, indem theils der Geist des Protestantismus solche Erörterungen eben so unerlässlich fordere, als die Grundsätze der Moralität die fortschreitende geistige Ausbildung zur höchsten Pflicht machten, theils hieraus für den Staat und die Kirche nicht jene nachtheilige Folgen zu befürchten wären." Ferner, von den Sacramenten: ingleichen von den religiösen Handlungen in liturgischer Form. „Das Recht der Liturgie hat zwar der evangelische Regent, als Inhaber der Kirchengewalt; allein er ist hierin nicht uneingeschränkt. In der Form der Religionshandlungen, welche zum Wesen derselben gehören, und also Theile der Religion selbst sind, z. B. den Gebrauch des Weins beym Abendmahl, darf er gar nichts ändern. Eben so wenig ist er zu willkürlichen Veränderungen der einmal angeordneten Liturgie berechtigt, da diese einen Theil der Kirchenverfassung bildet, deren Erhaltung die kirchliche Gesellschaft mit vollem Recht von ihm fordern kann. Sollen also bedeutende Veränderungen darin vorgenommen werden: so müssen die Gemeinden darum befragt, und es muss deren Einwilligung erfordert werden. Nur solche liturgische Anordnungen sind dem Ermessen des Regenten überlassen, welche nicht als fortdauernde gesetzliche Einrichtungen nur für das gegenwärtige, vorübergehende Bedürfniss der Kirche oder der einzelnen Kirchenglieder erforderlich sind, z. B. die Anordnung des Kriegsgebets, des Friedensfestes. Daher ist er auch befugt, von den liturgischen Gesetzen für einzelne Personen oder Fälle Dispensation zu ertheilen." Von den Verlöbnissen und der Ehe ist mit beständiger Beziehung auf die im Vorhergehenden vorkommenden Erörterungen gehandelt, und es sind insbesondere die eigenthümlichen Grundsätze der Protestanten ausgehoben. Die Ehescheidung hält der Vf. „wegen jeder von einem Ehegatten vorsätzlich begangenen groben Verletzung der ehelichen Treue und Pflichten" für zulässig: name-

Digitized by Google

lich „wegen Ehebruchs, dem auch Sodomiterey und andere unnatürliche Laster gleich zu achten; wegen Lebensnachstellungen, auch solcher groben Mißhandlungen, wodurch die Gesundheit und das Leben des andern Ehegatten wirklicher Gefahr ausgesetzt sind; wegen unauflöslichen gegenseitigen Hasses, besonders wenn er mit thätlichen Mißhandlungen verbunden ist; wegen böslicher Verlassung, oder eigenmächtiger Entfernung eines Ehegatten ohne gerechten Grund; wegen halsstarrigen und fortdauernden Versagens der ehelichen Pflicht, welche der böslichen Verlassung gleich zu achten ist; auch wenn ein Ehegatte bey oder nach der Beywohnung die Erreichung des gesetzmäßigen Zwecks desselben vorsätzlich hindert; wegen vorsätzlich sich oder dem andern Theile zugezogenen ehelichen Unvermögens oder Unfruchtbarkeit, auch Abtreiben der Leibesfrucht, verkehrter Uebung des ehelichen Beyschlafs, und dergleichen Handlungen; wegen grober Verbrechen, welche eine lange dauernde Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungsstrafe nach sich ziehen; wegen anderer strafbarer Handlungen, wodurch ein Ehegatte den andern wissentlich und fälschlich vor Gericht peinlicher Verbrechen beschuldigt, oder wenn er durch vorsätzliche unerlaubte Handlungen den andern in Gefahr bringt, Leben, Ehre, Amt oder Gewerbe zu verlieren, oder wenn der Mann der Frau Hingebung zur feilen Wollust zumuthet, oder wenn ein Ehegatte durch Trunk, Verschwendung und dergleichen solche unordentliche, lasterhafte Lebensweise führt, dass dadurch selbst des andern Gesundheit oder Vermögen mit gänzlichem Verlust bedroht wird, und obrigkeitliche Erinnerungen darin keine Aenderung zu bewirken vermögen, und dergl." — Vom Gelübde und vom Eide. — Unter der Rubrik von den Mitteln zur Beförderung des Gottesdienstes stehet die gesetzgebende Gewalt sammt den Kirchengesetzen, die oberaufsehende Gewalt, nebst den Kirchenvisitationen, die vollziehende Gewalt, wobey die geistliche Gerichtsbarkeit, das geistliche Strafrecht, und die geistlichen Verbrechen in Betrachtung gezogen sind, auch die Kirchenämter und Pfründen, wobey, nach vorausgeschickten allgemeinen Grundsätzen über die protestantischen Kirchenämter, von Errichtung und Verleihung dieser Aemter, von der Concurrenz dritter Personen und der Gemeinden dabey, von der Nomination, Präsentation und Vocation, von der Form der Verleihung, Concurrenz der geistlichen Obrigkeit, den Rechten und Pflichten der Kirchenbeamten, und der Erledigung der Kirchenämter gehandelt wird. Sodann von den Kirchengütern, und deren Verschiedenheit, von Kirchengebäuden, Stählen, Begräbnissen und Zehnten. „Die Pflicht zur Erhaltung und Wiederherstellung der Kirchengebäude liegt man zwar zunächst der Kirchenkasse, wenn solche aber unzureichend, nicht dem Geistlichen, noch dem Patron, als solchem, sondern der ganzen Gemeinde und den einzelnen Gliedern auf, welche die dazu erforderlichen Kosten durch Beyträge aufbringen müssen." Erwerb, Verwaltung, Veräußerung jener Güter. II. Protestantisches *Kirchen-Staatsrecht.* Das *erste* Hauptstück bestimmt das Verhältniss der protestantischen Kirche zu Kaiser und Reich, sowohl im Allgemeinen als besonders in Ansehung der Bisthümer und Stifter, auch in Ansehung der Incompetenz der Reichsgerichte in kirchlichen Processsachen überhaupt, und in kirchlichen Angelegenheiten des Landesherrn und seiner Familie insbesondere: meist nach Häberlin's Handbuch des deutschen Staatsrechts. Im *zweyten* Hauptstück ist das Verhältniss der protestantischen Kirche zu dem Landesherrn gleicher Religion entwickelt. Zuerst vom Verhältniss des Landesherrn zur Kirche im Ganzen, und zu ihren einzelnen Gliedern, landesherrlichen Rechten und Pflichten im Allgemeinen, und von Staatsprivilegien der Kirchenbeamten, durch Gleichsetzung mit den Staatsbeamten, durch Befreyung von persönlichen Staatsdiensten und Leistungen, und durch persönlichen privilegirten Gerichtsstand; von der landesherrlichen Concurrenz bey den Kirchenämtern, und von dem Verhältniss des Landesherrn zu den Stiftern; dabey zugleich von dem Rechte der ersten Bitte, und von den Annaten. Dann von dem Verhältnisse des Landesherrn zu den einzelnen Theilen des Gottesdienstes, wovon die hieher gehörigen Rechte theils Religionsdogmen, theils religiöse Handlungen, und zwar letztere sowohl an und für sich, als in Ansehung ihrer liturgischen Form betreffen. Endlich von dem Verhältnisse des Landesherrn zu den Rechten der Kirchenregierung, und zu den Kirchengütern.

Aus dem bisher aufgestellten Abriss, wobey wir zugleich einige eigenthümliche Aeußerungen des Vfs. ausgehoben haben, ergibt sich leicht, was in der gegenwärtigen Abtheilung geleistet werden sollte. So wenig wir übrigens in Abrede stellen, dass die Bearbeitung des protestantischen Kirchenrechts in Deutschland mannichfaltigen Schwierigkeiten in Aufstellung allgemein gültiger Rechtssätze ausgesetzt ist: so glauben wir doch, dass der Vf. hin und wieder in so fern gefehlt habe, als er das gemeine Recht aus mehrern gleichförmigen particulären Gesetzen abstrahirt, und nicht auf die Natur der Sache, oder auf sonstige positive Rechtsnormen gebauet hat, wie z. B. bey Festsetzung der Eheverbote wegen Nähe der Verwandtschaft oder Schwägerschaft geschehen ist. — Sonst hätte S. 104. noch angemerkt werden können, dass nicht einmal alle aufgezählte symbolische Bücher in allen protestantischen Ländern angenommen sind: wie solches bey der Concordienformel bekanntlich der Fall ist. S. 124. hätte in der Culturgeschichte einzelner wichtiger Lehren des protestantischen Kirchenrechts, neben Schnaubert und Hufeland, noch der bey anderer Gelegenheit allegirte verdienstvolle Beurtheiler aller über das Kön. Preuss. Religionsedict erschienenen Schriften in der A. D. B. Erwähnung verdient. S. 54. u. 126. u. a. O. ist Mosheims Allg. Kirchenrecht der Protestanten noch nach der ersten Ausgabe citirt, da doch in der neuen

Digitized by Google

neuern (Leipzig 1800) manche von dem Vf. gerügte Aeufserungen berichtigt find. S. 165. glauben wir fchwerlich, dafs bey Beurtheilung des Religionseides C. G. v. Winkler neben J. H. Böhmer geftellt werden dürfe, wie Not. 9. gefchehen ift. Gegen erftern erfchien: Ueber den Religionseid, Berlin 1785. Noch follte der gut ausgeführte Art. Religionseid im Repertorium des d. St. u. L. R. von Hüberlin B. IV. erwähnt feyn. S. 233. verdiente der Aufsatz: Was find Confiftorien? und was follten fie feyn, in Henke's Eufebia St. IV. Erwägung. S. 331. ift die vorgekommene Frage: Ob ein Jude Taufzeuge feyn könne? vergl. Gedike's Annalen des Preufs. Schul- und Kirchenwefens J. 1800. B. I. H. 3. unberührt geblieben. S. 377. gehört noch unter die allgemeinen Schriften vom Eherechte: Loy Proteftantifches Eherecht, Nürnb. I. Th. 1793. II. Th. 1794. 8.

Die *zweyte* Abtheilung erörtert das Verhältnifs der verfchiedenen Religionstheile in Deutfchland gegen einander. Dafs fie erft jetzt vollendet ift, gereicht ihr um deswillen zum Vortheil, weil nunmehr zugleich die durch die politifchen Ereigniffe des J. 1803 hervorgebrachten Veränderungen bey den hieher gehörigen Gegenftänden berückfichtigt werden konnten. In der Vorbereitung find die Rechtsquellen des erwähnten Verhältniffes, die bekannten Reichsgefetze, mit Beurtheilung der verbindlichen Kraft, die fie als Verträge haben, angegeben, und allgemeine Grundfätze über jenes Verhältnifs, fowohl im Allgemeinen als insbefondere bey den einzelnen Kirchengliedern der verfchiedenen Religionstheile, aufgeftellt, welche die gegenfeitige Unabhängigkeit der Religionstheile und die Religionsfreyheit der Einzelnen betreffen. Die Abhandlung felbft zerfällt in *zwey* Bücher. Im *erften* Buche ift das Verhältnifs des proteftantifchen und katholifchen Religionstheils gegen einander entwickelt. Zuerft in Abficht des deutfchen Reichs, wobey nicht allein das Entfcheidungsjahr und das Paritätsprincip, als allgemeine Normen aufgeftellt, fondern auch die Bildung der beiden *Corporum* und der vergliehene verbefferte Reichskalender, als einzelne befondere Rechtsverhältniffe angegeben find. Sodann in den einzelnen deutfchen Territorien: dabey von dem Verhältnifs des Landesherrn gegen die Unterthanen verfchiedener Religion, in Reichsländern befonders, als in Reichsftädten, von dem Verhältnifs der einzelnen Gemeinden und Kirchen katholifcher und proteftantifcher Religion gegen einander. Ferner von den Religionsbefchwerden und deren reichsverfaffungsmäfsiger Erledigung, welche Materie befonders gut entwickelt ift. Im *zweyten* Buche ift das Verhältnifs des lutherifchen und reformirten Religionstheils gegen einander abgehandelt: wobey die Rechte beider Religionstheile, nebft den Mitteln zu ihrer Verfolgung und zur Ausgleichung der Religionsirrungen angegeben, auch überall, wie in der ganzen zweyten Abtheilung, die merkwürdigften Vorfälle neuerer Zeiten zur Erläuterung forgfältig beygebracht find.

Ein ausführliches und genaues Sachregifter (S. 245—420.) erhöhet die Brauchbarkeit des Ganzen.

PÄDAGOGIK.

KOPENHAGEN u. LEIPZIG, b. Schubothe: *Nachrichten aus dem Erziehungsinftitut bey Kopenhagen*, nebft andern kleinen Aufsätzen; herausgegeben von *C. J. R. Chriftiani*. *Zweytes* Stück. 1804. S. 45—118. 8.

Ein Theil diefes Stücks wird mit der Beantwortung deffen angefüllt, was über das *erfte* Stück (welches wir 1803 Num. 154. angezeigt haben) erinnert worden ift; der übrige, theils mit verftändigen Winken und Beyträgen zur Beurtheilung des Werths gröfserer Erziehungsanftalten, theils mit Nachrichten über den Fortgang und den jetzigen Beftand der Chriftiani'fchen Anftalt, die jetzt 63 Zöglinge hat, deren Zahl der Unternehmer aber fehr einzufchränken gedenkt, weil er durch Verkleinerung der Anftalt die Schwierigkeiten eines glücklichen Erfolgs zu vermindern und mehr Gutes wirken zu können hofft.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Seeger: *Tafchenbuch zur belehrenden Unterhaltung für Liebhaber der Pferde.* Herausgegeben von *Seyfert v. Tennecker*. *Erftes* Bändchen mit 3 illum. u. 4 fchwarz. Kupf. 1801. 152 und XXIV S. Kupfererklärung. *Zweytes* Bändch. mit 4 fchwarz. Kupf. 1802. 162 S. (Jedes Bändchen 1 Rthlr. 12 gr.)

Diefes Tafchenbuch foll als Fortfetzung des Mefsgefchenks dienen, wovon bereits *drey* Bändchen erfchienen find. Die illum. Kupf. diefes Bändchens ftellen Nr. 1. u. 3. einen Poftillon mit lofen Pferden dar. Sie find ganz artig, nur das nicht, was Hr. *v. T.* aus ihnen macht. Nr. 2. ift blofs die Vorhand eines Pferdes, woran ein modifch garnirter Zaum gezeigt wird. Von den übrigen 4 Kupfern, denen eine beleidigende Deutung gegeben wurde, enthält fich Rec. etwas zu fagen, da Hr. *v. Pöllnitz* bereits Gegenbemerkungen darüber herausgegeben hat.

Der kleinen Abhandlungen, die diefes Bändchen enthält, find vierzehn, theils pferdeärztlich und theils aus dem Reitfache. Die Pferdeheilung macht den Anfang und der Herausg. hat fie *praktifches Heilverfahren* bey den gewöhnlichen äufsern Pferdekrankheiten, auch für Laien verftändlich und ausführbar, überfchrieben. 1. Heilverfahren, wenn ein Pferd mit den Schenkeln in der Halfterkette gehangen hat. Blofs Seifenwaffer oder auch blaues Waffer (*aqua coerulea*). 2. Wenn das Pferd unter den Mähnen, am Halfe oder am Schweife u. f. w. einen rautenartigen Ausfchlag hat. Ebenfalls Seifen-, Blau- oder auch Kalkwaffer; daneben Aderlafs, Laxirung, und wenn das Uebel hartnäckig ift, Haarfeil. 3. Bey dem

Digitized by Google

dem Sattel- oder Kummetdruck. Ein Anstrich von Lehmerde mit Eſſig und Kochſalz, oder auch Weineſſig, Branntwein und Seife. Sind ſehr bekannte Mittel. 4. Bey Schlägen, Stöſsen, Fallen oder andern Quetſchungen — wird, auſser der Behandlung der etwanigen Wunden, das vorige Heilverfahren gröſstentheils empfohlen. 5. Heilverfahren bey der *Mauke*. Aus des Herausg. Journal für Roſsarzney und Reitkunſt 1 Heft. 6. Bey angelaufenen ödematöſen Schenkeln u. ſ. w. durch Haarſeile geheilt. 7. Bey angelaufenem Schlauch. Oefteres Waſchen mit Weineſſig. 8. u. 9. Bey Mondblindheit und dem Fall auf dem Auge. Nicht ſehr bedeutend. 10. Heilverfahren bey Kronentritten. Nach jedesmaliger Reinigung wird Blauwaſſer gebraucht; iſt die Verwundung aber tief, ſo, daſs ſich der Eiter längs der Horn- und Fleiſchwand Gänge gebahnt hätte: ſo ſoll an der Sohle eine Oeffnung gemacht werden. Für Laien nicht anwendbar. Die Fortſetzung folgt. 11. Ueber den Umgang mit durchgehenden und mit ſtetiſchen Pferden. 12. Mit bäumenden Pferden. Die in dieſen Aufſätzen angegebenen Mittel ſind ſchwankend und für Laien ohne Nutzen. (Warum bedient ſich der Vf. wohl immer des niedrigen Worts Philiſterpferd ſtatt Miethpferd?) 13. Einige Bemerkungen für Pferdebeſitzer, die ihre Pferde campagnemäſsig zureiten laſſen wollen. Enthält ſehr bekannte Dinge. Bemerkenswerth iſt aber die erſtaunliche Unwiſſenheit, mit der Hr. *v. T.* S. 97. die Reitbahn zu Dresden verlieſs. Es iſt doch wohl kein Schüler von einem Jahr, der nicht den Unterſchied zwiſchen einem Schulpferd und dem Campagnepferd wiſſen ſollte. Daſs aber der Vf. alle ſeine Campagnepferde den *Schulritt* und ſelbſt das Courbettiren lehrte, bleibt immer ein Meiſterſtück, das ihm Niemand nachthun wird. Was Hr. *v. T.* auch gegen die Reitbahn ſagen mag: ſo kann Rec. doch aus vieljähriger Erfahrung verſichern, daſs ein Campagnepferd erſt auf der Bahn, und dann im Freyen abrichten, gewiſs die beſte Art iſt. 14. Bemerkungen über den gewöhnlichen Unterricht in der Reitkunſt. Dieſer Aufſatz ſteht ebenfalls ſchon in dem Journal für Roſsarzney und Reitkunſt Heft 1. Art. XV. S. 94.; auſser daſs ſich hier noch verſchiedene unbekannte Kunſtwörter z. B. *radoubiren* u. dergl. finden.

Im *zweyten* Bändchen dient das Bildniſs des Herausg. als Titelkupfer. Die übrigen 3 Kupfer ſollen Reiter in richtiger und unrichtiger Poſition vorſtellen. Die Aufſätze dieſes Bändchen ſind 1. Bemerkungen über Pferdekenntniſs. Der Vf. hat noch den gemeinen Glauben an die vorzüglichen Kenntniſſe der Roſskämme und erlaubt ſich (S. 3.) die unwürdige Behauptung, daſs ein Stalljunge des Pferdehändlers gewöhnlich mehr praktiſche Pferdekenntniſs beſitze, als mancher Oberbereiter. Der Roſskamm kennt die äuſsern Fehler des Pferdes und das zum Handel Gehörige recht gut, nämlich, er putzt ſeine Pferde heraus und ſucht ſie ſo bald wie möglich, wieder an den Mann zu bringen; den innern Werth eines Pferdes aber zu prüfen, wozu Zeit und vorzüglich Reitkunſt erforderlich iſt, verſteht er nicht. Was mag Hr. *v. T.* ſich alſo wohl unter Pferdekenntniſs denken? 2. Bemerkungen über Pferde. Beziehen ſich vorzüglich auf die Phyſiognomik der Pferde. 3. Bemerkungen über Pferdearzneykunde. Enthalten gute Klugheitsregeln für angehende Pferdeärzte. 4. Bemerkungen über die Reitkunſt. Die Forderung an einen Bereiter, daſs er auch Pferdearzneywiſſenſchaft gelernt haben muſs, iſt ganz gerecht; nur würde der VF., wenn er den übrigen Theil dieſes Aufſatzes noch einmal läſe, manches abzuändern finden. 5. Bemerkungen über Schriften der Roſsarzney und Reitkunſt. Der Vf. äuſsert ſehr lebhaft den Wunſch, daſs Menſchenärzte ſich der praktiſchen Thierheilkunde mehr annehmen möchten; klagt über die Menge noch täglich erſcheinender ſchlechter Bücher über beide Wiſſenſchaften; hält daher eine ſchärfere Kritik für nöthig, glaubt aber, daſs ihre Recenſenten keine Kunſtverſtändigen, ſondern mehrentheils Oekonomen und Kameraliſten ſeyen. 6. Bemerkungen über mich ſelbſt. „Wenn mich der Himmel, ſagt *H. v. T.* S. 94, nur ſo lange leben lieſse, bis ich alle meine literariſchen Sünden, durch neue umgearbeitete Auflagen (!) meiner Schriften, wieder gut gemacht hätte!" Dieſer reuige Seufzer iſt zwar recht gut, das Publicum hat aber die ſündigen Schriften theuer bezahlen müſſen; wie iſt das wieder gut zu machen? — 7. Praktiſche Ueberſicht des Roſstaufcherrechts von Dr. *Gutjahr*. Iſt die Fortſetzung der im *dritten* Bändchen des Meſsgeſchenks abgebrochenen Abhandlung. 8. Bruchſtücke über den guten Anſtand zu Pferd. Dieſer Aufſatz bezieht ſich auf die Kupfer und enthält ſehr wahre Bemerkungen über die heutige Art zu reiten. 9. Ueber den jetzt herrſchenden Geſchmack in Pferden und in der Reitequipage. Liefert Beweiſe von der Inconſequenz, daſs die Modeſucht ſich auch ſogar der Pferdeliebhaberey bemeiſtert hat. S. 158. ſteht *Drängtſchaft* galopiren. War dem Vf. das Wort *train-de chaſſe* nicht bekannt: ſo hätte er nur Jagdgalop ſagen können. Ein Schriftſteller, der, wie Hr. *v. T.*, ſo viel über Reitkunſt ſchreibt, ſollte ſich dergleichen Schnitzer nicht zu Schulden kommen laſſen.

* * *

ERLANGEN, in d. Bibelanſtalt: *Leitfaden zum Unterricht der Katechumenen.* Ein Anhang zum Katechismus von Dr. *G. F. Seiler. Zweyte* Ausgabe. 1803. 70 S. 8. (1½ gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. Num. 206.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 6. März 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Ueber die gewöhnlichsten Kinderkrankheiten und deren Behandlung.* Nach *Armstrong* neu bearbeitet von Dr. *Jak. Chrn. Gottlieb Schäffer*, F. Thurn. u. Tax. Leibarzt u. Hofr. 1792. 212 S. 8. (20 gr.)

Ebendas.: *Beschreibung und Heilart der gewöhnlichsten Kinderkrankheiten*, von Dr. *J. Cur. G. Schäffer*, Leibarzt u. Geh. Hofr. *Zweyte* Auflage. 1803. 484 S. 8. (2 Rthlr.)

Wie überhaupt der menschliche Organismus, so lange er seine Existenz im Universum behaupten will und soll, in einem fortgesetzten Kampf und Werden, in einem steten Wechsel seiner Verhältnisse und Kräfte begriffen ist: so ist diese Entwickelung von abwechselnden Verhältnissen, Anlagen und Kräften nirgends stärker und lebhafter, als in den frühesten Momenten des organischen Lebens. Jeder Augenblick ist da ein anderer, jeder Monat ein verschieden modificirter, in jedem tritt eine neue Entwickelung, ein neuer Stand des zarten Subjects gegen die Aussenwelt ein. Mehrere Jahre sind erforderlich, bis der junge Mensch zu demjenigen Grade von Selbstständigkeit aufsteigt, welcher hinreicht, um seine Individualität im Wirbel aller von aussen gegen ihn andringender Potenzen sicher und standhaft behaupten zu können. Während dieser Zeit, wie leicht ist es geschehen, dass er in seiner Entwickelung gehemmt, in seiner Kraft behindert, im Aufschreiten seiner Organisation zur Vervollkommnung gestört werde! Wie schwer hinwiederum, diese Störungen bald zu errathen! Welche Vorsicht erfordert es, um die schädlichen Einwirkungen zu heben, der so schnell wechselnden Erregbarkeit zur Seite zu stehen, die bald erschöpften Kräfte zu unterstützen! Es ist also augenscheinlich, dass der Kinderarzt in vielem Betracht eine ganz eigene Technik habe, die Krankheiten der Kinder ihre eigene Ansicht und Behandlung erheischen. Daher entstanden auch so viele Abhandlungen über die Kinderkrankheiten und deren Heilung. Die Urschrift der vor uns liegenden beiden Ausgaben einer solchen Schrift war ein höchst unvollkommner Versuch, Aerzte und Nichtärzte auf mehrere Vorurtheile in der Erziehung gesunder und mancher Irrthümer in der Behandlung kranker Kinder aufmerksam zu machen. Hr. Sch. machte sie zu einem neuen und brauchbaren Werke, fügte mehrere Kapitel, nämlich: von der allerersten Pflege neugeborner Kinder, von den Fehlern am Nabel, von der Gelbsucht, von der Verstopfung der Nase, von der Eiterung der Augendeckeldrüsen (sein besonders schätzbarer Artikel!) vom Grind, von den Pocken und deren Impfung, vom Scharlach und von den Masern, und von den kalten Fiebern, bey — Gegenstände, welche unter die wichtigsten in einer Kinderstube zu rechnen sind. Eben diese Bearbeitung des Hn. Sch. machte diess Buch den deutschen Aerzten so werth, dass, wie man sieht, bald eine neue Auflage nothwendig wurde. Hr. Sch. zeigte sich darin als einen vorsichtigen, erfahrnen und gefühlvollen Arzt, der wahrscheinlich mehr kranke Kinder geheilt, als der nach ihm kommende *Girtanner* ihrer gesehen hat. Ganz wahr ist die Bemerkung des Hn. Sch., dass Kinder weniger solchen Krankheiten ausgesetzt seyen, welche sich Erwachsene durch Unmässigkeit, harte Arbeit und heftige Anstrengung zuziehen, oder die dem Einfluss der Witterung zuzuschreiben sind; sie wissen (sagt der Vf. ferner) nichts von Sorgen und Gemüthsunruhen, aus denen Fieber, Schwermuth und Nervenzufälle entstehen; wenig angeerbte Krankheiten (eine Klasse, die doch hauptsächlich in einer Kinderschrift einer genauern Sichtung bedurft hätte,) als Gicht, Schwindsucht, Lähmung (?) brechen in der Kindheit oder zarten Jugend aus; die diesem Alter eigenthümlichsten Krankheiten seyen die Gichter (Krämpfe), das Zahnen und die englische Krankheit. Aber nicht nur seyen die Krankheiten der Kinder minder zahlreich, sondern sie seyen auch weit leichter und einfacher zu erklären und zu heilen; sie entständen meist aus einerley Ursache, aus Vollsaftigkeit und schwacher Verdauung, welche letztere den Kindern grösstentheils durch unschicklich gereichte Kost zugezogen werde. Sie seyen deshalb auch nach einerley Methode zu behandeln. Da die Drüsen bey Kindern überhaupt gröser und die Absonderungen reichlicher seyen: so beschweren die überflüssigen Säfte, wenn sie nicht gehörig ausgeleert werden, den Darmkanal und seine Nerven, und bewirken diejenigen Krankheiten, welchen Kinder am meisten unterworfen

Digitized by Google

terworfen sind und gegen welche Ausleerungen, besonders Brechmittel, am zuverlässigsten wirken. — So sprach Hr. Sch. im J. 1792. Seitdem haben sich die medicinischen Grundsätze sehr geändert; man ist von den Säften zu den Kräften übergegangen, man hat in einer mangelhaften Thätigkeit der letztern den hauptsächlichsten Grund aller Krankheiten gesucht, man ist, besonders auch bey Kinderkrankheiten, von den Ausleerungen mehr zurückgekommen. Wir wollen sehen, wie Hr. Sch. über diese veränderten Ansichten jetzt, im J. 1803 urtheilt! Ich habe, sagt er, in beiden vorigen Ausgaben den Satz aufgestellt, dass die meisten Kinderkrankheiten aus verdorbener Digestion und angesammelten Unreinigkeiten in den Verdauungswegen entstehen und daher mit ausführenden Arzneyen behandelt werden müssten. Auch jetzt, nach einer Reihe von mehrern Jahren Erfahrung, bin ich noch von diesem Satz überzeugt. Hr. Sch. bestätigt also abermals durch sein Beyspiel das Axiom, dass es schwer halte, von einmal angenommenen Meynungen und Maximen zurück zu kommen. Hr. Sch. bleibt z. B. so hartnäckig bey seinen Lieblingsmitteln, den emetischen Arzneyen, dass er auch die Erregungstheorie zur Sachwalterin zu bekommen sich bemüht, um durch sie seine Meynung von der Wohlthätigkeit derselben bey Kinderkrankheiten zu vertheidigen?! So vielim Allgemeinen. Die Abhandlung selbst besteht in der ältern Ausgabe aus sechs und zwanzig, in der neuern aus vier und dreyfsig Abschnitten, von welchen die von der *Mundklemme*, der *Rose*, dem *gestörten Verdauungsgeschäft* und den dadurch verursachten Erscheinungen, den *englischen* oder *Schutzpocken*, der *Ohrdrüsengeschwulst*, *Angina polyposa* und *Asthma acutum* (unter dem Abschnitt Masern?!) vom *Krampf-* oder *Schafhusten*, von der *Lungenlähmung* oder dem *Stickflusse*, von der *krankhaften Irritabilität* oder der *unwillkürlichen Muskularbewegung* (?), von der *Verflopfung der Gekrösdrüsen* neu sind. Es sind hier manche Krankheitsursachen und bloße Anlagen, wie man sieht, als wirkliche Krankheiten angeführt worden; wir wollen aber um so weniger Aufhebens davon machen, je mehr uns vom Buche selbst zu sagen noch übrig ist. Vergleichen wir hier beide Ausgaben mit einander: so müssen wir den Fleifs des Vfs. bewundern, mit welchem er, fast Zeile um Zeile die neue Auflage gegen die ältere gehalten, erweitert und vermeintlich — hie und da auch wirklich verbessert hat. Die Kindersäftchen, auch für Kinder, welche die Mutterbrufl bekommen, empfiehlt der Vf. auch in der neuen Auflage S. 10. (Rec. hat den Gebrauch dieser abführenden Arzneyen dahin beschränkt, dass er sie nur reicht, wenn das Kind kein Colostrum bekommt.) Von der Froschgeschwulst und den Beschwerden an den Warzen ist S. 13. nur sehr wenig angegeben worden. Der Termin des Anlegens in den ersten Tagen, welcher in der vorigen Auflage auf drey bis vier Stunden ausgedehnt war, wird hier mit Recht auf zwey bis drey Stunden abgekürzt. Das allzu öftere Anlegen wird widerrathen, weil die Milch zu wenig balsamisch (?!) werde. Gegen die Stockungen der Milch von Erkältung empfiehlt der Vf. sogleich Compressen mit warmer Salmiakauflösung, welche auch nach des Rec. Erfahrung, wirksamer sind, als die bisher empfohlnen Kräuterküssehen. Bey der Bekleidung, S. 28, verwirft der Vf. das leichte Bekleiden bey rauher Witterung und das kalte Baden. Sanftes Wiegen hält derselbe S. 33. nicht für schädlich. Ueber die Verhärtung des Zellgewebes, S. 45, bringt der Vf. keine neuere Erfahrung bey. Die Ursache der Gelbsucht, S. 47, wird noch in Verschliefsung des Gallenganges vom Reiz der ersten Kost oder abführender Arzneyen gesetzt und dagegen (dennoch) die letztern empfohlen. Gegen die Verstopfung der Nase wird auch, S. 50, Abführen und Brechen (!) empfohlen. Die Ursache der Mundklemme setzt der Vf., S. 55, in einen Nervenreiz, wie bey dem Tetan nach Verwundungen; das ganze Kapitel ist aber mager ausgefallen. Die Rose, S. 59, hat der Vf. nur zweymal gesehen. Er räth, der China abführende Mittel vorangehen zu lassen. Die Pforophthalmie, auf welche Hr. Sch. zuerst aufmerksam gemacht hatte, behandelt er, S. 73, mit Kollyrien aus weifsem Vitriol und etwas Opium, zuletzt mit Bleymitteln. Auch dieses Kapitel hätte einer Sichtung bedurft, da die Krankheit nicht so bedeutend ist, als der Vf. sie macht. Rec. gibt Quecksilbermittel äufserlich und heilt sie schnell damit. Dem Kapitel vom gestörten Verdauungsgeschäfte fehlt es zu sehr an Präcifion, um eine gute Einleitung zu mehrern folgenden zu werden, was es eigentlich soll. Wie es dasteht, hätte es füglich wegbleiben können. Auch der Abschnitt: vom stillen innern Jammer hätte einer genauern Durchsicht bedurft. Wie unbestimmt ist z. B. die Angabe S. 85, dass viele Kinder, welche von diesem Frailen, Krämpfen, von ferne bedroht werden, wachend den Kopf beständig zu bewegen und besonders den Hintertheil desselben auf dem Kopfkissen hin und her zu reibenp flegten! Oder der Ausgang in Schlafsucht, worauf entweder Schwämmchen mit Fieber, oder Erbrechen, oder saure Stüle folgen! Oder die Aetiologie derselben von zu vieler Säure und dergl. Oder die Therapeutik, dass man das Kind nie eher zur Ruhe legen solle, als bis einige Blähungen, je mehr, desto besser, von oben oder unten abgegangen seyen; erfolgen diese nicht, so fey ein gelindes Brechmittel von Zeit zu Zeit zu geben u. s. f.! Von den Schwämmchen hat der Vf. weiter nichts Aetiologisches beygefügt, als dass er sie entweder für Folgen eines Fiebers, oder meistens der Unreinlichkeit und vorzüglich der Ueberladung des Magens erklärt. Zu dem Kapitel vom Schluchzen hat der Vf. einiges über das Keichen (oder Ausbleiben im Schreyen) hinzugefügt, welche Erscheinung gröfstentheils von einer Art Eigenfinn und Bosheit des Kindes herrührt. Auch dieses Kapitel hätte verdient, nach einer bessern, neuern Ansicht corrigirt zu werden. Alle diese Unterleibsbeschwerden rühren von directer Schwäche her

Digitized by Google

her und werden am ficherſten durch ſchickliche Stärkungsmittel gehoben. Der Vf. empfiehlt auch gegen die wäſsrichten Durchfälle ſeinen geliebten Brechwein und nur ein einziges Mal, S. 109, entſchlüpft ihm das Wort excitirende Mittel. Unbegreiflich iſt es, was er bey einer Bähung von Altheewurzelabſud, S. 110, für eine Idee und Tendenz habe. Der in der neuen Aufl. gleichſam mit Schüchternheit hinzugeſetzte Schluſs: Zimmtwaſſer mit etwas Mohnſaft, iſt das beſte an dem ganzen Aufſatze. Einen übeln Druckfehler wollen wir doch auch hier verbeſſern, obſchon er im Buche ſelbſt unter den Druckfehlern mit aufgeführt worden iſt; er kann zu gefährliche Folgen haben, S. 111. Z. 3. v. u. muſs es ſtatt Mohnſaft, wie da ſteht, Mohnſyrup, *Syrup. papaveris albi* gelesen werden. Durchaus hätte der Vf. den Zirkel von Demonſtration, in welchem er ſich herumtreibt, um den Nutzen, beſonders auch die ſedative Eigenſchaft, S. 115, der Brechmittel zu beweiſen, enger gezogen werden ſollen. Es iſt das liebe lange Lied, was man immer wieder aufs neue zu hören bekommt! Unter den Mitteln gegen Convulſionen kommt auch wieder S. 127. das Gallium zum Vorſchein, deſſen ſich doch kein Menſch mehr bedient. Intereſſanter iſt, daſs auch bey dem Vf. das *Oleum tartari per deliquium* ſich auffallend wirkſam gegen Krämpfe gezeigt hat. Den innern Waſſerkopf *(Febris hydrocephalica)* hält der Vf. S. 136. für Folge eines widernatürlichen Leidens des Gehirns, wodurch die Secretion vermehrt und die Reſorption vermindert werde. Ueber das Nähere dieſes widernatürlichen Leidens, wie es Hr. Sch. benennt, läſst er ſich jedoch nicht aus. Selten, ſagt er S. 146, ſey eine reine Entzündung, unzählige Mal Drüſenverſtopfung (?) die Urſache, und daher (?) heile die *Digitalis* und das Queckſilber dieſe Krankheit noch am zuverläſſigſten. S. 147. iſt er jedoch wieder ſehr geneigt, eine vorhergegangene leichte (?) Entzündung des Hirns anzunehmen. Das Kapitel vom Zahnen iſt mit Rückſicht auf neuere Zweifel darüber bearbeitet. Dem Vf. gebührt der Ruhm, die pathologiſche Dentition ſchon vor *Wichmann* beſchränkt zu haben. Von der *Terra ponderoſa*, welche durch eine achtungswerthe Autorität gegen Skrofuläſe Beſchwerden ſehr empfohlen ward, hat der Vf., S. 181, allein gereicht, nie ausgezeichnet gute Wirkungen geſehen. Bey dem Anſprunge, S. 193, hat Hr. Sch. *Wichmanns* diagnoſtiſche Bemühungen benutzt. Gegen den trocknen herpetiſchen Ausſchlag läſst der Vf. äuſserlich das friſch ausgepreſste Nuſsöl einreiben. In hartnäckigen Fällen wirke die Salpeterſäure mit Fett abgerieben. Den Schorfkopf, S. 198, hält der Vf. für anſteckend. Des neueſter Zeit von dem verſt. *Thomann* empfohlenen Kohlenpulvers iſt dabey nicht Erwähnung gethan. Das Kapitel von den Pocken iſt beſonders reich an Zuſätzen geworden. Uneingeſchränkt empfiehlt der Vf. auch hier Brechmittel. Die Behandlung der Pockenpyrexie oder gutartigen Pockenkrankheit iſt viel weitläuftiger abgehandelt als in der vorigen Auflage. Um Metaſtaſen vorzubeugen, räth der Vf. alle acht Tage wenigſtens, und ſolches fünf bis ſechs Mal, eine tüchtige, S. 233, Abführung. S. 234 f. ſind ein Paar merkwürdige Krankengeſchichten beygefügt worden. Zwey Geſchwiſter ſtarben, das eine am ſiebenten, das zweyte am fünften Tage der Blatterkrankheit an einer Hämorrhagie durch den After (wahrſcheinlich bey ſchwerem Typhus). Der Vf. nimmt eine ſkorbutiſche Auflöſung des Cruors und ſpecifiſchen Trieb auf die Hämorrhoidalgefäſse an. Zwey nachherige Kinder derſelben Familie wurden glücklich geimpft, ein jüngeres von ſechs Wochen, von dieſen angeſteckt, bekam wenig Pocken, dennoch aber vermehrte Stulgänge mit Bluttreifen. (Waren die Aeltern hämorrhoidaliſch?) Intereſſant iſt auch die Ueberſicht der Pockenkrankheit in Regensburg vom Jahr 1741—1801. Das Kapitel von der Impfung der (Menſchen)Pocken iſt für den Stand der Vaccination zu weitläuftig abgehandelt. Ein ſchönes Kapitel macht die Impfung der Kuhpocken aus. Der Vf. iſt, wie wohl jetzt die meiſten Aerzte, ein aufrichtiger Lobredner derſelben. Das Kapitel vom Scharlach hat mehrere, ſehr nothwendige, Zuſätze bekommen, da daſſelbe in der vorigen Ausgabe wirklich gar zu mager ausgefallen war. Der Vf. empfiehlt auch hier wieder ſeine Brechmittel. Mit vollem Rechte verbietet derſelbe den frühen Genuſs der freyen Luft nach der Krankheit, obſchon die Entſtehung der Scharlachwaſſerſucht nicht allein hierin begründet iſt. (Rec. hat erſt jetzt wieder mehrere Beyſpiele geſehen, wo Kinder heftig daran erkrankten, welche doch ſehr forgſam vor derſelben bewahrt worden waren.) Bey gefährlichen Kranken fand der Vf. am fünften, ſechsten Tag, meiſt nur auf den Armen Friefelausſchlag, welcher von ſchlimmer Bedeutung war. (Es iſt ein Unterſchied, ob dieſer Ausſchlag einzeln und abgeſondert vom Scharlach kommt, oder ob der ganze Scharlach friefelartig, puſtulös iſt. Der letzte iſt nicht immer gefährlich.) Bey den Masern denkt der Vf. auch der Rötheln, *Rubeolae*. Er iſt aber in ſeiner Meynung darüber ungewiſs, und glaubt, ſie ſeyen keine eigenthümliche Krankheit, ſondern entweder ein einfaches Scharlach (?) oder ein Abart deſſelben, welche mit geringerer Heftigkeit, wenigerem Ausſchlag und kleinern Flecken beſtand. Hn. *Ziegler* bezüchtigt der Vf. einer Unrichtigkeit. (Es wäre doch wirklich einmal Zeit, über dieſe räthſelhafte Krankheit mehr Licht zu verbreiten. Es wäre dieſs ein bey weitem nützlicheres Subjet für Inauguraldiſſertationen als das ewige Wiederkäuen unſicherer ſpeculativen Principien.) Den Schluſs dieſes Kap. machen einige hieher nicht paſſende Bruchſtücke von der *Angina polyposa* und dem *Aſthma acutum* und wunderlich genug! ein Epigramm auf die Weiber! Unter den Mitteln gegen Abzehrung nach Maſern führt der Vf. lange eiternde Veſicatorien, Fuſsbäder, Selterwaſſer, Einbauchmaſchinen (d. h. Dämpfe vermittelſt derſelben eingeſogen), unter denen gegen Felle der Augen Pulver aus Borax, Vitriol und gebrannten Alaun, oder ein Sälbchen aus

einem

Digitized by Google

einem Loth Butter, 15 Gran rothem Präcipitat, 6 Gran weifsem Vitriol und 50 Tropfen der zerfloſſenen (?) Leber einer Aalraute an. Bey den Geſchwülſten nach Pocken kommt das Wort altheniſch, ſo viel wir gewahr worden ſind, zum erſten Mal vor. Beym Keichhuſten ſind Beobachtungen aus neuern Epidemieen beygefügt, welche des Vfs. (und Rec.) Meynung von der Anſteckbarkeit deſſelben und die Wirkſamkeit der Belladonna beweiſen. Die Struviſche Einreibung mit Brechweinſtein entſprach der Erwartung nicht. (Sie erzeugt nur eine nutzloſe und beſchwerliche Puſtulation an der geriebenen Stelle.) In einem eigenen Kap. unterſcheidet der Vf. den Krampf- oder Schafshuſten vom Keichhuſten; verwechſelt aber irriger Weiſe jenen mit der hitzigen Krampfbräune oder dem Millarſchen Aſthma. Einzeln handelt auch Hr. Sch. den Stickfluſs oder die Lungenlähmung ab und behandelt ſie mit reizenden Mitteln. Er glaubt, die Krankheit ſey den Knaben mehr, als den Mädchen gefährlich. Unter der Benennung: krankhafte Irritabilität oder unwillkürliche Muskelbewegung beſchreibt er eine Abſtufung des Veitstanzes, welcher Mädchen zwiſchen neun bis zehn Jahren unterworfen ſeyen, die unmerklich anfängt, mit ungeſtörtem Bewuſstſeyn, verkehrtem Sprechen und Bewegen verbunden iſt und lange dauert. (Grade in dieſer vom Vf. benannten Zeit hat Rec. zwey ähnliche Kranke, auch Mädchen von neun und dreyzehn Jahren zu behandeln gehabt. Es ſchien damals eine epidemiſche Einwirkung vorzuwalten: denn auch an andern Orten kam dieſe ſeltene Krankheit, allerdings eine Art von Veitstanz, vor. Sie gehört jedoch nur uneigentlich in dieſe Schrift.) Die Abhandl. von der Verſtopfung der Gekrösdrüſen hätte unter einer neuern Anſicht eine wahrſcheinlich ſehr veränderte Geſtalt erhalten; der Vf bleibt bey der ältern. Dadurch wird aber dieſs Kap. ſelbſt zu weit von einem andern, Kap. VIII, getrennt, welches dieſem nahe verwandt iſt. Das Weſen der Rhachitis ſetzt der Vf. in einen geſchwächten Zuſtand der ernährenden Werkzeuge und zu groſse Thätigkeit der Saugadern, welche mehr erdichte Subſtanz von den feſten Theilen des Körpers ausführen, als ihnen durch die ernährenden Werkzeuge zugeführt wird. (Der Vf. deutet damit wahrſcheinlich auf den Mangel an phosphorſauren Kalk und Ueberfluſs an Phosphorſäure, welche neuere chemiſche Pathologen bey dieſer Krankheit angenommen haben.) Hr. Sch. empfiehlt dagegen kräftig auflöſende (!) und gelinde ausführende (?), dann ſtärkende Mittel und das kalte Bad. Vom letztern ſagt er, es müſſe ganz zuletzt erſt angewandt werden: denn das es ſehr wirkſam ſey: ſo dürfe es nicht eher genommen werden, als bis der Kranke hiezu gehörig vorbereitet worden (d. h. wieder geſund iſt. Die Regel iſt ſonſt, daſs die ſehr wirkſamen Mittel ohne Aufſchub angewendet werden. In einem Einſchiebſel ſagt der Vf.: Zuweilen vertragen ſie, die Kranken, die lauen Bäder vortrefflich, beſonders wenn ſolche von *Calamus aromaticus* bereitet werden. Wie unbeſtimmt iſt alles dieſs!) In dieſem Kap. ſind auch zwey Worte vom Winddorn, von der Lähmung der untern Glieder, und von der Blutgeſchwulſt am Kopfe, deren Hr. *Michaelis* erwähnt, geſagt worden. Die letzte hat Hr. Sch. noch nie (Rec. aber wirklich einige Mal) beobachtet. Das Kap. von den Skropheln iſt mit einer Einleitung verſehen worden, worin der Vf. die nächſte Urſache dieſer Krankheit in einen hohen Grad von Atonie und Schwäche des lymphatiſchen Syſtems ſetzt, mit kränklich vermehrter und ſpecifiſcher Reizbarkeit verbunden, wodurch ſich denn eine eigene ſpecifiſche Schärfe, Skrophelſchärfe, erzeugt. Die nächſte Wirkung iſt widernatürliche Reizung des Lymph- und Drüſenſyſtems, wodurch Abſorption und Aſſimilation gehindert, die Abſonderung der Phosphorſäure durch den Urin vermindert und dieſe letzte folglich im Körper angehäuft wird. Das iſt ganz richtig; aber ſo richtig dieſe Meynung iſt, ſo wenig hat der Vf. ſie weiter verfolgt. Eine ähnliche Beſchaffenheit hat es auch mit dem Kapitel von den Wechſelfiebern. Der Vf. ſetzt das Weſen derſelben in ein Nervenleiden, vorzüglich in den Verdauungsorganen. Das normale Zuſammenſtimmen der Lebensthätigkeit ſey unterbrochen, es entſtehe ein allgemeiner Krampf, Reaction (?), Fieberfroſt (alles einerley?), der Wärmeſtoff werde zurückgehalten und wenn die Reaction nachlaſſe, gehe mit dem Schweiſs und Urin das angehäufte Phlogiſton (?) aus dem Körper. (Dieſe Theorie des Wechſelfiebers dürfte wohl wenig Anhänger finden.) Das ganze Kapitel, ſo wie auch das vom Schleimfieber, iſt mager ausgefallen. Das letzte hält der Vf. jedoch mit Recht für eine Unterabtheilung des Nervenfiebers. Es werden auch wieder Brechmittel gegen daſſelbe empfohlen. Das Kap. von den Würmern iſt unverändert geblieben, der Vf. gehört (mit Rec.) unter diejenigen Aerzte, welche primäre Wurmkrankheiten für Seltenheiten halten. Das ganze Buch ſchlieſst mit Recepten. Auch über dieſe müſſen wir noch ein Wort ſagen! Die Receptur des Vfs. gleicht ſeiner Aetiologie; ſo complicirt und unharmoniſch in den erſten Elementen dieſe iſt, aus ſo ungleichartigen, manchmal ſich widerſprechenden Mitteln ſind ſeine Recepte zuſammengeſetzt. Sie ſind durchaus nicht regelmäſsig, geſchweige muſterhaft. Unter andern iſt der Vf. ein groſser Freund von Salzen und Queckſilber zuſammengemiſcht, *Sol mirabile* und *Calomel*, *Pulvis lenitivus tartar.* und *Calomel*, *Sal polychreſt.* und *Pulv. alterans Plummer.* u. ſ. w. Der *Pulvis alterans* ſteht an manchen Stellen gewiſs nur der Gewohnheit wegen. Eben ſo kann es unmöglich aus einer reinen Indication entſpringen, wenn der Vf., wie er oft thut, *Spirit. Mindereri* und *Aqua laxativa*, oder Baldrian, China, Guajak, Salmiak, Stärkenmehl und Rhabarber zuſammenmiſcht. Jeder Arzt ſollte ſich auch über das Geringſte in ſeinen Verordnungen Rechenſchaft zu geben wiſſen! Ueberhaupt müſſen wir, ſo ſehr wir auch den Vf. als einen humanen, gefühlvollen und emſigen Arzt ſchätzen, von ſeinem Buche bekennen, daſs es den Anſprüchen der Kritik nicht in allen Stücken genüge und eine neue Bearbeitung dieſes Gegenſtandes, der Kinderkrankheiten, nicht entbehrlich mache.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 8. März 1806.

PHILOSOPHIE.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Versuch einer solchen faßlichen Darstellung der Kantischen Philosophie, daß hieraus das Brauchbare und Wichtige derselben für die Welt einleuchten möge.* Fortgesetzt von einem Verehrer des seligen *Mutschelle* und einem Freunde der Philosophie. *Achtes* bis *zwölftes* und *letztes* Heft. 1805. XXIV u. 339 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel: *Der Transscendental-Idealismus in seiner dreyfachen Stellung; oder Kants, Fichte's, Schellings* philosophische Ansichten, nebst des Verfassers Ansicht und Beurtheilung.

Die frühern Hefte dieser vom seligen Mutschelle angefangenen Arbeit sind im Jahrg. der A. L. Z. 1803. Num. 252. von einem andern Rec. angezeigt worden, und es ward dort bemerklich gemacht, dass der Fortsetzer von dem populären Zweck des ersten Herausgebers abgewichen sey und mehr tiefer liegende Unterfuchungen der Philosophie seinen Lesern darlege. Dasselbe dürfte auch von diesen letzten Heften gelten, obgleich der Vf. versucht hat, so falslich und klar über die neuere speculative Philosophie zu schreiben, wie es der Gegenstand nur zulassen mochte. Wir wollen dieses Werk ohne Rücksicht auf gröfsere oder mindere Popularität desselben blofs nach seinem Inhalt und der darin niedergelegten Ansicht der neuesten Philosophie würdigen.

Bey der Anarchie im philosophischen Staate hält es der Vf. für ein Bedürfniss, sich zum Behuf der Paecification zu orientiren. Er findet seine Beruhigung und sein Licht im *Ganzen* des Transscendental-Idealismus. Darum sollen die eigenthümlichen Ansichten, wie sie Kant, Fichte und Schelling gefafst hatten, auf eine concentrirte Weise zur deutlichen Uebersicht dargestellt werden. Im *ersten* Abschnitt sind folgende Fragen beantwortet: 1. *Was Kant denn eigentlich wollte?* Er wollte das Fundament der philosophischen Systeme durch Kritik des geistigen Vermögens und seines Gebrauchs bey dem Menschen untersuchen. Durch Hume ward er dazu veranlafst und ergriff als Genie eine schöpferische Idee. 2. *Welche Methode erwählte Kant, diese Idee zu realisiren?* Eine Gränzbestimmung des rechtlichen Gebrauchs der Vernunft, ein vollkommen kritisches

Verfahren. Er versuchte, was Kopernikus in der Astronomie unternommen hatte, den umgekehrten Weg, den man bisher betrat, und gab die Voraussetzung auf, dafs sich die Vorstellungen nach den vorgestellten Objecten richteten; ergriff im Gegentheil den Gedanken, dafs die Erkenntnifs der Objecte den Gesetzen des Erkenntnifsvermögens unterlägen. Er verwirklichte dadurch die Idee eines Idealismus, wie man bisher noch keinen kannte. Dieser Idealismus ist transscendental, da der frühere nur dem Materialismus entgegen stand. Die Elemente der Erkenntnifs glaubte er in der ursprünglich synthetischen Einheit der Apperception des Selbstbewufstseyns (des Ich denke) zu entdecken. Nur was unmittelbar durch diesen ursprünglich synthetischen Akt und dessen Einheit ausgesprochen war, ward von ihm mit Sicherheit angenommen. Hiemit waren die Gränzen der Erkennbarkeit bestimmt, aufser denselben aber lag ein Feld der moralischen Wirksamkeit, wo die Ideen der Freyheit, Unsterblichkeit und Sittlichkeit in ihrer Gültigkeit gerechtfertigt wurden. Die ästhetischen Ideen rechnete er, weil es weniger um ihre Realität, als um ihre Anwendung und Subsumtion zu thun war, zur Urtheilskraft. — 3. *Wie lauten die Hauptmomente der Kantischen Ansicht?* Kant fand die beiden Gebiete der Subjectivität und Objectivität allerdings in ihrer Trennung vor; aber er beachtete diese Trennung zuerst mit klarem Bewufstseyn, sprach sie bestimmt aus, und war bemüht, ihre Begränzung in ihrer Unabhängigkeit von einander auszumitteln, so dafs er den freyen Uebergang von einem zum andern schlechthin läugnete, und denselben als die Quelle aller sich verfteigenden falschen Wissenschaft, oder Dialektik, erklärte, so bald er ohne kritische Vorsicht unternommen wurde. Anerkannte Realität findet sich nur auf dem Boden der Erfahrung, der Verstand kann nie darüber hinaus dringen, er kennt nicht das *Wesen* der Dinge, sondern nur ihre *Erscheinungen.* Nur was in dem Schematismus der transscendentalen Einbildungskraft seinen Grund hat, ist allgemein gültig und nothwendig. Auf dem Gebiet der Subjectivität ist als Postulat die Idee der freyen Selbstthätigkeit, eines praktischen Charakters der Vernunft zu ergreifen. Mittelbar ist diese Idee aufzuweisen in der Idee einer unbedingten Gesetzgebung, die sich

Digitized by Google

in den entwickelten Gefühlen von Recht und Pflicht und im Begriff eines reinguten Willens, der ihnen huldigt, unläugbar offenbart. Doch müssen diese Ideen nicht für die Erkenntniss und dessen Bestimmung gemissbraucht werden. Die ästhetischen und teleologischen Ideen, welche auf eine gewisse gesetzgebende Macht Anspruch machen, werden nach ihrem Ursprung und nach ihrer Anwendung in der Kritik der Urtheilskraft gewürdigt.

Im *zweyten* Abschnitt wird von der *Fichteschen* Ansicht geredet. Der Vf. betrachtet sie als eine Steigerung der Kantischen. Kant hatte einen transscendentalen Idealismus aufgestellt, der aus dem wesentlichen Charakter der menschlichen Subjectivität die Wahrheit fo wie die Echtheit der für die Menschen erkennbaren Objectivität deducirt. Es blieb nach ihm ein eitles Unternehmen, unmittelbar von den Dingen an sich Kenntnisse zu erwerben. Zur Vollendung des menschlichen Wissens schien nichts weiter nöthig zu seyn, als den entdeckten letzten Grund, das reine unvermischte Bewusstseyn, näher zu entwickeln und zu beleuchten. Fichte fasste den Gegensatz des Objects und Subjects in der höchsten Abstraction. Für ihn war nichts, was *existirte*, ehe es nicht erst vor dem Auge seiner philosophischen Beobachtung im urfprünglichen Handeln *entstände*. Er abstrahirte von allem Existirenden, um rein zu finden, wie und unter welchen Gesetzen es in dem Ich entstehe. Um in die innerste Tiefe seines Bewufstseyns einzudringen, nahm er eine *höhere* Reflexion zu Hülfe, welche stets sich selbst experimentirend und beobachtend bis zum einfachsten urfprünglichsten geistigen Akte vordringt, und von demselben ausgehend, das Bewufstseyn und jede Erscheinung des Bewufstseyns, als *Handlung*, bis zur völligen Geschlossenheit der Sphäre, ftreng fystematisch ableitet und darftellt. Auch Fichte unterschreibt die Hauptsätze der Kritik der reinen Vernunft, unterscheidet sich aber von ihr durch den höhern Standpunkt und durch die eigne lebendige Methode. Kant blieb bey dem urfprünglichen Akt des Bewufstseyns, als Factum, ftehen; Fichte fixirte seinen Standpunkt als reine Thätigkeit, als ein Handeln schlechthin, welches über den erften fynthetischen Akt der transscendentalen Erkenntniss hinaus liegt. Daher seine erfte absolute Thesis, das Setzen schlechthin, das absolute Setzen des Ichs. Sie tritt mit sich selbst in Wechselwirkung und bestimmt sich zu einem endlichen Resultate. Das Bewufstseyn wird constituirt. Nach dieser Methode *entsteht* alles *lebendig* vor dem Auge des philosophischen Beobachters; die Sätze sind nur die todten Farben die lebendig wandelnde Gestalt zu malen. Das Entftehenlaffen vor dem Auge des Geistes, welches in der Mathematik Statt findet, ward von Fichte auf die Philosophie angewandt. Das System kehrt am Ende, als ein lebendiges Ganzes, in sich selbst geschlossen zurück. Die theoretische und praktische Vernunft werden zur vollkommnen *Vereinigung* gebracht. Die Freyheit steht an der Spitze aller Theorie. Der Spiritualismus erhält das Uebergewicht über den Materialismus, die Naturgesetze sind der Reflex der Geistigkeit, ihre Erkennbarkeit ist klar, und die Ideen erhalten in physischer Hinsicht ihren Werth wieder.

Schellings Ansicht wird im *dritten* Abschnitt charakterisirt. Fichte betrat das Feld der Subjectivität als das *Einzige*. Die Dualität des Subjectiven und Objectiven *entftand* ihm erft aus der Subjectivität. Schelling verschmolz beides in ein höchftes Absolutes, und lässt aus ihm alles Einzelne hervorgehen. Indessen bleibt das Ideelle, wenigftens in Rücksicht auf Erkenntniss, das Vorwaltende, und daher auch die Nothwendigkeit der intellectuellen Anschauung. Die absolute Indifferenz als Urquelle aller Differenzen in allen möglichen Erscheinungen, ftehet an der Spitze des Systems. Dadurch conftruirt sich ein Universum, und es mufs als universaler lebendiger Organismus betrachtet und conftruirt werden. Nichts ist in durchaus reinem Gegensatze zu denken; nur ein quantitativer Unterschied der Richtung bewirkt die Verschiedenheit. Es gibt eine durchgängige Wechselwirkung, welche zu einem Dritten, als seiner relativen Indifferenz tendirt. Diese reift im Producte. Die Philosophie ist entweder eine Idealphilosophie oder eine Realphilosophie, und beide indifferenziren sich in der Erkenntnifs des Absoluten vermittelft der intellectuellen Anschauung. Der Vf. liefert hierauf S. 166 f. ein Schema der Ideal- und Realphilosophie.

Um nun diese Beftrebungen der drey dargelegten Systeme zu würdigen und zu beurtheilen, gibt der Vf. im *vierten* Abschnitt uns über seinen eignen Standpunkt Auskunft. Jeder Philosoph fucht, sagt er S. 191. das Urwahre, das letzte Befriedigende, das Absolute, und zwar vermittelft einer wiffenfchaftlichen Unterfuchung zu erforfchen. Diefs gefchieht auf eine für den Menfchen, wie er ift, geeignete Weife. Da meynt nun der Vf., man müffe zum Behuf der Philofophie das Abfolute erringen und könne es auch; aber es fodere viele Vorficht, um es auf die gehörige Weife mit Rückficht auf die Eigenthümlichkeit des menfchlichen Wiffens zu erreichen und dann auch auszufprechen (Diefs ift fo unbeftimmt und allgemein ausgedruckt, dafs es eigentlich nichts fagt und erläutert: denn eben auf die Art und Weife des Erringens des Abfoluten, auf die Eigenthümlichkeit des menfchlichen philofophifchen Wiffens kommt es an, und *darüber* find die Philofophen uneins.) Indem der Vf. fagt: „Menfchen find keine Götter, fie fitzen dem Abfoluten nicht im Schofse, noch weniger find fie das Abfolute felbft. Wie wollen fie es unmittelbar in der Anfchauung ergreifen, ohne es erft zu befchränken?" — ift er mit diefen Worten fchon ein Widerfacher des Schellingifchen Syftems, deffen ganzes Gewicht eben auf dem vorgeblichen Befitz einer intellectuellen Anfchauung ruht, und Rec. begreift nicht, wie zwifchen ihnen eine Pacification möglich fey. Um fich zu dem höchften Standpunkt zu erheben, fährt der Vf. fort, mufs man erft eine mittlere Stufe einnehmen,

Digitized by Google

men, die in Hinsicht ihrer Zuverläßigkeit und Wahrheit gesichert und ausser Zweifel gesetzt ist. Diese vorläufige Begründung ist eine Einleitung zur Philosophie. (Rec. begreift nicht, wie es zum Absoluten eine *Einleitung* geben kann, und zwar eine solche, die eine vorläufige *Begründung* seyn soll. Da das Absolute zugleich das Urwahre ist: so erhält alles andre Wahre erst durch das Absolute seine Begründung, und kann ohne dasselbe durchaus nicht *vorläufig* begründet werden. Schelling hat darin ganz Recht, dass es keine Einleitung zum Absoluten geben kann, so bald man wirklich durch eine intellectuelle Anschauung in den Besitz desselben gesetzt ist.) S. 204. heißt es: „das Absolute wird in seiner Realität mehr gläubig geahnt, in der Idee ergriffen, formal und ideal erörtert. Das Absolute schlechthin zu schauen, zu erkennen, rühmt sich der Forscher nicht." Dann ist es aber zugleich undenkbar, dass der Philosoph, wie es oben S. 1 9. hiess, das Absolute vermöge einer *wissenschaftlichen Untersuchung* zu erforschen, strebe, weil er ja die Unmöglichkeit einer solchen wissenschaftlichen Erforschung einsieht. Ueberhaupt möchte es schwer seyn, auf die synkretistische Weise, welche der Vf. angibt, zu verfahren. Er verschmilzt S. 206. die drey ausgezeichneten Bemühungen Kants, Fichte's und Schellings, behält von jedem das Gute und beseitigt die Fehler. Sein *System* ist S. 207. rein-idealistisch, seine *Tendenz* ist nach Schellings absoluter Einheit, sein *Gang* Kants behutsame Prüfung seiner Kraft. Rec. weiss nicht, wie es ein System geben kann, das nicht als solches schon seine eigenthümliche Tendenz und seinen Gang hätte. Verjöre es die letztere, und gewönne dafür etwas Fremdes: so wäre es dadurch schon nicht mehr dasselbe System. Daher scheinen auch die nähern Angaben des Vfs. nicht recht unter einander zu harmoniren. Das Absolute, oder die Gottheit, wird nach S. 211. nicht anders erreicht, als im Glauben, der zwar gerechtfertigt wird, aber immer *Glaube* bleibt; und doch soll zugleich S. 213. das Absolute, für die Theorie abwärts, Anfangs- und Endpunkt, alles für die ideale Construction des Menschen beseelender Mittelpunkt seyn. Wie kann das Absolute, welches mit der Erkenntnis nicht gefasst, sondern nur im Glauben geahndet wird, für irgend eine wissenschaftliche Construction brauchbar seyn? Wie kann sich das Absolute, als Absolutes (S. 214.) spalten in Reales und Ideales? Rec. vermisst in diesen Angaben Bündigkeit und Klarheit, und hält diesen Mangel für den Grund, weswegen der Vf. alle neuern Philosophen mit sich einig findet. Er huldigt nach S. 230. dem Transscendental-Idealismus auf eine Art, dass er in der dreyfachen Steigerung desselben „das jedesmalige Gute nicht verkennt, aber auch das Einseitige, Mangelhafte, Schiefe nicht übersieht." Ein solches eklektisches Verfahren scheint wenig Gewinn zu bringen, und aus den zerstreuten Bruchstücken bildet sich schwerlich ein Ganzes. Der Vf. charakterisirt Kants Unternehmen, als die *bescheidne Philosophie des Menschen*, Fichte's Philosophie als die *der Menschheit*, und Schellings Unternehmen als die *kühne Philosophie des Universums*. (S. 244 f.) Amalgamiren wir diese drey Charaktere: so fragt sich: was wird aus der Bescheidenheit, die zugleich eine Kühnheit ist, und aus der Kühnheit, die zugleich eine Bescheidenheit ist, und aus der Philosophie der Menschheit, welche die eigne Bescheidenheit und die Kühnheit des Universums zugleich besitzt? — Auch mit den Gegnern des Schellingischen Systems mit *Jacobi*, *Köppen*, *Fries*, *Weiller*, ist der Vf. einig, und nähert sich wesentlich noch am meisten, wie uns scheint, ihrer Vorstellungsweise; selbst mit *Reinhold*, *Bardili*, *Grohmann*, *Krug*, *Salat*, *Berg*, hält er sich in Uebereinstimmung. Es verdient nachgelesen zu werden, wie der Vf. dieses aus den verschiedenen Aeußerungen der genannten Männer folgert. Wahr ist es, was S 300. steht, dass alle Menschen, die sich der Philosophie widmen, eigentlich nach einem Ziele streben, nur unter verschiedenen Formen; aber eben diese Formen geben die verschiedenen Systeme, und über diese Formen, ihre Unzulässigkeit und Zulässigkeit, ihren Mangel und ihren Werth, wird gestritten. Es sollte billig nie mit Heftigkeit, sondern mit Unbefangenheit und ruhiger Forschung geschehen; aber zur allgemeinen Pacification würde es wohl dennoch nicht kommen. Diese würde nur eintreten, wenn die Philosophie eine so demonstrirende Wissenschaft, wie die Mathematik, werden könnte. Sie dazu gemacht zu haben, meynen viele, und zwar auf ganz verschiedene Weise. Ihnen entgegen stehen Andre, welche läugnen, dass der Versuch gelang. Ist zwischen den Behauptenden und Verneinenden ein Vergleich zu treffen, so lange sie sich nicht wechselseitig von ihren Gründen zu überzeugen vermögen? Auch der Vf. wird schwerlich durch seine Bemühungen den allgemeinen Frieden der Philosophie näher herbeygeführt haben; indefs steht zu wünschen, dass jeder, gleich ihm, mit Aufrichtigkeit, Billigkeit und Achtung Andrer, sich selbst zu orientiren und der Wahrheit einen redlichen Dienst zu leisten suche.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig u. Gera, b. Heinsius: *Der deutsche Fürstenbund nach den Forderungen des neunzehnten Jahrhunderts.* Ein Mittel zur Erhaltung Deutschlands und vielleicht des Gleichgewichts von Europa. Von *Hieronimus a Lapide d. Jüngern.* 1802. 174 S. 8. (18 gr.)

Ein allgemeines Bündnis aller Reichsstände ist (nach der Meynung des Vfs.) als unmöglich zu betrachten. Denn in Betreff des Beytritts von Oesterreich und Preußen finden dieselben Hinderniße Statt, welche sich einem dauerhaften Bündniße unter ihnen allein entgegenstellen, und die ausschließende Theilnahme von einem dieser mächtigsten deutschen Fürstenhäuser würde das Zustandekommen des ganzen Bundes erschweren, und die Dauer desselben gefährden.

Digitized by Google

fährden. Dänemark und Schweden würden vielleicht einem Bunde der deutschen Fürsten nicht ungern beytreten; Deutschland aber möchte dabey mehr verlieren als gewinnen, weil jene beiden Staaten zusammen weniger mächtig als das vereinigte Deutschland sind, und dieses durch eine Verbindung mit ihnen in unnütze Kriege verwickelt werden könnte. Es sollten sich daher nur die mittlern und kleinern deutschen Staaten in einem Fürstenbunde vereinigen; doch wäre Kurbraunschweig in denselben aufzunehmen, weil es wahrscheinlich sey, dafs solches in Zukunft mit England in andre Verhältnisse treten werde. Dieser Fürstenbund müfste eine Armee von 200000 Mann halten, deren Commando unter den Kurfürsten alterniren sollte. — Da der Ausführung dieses politischen Entwurfs unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen stehen, die ein jeder Kenner unsrer Verfassung und Lage sogleich bemerken wird: so dürfte es wohl überflüfsig seyn, die andern Vorschläge des Vfs. wegen der Organisation des neuen Fürstenbundes umständlich anzuführen, ob sie gleich manche gute Bemerkungen enthalten. Uebrigens hätte der Vf., ehe er sich *Hieronymus a Lapide den Jüngern* nennte, wissen sollen, dafs es keinen *Hieronymus a Lapide den Aeltern* gibt. Der Schriftsteller, den er im Sinn dabey hatte, nannte sich *Hippolithus a Lapide*.

Philadelphia (Berlin, b. Braun): *Freymüthige Betrachtungen eines Weltbürgers über die merkwürdigsten Revolutionen des achtzehnten Jahrhunderts.* 1801. 640 S. 4. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Vf. dieses höchst elenden, aus 34 Briefen und aus Betrachtungen über die, in den Jahren 1790 bis 1800 vorgefallenen, *zweckmäfsigen* (?) Begebenheiten bestehenden, Machwerks starb, nach der Versicherung des ungenannten Herausgebers, auf der Festung zu Spandau. Wenn auch diese Anzeige nicht ein blofser Kunstgriff des Buchhändlers seyn sollte, um dem Buche Käufer zu verschaffen: so bleibt es dennoch Pflicht des Rec., das Publicum zu warnen, dafs es sich nicht durch dieses lockende Aushängeschild, und den Druckort *Philadelphia*, zum Ankauf einer Schrift verleiten lasse, die so sehr unter dem Mittelmäfsigen steht, dafs man sie nur aus Pflicht und nach vieler Ueberwindung ganz durchlesen kann. Die beiden ersten Briefe enthalten ökonomisch-kameralistische Vorschläge über die beste und zweckmäfsigste Art der Güterverpachtungen, ohne dafs man einsehen kann, welch einem seltsamen Zufalle sie ihren Platz hier an der Spitze der sogenannten freymüthigen Betrachtungen eines Weltbürgers über die merkwürdigsten Revolutionen des achtzehnten Jahrhunderts verdanken. *Um bloß einige Einfälle vorzubringen*, ehe sich der Vf. nach S. 9. u. 10. *mit Rufslands Wichtigkeiten befafst*, sind seine Vorschläge nicht neu und nicht wichtig genug, dafs man sie hier als Einleitung zu historischen Untersuchungen dulden könnte. Eben so wenig werth und zweckmäfsig sind indefs auch diese. Sie enthalten meistens nichts weiter, als eine trockne Uebersicht der rufsischen Geschichte, wie man sie in dem ersten besten Handbuche der Geschichte weit besser findet. Unter den zweckmäfsigen Begebenheiten werden, so wie in den Briefen, neben *der rufsischen* Geschichte, die der Vf. überhaupt als den Hauptgegenstand seiner Betrachtungen ansieht, und an die er alle übrigen anreihet, auch noch der Türkenkrieg, die Vorfälle in Polen und die Revolutionen in Frankreich, Holland, Italien und der Schweiz bis zum 18. Brumäre, nach seiner Manier, *freymüthig* abgehandelt. Diese Manier läuft aber nur auf eine höchst trockene und widrige Aufzählung und Wiederholung der bekanntesten Zeitungsnachrichten hinaus, deren Prüfung hier sehr überflüfsig seyn würde. Von dem Stile nur ein Paar kurze Proben: S. 216. „Aus einer solchen trüben Tiefe schwingt nun die Geschichte sich hinauf zu dem Prunk des freudigen Taumels am Hofe Elisabeths, wo am 25. April 1742 das Fest der Krönung mit allen Sollennitäten zu Moskau vollzogen wurde, welcher Prunk auch durch Aufführung einer Oper vermehrt ward." S. 440. „Ist gleich der Plan dieser Aufsätze zu einer förmlichen Befassung der allgemeinen Begebenheiten nicht verabsichtet: (?) so führen doch diese und jene Auftritte so viel Influenz mit sich, dafs sie ohne besorglichen Anstofs hier mit eingeflochten werden dürfen."

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *C. W. Barton's sichere Mittel, Wanzen und Motten auf immer zu vertreiben*; vermehrt mit einigen Mitteln der Deutschen, hier vorzüglich durch Hülfe der Sabadille, gegen Wanzen, Würmer und den Bandwurm insbesondere. Neue Auflage. 1803. 16 S. 8. (2 gr.) — Die *erste* Auflage dieser Schrift kennt Rec. nicht. Bartons Mittel gegen die Wanzen wären 1. ein Gemenge von weifser Seife, Grünspan und Tabak; 2. Seifenfiederlauge und Leim mit Weinessig; 3. Fischthran und ungelöschtem Kalk; 4. Scheidewasser, Kupferwasser und Rindsgalle; 5. Kalk mit Vitriolwasser; 6. stark riechende Dinge als Ellernholz, Schwefeldampf und Pferdedecken; 7. gestofsener Pfeffer und Talg; gegen die Motten Terpentinöl, Einwickeln in leinene Tücher und Räuchern mit spanischem Pfeffer. Die Herausgeber, angeblich eine Gesellschaft von Deutschen, empfehlen gegen die Wanzen 1. Salmiak, Sublimat, Ochsengalle mit Steinöl, Kienöl und Baumöl; 2. Rindsgalle, Knoblauch, Schwefel, Baumöl und Essig; 3. Saft saurer Zitronen; 4. Quecksilber mit Schmierseife abgerieben; 5. Seifenschaum; 6. Fliegenschwamm, und 7. gegen Würmer [Ascariden] und Bandwürmer Sabadillsamen, und das von Alexander I. geschenkte, in der Petersburger Zeitung und dem Frankf. Risstretto, auch Reichsanzeiger bekannt gemachte Mittel.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 11. *März* 1806.

PHILOSOPHIE.

MEISSEN, b. Erbstein: *Die Theorie der Gesetzgebung*, aufgestellt von *J. R. Bergk*. 1802. XX u. 366 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. dieses scharfsinnigen, gründlichen und in der besten moralischen und politischen Tendenz abgefassten Werks, nimmt den Begriff von Gesetzgebung hier in einem viel weitern Umfang, als dem gewöhnlichen. Er wollte überhaupt die Gesetze des Denkens, Erkennens und Handelns aufstellen, um zu bestimmen, was der Mensch wissen kann; welche Pflichten er zu erfüllen hat, und welche Rechte ihm im Verhältnifs zu seines gleichen zukommen. Daher erörtert er zuvörderst den ganz allgemeinen Begriff eines Gesetzes, das ihm eine Regel ist, welche man als die nothwendige Bedingung von etwas durch Vorstellungen oder Handlungen zu bewirkenden zu betrachten hat. So viel es nun ursprüngliche Thätigkeiten und Bestrebungen des menschlichen Geistes gibt, welche einen verschiedenen Inhalt zum Denken liefern, eben so viel specifisch verschiedene Gesetze gibt es auch. Sie betreffen aber alle entweder das Denken oder das Erkennen, oder das Handeln: der Verstand und die praktische Vernunft sind daher die beiden Vermögen, welche sich im Gemüth als urfprünglich gesetzgebend ankündigen. Jener sagt, was wahr, diese, was gut und rechtlich ist; jener ist im Denken und Erkennen, diese im Handeln gesetzgebend. Die Gesetze, welche dem Verstand ihr Daseyn verdanken, sind *theoretische*; diejenigen, welche aus der praktischen Vernunft entspringen, sind *praktische*. Aufser diesen beiden Arten gibt es noch eine dritte, wesentlich von beiden verschiedene, Art, nämlich die *pragmatischen* Gesetze, welche lehren, wie man es anfangen müsse, um sich glücklich zu machen, und aus der theoretischen Vernunft entstehen, indem solche die Materialien der Erfahrung bearbeitet, und wenn sie sich mit dem von ihr in Ideen umgebildeten empirischen Begriffe des Verstandes an das Begehrungsvermögen wendet, dieselben als Gesetze des Zweckmäfsigen für diefs Vermögen aufstellt. Nun beziehen sich die theoretischen Gesetze entweder auf den Verstand allein, oder auf den Verstand und die Sinnlichkeit zugleich, und bestimmen sowohl das im blofsen Denken, als im Erkennen Wahre, d. i. die formale und materielle Wahrheit. Die praktischen Gesetze nehmen entweder den Willen eines jeden Menschen an und für sich, oder den Willen eines und aller zusammen in Anspruch. Jene sind *ethische* (Tugend-), diese *juridische* (Rechts-) Gesetze. Die ethischen Gesetze sind Tugendgesetze in Ansehung meiner, und Tugendgesetze in Ansehung anderer: die Rechtsgesetze sind Gesetze des Privatrechts oder des öffentlichen Rechts, nämlich Gesetze des Staatsrechts und zwar des bürgerlichen Rechts, des peinlichen Rechts und des Polizeyrechts, oder Gesetze des Völkerrechts, oder des weltbürgerlichen Rechts. Eben so sind die pragmatischen Gesetze theils Gesetze der Privatklugheit, theils Gesetze der öffentlichen Klugheit.

Ein *theoretisches* Gesetz ist eine nothwendige und allgemeine Regel, die jemand befolgen mufs, wenn er etwas als Wahrheit denken oder erkennen will; und vermittelst eines praktischen Gesetzes erkennt jemand nicht allein das Gute und Rechtliche, sondern er erhält auch zugleich das Gebot, das Gute zu thun, und das Verbot, das Böse und das Unrecht zu unterlassen. Die *praktischen* Gesetze kündigen sich daher im Bewufstseyn als Pflichten an. Die *ethischen* Gesetze fordern, dafs nicht allein der Wille mit dem Gesetz übereinstimme, sondern dafs dieses auch der Bestimmungsgrund der Uebereinstimmung sey, und dafs man demselben aus blofser Achtung gegen die Vernunft gehorche; die *juridischen* hingegen verlangen zwar auch, dafs die Willkür mit dem Gesetz übereinstimme, aber sie machen dieses nicht zum Bestimmungsgrund derselben, sondern überlassen die Wahl der Triebfedern zum Thun oder Unterlassen, dem Belieben; mag dieselbe eigennützig oder uneigennützig seyn, diefs ist in Ansehung der Rechtlichkeit der Maximen einerley, wenn diese nur allgemein seyn können. Die *pragmatischen* Gesetze wenden sich auch an das Begehrungsvermögen; aber sie verpflichten daselbe nicht, sondern rathen ihm blofs an, dafs, wenn es seine Neigungen, Wünsche und Begierden befriedigen wolle, es dieses oder jenes thun oder unterlassen müsse.

Wenn aber Gesetze wirklich seyn sollen: so müssen sie gegeben werden. Diefs erfordert eine Gesetzgebung, das heifst den Akt, nicht allein prak-

Digitized by Google

tiſche, ſondern auch theoretiſche Geſetze zu geben. Der Begriff derſelben umfaſst demnach nicht bloſse Willenshandlungen, welche die praktiſche Vernunft in Anſpruch nimmt, ſondern auch Beurtheilungen in Rückſicht des Wahren und Zweckmäſsigen, welche durch den Verſtand und die theoretiſche Vernunft beſtimmt werden. Folglich begreift die Geſetzgebung 1. die Art und Weiſe, wie Geſetze möglich werden; 2. den Akt, durch den ſie in die Wirklichkeit übergehen; und 3. die Gewalt (Kraft), die die Geſetze als nothwendige Vorſchriften zur Bewirkung und Erlangung von etwas ausſpricht. Ihr allgemeiner Charakter beſteht darin, daſs ſie Geſetze gibt, und als der Urheber derſelben anzuſehen iſt. Theorie der Geſetze iſt eine wiſſenſchaftliche Anweiſung, wie das Wahre, Gute, Rechtliche und Zweckmäſsige erkannt und gefunden werden kann, und die Theorie der Geſetzgebung lehrt die Grundſätze, die man befolgen muſs, wenn man das durch die verſchiedenen Geſetze beſtimmte und erkannte Wahre, Gute, Rechtliche und Zweckmäſsige ausführen will. Beide ſollen nicht allein zeigen, was Wahr u. ſ. w. iſt, ſondern ſie ſollen auch eine Anweiſung geben, wie man es anfangen müſſe, um ſich in allen Fällen und unter allen Umſtänden keinen Verſtoſs gegen die Wahrheit, die moraliſche Güte, die Gerechtigkeit, und die Zweckmäſsigkeit im Beurtheilen und Handeln zu Schulden kommen zu laſſen. Und da eine Theorie wiſſenſchaftlich ſeyn muſs: ſo muſs die Belehrung und Anweiſung nach Principien geſchehen, welche jeder Art von Geſetzen und Geſetzgebung eigenthümlich ſind, und die ihren Charakter, ihren Inhalt und die Gränzen ihrer Anwendbarkeit beſtimmen. So begründet alles, wodurch ſich der menſchliche Geiſt auf eine beſondere Art thätig beweiſt, ein beſonderes Gebiet von Erkenntniſſen, welche nach den ihnen eigenthümlichen Geſetzen beurtheilt werden müſſen. Ueber den politiſchen Geſetzgeber, als ſolchen, darf man daher nicht nach den Principien der Moral, ſondern nach den Grundſätzen des Rechts und nach den Regeln der Klugheit entſcheiden, und nie dürfen die verſchiedenen Gebiete der Beurtheilungen mit einander vermiſcht werden, wenn die Wiſſenſchaft gedeihen und jedem zu beurtheilenden Gegenſtande ſein Recht widerfahren ſoll.

Den Geiſt, mit welchem dieſe Unterſuchungen angeſtellt werden müſſen, bezeichnet der Vf in der Vorrede ſehr wahr und treffend. Wer, ſagt er, keine andere Zurückhaltung bey ſeinem Forſchen nach dem, was wahr iſt, kennt, als die Furcht vor dem Irrthum, und dabey weder eine irrdiſche, noch eine überirrdiſche Macht ſcheuet, ſo lange er nur die Geſetze von beiden pünktlich beobachtet, der wird auch kein Bedenken tragen, alles, was er in Anſehung des zu unterſuchenden Gegenſtandes für wahr hält, freymüthig zu bekennen; allein er wird ſich auch beſcheiden, daſs, wenn ſchon ſeine Gedanken von dem, was irgendwo als poſitives Geſetz gilt, abweichen, es doch ſeine Schuldigkeit erfordere, jedem beſtehenden Geſetz pünktlichen Gehorſam zu leiſten; weil dieſer allein einen rechtlichen Verein erhält. Und wenn er auch ſchon überzeugt iſt, daſs dieſe oder jene Regierungsform allein den Forderungen des Rechts entſpricht: ſo wird er ſich doch in demjenigen Staat, in welchem er lebt, wie ſeine Regierungsform auch beſchaffen ſeyn mag, ſtets als den treueſten Unterthan zeigen. Er wird wünſchen, daſs nach den Ideen des Republicanismus regiert werde: allein er wird nie ſeine Hand einem frevelhaften Unternehmen leihen, welches irgend einen gewünſchten Zeitpunkt mit Gewalt herbeyzuführen verſucht. Allein wenn jemand auch pünktlich den beſtehenden Geſetzen gehorcht: ſo wird er doch ſtets die Freyheit in ſeinen Urtheilen bewahren: denn wer dieſe aufgibt, der handelt eben ſo unmoraliſch, als verderblich. Die Freyheit im Urtheilen führt zur Wahrheit, macht zur Tugend geneigt, und flöſst Achtung gegen das Recht ein; und derjenige, der ſelbſt dann beuchelt, wenn er eine Unterſuchung über irgend einen Gegenſtand öffentlich bekannt macht, mag zwar in alle Sättel gerecht ſeyn, aber weder die Sache der Wahrheit noch die Sache des Rechts gewinnt etwas durch ihn. Es iſt beſſer ſchweigen, als ſeine Ueberzeugung nicht ausſprechen, und es iſt Pflicht, ſich keiner Unwahrhaftigkeit ſchuldig zu machen, weil dieſe den Keim alles Guten und Groſsen, alles Heiligen und Ehrwürdigen gänzlich zerſtört.

Nach dieſem Plan und mit der angegebenen, anſtändigen, nicht nur unverfänglichen, ſondern auch höchſt heilſamen, Freymüthigkeit, erörtert der Vf., nach einer vorausgeſchickten Einleitung über Geſetzgebung, deren Theorie und den verſchiedenen Arten der Geſetze §. IV — VI. zuvörderſt die *theoretiſchen* Geſetze. Als Geſetze des Wahren gibt er an die Geſetze des bloſsen Denkens oder Kriterien der formellen Wahrheit; Geſetze des Erkennens oder metaphyſiſche Geſetze der Wahrheit; Geſetz des Erkennens der äuſsern Gegenſtände; Geſetz des Erkennens der Gegenſtände des innern Sinnes; Geſetz des Daſeyns oder der Wirklichkeit; Geſetze der Wahrheit der a priori ſchen Erkenntniſs; Geſetze der Wahrheit der Erfahrungserkenntniſs; Geſetz der Wahrheit der philoſophiſchen Erkenntniſs; der mathematiſchen Erkenntniſs; der hiſtoriſchen Erkenntniſs. Alsdann wendet er ſich (§ VII. VIII.) zu den praktiſchen Geſetzen, beſtimmt (§. IX.) genau den Unterſchied der ethiſchen und rechtlichen Geſetze, und entwickelt (§. X.) das *ethiſche Geſetz*, welches als Erkenntnisgrund ſo lautet: „alles, was aus bloſser Achtung gegen die Vernunft durch Freyheit möglich iſt, iſt moraliſch geboten, und was bloſs um das Gebotenſeyn gethan wird, iſt ethiſch wahr;" und als Beſtimmungsgrund: „jeder ſoll ſeinen Willen nach einer Maxime beſtimmen, die nicht allein allgemeines Geſetz ſeyn kann, ſondern die auch zugleich aus bloſser Achtung gegen die Vernunft in die Willenshandlung aufgenommen wird." Aus dieſem Geſetz entſpringen die Tugendpflichten (§. XI.), fowohl die

gegen

Digitized by Google

gegen sich selbst, beides vollkommne und unvollkommne (§. XII.), als gegen andre (§ XIII.) in Anselung ihrer Glückseligkeit und der ihnen schuldigen Achtung. Die höchste Tugendpflicht von allen ist die Achtung gegen die Menschheit und die Behauptung ihrer Würde; daher ist das Gesetz, welches in Rücksicht der scheinbaren Collision der Pflichten (§. XIV.) Statt findet, folgendes: „jede Pflicht, welche die Behauptung der Achtung gegen die Menschheit unmittelbar zur Absicht hat, ist höher als diejenige, welche das nur mittelbar beabsichtigt, und jene muss eher gethan werden, als diese, und je entfernter eine Handlung als Pflicht von der Erhaltung des Menschen als einer Person ist, desto geringer ist ihr Werth."

Die einzelnen, von dem Vf. aufgestellten, Sätze scheinen uns sowohl an sich richtig, als in ihrer Folge zweckmäßig entwickelt zu seyn: auch finden wir die Abfassung im Ganzen deutlich und bestimmt, so viel nur die Sprache der neuern philosophischen Schulen solches nach der Ansicht der Uneingeweihten zulässt. Wir können ihm aber hierin um so weniger folgen, da wir unsre Begriffe von der *Gesetzgebung* nach dem bisherigen Sprachgebrauch gebildet haben, und auch nach einer sorgfältigen Prüfung des Systems des Vfs. noch immer dafür halten, dass man diese Wissenschaft besser auf die eigentlich juridischen Gesetze, wie der Vf. sie nennt, beschränke. Denn in Ansehung der ethischen Gesetze ist, wie er selbst sehr richtig sagt, keine äussere Gesetzgebung möglich, welche dem Menschen seine Verbindlichkeit durch eine fremde Willkür auflegt; wohl aber in Ansehung der juridischen. Ethische Gesetze können daher nie positiv werden, wie es mit den juridischen der Fall ist. Nun scheint uns aber diese Verschiedenheit in Art der Auflegung der Verbindlichkeit, oder mit andern Worten, die Anknüpfung eines Zwangs an das Gesetz, auf die menschliche Handlungsweise einen so wichtigen Einfluss zu haben, dass wir beide Wissenschaften lieber von einander trennen möchten, und die Wissenschaft von den theoretischen und den ethischen Gesetzen ungern zu der Theorie der Gesetzgebung ziehen wollten, als welche es nach den angenommenen Begriffen nur mit solchen Gesetzen zu thun hat, die derjenige, welcher sie als Regeln vorschreibt, auch aufrecht erhalten kann. Ueberhaupt dürfen wir nicht verschweigen, dass es uns in mancher Rücksicht räthlich scheint, bey Behandlung der für das menschliche Leben, insonderheit in der bürgerlichen Gesellschaft, praktischen Wissenschaften, nicht ohne sehr erhebliche Gründe ganz neue Formen einzuführen, weil sonst diese Hülle nur zu leicht eine Klasse von Lesern ganz abschreckt, auf welche der Schriftsteller allerdings wünschen muss mit zu wirken, und welche doch manche gute und fruchtbringende Idee auffasst, wenn sie ihnen in einem bekannteren Gewande vorgetragen wird. *Montesquieu's* unsterbliches Werk würde sicher bey weitem nicht so viel gewirkt haben, wenn es in schulgerechter Form abgefasst wäre, und die oft tiefsinnigen Untersuchungen der Engländer über Wahrheiten des Staatsrechts sind um nichts weniger eindringend, weil sie nicht in deutsche Systemsprache eingezwängt werden.

Das *Rechtsgesetz* (§. XV.) lautet dem Vf. als *Erkenntnißgrund* so: „jede Handlung, welche mit der Freyheit der Willkür Eines und Aller nach einem allgemeinen Gesetz bestehen kann, ist rechtlich," und als *Bestimmungsgrund — positiv*: „schränke alle deine Handlungen auf die Bedingung ein, dass sie mit den Handlungen aller Andern als freyer und vernünftiger Wesen nach einem allgemeinen Gesetze zusammen bestehen können," und *negativ*: „enthalte dich jeder Aeußerung deiner Willkür, welche nicht Princip einer allgemeinen Gesetzgebung für die Handlungen vernünftiger und freyer Wesen, die mit einander im wechselseitigen Einfluss stehen, seyn kann." Nachdem er nun erwiesen hat, dass dem Menschen Rechte zuftehen (§. XVI.), bestimmt er das Gesetz des angebornen (§. XVII.) und des erworbenen (§. XVIII.) Rechts, erörtert (§. XIX. XX.) Zweck und Organisation des Staats, und Inhalt, Zweck und Gränzen der öffentlichen Gesetzgebung, ingleichen (§ XXI – XXII.) die Arten von *öffentlichen Gesetzgebungen* und die Maximen, welche jeder öffentliche Gesetzgeber zu beobachten hat. Die *Staatsgesetzgebungen* behandelt er (§. XXIII — LIV.) vollständiger als die übrigen Arten von Rechtsgesetzgebungen, weil jene für den Menschen in Bezug auf seines Gleichen die wichtigste ist, und weil, so lange die Staaten keine rechtlich organisirte Verfassungen haben, weder feine Cultur, noch feine Sittlichkeit in dem Masse gedeihen kann, als es der Fall seyn wird und muss, wenn die Gerechtigkeit das oberste Princip der Staatsformen und ihrer Handhabung seyn wird. Für die einzelnen Zweige derselben werden die Gesetze als Erkenntnis- und als Bestimmungsgrund, in eben dem Sinn und in eben der Sprache, als die oben angeführten, entwickelt. Im Ganzen stimmen wir den Ansichten des Vfs. völlig bey, und wir sind auf mehrere treffende, mit vorzüglichem Scharfsinn ausgeführte Bemerkungen gestossen, die zum Theil aus der genauern systematischen Darstellung zu fliessen scheinen, ob wir gleich bey einigen Gegenständen, wie z. B. über die peinlichen Strafen verschiedener Meynung seyn müssen. Was aber den Vortrag betrifft: so halten wir uns verpflichtet, unsre obige Aeußerung um so mehr zu wiederholen, als Deutlichkeit und Bestimmtheit an verschiedenen Stellen durch die Sprache dürften gelitten haben. Uebrigens erörtert der Vf. hier beyläufig auch einige besondere Fragen z. B. über den Handel, den er wohl nicht ganz richtig für ein völliges politisches Adiaphoron hält; über das Verhältnis des Staats zur Kirche, welche er mit Recht als ganz unabhängig von dem Staat betrachtet (wogegen wir keineswegs mit ihm einverstanden sind, wenn er sagt, dass auch die Schul- und Erziehungsanstalten den Staat nichts angehen, sondern vielmehr dafür halten, dass ihm hierin eine Oberaufsicht seiner Selbsterhaltung

wegen

Digitized by Google

wegen allerdings zukomme); über das Verhältnifs des Schriftstellers und Verlegers, welches er sehr richtig in blofs persönliche Anfsprüchen fetzt, woraus denn auch folgt, dafs der Nachdruck widerrechtlich fey und von dem Staat bestraft werden müsse, weil der Nachdrucker eine des Vfs. Rechte betreffende Handlung in deffen Namen vornimmt, ohne dazu seine Erlaubnifs zu haben. Das *Völkerrecht* (§. LV —LVIII.) ist der Inbegriff der Bedingungen, unter welchen sich Staaten als Personen neben und bey einander behaupten, so dafs jeder seine Willkür auf die Bedingung einschränkt, dafs sie mit der Willkür aller Andern als frey, aber allgemein gesetzlich bestehen kann. Dieses Recht aber existirt nur in der Idee, und es hat keine Realität und Gültigkeit, bis es mittelst eines Völkerbundes durch eine öffentliche Gesetzgebung bestimmt wird; wie denn auch im Kriege blofs das Verhältnifs des Menschen zum Menschen noch gültig ist, dessen Gesetze von niemand verletzt werden dürfen, ohne sich muthwillig seiner Würde als Mensch zu entäufsern. Um so mehr ist die Abschliefsung des ewigen Friedens Pflicht, weil er allein den Rechten Eines und Aller Sicherheit gewährt, und dem rechtslosen Kriegszustande der Staaten ein Ende macht; wenn aber der Vf. auch meynt, dafs die Natur, trotz des Widerspruchs der Menschen, stets auf die Beförderung dieses Friedens hin arbeite: so fürchten wir, dafs dieser fromme Wunsch noch von seiner Erfüllung gar weit entfernt sey, da die cultivirte Welt hierin bisher nur sehr geringe Fortschritte gemacht hat. Das *Weltbürgerrecht* endlich (§. LIX.) ist auf die mögliche Vereinigung aller Menschen angelegt, und begreift daher die Bedingungen, unter welchen Alle Menschen einander als juridische Personen behandeln. Es gründet sich auf die Hospitalität der einen Nation gegen die andere, und vermöge desselben darf keine der Andern den Verkehr mit ihr verlagen, so wie denn überhaupt das strenge Befolgen von Rechtsgesetzen, wenn auch nicht allemal für den Einzelnen, doch für Alle, die besten und glücklichsten Folgen hat.

Die *pragmatischen* Gesetze (§. LX—LXII.) der *Privat-Klugheit*, welche die physische, geistige, ästhetische und moralische Glückseligkeit des Menschen, sowohl für sich, als in dem Verhältnifs mit andern befördern, mufs sich jeder selbst machen und sie selbst befolgen; die der *öffentlichen Klugheit* mufs sich der Regent entwerfen, wenn er den Vortheil des Staats sich zu seinem angelegenen Geschäft macht, und die Beherrschten und seine Nachbaren mit sich zufrieden machen will. In Anfehung jener lautet das Gesetz so: „der Regent thue alles, was er rechtlicher Weise thun soll, und unterlasse alles, was die Menschen selbst thun dürfen, und was sich von selbst macht" —; er ehre ihre Freyheit, achte ihre Menschheit, und überlasse ihnen alles, was jeder nach seinem Sinn ausgerichtet haben will, so lange dadurch nur niemand Unrecht geschieht. Gegen andere Staaten ist die allgemeine Regel, die der Regent zu beobachten hat, Schonung ihrer Unabhängigkeit und Ehrfurcht gegen alle ihre Rechte. Ehrlichkeit ist die beste Politik, und wenn auch List *und Tücke* manchmal triumphiren: so können sie es doch in die Länge nicht gegen das Recht aushalten: sie stürzen endlich denjenigen, der sich ihrer bedient, in die Grube, die er Andern gegraben hat.

Am Ende zeigt der Vf. noch, dafs es kein oberstes Gesetz gebe, auf welches sich alle andere Gesetze beziehen, und woraus sie sich ableiten liefsen. Er schliefst dann mit einer dringenden Einschärfung der Achtung für die Menschheit. Man darf nie an dem Menschen verzweifeln, dafs es besser mit ihm werden werde, wenn sich auch der Schein dagegen sträuben sollte, der doch sogleich in nichts verschwinden mufs, wenn die Menschen besser seyn *wollen*. Das Zweifeln in dieser Angelegenheit ist das Grab des Guten, so wie der Glaube an die Fortschritte des Menschengeschlechts zum Bessern den Samen zu tausend guten Handlungen ausstreuet, und endlich die Herrschaft der Aträa wieder auf die Erde zurückruft.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Frankfurt u. Leipzig: Die von allen Fehlern ganz gereinigte Essigbrauerey nach alter Art und dabey nach der neuesten und vortheilhaftesten Erfindung*, nebst sicherer Anweisung, Hefen zu machen, so viel man verlangt, mehr als eine Sorte von bester Eigenschaft und alle umsonst. Welchem noch beygefügt, nützliches Verfahren beym Branntweinbrennen. *Neue* Auflage. 1805. 25 S. 8. (4 gr.) — Bey aller Sonderbarkeit des Titels, der eher Mifstrauen als Vertrauen erweckt, haben wir doch ein gutes Verfahren, Essig zu bereiten, in diesen Bogen gefunden. Eine Mischung aus Weizen- und Gerstenmala schickt sich zu der Essigbereitung am besten. Das Mala wird eingebrauet, das Abgeseihete durch Hefen in Gährung gesetzt und dann die Essiggährung am besten in Töpfen, die man mit Papier zubindet, veranstaltet. Alle Essigfermente als Sauerteig, Rosinenthiele u. d. w. werden, und zwar mit Recht, als unnütze betrachtet, so auch das von *Hahnemann* empfohlne Schütteln in der Tonne. Etwas zugesetzter, schon fertiger Essig ley das beste Essigferment.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 13. März 1806.

NATURGESCHICHTE.

DARMSTADT, im Verlage d. Herausgeber: *Deutsche Ornithologie* oder Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands in naturgetreuen Abbildungen und Beschreibungen. Herausgegeben von *Borkhausen, Lichtthammer, C. W. Becker, Lembke* und *Becker dem Jüngern. VIII* bis *XII.* Heft 1803 u. 1805. gr. Fol. (Jedes Heft 3 Rthlr. 8 gr.)

Die gegenwärtigen Hefte dieses deutschen Prachtwerks, wovon die frühern in der A. L. Z. 1803. Num. 327. beyfällig angezeigt worden, stehen jenen an Schönheit und Richtigkeit nicht nach. Die *erste* und *zweyte* Kupfertafel von Heft *VIII.* enthält eine treue Darstellung der *Halbeuyhe* männlichen und weiblichen Geschlechts, die beide so auffallend in der Farbe und Zeichnung verschieden sind, dafs sie die mehrsten Ornithologen für verschiedene Arten unter dem Namen *Falco cyaneus* und *Pygargus* und andern mehr ausgegeben haben. Der Blick verweilt mit Wohlgefallen auf den so unvergleichlich schön gezeichneten und gestochenen Figuren. Eben so vortrefflich ist auf der *dritten* Tafel der *Dorndreher* (*Lanius spinitorquus*) nach beiden Geschlechtern dargestellt. Im Darmstädter Museum trifft man eine Ausartung dieses Vogels mit einem Kreuzschnabel (*Lan. sp. forficatus*) an. Die *vierte* und *fünfte* Kupfertafel stellt das Männchen und Weibchen der *Spitzente* (*Anas acuta*) dar, und im Text finden sich mehrere neue Bemerkungen über Gestalt und Lebensart dieses schönen Wasservogels. Die *Differentia specifica* ist etwas weitläuftig, aber dafür auch desto bestimmter.

Männchen: Kopf rofenfarbig kupferglänzend, an beiden Hinterfeiten deffelben eine fchmale, vom Halfe hineinziehende, weifse Linie — *Hals fehr lang und dünn* — Spiegel grün und röthlich kupferglänzend, oben ftrohgelb, unten fchwarz und weifs gefäumt — Schwanz lang und zugefpitzt mit zwey fchwarzgrün glänzenden, einige Zolle vorragenden, Mittelfedern — Füfse graugrünlich (nicht afchgrau nach mehrern Schriftftellern) — Oberleib mit weifsen und graubraunen Wellenlinien — Vorderhals, Bruft und Unterleib weifs.

Weibchen: Kopf, Oberleib, überhaupt die Hauptfarbe lerchengrau gewölkt und durchfchollen — Unterleib bräunlich fchmutzig weifs — Hals mittelmäfsig lang — Schwanz zugefpitzt ohne vorragende Mittelfedern — Füfse wie am Männchen — Spiegel ein undeutliches Gemifch aus braun, grau und ftrohgelb (bey fehr alten wie am Männchen).

Auch die *fechste* Kupfertafel, welche beide Geschlechter des *Bergfinken* (*Fringilla montifringilla*) enthält, macht Künftlern und Herausgebern ehre. Es ist auch keine Feder verfehlt.

Im *IX.* Hefte fteht auf der *erften* Kupfertafel der *Adler mit den weifsen Augenkreifen* (*Aquila leucamphomma Bekkeri*), den *Bechftein* in feinem ornithologifchen Taschenbuche *Falco* (*Aquila*) *leucopfis* nennt. Es ist das Weibchen, und nur ein flüchtiger Blick zeigt, dafs dieser Vogel eine eigene Art und nicht der *Flufsadler* (*Falco Haliaetos, Lin.*), der als Männchen und Weibchen auf der *zweyten* und *dritten* Kupfertafel abgebildet fteht, ift. Rec. kennt diesen Vogel auch, und kann verfichern, dafs die Figur fehr treu ift, obgleich fein Vogel etwas dunkler auf dem Rücken war, und am Unterleibe eine etwas dichtere Zeichnung hatte; vielleicht dafs diefs den Unterfchied des Gefchlechts ausmacht, wie bey *Falco apivorus*. Diefer feltne Vogel wird hier folgender Mafsen befchrieben. *Kennzeichen der Art:* Kopf und Hals ftark, erfter platt gedrückt, mit Pfeilfpitzen, am Hinterkopfe wegftarrenden, Federn; Wachshaut und etwas lange gefchuppte Fufswurzeln blafsblau; Augenkreife *weifs und wollig*. *Befchreibung:* des Weibchens Länge von der gekrümmten Schnabelfpitze bis zum Schwanzende ift 2 Fufs 8 Zoll; die grofsen Flügel klaftern 6 Fufs 11 Zoll, ragen gefaltet ein wenig über die Schwanzfpitze, und hängen, ohne von den Seitenfedern des Körpers (Flügeltragfedern) unterftützt zu werden, jedoch am Schwingenende gekreuzt, am Körper. Der Schnabel ift ftark, zahnlos und bläulich hornfarben; der Augenftern hochgelb; die Wachshaut und die etwas langen, jedoch ftämmigen, klein gefchuppten nackten Fufswurzeln find fchwach blau, und die Ferfen vorn herein mit einigen Federn bedeckt. Die Gegend um die Augen ift 6 Linien breit *rings herum* mit weifsen wollartigen Federn (Flaum) verfehen; die Stirn einige Linien breit weifs mit einzeln eingeftreuten Borftenfedern; der Kopf fammt dem ganzen Oberleibe roftbraun; die Schwungfedern dunkelbraun, und die der zweyten Ordnung fchmal weifs gefäumt; die Kehle weifslich mit fchmalen roftfarbigen Federn;

chen; der Bruftfleck roftfarben; Unterleib und Schenkelfedern weifs mit einzelnen, pfeilartigen fchwach roftfarbigen Querflecken; der Schwanz auf feiner Oberfeite dunkelbraun mit fchmaler weifser Kante, auf der Unterfeite aber fchmutzig weifs. Die gebogenen fchwarzen Krallen find nach Verhältnifs der körperlichen Gröfse nicht fonderlich ſtark.

In der *vierten* und *fünften* Abbildung und der dazu gehörigen Befchreibung erhalten wir eine treue Schilderung der *weifsäugigen Ente (Anas leucophthalmos, Borkhauſen)*, die *Naumann* Mooreute nennt, und die wahrfcheinlich nichts anders als die *Anas Nyraca* ift, die *Gülden ſtädt* im 12. Bande der neuen Abhandlungen der Petersburger Akademie S. 403. befchrieben hat, und die von da ins Syſtem gekommen und von andern Schriftſtellern aufgeführt worden ift. Sie ift in Deutfchland manches Jahr im Sommer und Winter nicht felten. Die *Kennzeichen* find:

Männchen: Der auf dem Scheitel etwas gefchopfte, auf den Seiten zufammengedrückte Kopf, der Hals und die Bruft fchön rothbraun; Oberleib und ein 6 Linien breiter Ring um den Hals fchwarzbraun, erfterer mit dunkelgrünem Schiller; Bauch weifs; Seidenfedern und das *Crifium* fchmutzig roftbraun; *Stern im Auge*, Flügelſpiegel, *ein kleiner Kinnfleck* und *die untern Beckfedern der Schwanzwurzel rein weifs*; Füfse dunkelgrünlich.

Weibchen: Alle braun gezeichneten Theile des Männchens ſind hier dunkler, fchmutziger und wie verwafchen, die Federn mit hellerm Rande; der Halsring fehlt; Bauch fchmutzig weifs; Schwungfedern der dritten Ordnung mit einzelnen filberfarbenen Lichtern.

Auf der *ſechsten* Kupfertafel finden wir den *gemeinen Seidenſchwanz*, und zwar den etwas verſteckten Unterfchied zwifchen Männchen und Weibchen fehr deutlich dargeſtellt. Wollte jemand an diefen fchönen Figuren etwas ausfetzen: fo würde es etwa die allzu grofse Lebhaftigkeit ſeyn, die ſie in der Stellung und dem ganzen Charakter zeigen: denn bekanntlich ift der Seidenfchwanz ein ganz harmlofer träger Vogel.

Auf dem Umfchlag zu diefem Hefte fuchen ſich die Vff. in einer *Nachricht an den Leſer* gegen einige Erinnerungen des Rec. bey den vorhergehenden Heften, vorzüglich gegen die zu vertheidigen, nach welcher er wünfchte, dafs ſie wo möglich, beide Gefchlechter von Vögeln, die in der Geſtalt und Farbe von einander abweichen, zu gleicher Zeit in Abbildungen lieferten. Allein die Gründe, die ſie vorbringen, haben Rec. nicht ganz gnügen wollen. Er ift aber ſchon zufrieden, da er in diefer Hinficht ſeinen Wunſch, und gewifs den Wunſch vieler Käufer dieſes vortrefflichen Werks bey diefen neuen Heften, ſo viel als möglich, erfüllt ſieht.

Das *X.* Heft ift bereits A. L. Z. 1805. Num. 145. angezeigt.

Im *XI.* Heft wird fowohl die *erſte* und *zweyte* Kupfertafel, welche die beiden Gefchlechter des *weifslichen Buſſards (Falco albidus)* darſtellt, als auch die Befchreibung dazu den Ornithonologen ſehr intereſſiren: denn hier ſieht er es treu vor Augen gemalt, dafs dieſer Raubvogel *ſpecifiſch* von dem *Mäuſebuſſard (Falco Buteo)* verſchieden und keine *Varietät* deſſelben ift. Seine *Differentia ſpecifica* wird folgender Geſtalt feſtgeſetzt: Mit glatter ſchwefelgelber Wachshaut — ſchwach gezähntem Schnabel — kurzen, mittelmäfsig ſtarken, und ſchwefelgelben Fufswurzeln — weifsem, mit braunen Flecken befetztem, Körper und einigen mittlern Schwanzfedern, die auf gelblichweifsem Grunde, ſchmale braune, jedoch *am Schafte abgeſetzte* Querſtreifen haben. Noch näher unterſcheidet ſich *F. albidus* von *F. Buteo* in folgendem. a. *In Hinſicht der Form der Wachshaut:* bey *F. Buteo* ift ſie etwas erhaben oder bucklich, bey *F. albidus* aber eben und glatt. Auch die Farbe ift bey dieſem immer heller gelb, wo ſie dort, vorzüglich bey alten Vögeln, ins orangefarbene ſpielt. b. *In Hinſicht der Fänge:* ſie ſind bey *F. albidus* etwas ſchmächtiger, und auch ihre gelbe Farbe ift heller. Die dicke Erhabenheit an den Wurzeln der drey Vorderzehen ift übrigens der von *F. Buteo* gleich. c. *In Rückſicht des Auges: F. albidus* hat ſchon im erſten Jahre gelbe Sterne, da, wo ſie bey *F. Buteo* in dieſem Alter graulich, und ſpäterhin nur grünlich grau ſind. d. *In Rückſicht des Kopfs:* er ift bey *F. albidus* kleiner und matter als bey *F. Buteo.* e. *In Rückſicht der körperlichen Gröfse: F. albidus* ift in allen körperlichen Verhältniſſen immer kleiner als *F. Buteo.* f. *In Rückſicht des gezeichneten Schwanzes:* bey *F. albidus* ſind die Querbänder am Schafte *abgeſetzt*, und dieſer bey allen hierher gehörigen Exemplaren — ihr Alter mag ſo verſchieden ſeyn als es wolle — eintreffende Umſtand iſt ein Haupterkiterium dieſes Raubvogels. Bey *F. Buteo* ſind die Querbänder nicht abgeſetzt, näher an einander gereiht und daher zahlreicher. — Das abgebildete und beſchriebene *Männchen* ſcheint noch nicht ſeine ausgebildete Farbe zu haben, wie *Rec.* an dem Exemplare dieſes Vogels ſieht, das er vor ſich ſtehen hat, welcher drey Jahre lang in einem nahen Buchenwalde horſtete, und erſt in dieſem Frühjahre von ihm erlegt wurde. Die Vff beſchreiben ihr *Männchen* ſo: Kopf, Nacken und Rücken ſind weifs, erſterer auf ſeinem Scheitel mit einzelnen kleinen braunen Punkten und Streifen bezeichnet, die dem Nacken entlang, in häufigern und gröfsern braunen, kaum mit einigem Weifs — welches die ſchmalen Ränder einzelner Federn bilden — durchſchoſſene Flecken ſich zeigen, und auf dem Rücken wieder mit mehrerm Weifs beleuchtet ſind. Das Kinn iſt rein weifs, die Bruft und der Unterleib gelblich weifs und auf beiden Seiten derſelben ſtehen herz- und rautenförmige braune Flecken und ſchmale Striche, und ſolche Striche ziehen an manchen Exemplaren auch an beiden Seiten des Schnabelwinkels gegen die Bruſtfeiten herab. Die Flügel u. ſ. w. An *Rec.* Exemplare ſind Oberhals, Oberrücken, Schultern und die kleinen Deckfedern der Flügel oder der ganze Mantel gelblich weifs; nur der Kopf iſt dunkelbraun gefleckt und die Deckfedern der Flügel haben ſchmale, feine dunkelbraune Strichelchen. Der Unterleib iſt ebenfalls gelblichweifs, nur an der Gurgel und den Seiten der Oberbruft mit grofsen

halb

Digitized by Google

halb eyrunden braunen Flecken besetzt; der Schwanz ist oben in seinem hellen Grunde fuchsroth überzogen u. s. w. Die *dritte* Kupfertafel enthält den männlichen und weiblichen *gemeinen Eisvogel (Alcedo Ispida)* nach seinen Geschlechtsfarben sehr sauber dargestellt. Auf der *vierten* und *fünften* Kupfertafel findet man das Männchen und Weibchen des *Gänsesägers (Mergus Merganser)* abgebildet, und es wird dabey aus Erfahrung deutlich gezeigt, dass *Mergus Castor, Linn.* entweder ein junges Männchen oder das alte Weibchen von *Mergus Merganser* sey, wohin auch *M. Gulo Scopoli* gehört. Eben so ist *Mergus rubricapillus, Brünnichs* offenbar ein junges Männchen. Auf der *sechsten* Kupfertafel ist der *Feldsperling (Fringilla montana)* nach seinen beiden Geschlechtern unübertreffbar abgebildet.

Im *XII.* Heft enthält die *erste* Kupfertafel das Männchen und die *zweyte* das Weibchen des *Uhus (Strix Bubo)*. Hier ist sowohl in der Abbildung als Beschreibung die Farbenverschiedenheit des Geschlechts, die man in andern Werken so wenig bemerklich gemacht findet, deutlich angegeben. Auf der *dritten* und *vierten* Kupfertafel befindet sich das Männchen und Weibchen der *Quackente (Anas Clangula)*. Die Kennzeichen des männlichen und weiblichen Geschlechts sind gut aus einander gesetzt, und bey der Lebensart auch manche neue Beobachtung eingeschaltet. Die *fünfte* und *sechste* Kupfertafel stellt das Männchen und Weibchen des *gehäubten Steissfusses (Podiceps cristatus)* vor. Der *Erztaucher (Podiceps s. Colymbus Urinator)* wird auch hier, wie es von *Latham* bereits geschehen ist, für einen jungen Vogel dieser Art gehalten.

Leipzig, b. Crusius: *Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen von J. M. Bechstein. Zweyte* vermehrte u. verbesserte Ausgabe *Erster* Band. 1804. 1355 S. *Zweyter* Band. 1805. 1346 S. 8. m. Kupfern. (8 Rthlr. 18 gr.)

Diese *zweyte* Auflage eines bekannten vortrefflichen Werks (vergl. A. L. Z. 1790. Num. 82. und 1792. Num. 265.) erscheint hier in manchen Stücken verändert. Wir wollen diese Aenderungen kurz anführen und beurtheilen. In dem *ersten* Theile ist, statt der mit Recht verworfenen Linneischen Eintheilung der Säugthiere, eine andere gewählt worden, welche mehr mit der Blumenbachischen übereinstimmt. Der Vf. theilt die Säugthiere in vier Ordnungen: in Thiere mit Hufen, mit Zehen, mit Flughäuten und mit Flossenfüssen. Den Elephanten, Rhinoceros u. s. w. bringt er zu den Thieren mit vielen Hufen; aber wenn man diesen Hufe zuschreibt, so möchte wohl der Begriff von Huf schwer zu bestimmen seyn. Huf ist eigentlich eine hornartige Scheide, welche mehrere *phalanges digitorum* umhüllt, und eine solche fehlt dem Elephanten gänzlich. Uebrigens sind die Abtheilungen dieser Ordnungen die bekannten fast allgemein angenommnen. In den Beschreibungen der einzelnen Arten bemerkt man auch hin und wieder Zusätze und Verbesserungen. Eine ganz neue Art ist hier unter dem Namen *Vespertilio Myotis* aufgeführt, welche man sonst, und Bechstein selbst, für eine grosse Abart der gemeinen Fledermaus *(Vespertilio murinus)* hielt. Dass beide Arten verschieden sind, bezweifelt Rec. nicht, glaubt aber, dass *V. Myotis* unsers Vfs. die wahre *V. murinus Linn.* sey. Das Synonym von Frisch sowohl als von Edwards, welche Linné bey *V. murinus* anführt, gehören zu *V. Myotis*, und Linné fagt ausdrücklich von *V. murinus: aeftate foetens*. Einer genauen Revision und einer mehr wissenschaftlichen Darstellung bedarf das Veterinarische in diesem Theile, welches der Vf. hoffentlich bey einer folgenden Ausgabe verbessern wird. Auch müssen wir ihn auf solche Stellen aufmerksam machen, wo chemische und physische Kenntnisse erfordert werden. Es ist z. B ganz der Theorie zuwider, dass die Katzen wegen ihres elektrischen Felles den Blitzstrahl anziehen; vielmehr zieht es als Nichtleiter die Elektricität weniger an, als die Felle anderer Thiere, welche besser leiten. Es ist unstreitig ein Vorurtheil, dass das Gehirn der Katzen giftig sey, und der Vf. hätte es als ein solches rügen sollen. Doch dieses sind kleine Flecken — Die Naturgeschichte der Vögel hat noch mehr Veränderungen, sowohl in der Anordnung als dem Einzelnen erlitten. Das System ist das Lathamsche mit einigen Veränderungen. Neu aufgenommen sind: der weissköpfige Geyer *(Vultur leucocephalus)*, wobey sich eine vortreffliche Auseinanderfetzung der verwandten Arten findet; der Alpengeyer *(Vultur Trencalos Bechft.)*, Buffons *Percnoptere*, nicht Linné's *Percnopterus*; der Adler mit weissem Augenkreise *(Falco leucopsis Bechft.)*; der weissliche Buffard *(F. albidus Gm.?)*; der graufchnäbliche Buffard *(F. pohorhynchos Bechft.)*; die Rohrweyhe *(F. arundinaceus B.)*; die braune Weyhe *(F. fuscus Merrem*, eigentlich *brunnens Merr.)*; der rothfüssige Falke *(F. rufipes Befeke)*; der isländische Falke *(F. islandicus Gmel.)*; der Geyerfalke *(F. candicans* und *F. lanarius Gmel.)*; der Schlechtfalke *(F. Gyrfalco L.)*; die kurzöhrige Ohreule *(Strix brachyotos Gmel.)*; die krainische Ohreule *(Str. carniolica Gmel.)*; der Zwergkauz *(Str. pygmea Bechft.)*, eine noch nirgends beschriebene Art; der grauköpfige Specht *(Picus canus Gmel.)*; der Elsterspecht *(P. leuconatus B.)*; die Steinkrähe *(Corvus Graculus L.)*. Es ist sehr zu billigen, dass der Vf. sowohl die deutschen als lateinischen Namen, den angenommenen Regeln des Systems gemäfser gebildet hat; wir wünschen, dass er in der Folge auch die schlecht gebildeten, im ornithologischen Tafchenbuche gebrauchten, Gattungsnamen *Sylvia, Saxicola* und *Arenaria* ändern möge, und schlagen dafür die wohlklingenden Wörter *Philomele, Laidion* und *Ammitis* vor. *Falco Melanoëtos* wird jetzt mit Recht zu *F. offifragus* gebracht; Linné's Beschreibung passt nur auf diesen. *Falco leucocephalus* von Gmelin ist ein Gemenge zweyer Arten; der von Catesby abgebildete ist von dem deutschen ganz verschieden; daher mufs für diesen der Name *F. Albicilla* bleiben.

Rec.

Digitized by Google

Rec. hat einen *Falco naevius* vor sich, dem die weissen, als charakteristisch angegebenen, Flecken fehlen; der gestreckte aber kleinere Körper, als an *F. fulvus*, die langen dünnen, bis an die Zehen befiederten, Beine zeichnen ihn hinlänglich aus. Bechstein verbindet *F. maculatus* und *Mogilnik Gmel.* damit. *Falco leucopsis* oder *leucamphomma* ist auch in Mecklenburg geschossen worden. *Falco carolinensis* ist gewiss von *Haliaetos* verschieden, obgleich eine verwandte Art; nie ist der Kopf, selbst an dem jungen Flussadler, so weiss; auch fehlt der schwarze Streif am Halse dem Flussadler gänzlich. Rec., welcher den echten *Falco ater*, vor sich hat, kann sich nicht entschliessen, ihn als Abänderung, oder, wie Bechstein will, als junges Weibchen zu *F. Milvus* zu rechnen; der Kopf ist auffallend kleiner, da er sonst an jungen Falken verhältnismässig grösser zu seyn pflegt, die Schwungfedern ragen über die mittelsten Schwanzfedern hervor und gleichen fast den äussern; die Füsse sind nicht so weit befiedert, als an *F. Milvus*, der ganze Körperbau ist verschieden. Die hier gelieferte Abbildung vom schwarzen Milan ist ganz falsch. Linné's *F. apivorus Fn. suec.* gehört ohne Zweifel zum *F. pollorhynchos* des Vfs.; aber die Synonyma zum gewöhnlich sogenannten *F. apivorus*, welcher sehr variirt, aber sehr leicht an den befiederten, nicht behaarten, Wangen zu kennen ist. Rec. hat ein fast ganz braunes Exemplar mit einzelnen weissen Flecken vor sich. *Falco arundinaceus* scheint wirklich nicht von *F. aeruginosus* verschieden; der letzte kommt mit weisser und gelblich weisser Scheitel vor. Fast möchte Rec. mit Naumann auch den *Falco rufus* mit *F. aeruginosus* vereinigen; indessen ist der Halskragen ausgezeichneter. *F. Subbuteo maior* der ersten Ausgabe heisst jetzt *F. abietinus* und die Unterscheidungszeichen desselben von *F. peregrinus* (unter welchem Namen er in der deutschen Ornithologie abgebildet ist) werden angegeben. Die Eule, welche hier unter dem Namen *Strix hudsonia* beschrieben wird, ist ein sehr schwer zu bestimmender Vogel. Rec. hat einen vor sich, ausgezeichnet durch den ungemein langen keilförmigen Schwanz, und auch sonst dem hier beschriebenen sehr ähnlich; aber Kopf und Oberhals sind mehr braun und weiss marmorirt, der breite Streif am Halse ist einfärbig schwarz. Wahrscheinlich ist dieses *Str. funerea Fn. suec.* Aber die Abbildung von Edwards, bey *Str. hudsonia* citirt, stellt einen ganz andern Vogel dar, der bey weitem keinen so langen Schwanz hat. Es bleiben also wenigstens zwey sehr verschiedene Arten übrig, von welchen die eine, von Edwards beschriebene, den Namen *St. hudsonia* behalten muss. *Corvus Graculus* ist hier sehr schlecht, besser im ornithologischen Taschenbuche abgebildet. *Oriolus Galbula* wird sehr gut zur Gattung *Coracias* gezogen. Die Neumödter hingegen stehen nicht gut unter den krähenartigen Vögeln, mit welchen sie wenig gemein haben; sie sind Mittelding zwischen den Raubvögeln und Sangvögeln, und den beiden Gattungen *Ampelis* und *Muscicapa* am nächsten verwandt. Weiter als bis auf die krähenartigen Vögel geht der *zweyte* Band nicht, dem alle Unterabtheilungen, zur grossen Unbequemlichkeit der Besitzer, fehlen.

Berlin, b. Pauli: Hn. *von Buffons Naturgeschichte der Vögel.* Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern vermehrt durch *Bernhard Christian Otto*, d. W. u. A. Doct., Prof. d. Arzneywissensch. zu Frankfurt a. d. Oder, u. s. w. *Ein und dreyßigster* Band. 1804. 336 S. u. 38 Kupfer. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieser Band einer hinlänglich bekannten Uebersetzung der *Buffonschen Histoire naturelle des Oiseaux* umfasst die Seeschwalben, Tropikvögel, Tölpel, Fregatten und Mewen, und ist sehr reich an schätzbaren Zusätzen des Uebersetzers, die dieser theils aus eigner Beobachtung, theils aus andern Schriftstellern entlehnte. Nur die ersten wollen wir hier erwähnen. Eigne Beschreibungen und Nachrichten von der Lebensart der *grossen Seeschwalbe*, *Sterna Hirundo*, der *kleinen*, *S. minuta*, der *schwarzen*, *S. fissipes*, der *kaspischen*, *S. caspica* und der *kentischen* oder, wie sie Hr. O. nannte, *flüsterschen*, *S. cantica*, die eignen Abbildungen der beiden letztern, so wie der Eyer aller eben genannter Arten von Seeschwalben, die Beschreibungen der *graubraunen Mewe Lacus fuscus*, der *Kittiwake*, *L. tridactylus*, der *grossen grauen Mewe*, und die mitgetheilten Nachrichten von der *Lachmewe*, *L. ridibundus* und die Abbildung des Eyes der graubraunen Mewe verdienen vorzüglich unsern Dank. *Sterna fissipes* und *nigra*, *S. alba* und *candida*, *S. fuscata* und *spadicea* sind nach Hn. O. Muthmaßungen zu einerley Arten zu vereinigen. Brissons aschgraue Seeschwalbe, *S. cinerea*, ist vielleicht eine junge Lachmewe. Die Beschreibungen von *Sterna melopoleucos* und *sinensis* lassen sich der kleinen Seeschwalbe anpassen. Martens sogenannter Bürgermeister scheint dem Ueberf. *L. marinus*, Oedmanns *L. glaucus* ein alter, und die gefleckte Mewe *Larus naevius* ein junger Vogel eben dieser Art zu seyn. Brissons *Gauia cinerea minor* endlich, welche Hr. Oedmann für einen *L. tridactylus* hielt, möchte Hr. Otto lieber für einen alten *Larus Rissa* ansehen. Durch einen sonderbaren Druckfehler sind die Synonymen des *Larus marinus* unter die allgemeine Geschichte der Seeschwalben gerathen.

* * *

Berlin, b. Maurer: *Sagen der Vorzeit* von *Veit Weber. Siebenter* Band, enthält 1. der Fündling von Egisheim; 2. Glaubensmuth; 3. Nackt und bloss. 1798. 366 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Num. 244.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 15. März 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Himburg: *Reise durch einen Theil von Deutschland, Helvetien und Oberitalien im Sommer* 1803. In Briefen an einen Freund. *Drittes* Bändchen. 1806. XII u. 262 S. kl. 8. m. 5 Kpf.

Dieser letzte Theil der, (A. L. Z. 1804. Num. 269.) von uns angezeigten Reise des königl. preuſs. Majors *von Menu*, verdient vollkommnen das damals ertheilte Lob eines lehrreichen Inhalts, einer besondern Aufmerksamkeit auf Kriegsschauplätze und guten moralischen Stimmung. *Sieben* Briefe enthalten die Reise von Genf nach Frankfurt; S. 240. bis zu Ende sind Bemerkungen eines französischen Officiers über die Schlacht bey *Hohenlinden*. Aus diesen ist zu sehen, wie viel Theil an dem Sieg dem General Richepanse zukommt, welcher sich sehr früh am Eingange des Waldes von Mattenpöt im Rücken des feindlichen Centrums zeigte; durch seine Operation schien das Treffen schon entschieden. *Qu'en pensez vous, camarades?* rief Richepanse. *Ils font F.., Général*, antworteten die Grenadiers. Ehe Moreau dieses wissen konnte, formirte er zwey Divisionen in Colonnen und warf den Feind in den Wald zurück. Die verschneyten, schlimmen Wege hielten eine starke Colonne, welche die Oestreicher decken sollte, auf. Man sieht nicht, ob diese bey den 80000 mitgezählt wird, welche als die Streitmacht dieses Tages wider die 60000 Franzosen angegeben werden. Ein anderer, wohl behandelter Punkt der Kriegsgeschichte ist der *Hüninger Brückenkopf*, welcher (Gott weiss warum) drey Monate lang die Beschäftigung eines Heeres wurde, welches die Zeit so viel besser hätte anwenden können. Bonaparte hatte damals kaum noch 40000 Mann. Die Reisebeschreibung selbst wird, wie wir es gewohnt sind, von merkwürdigen Digressionen unterbrochen. Eine derselben betrifft *Hannibals* Zug über die Alpen; *entschieden* wird freylich nichts. Dafs er zu Lyon war, scheint auch uns nach Livius kaum zu bezweifeln. Wir würden auch *Whitaker'n*, der ihn Genf zuführt und welchem die Arve die Druentia wird, *so* weit nicht ungern folgen: bis an den grofsen Bernhardsberg ist es uns *zu* weit. Wie sollte der lemanische See ungenannt geblieben seyn! Eher zog er durch Savoyen, über den Mont Cenis, den Argentiere, wer weifs nach welchem Geschick, durch die kaum gebahnten Strafsen! Kein Mensch hätte des Bernhardtsberges gedacht, ohne den Irrthum mit dem penninischen Gott. Von *Voltaire's* Tod kommen aus *Vanières* Handschrift noch interessante Züge; selbst seinen Feinden mag er bedauerlich vorkommen; das schnöde Weib, die Denis, welche des Greises und des für sie langweiligen Ferney satt war, hat ihn unverantwortlich behandelt. Es ist nicht wahr, dafs er die Wünsche der Pfaffen erfüllt: *Laissez moi mourir en paix*, sagte er dem Pfarrer von S. Sulpice, und verunreinigte ihm die Calotte. Von Genf wird gesagt, seit es Departementsstadt ist, steige die Bevölkerung; übrigens halten die Genfer ihre Nationalfeste, ohne sonderliche Theilnehmung an den französischen. Es wird hier von römischen Alterthümern, die erst gefunden worden, und von der Natur unendlich ältern Ruinen auf dem Salève gehandelt, auch von beiden durch wohlgerathene Kupfer ein Begriff gegeben. Die Brücke bey S. Maurice, deren Bogen einen Raum von hundert dreyfsig Fufs umspannt, hält der Vf. mit Recht für römisch. Durch die ganze Wadt und weiter ist es angenehm dem Vf. zu folgen, wie er die Spuren des Römerreichs und seiner verfunkenen Pracht anzeigt. Obwohl Kehl, Philippsburg, Frankfurt, ihn auf die militärischen Gegenstände zurückführen, vergifst er jene nicht. Ueberall bleibt er als Beobachter und liebenswürdiger Mann sich gleich.

Es sind ihm, wie auf Reisen wohl geschieht, einige, leicht zu verbessernde, Fehler entgangen. Die Elevalade wurde, unfers Wissens, nicht 1703 (S. 46.), sondern nach der Sardinischen Theilnahme an der Beruhigung Genfs 1782 abgeschafft (so dafs altvaterländische Bürger sie zu Hause doch feyerten). Nicht Hauptort (S. 79.), sondern nur die gegen Helvetien äufserste Stadt der Allobrogen war Genf; jener Name kommt eher Vienna zu. S. 81. wäre die Erzählung, „wie nach den Römern Genf zuletzt in die Hände der *deutschen* Kaiser gefallen, und *aus deren Gewalt* in die der burgundischen Könige übergegangen, worauf gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts die *Franzosen* (Franken) sie erobert, und gegen Ende des achten Jahrhunderts auf seinem Zuge nach Italien Karl der Grofse sie eingenommen" u. s. f. als

Digitized by Google

eine in der Druckerey begangene Verwirrung zu betrachten; der Vf. weifs wohl, dafs vor den Burgundern keine deutfchen Kaifer gewefen, auch Karl der Grofse eine zu Frankreich gehörige Stadt nicht einzunehmen brauchte. Genf blieb römifch bis auf die Burgundionen; unter diefen, bis auf die Franken; unter diefen bis auf das neuburgundifche Reich. S. 124. find die grofsen Zahlen dahin zu berichtigen, dafs von dem Einkommen aus der Wadt für Bern hundert und funfzig (nicht 900) taufend Franken übrig zu bleiben pflegten: auch hätte wohl können bemerkt werden, dafs das Land in einem nicht eben erfchöpften, bedauernswürdigen Zuftande aus der Hand feiner Obern hervorging. Doch, der Vf. meldet, was man ihm fagte, und erkennt im übrigen wohl, dafs die Revolution auch hier nicht die gefegnetften Folgen zurückgelaffen. Die Belagerung von Murten hat nicht (S. 134.) am 16 März 1476, fondern am 10. Juny angefangen. Wie könnte *Haller* über denfelben Sieg gefungen haben:

Die Eintracht fchlug den Feind, den nur fein Bund belebte.

Er fprach, von den Eidgenoffen redend:

Die Eintracht fchlug den Feind, *die ihren Arm belebte.*

Auch nicht *Hier liegt das grofse* — fondern das *kühne* Heer; und nicht *Lernt Schweizer eure Macht — Kennt, Brüder*, fagt er, *eure Macht.* Prinz Friedrich von Oranien (S. 197.) ift nicht vor Philippsburg, fondern zu Padova vor Ausbruch des zweyten Krieges geftorben.

Des Guten und Wahren, wir fagten es, ift weit mehr, und man fieht einen auf das praktifche gerichteten Sinn. Hiebey erinnern wir uns der guten Schilderung von den Löfchanftalten zu Genf S. 48 — 54. Bey diefem Anlafs gedenkt der Vf. einer Feuersbrunft, welche den gröfsten Theil eines Städtchens verzehrt, „weil die Einwohner, ftatt nach der Brandftelle hinzueilen und da zu löfchen, erft jeder feine Habfeligkeiten habe retten wollen, und lieber in dem allgemeinen Unglück mit umkam, als dafs er mit vereinter Kraft ihaffelbe von fich und von feinen Nachbaren abzuhalten gefucht hätte." Ift das nicht ein allegorifches Gemälde des gegenwärtigen Zuftandes von Europa?

Braunschweig, b. Culemann: *Geographifch-ftatiftifche Befchreibung der Fürftenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg* von *G. Haffel* und *K. Bege. Zweyter* Band, welcher die Topographie des Schöningifchen, Harz- und Wefer-Bezirks, des Amts Thedinghaufen, Communion Unterharzes, Fürftenthums Blankenburg und Stiftsamts Walkenried enthält. 1803. 394 S. nebft Regifter über beide Theile. 8.

Auch diefer Band enthält eine fehr detaillirte Befchreibung aller hier angegebenen Bezirke mit den darin befindlichen Städten, Stiftern und Klöftern, fürftlichen und adlichen Gerichten und Aemtern. Voran fteht nicht blofs bey den Kreifen, fondern auch bey den Städten, Stiftern und Aemtern die Angabe der Landkarten und Zeichnungen, auch der gedruckten und handfchriftlichen Nachrichten, welche dabey, und zwar, wie es Rec. fcheint, hier mehr, als im vorigen Bande, gebraucht worden find. Wenigftens findet man hier mehrere Nachrichten aus der alten Geographie von der Lage der Gauen, von alten Schlöffern und Ruinen, Feldmarken, alter zerftörter Dörfer, ehemaligen Namen der Oerter, und andere Merkwürdigkeiten, die die Vff. aus Büchern genommen zu haben fcheinen. Dafs fie übrigens auch hier viele fchriftliche an Ort und Stelle von Sachkundigen aufgefetzte Nachrichten gehabt haben, fieht man fehr deutlich aus der beftimmten Angabe der Gröfse der Ländereyen nach Morgenzahl, der Volksmenge nach den neueften Zählungsregiftern, und den vorzüglichern Befchäftigungen in einzelnen Dörfern, worauf der jetzige Wohlftand ihrer Einwohner beruht. Sicher *aber kommen*, wie wohl zu erwarten war, nicht alle Nachrichten, welche die Vff. aufgenommen haben, von Sachkundigen her, und es gibt noch vieles darin zu berichtigen. Möchten doch diejenigen, die dazu im Stande find, die Mühe über fich nehmen, und den Vff. ihre Berichtigungen zufchicken, damit diefs fchätzbare Buch durch einige Bogen Verbeffernngen und Zufätze für die jetzigen Befitzer, die folche gern kaufen würden, und für eine *zweyte* Auflage, die wahrfcheinlich dadurch befchleunigt werden würde, die zu wünfchende Vollftändigkeit erhielte. Rec. will nur einiges, was ihm bey dem Durchlefen aufgefallen ift, hier anführen.

Gleich anfangs fcheinen die Vff. die Benennungen: Schöningifcher und Elm-Bezirk, Wolfenbüttelfcher und Ocker-Bezirk für einerley zu halten. Das ift aber der Fall nicht. Der Elm liegt im Schöningifchen, und das Okerthal im Wolfenbüttelfchen Diftrikt; aber diefe eingeführte Namen mit jenen willkürlichen zu vertaufchen, fteht dem Schriftfteller nicht frey. Von Schöningen wird gefagt, dafs es fchon im Jahr 744 und 748 als *Villa* oder Maierhof vorhanden gewefen, dafs mehrere (?) deutfche Könige fich darin aufgehalten, und aus Otto's III. Zeiten fich mehrere von Schöningen aus datirte Urkunden finden. Botho in Leibnitz fcript. Brunfv. T. III. p. 305. fagt, dafs im J. 927 vom König Heinrich vor dem Elm an dem Bach Miffau, wo er die Ungern gefchlagen, die Stadt gebauet worden, die er *Scheyningh* genannt, weil die bey feinem Heere befindlichen Herren und Fürften auf die Ankündigung, mit den 4000 Mann von den 12000, die bey ihm geblieben waren, das 50000 Mann ftarke Heer der Ungern anzugreifen, gefagt: Herr Keyfer, dat will jük nicht *befcheyn*; er aber geantwortet: dat fchall *fcheyn*, weel Gott! Ein höheres Alter alfo dem Orte beyzulegen, ift unwahrfcheinlich; und wenn der Abt *Rhegino*, der erfte, der diefes Orts erwähnt, das Jahr 742 angibt, wo Pipin in der Verfolgung feines Bruders Gripho durch Thüringen und Sachfen

Digitized by Google

Sachſen an den Fluſs Muſſaha (Miſſau) in ein Dorf *(vicus*, nicht *villa)* gekommen, welches Schahanagi heiſst: ſo kann Rheginо, der im zehnten Jahrhundert lebte, vielleicht den zu ſeiner Zeit bekannten Namen des Dorfs gebraucht haben, um die Gegend genauer zu beſtimmen, wo Pipin hingekommen iſt. Auch iſt bey Eccard Hiſt. Med. T. I. p. 138. nicht einmal der Ausdruck *vicus*, ſondern es heiſst *Pipinus Anno* 747 *in faxoniam interivit usque ad fluvium Miſſaha, in loco qui dicitur Scamigge*, u. ſ. w. Was Botho eine kleine Stadt nennt, heiſst bey dem Rheginо *vicus*, und dieſer Ausdruck paſst auf mehrere Städte, die Heinrich gebauet hat. Vielleicht eine bloſse Mauer oder auch nur ein Pfahlwerk *(Pfahlbürgel* vor der Stadt) um den Ort machte denſelben zur Stadt. Schöningen hätte indeſs ehemals hohe Mauern, Wall und Graben. Was hier von dem *Kotilgarten*, wo die deutſchen Monarchen aus der ſächſiſchen und fränkiſchen Monarchie, wo nicht ein *palatium regium*, doch einen Abſteigeort gehabt haben ſollen, geſagt wird, iſt Rec. unbekannt. Er hat von einem ſolchen Orte nichts gehört, es müſste denn der ſogenante Kettel(Keſſel)garten ſeyn, der in der Gegend des Kloſters liegt.

Bey dem Amte Heſſen ſind zwar die Herren von Heſſen aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert genannt; daſs aber Heſſen ehemals die Reſidenz des Aſſio (den gleichzeitige Schriftſteller auch Haſſio, Heſſo, nennen) Herzogs der Oſtfalen zur Zeit Karls des Groſsen, und im ſiebenzehnten Jahrhundert ein glänzendes Luſtſchloſs der Herzoge von Braunſchweig geweſen, in deſſen berühmten Garten die deutſche Gartencultur ſo viel gewonnen, ſagen uns die Vff. nicht. Jenes wiſſen wir unter andern aus Scheids Bibl. hiſtor. Goetting. S. 38, wo der Zug Karls des Groſsen nach Sachſen im Jahr 775 beſchrieben wird. An der Ocker, wo jetzt Braunſchweig liegt, kamen die Oſtfalen *(Auſtrelendi Saxones)* mit ihrem Anführer Haſſio oder Heſſo zu Karln, und gaben ihm Geiſseln. Reineccius *(in not. ad Poetam Anonym. Saxonum* p. 12.) meynt, daſs das Amt Heſſen im Fürſtenthum Wolfenbüttel, welches unter dem Namen Heſſingau ſchon bey ältern Schriftſtellern vorkommt, von ihm den Namen habe. Man ſehe von ihm das 79ſte, 80ſte und 81ſte Stück der Hannöverſchen gelehrten Anzeigen vom Jahr 1752, und Braunſchweigiſches Magazin vom J. 1788, 17ſes und 18tes Stück. Vom fürſtlichen Garten aber zu Heſſen die Beſchreibung des fürſtlichen Gärtners Joh. Koyer, mit Angabe der ſämmtlichen Gewächſe, und ihrer Cultur vom Jahr 1667 bis 1651. Jetzt iſt es ein Küchen- und Baumgarten, darin von der ehemaligen Herrlichkeit weiter nichts als ein Sonnenzeiger übrig iſt, der wohl am wenigſten verdient hätte, erhalten zu werden, weil die Stunden, worauf der Schatten einer lothrechten Stange hinweiſet, durch Buxbaum ausgedruckt ſind. Heſſen hat, wenn man die Schloſskirche, die jetzt zum Holzmagazin gebraucht wird, mit rechnet, 3 Kirchen, aber nur eine, darin öffentlicher Gottesdienſt gehalten wird. Eine andere, die hier die obere Kirche heiſst, iſt die zum Armenhauſe gehörige Stiftskirche, darin der Hausverwalter Betſtunden für die Armen hält. Die Vff. ſagen: der Hausverwalter hält in der *Obernkirche* Betſtunde. — Neben derſelben ſteht die *Stiftskirche* — dieſer letzte Ausdruck zeigt ſchon die Unrichtigkeit des erſten.

Im Harzdiſtrikt, wo die Abnahme der Forſten und des Bergbaues, der beiden Hauptquellen der Nahrungsquellen dieſer Einwohner, oftenbar abgenommen hat, hat doch die Zahl der Einwohner nach unſern Vff. zugenommen. Im J. 1793 ſetzen ſie nämlich die Volksmenge auf 25607 Menſchen und im J. 1799 auf 25614 Menſchen. Man kann ſich dieſs nur daraus erklären, daſs das Spinnen und Leinewandbereiten hier und im Weſerdiſtrikt mit immer gröſserm Eifer betrieben wird. Auch hat der Herzog in dem letzten Jahr vorzüglich durch die Aemter Korn unter die Armen austheilen laſſen. Uebrigens iſt auch hier manches nicht genau ausgedrückt. Z. B. das Gericht Volkersheim ſoll zwiſchen den Aemtern Seeſen und Lutter am Barenberge liegen, da es doch, wie ſie nachher ſelbſt angeben, ein Dreyeck bildet. Von dem Stifte Gandersheim hat der wohlunterrichtete Hr. Hofr. v. Strombeck in dem 30ſten Stück des Braunſchw. Magaz. v. J. 1803 ſchon viele erhebliche Berichtigungen angegeben. Manche Kleinigkeiten ſcheint indeſs Hr. Hofr. v. Strombeck nicht haben berühren zu wollen. So ſollen die Mädchen von einem beſondern Lehrer in der Tümmelburg unterrichtet werden. Die Tümmelburg iſt aber ein abhängiger Platz vor der Abtey, wo ſich die Jugend ohne Lehrer zu tummeln pflegt. Vorzüglich intereſſant ſind die ſtatiſtiſchen Nachrichten vom Weſerdiſtrikt. In dieſem Diſtrikte, den man insgemein für den ärmſten im Fürſtenthum Wolfenbüttel hält, iſt die Leinewandbereitung und der Handel damit in ſolchem Flore, daſs man den Gewinn davon auf mehrere hundert tauſend Thaler ſetzen kann. Das Amt Greene, welches doch nicht den beträchtlichſten Leinewandhandel treibt, gewinnt vielleicht mit den 24 dazu gehörigen Orten in guten Jahren damit 10000 Rthlr.: denn Wenzen liefert jährlich auf 3000 Stiege, Naenſen auf 40 Stühlen einige tauſend Stiege u. ſ. w., welches nach einer neuern Nachricht ſich freylich nach der Flachsärnte richtet und nicht alle Jahr gleich iſt. So iſt in dem Jahre 1804 — 1805 in Wenzen der Ertrag nur 1500 Stiege greiſe und gebleichte Leinewand, in Naenſen derſelbe faſt eben ſo groſs, und in Greene an 2500 Stiege geweſen, welches der ſchlechten Flachsärnte dieſes Jahres zuzuſchreiben iſt. Ueberhaupt ſind ſolche ſtatiſtiſche Angaben ſehr unbeſtändig. In Brunſen iſt ein Hof ausgelaſſen, der der ſteinerne Hof genannt wird, und mit zum Vorwerke Voldagſen gehört. Er begreift 7 Häuslinge, welche Herrendienſte auf dem Vorwerke thun. Das Amt Wickenſen, das gröſste im Weſerdiſtrikt, treibt unſtreitig den ſtärkſten Leinewandhandel, beſonders zu Doonſen und Kirchbraak. Von jenem Orte ſollen jährlich für beynahe 150,000 Rthlr. grobe

Digitized by Google

grobe Leinewand nach Amsterdam, Lissabon, Cadix und Sevilla, und von diesem jährlich nicht unter 50000 Rthlr. und seit den Jahren 1800 — 1803 jährlich zwischen 100,000 und 120,000 Rthlr. Werth verschickt worden seyn. Im Amte Wickensen suchen sie auch das Siegesfeld des Germanicus, dessen Tacitus Ann. II. 16. gedenkt. Es heißt *campus Idistavisus*, nicht wie hier steht, *Idavisiatus*. Es wird allgemein an dem westlichen Fuße der Bergkette des Idts gesetzt. Nach Overheids Specialkarte von der Grafschaft Pyrmont liegt *campus Idistavisus* bey Frenke an der Ostseite der Weser, im Hannöverschen Amte Grohnde, also nicht im Amte Wickensen, aber doch an der Westseite des Idts und nicht weit von Halle, welches noch zum Amte Wickensen gehört. Nicht weit davon bey Lidbeke, jetzt Lohbach unweit Beyern, ging auch Karl der Große 775 über die Weser, und schlug da sein Lager auf. Doch wir müssen uns enthalten, mehrere dergleichen Zusätze beyzubringen, weil wir hoffen, daß die Vff. selbst für die Vervollkommnung ihres immer sehr schätzbaren Werks sorgen werden.

Kopenhagen, b. Soldin: *Kortfattet Fordbefkrivelse for Borger- og Almueskoler.* (Kurzgefaßte Erdbeschreibung für Bürger- und Volksschulen.) Af *L. Stoud Platou.* Andet forb. Oplag, udgivet v. *H. Kierulf*, Prof i Hist. og Geographie. 1805. 144 S. 12. (6 gr.)

Dieses schon in seiner ersten Erscheinung schätzbare kleine Schulbuch des jetzigen Lehrers an der Kathedralschule in *Christiania*, *Platou's*, hat in der *zweyten*, vom Prof. *Kierulf* besorgten, Ausgabe hin und wieder merkliche Verbesserungen erhalten. Es ist auf die Bedürfnisse der allerersten Anfänger in der Geographie berechnet, liefert nach einer allgemeinen Einleitung, worin die Kinder die nothwendigsten Vorkenntnisse erhalten, eine kurze Beschreibung der fünf Erdtheile, und hält, in Ansehung des Vortrags, den lobenswerthen Mittelweg zwischen einer allzu trocknen und bloß tändelnden Einkleidung. In Ansehung der Rechtschreibung bleibt sich der Vf. oder Herausg. nicht allenthalben gleich. Er schreibt z. B. *Kurfürst*, *Fürst*, statt *Fyrst* und doch Lyon, Indbyggere. So schreibt er auch *Pürmont* S. 80. statt Pyrmont, und doch *Schweiz* S. 107. statt Sveits u. s. w. Auch fehlt es nicht an kleinen Unrichtigkeiten. *Deutschland* wird S. 76. ein *Königreich* genannt; die Zahl der Einwohner von *London* und *Paris* wird für gleich groß, nämlich für 700,000, angegeben S. 92. und 103.! Unter den Städten, welche vorher zu *Deutschland* gehört und jetzt an *Frankreich* gefallen wären, wird S. 105. auch *Basel* genannt. Dieser wenigen Mängel ungeachtet hält Rec. das Buch zu seiner Bestimmung für sehr brauchbar. Es ist lobenswerth, daß der Vf. den geographischen Unterricht für die dänische Jugend nicht nur mit Dänemark anfängt, sondern sich auch bey der Beschreibung der dänischen Staaten am ausführlichsten aufhält.

GESCHICHTE.

Lemgo, in d. Meyer. Buchh.: *Johann Diederich von Steinen fortgesetzte westphälische Geschichte.* Herausgegeben von *Peter Florens Weddigen*, Doctor der Philosophie, Prediger zu Kleinbremen im Fürstenthum Minden u. s. w. *Fünfter* Theil *dritte* Abtheilung. 1804. 378 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel: *Paderbornische Geschichte.* Nach *Schatens* Annalen u. s. w. *Erster* Theil *dritte* Abtheilung.

Die gegenwärtige Bearbeitung von Schatens Annalen können wir nicht ganz billigen. *Denn da sie* keine wörtliche Uebersetzung enthält, die auch ganz unzweckmäßig gewesen wäre: so hätte eine weit strengere Auswahl der Begebenheiten Statt finden sollen; besonders mußten alle Thatsachen, die in die allgemeine deutsche Reichs- und Kirchengeschichte gehören, als z. B. die Unternehmungen des Kurfürst Moritz von Sachsen gegen Karl V., die Schicksale der Tridentiner Synode u. a. m. ganz weggelassen werden. Auch ist der Stil weder correct noch fließend, wie man unter andern aus folgender Probe beurtheilen kann: „Bey diesen Gesinnungen der katholischen Geistlichkeit war es übrigens ganz natürlich, daß sie sich der *für die Weltlichen und für die Länder* so vortheilhaften Reformation widersetzte, da der Mensch durch Eigennutz am meisten in Thätigkeit gesetzt wird, *so daß viele Katholische endlich zu begreifen angefangen haben*, daß sie nur für die Sache ihrer Geistlichen streiten, *und daß einer oder der andere Glaubensartikel dem Gewissen, als der beste Schatz eines jeden Menschen, überlassen werden muß.*"

* * *

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Biographieen des Reichsgrafen Teleki von Szék und Bergrath Tölpe*, von *Fr. H. Schwabe*, der Philos. Doctor und Privatdocent zu Jena, der Societät für die gesammte Mineralogie Bibliothekar und ihres Museums Aufseher, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Aus dem *ersten* Bande der Annalen der mineralogischen Gesellschaft besonders abgedruckt. 1802. 36 S. 8. (4 gr.)

(S. d. Rec. A. L. Z. 1803. Num. 196.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 18. März 1806.

STATISTIK.

OFEN u. PESTH, in d. Univerſ. Buchdr.: *Hungaria in parabolis* ſive *Commentarii in adagia et dicteria Hungarorum* per *Anton. Szirmay de Szirma*, S. Mai. Conſiliarium Aulicum et Poetam laureatum hiſtorico-jocoſe conſcripti, edidit *Mart. Georg. Kovachich*, Senquicienſis. 1804. 150 S. 8.

Ein ſeltſames Buch, in dem viel Schlechtes, aber auch viel Gutes und Neues enthalten iſt. Jede Nation fehildert ſich ſelbſt am beſten durch ihre Sprichwörter, mündliche Ueberlieferungen, Gefänge und Lieblingsredensarten; und der Gedanke, die Ungriſche Nation von dieſem Geſichtspunkt aus darzuſtellen, iſt ſehr glücklich gefaſst. Schade, daſs der Vf. die Körner ſo ſehr mit Spreu vermiſcht, durch Mangel an Ordnung und an einem Regiſter das Auffinden der richtigern Bemerkungen erſchwert, und das Unrichtige und Fehlerhafte nicht mit mehr Kritik vom Wahren und Treffenden geſchieden hat. Rec. nimmt indeſſen mit dem Büchlein, wie es iſt, gern vorlieb, und betrachtet es als eine ſchätzbare Bereicherung der Ungriſchen und überhaupt der ethnographiſchen Literatur.

In der Vorrede bemerkt der Vf., wie ſehr viel zumal bey aſiatiſchen Nationen aus ihren Sprichwörtern, Gleichniſſen, Sagen, Gewohnheiten und Gefängen zu lernen und zu entnehmen ſey. Der Herausg. fügt hinzu, daſs er aus dieſer Sammlung manches, was den Zeitumſtänden nicht angemeſſen oder nicht für Leſer aller Art zuträglich geweſen wäre, weggelaſſen habe; doch verſpricht er im Namen des Vfs. einen Nachtrag zu dieſer Sammlung. Dieſe Vorrede iſt übrigens an Hn. *v. Kondè*, Verwalter der Graner erzbiſchöflichen Güter, gerichtet, der aus Achtung für die Literatur die patriotiſchen Bemühungen des Hn. *v. Kovachich*, in Bekanntmachung verſchiedener Werke zur Geſchichte von Ungern, durch jährliche Geldbeyträge rühmlichſt unterſtützt.

Die Eintheilung des Buchs iſt folgende: Der *erſte* Abſchnitt erläutert die National-Sprichwörter (die magyariſchen nicht nur, ſondern auch die lateiniſchen), in ſo fern ſie auf das Land und ſeine Bewohner Bezug haben. Der *zweyte* geht der Etymologie und urſprünglichen Bedeutung lateiniſcher und ungriſcher einzelnen auffallenden Wörter und Redensarten nach, und der *dritte* liefert die übrigen Sprichwörter alphabetiſch. Endlich folgt S. 134. noch ein Nachtrag zum bisherigen.

Verzeihlich iſt es, daſs das Buch gleich mit dem Sprichworte anhebt: *Extra Hungariam non eſt vita, ſi eſt vita, non eſt ita.* Der Unger gedenkt ſeines Vaterlandes immer mit dem Beywort *édes* (ſüſs), auch nennt er es wohl ſeine durch Blut erworbene Heymath. — Abentheuerlich ſind die Erklärungen des Namens *Saki*, oder *Schytae* S. 3. aus dem Ungr. *Száz-ki-ki* (S. 3.) des Sprichworts *Ebotia* (der Hund hat dich gegeben) aus dem Namen *Ekbatana* (S. 4.) des Namens der Hunnen aus *Hon:* Heymath der Türken, aus *Türki* (ein wohlgebildeter Krieger S. 9.) des Namens der Comitate *Arva*, *Lyptó* und *Szepes* aus *Arva* (Waiſe) *Lépj-tovább* (Schreite weiter) *Szebb-ez* (dieſs iſt ſchöner) S. 24 ff. Dergleichen Grübeleyen müſsiger Köpfe, ſo wie auch S. 14. die ernſtliche Behauptung aller hunniſch ungriſcher Schriftzüge, ſind unſers Vfs. unwürdig und verleiden nicht wenig das Weiterleſen. Deſto lieber wendet ſich Rec. ſchnell zu dem *Beſſern*, das er auszuzeichnen hat. Charakteriſtiſch ſind die Sprichwörter der Ungern in Beziehung auf ihre *Hauptſtadt Ofen*, oder Buda. Z. E. Noch iſt Ofen nicht verloren, — ein ehedem allgemeines Troſtwort der patriotiſchen Ungern (7.), ſo wie jenes: Noch lebt *der Gott der Ungern* (*d' Magyarok Iſtene*, ein echt orientaliſches Sprichwort, man denkt an den Jehovah der Hebräer). S. 10. Den *Szeklern* legen ſehr gewöhnlich ungriſche Sprichwörter eben die Untugenden bey, die das franzöſiſche Sprichwort: *Point d'argent point de Suiſſe*, den Schweizern beymiſst; aber dieſe Untugenden ſind dieſem Volke nicht angeboren. Sie kamen erſt durch die erbärmlichen Regierungen mehrerer ſiebenbürgiſchen Nationalfürſten in den übeln Ruf, verſchmitzt zu ſeyn und für Geld ſich zu allem brauchen zu laſſen. Auf den ehemaligen *Nomadenzuſtand der Magyaren* beziehen ſich mehrere ihrer Redensarten z. E. *Harmadſii* heiſst ein Oechſchen, welches das dritte Mal Gras friſst, d. h. ein Oechſchen im dritten Jahre. Die hölzerne Waf-

Digitized by Google

fer- und Weinflasche (*Kullács, Kotyogó, Veres Gyürkö*) der eigne Schlag der ungrischen Schäferhunde gehören auch hieher. Die *Theißanwohner* behaupten das Vorrecht, das Ungrische besser zu sprechen, als die *Donauanwohner*, durch ein scherzhaftes Nationallied (S. 19. und 134). Den *Slaven* hängt der Magyar gern etwas in seinen Sprichwörtern an, und sogar die beym Anonymus B. R. Not. aufbehaltene Ueberlieferung: dafs Svantopolk sein Land für ein weifses Pferd verkauft habe, wird ihnen sprichwörtlich vorgeworfen. vergl. S. 69. Auf die *Nationalfreyheit* bezieht sich manches den Ungern geläufige Wort so z. E. wenn auch der Wolf hungert, so taufcht er doch nicht mit dem Hunde, der die Teller des Kaufmanns ableckt. Die schrecklichen *Fluchwörter* der Ungern sollen sie nach unserm Vf. später, in den türkischen Kriegen, von den mit Türken vermischten Manichäern gelernt haben. (Fein, aber nicht wahr; übrigens mangelt es keiner Nation an garstigen Flüchen, und die Ungern besonders mögen viele von den Walachen und Slaven gehorgt haben.) Das Sprichwort: wir haben einen Hund gefangen, d. i. wir sind übel angekommen, soll sich auf *die Zeiten Heinrichs des Vogelfängers* beziehen, der den ungrischen Abgeordneten statt des Tributs einen schäbigen Hund auflud. Die *Sprichwörter über die Geistlichkeit* S. 29 f. machen den Magyaren Ehre. Z. E. Ein guter Geistlicher lernt zeitlebens — Man achtet mehr auf den Wandel, als auf die Lehre des Geistlichen. *Barátirás* Mönchsschrift werden alte Urkunden genannt, weil lange Zeit nur die Geistlichen schreiben konnten. Einwirkung der christlichen Religion auf die ungrische Sprache (S. 31.). Die bey den Magyaren gewöhnliche *Herrschaft des Mannes über die Frau* beurkunden mehrere Schimpfreden wider die Pantoffelmänner. Die Frau nennt den jüngern Bruder ihres Gemals *ihren kleinern Herrn* (*Kiffebbik Uram*). *Die alte Treue, Ehrlichkeit und Geradheit* drückt sich in mehrern *Trink-* und *Wahlsprüchen* aus, z. E. ein Wort so viel als hundert. S. 45. folgen mehrere *Sprach- und Sach-Erläuterungen* über die *ungrische Kleidertracht, Geräthschaften* und *Speisen*, wobey viel Komisches vorkommt. So z. E. heifst in vielen Gegenden ein fettes Schweinchen ein calvinisches; hingegen ein mageres ein papistisches. So geht der alberne Religionshafs sogar in die Volkssprache über, wenn er immer fort genährt wird. Dürftig sind die Bemerkungen über die *Titel*, die *Musik*, die *Münzen* der Ungern. Hingegen *über die Nationen, die mit und neben den Magyaren in Ungern* wohnen, kommt manches Lehrreiche vor. Der Dialekt der Palötzen an der Mátra hätte noch näher und mit mehr Beyspielen erläutert werden sollen. Den *Sachsen* wirft der Unger den Mangel an Hospitalität sprichwörtlich vor. Den Zipfer nennen die Ungern *Fel Földi*, Oberländer und schätzen ihn. Wie frey von National-Vorurtheilen der Vf. selbst sey, erhellet aus seiner Aeufserung über die Deutschen überhaupt: „*Teutonibus in Hungaria plurimae illustres familiae originem, Civitates Regiae incunabula, ingenuae artes et opificia progressum suum debent. Unde Hungarus Germanum Sógor affinem compellat.* (Dies rührt wohl mehr daher, weil den Deutschen die Benennung Schwager für Possillons und andere unbekannte aus dem gemeinen Volke so üblich ist.) *Illos iam novem seculis intra nos habemus. Non illi vi intraverunt in medium nostri, sed nos Hungari vocavimus eos, et partiti sumus cum iis fraterne agros, vineas et panem. Nos illis filias nostras dedimus, et illi nobis suas, et mixtus est sanguis noster cum sanguine eorum.*"

Aus dem *zweyten* und *dritten* Abschnitt wollen wir noch einiges Hervorstechende auszeichnen. Vom *Fisens* heifst es in einem ungrischen Sprichwort: er sucht auch unter dem Stier ein Kalb. Das bekannte ungrische *Lehet* oder *Nem lehet*, (es kann, oder kann nicht seyn, wobey der Magyar seinen Schnurbart im ersten Falle rechts, im letztern links streicht,) hat zu dem Epigramm den Anlafs gegeben:

Meg lehet hoc trahitur, fed nem lehet trahitur ifthoc.

Häufig sind Sprichwörter unter den Ungern mit historischer Beziehung auf vaterländische Begebenheiten und berühmte oder lächerliche Inländer. So z. E. heifst es: er ist strenger als der K. Colomann — er ist tapfrer als der Niclas Töldi (zu den Zeiten des Matth. Corv.), er ist so weit davon, als Makó von Jerufalem (der Trunkenbold Makó, Begleiter des K. Andr II. begrüfste die Stadt Spalatro in Dalmatien als das ersehnte Jerufalem u. f. w. Das Naive und Einfache der altnomadischen Magyaren leuchtet aus den meisten Sprichwörtern hervor. So z. E. sein Rauch ist gröfser als sein Braten, d. h. er macht mehr aus sich, als wirklich an ihm ist u. f. w.

Rec. mufs noch einiges über die Versuche sagen, die der Vf. gemacht hat, hie und da alte diplomatische Ausdrücke zu erklären, oder alten ungrischen Stammwörtern nachzuspüren, und dadurch die Diplomatik und ungrische Sprachkunde zu erläutern. Diese Versuche sind nicht immer glücklich ausgefallen. So z. E. ist der alte diplomatische Begriff vom Worte Magister S. 89. ganz falsch erklärt; der Vf. kann über diefs Wort und über mehrere andere bessere Erklärungen z. E. in *Cornidesii Vindiciae anonymi B. R. Not.* finden. Dafs das Wort *Kevély* vom ungrischen *Capitän Kevé* herzuleiten sey, ist eine willkürliche Behauptung (S. 88.). In dieser und andern oben angegebenen Rücksichten mufs Rec. wünschen, dafs der Vf. sein ganzes, wie es scheint, eilend zusammengeschriebenes Büchlein noch einmal durchsehe, und neu herausgebe: bey welcher Gelegenheit er sehr gut thäte, mehr Rücksicht als bisher auf die alten Nationalgesänge zu nehmen, und so viel sich davon aus allen Gegenden Ungerns und Siebenbürgens auftreiben läfst, mit Noten herauszugeben.

Aus einer angehängten Bekanntmachung des Hn. *v. Kovachich* erfahren wir, dafs das Pesther Comitat sein Vorhaben, vaterländische ungedruckte Geschichtschreiber, Denkmäler und andere nützliche Werke herauszugeben, durch eine ansehnliche Pränumeration

Digitized by Google

tion unterſtützt habe, und daſs, wenn mehrere Comitate dem Beyſpiele folgen, wir eine Reihe ſolcher nützlichen Schriften von ſeinem unermüdeten Eifer zu erwarten haben.

Ansbach, in d. Seidel. Buchh.: *Franz Paul von Smitmer's*, des Johanniter Ordens Commenthurs u. ſ. w., *Literatur der Geiſt- und Weltlichen und Militär- und Ritterorden überhaupt, ſo wie des hohen Johanniter- oder Malteſer Ritterordens und ſeiner Beſitzungen insbeſondere. Neu* umgearbeitet und vermehrt. 1804. IV u. 282 S. 8.

Der ungenannte Bereicherer des (ſchon im Jahr 1781 zu Wien herausgekommenen) *Smitmerſchen* Catalogs liefert hier das Muſter eines Realcatalogs, ſo wie jede ſpecielle Literatur billig bearbeitet werden ſollte. Sein Verdienſt beruht nicht ſowohl auf der ſehr beträchtlichen Anzahl von Zuſätzen und Nachträgen, als vielmehr auf der Anordnung, welche das Werk zu einem ſehr bedeutenden Handbuche für alle Ordensgeſchäftsmänner und Literatoren erhebt. Durch den zweckmäſsigen Gebrauch der verſchiedenen Zahlen, Buchſtaben und Unterſcheidungszeichen, durch ein correctes Regiſter und durch mannichfaltige Verweiſungen iſt deſſen praktiſcher Gebrauch ſehr erleichtert. — Für den dermaligen Zuſtand der europäiſchen Angelegenheiten ſind die Rubriken von den *öſtreichiſchen Amortiſations-Geſetzen* Nr. 12, welche unter dem Namen des Fiſcaliſchen Heimfallsrechts oder *droit de paſ* jetzt auf die heterogenſte Weiſe angewendet werden, von der dreyfachen Belagerung von Malta Nr. 27, von Genua Nr. 110, von den Groſsmeiſtern Nr. 126, von Rufsland Nr. 235. u. ſ. w., von vorzüglichem Werthe. Für die deutſche Reichsverfaſſung insbeſondere ſind es die Abſchnitte von Ellingen Nr. 89, von Suplinburg Nr. 260, von Vorderöſtreich Nr. 292. u. ſ. w.; für die Ordenscandidaten die Literatur der Ahnenprobe Nr. 5, der Geſandtſchaften Nr. 2. und 10, der Ordensaufnahme Nr. 22; für Genealogen die Nachrichten von mehrern Familien, z. B. *Oſterhauſen* (II. 146. 18.), *Metternich, Riedeſel* u. ſ. w. — Der Vorzug der Vollſtändigkeit ſtellt ſich anſchaulich dar in der Benutzung des *Lünig*, welcher hier in mehr als in hundert Stellen zergliedert wird; in den Allegationen der vielen Zeitſchriften und Wochenblätter, ſelbſt derer in England, Spanien und Italien bis auf die *wahrhaftige Zeitung* der *Stadt Modena* vom Jahr 1531 hin. Auch in den Almanachen, Wappenkalendern und Namenverzeichniſſen, welche bekanntlich gar nicht in den Buchhandel kommen, zeigt ſie ſich unter der Rubrik *Groſsmeiſter* Nr. 126, *Ritterorden* Nr. 229. und an zerſtreueten Orten (II. 186. und 293.).

Rec. könnte freylich einige Druck- oder Schreibfehler anführen, welche ungeachtet des ſichtbaren Strebens nach möglichſter Correctheit entſchlüpften, z. B. S. 13 *Schwann* ſtatt *Schwan;* und auch einzelne Zuſätze geben. So iſt z. B. S. 66. die zweyte Ausgabe der *von Schwarzkopfſchen* Abhandlung über das brandenburgſche Heermeiſterthum nicht neben der erſtern von 1790 geſetzt, (obgleich ſie für den Ritterſchlag von 1707 neu bearbeitet wurde); alleiu, einerſeits iſt das Neujahr 1802 als das Ziel anzunehmen, nach welchem vom Vf. nicht mehr nachgetragen wurde, und anderer Seits war es auch kein leichtes Unternehmen, die Literatur der Geiſt- und Weltlichen, der Militär- und Ritterorden auf einem ſo beſchränkten Raum zu liefern.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Gräff: *Peter Friedrich von Suhms Geſchichte der Dänen.* Aus Liebe zu dem Studium derſelben und aus Ehrfurcht für ihren Vf ins Deutſche überſetzt von *Friedr. Dav. Gräter. Erſter* Band: *Geſchichte der Nordiſchen Fabelzeit vom grauеſten Alterthum an bis zu Ende des achten Jahrhunderts. Erſte* Abtheilung. 1803. LIV u. 442 S. *Zweyte* Abtheilung. 1804. 472 S. gr. 8.

Auch unter dem beſondern Titel: *P. F. von Suhms hiſtoriſche Darſtellung der nordiſchen Fabelzeit. Erſte* und *zweyte* Abtheilung. (3 Rthlr.)

Da der Werth des Originals dieſes wichtigen hiſtoriſchen Werks, welches ſeit dem Jahre 1782 in Kopenhagen herauskam, und zu ſeiner Zeit in der A. L. Z. angezeigt wurde, längſt entſchieden iſt: ſo werden wir uns eigentlich nur auf die Arbeit des Ueberſetzers einzuſchränken haben. Dieſer ſind wir das vortheilhafteſte Zeugniſs ſchuldig. Nur ſelten kam uns eine Ueberſetzung zu Händen, die mit ſo vieler Sach- und Sprachkenntniſs, und zugleich mit ſo vorzüglicher Sorgfalt bearbeitet wäre. Sie iſt eine zwar getreue, aber zugleich verſtändige Nachbildung des Originals, und ſollten wir etwas tadeln: ſo wäre es blos, daſs der Ueberſ. ſich nicht mit dem Stil gröſsere Freyheit nahm, da man auch der Ueberſetzung den freylich einfachen, aber oft in das Gemeine fallenden und dabey nicht ſelten weitſchweifigen Ton des Originals noch anmerkt. In Anſehung des Inhalts hat er Suhms Verbeſſerungen und Zuſätze gewiſſenhaft benutzt, und ſie als ſolche allenthalben bemerklich gemacht; ſeine eigenen Zweifel aber, ſo wie andere zufällige Erläuterungen und Nachträge in Anmerkungen beygebracht, ohne jedoch ſich dabey in irgend einige Polemik einzulaſſen, weswegen er ſelbſt ſolche Sätze, worüber er ganz verſchiedener Meynung war, z. B. daſs die Angelſachſen ihrer Sprache nach wahre Dänen, und keine wahren deutſchen Sachſen ſeyen, unangefochten hingehen lieſs. Der *erſten* Abtheilung iſt eine chronologiſche Ueberſicht des Inhalts vorangeſchickt, welcher, nach der Einleitung oder kritiſche Muthmaſsungen über die älteſte Abſtammung und Geſchichte der nordiſchen Nation, und den erſten, zweyten und dritten Odin, welcher letztere funfzig Jahr vor Chriſti Geburt lebte, die Könige von Lathra, von *Skiold* an, der auch noch zwiſchen 50 und 15 Jahren v. C. herrſchte, bis auf *Siward*, Regnar Lodbroks Sohn, ungefähr um

Digitized by Google

das J. C. 794 heifst. Am Schlusse der *zweyten* Abtheilung steht das von *Sandwig* zu dem dänischen Original mit vielem Fleifs verfertigte Verzeichnifs der Personen, so wie der Länder, Völker und Oerter, und ein von dem Ueberf. bearbeitetes sehr nützliches alterthümliches Sachenverzeichnifs, welches einen höchst schätzbaren Beytrag zur Kenntnifs des alten Nordens abgibt. Noch findet man in der Vorrede eine kurze biographische Nachricht von *Suhm*, und ein Verzeichnifs seiner kritischen Vorarbeiten zum Behuf dieser Geschichte; auch sehen wir daraus mit Vergnügen, dafs die handschriftlich hinterlassene Fortsetzung seiner *kritisk Historie af Danmark*, welche bis 1400 reicht, da der *siebente* und letzte gedruckte Band, der nach seinem Tode 1800 herauskam, nur bis 1182 geht, nicht ungenutzt bleiben wird, sondern der Sorgfalt des schon rühmlichst bekannten Prof. *Engelstoft* zur Herausgabe anvertraut ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Weimar, im Landes Industriecomptoir: *Benj. Grafen von Rumford kleine Schriften, politischen, ökonomischen und philosophischen Inhalts.* Nach der *zweyten* vermehrten Ausgabe aus dem Engl. übersetzt. *Dritter* Band. 1803. 436 S. 8. m. K. (2 Rthlr. 12 gr.)

Auch unter dem besondern Titel: *Ueber Küchen-Feuerherde und Küchengeräthe*, nebst Beobachtungen über die verschiedenen Theile der Kochkunst und Vorschlägen zu ihrer Verbesserung.

Nachdem der Vf. in der Vorrede sehr richtig bemerkt hat, dafs das Wasser zum Behuf des Garkochens keineswegs den Grad der Siedhitze zu erreichen brauche, und dafs schon daraus eine sehr beträchtliche Ersparung des Brennstoffes sich ergebe, ingleichen, dafs viele Gattungen von Lebensmitteln weit schmackhafter und besser werden würden, wenn sie in dem ihnen eigentlich angemessenen Grad der Hitze des Wassers gekocht würden, derselbe mag nun unter oder über dem des siedenden Wassers seyn: so untersucht er die Fehler der gewöhnlichen Küchen-Feuerherde, die Gegenstände, auf welche bey ihrer Verbesserung vorzüglich Rücksicht zu nehmen ist, und die richtige Eintheilung des verschiedenen Küchengeräths, und gibt sodann erst im Allgemeinen die Regeln an, wie bey dem Plan zu einer verbesserten Einrichtung der Küche zu verfahren sey, so wie er auch nachher diese Vorschriften auf viele Erfindungen und Veranstaltungen im Detail anwendet. Hier kommen viele schätzbare Erläuterungen und Bemerkungen vor, die theils durch die angehängten Kupfer, theils durch zahlreiche, in den Text eingedruckte, Holzschnitte erklärt werden, und deren praktische Brauchbarkeit zugleich einleuchtend gemacht wird, so dafs wir sie dem Studium aller derer, die aus irgend einem Gesichtspunkt mit der Ausführung von Arbeiten dieser Art zu thun haben, mit vollem Grunde glauben empfehlen zu müssen. Sollten auch gegen einige noch an sich Zweifel obwalten, und der zu erwartende Gewinn von anderen zu hoch angeschlagen seyn: so bleibt dennoch immer genug übrig, wo die ersprieslichen Wirkungen unbezweifelt und zum Theil durch hinlängliche Erfahrungen bestätigt sind, um dieses Werk zu einem der gemeinnützigsten und belehrendsten in diesem Fach zu rechnen. Wir können es uns daher auch nicht versagen, einige von den Erfindungen zu nennen, die uns vor andern in Rücksicht auf allgemeinere Anwendbarkeit Beherzigung zu verdienen scheinen. So werden kleine Oefen von Eisenblech armen Familien besonders empfohlen. Man kann drey bis vier solcher Oefen vereinigen und mit einem Feuer heizen. Die Bratröhren sind nicht allein eine beträchtliche Ersparung der Feuerung; sondern geben auch gesunden und schmackhaften Braten. Anstatt des Kupfergeschirrs sollte man Eisengeschirr brauchen; auch Er lengeschirr mit Salz glasirt, oder mit Kupferblech überzogen. Universal-Küchenkessel sowohl zu den verschiedenen Küchenprocessen, als zum Wärmen des Wassers zur Wäsche und dergleichen, nebst einem dazu gehörenden tragbaren Herd. Dampfofen sind wahrscheinlich das beste Mittel, Zimmer zu heizen; sie ersparen den Brennstoff, und erwärmen die Luft, ohne sie zu verderben. Gegossene eiserne Wärmer, auf welchen Küchengeschirre warm gehalten, auch Speisen gar gekocht werden können. Kleine tragbare Oefen von gegossenem Eisen, Eisenblech, irdenem Geschirr oder gebrannter Thonerde, für Theekessel, Casserolle und dergleichen. Kücheugeräth der armen herumwandernden Familien, die zwischen Bayern und Tyrol Handel treiben, das nachher von dem bayerschen Militär angenommen ist. Sehr einfacher verschlossener Feuerherd aus sieben einzelnen Backsteinen, der noch sehr verbessert werden kann, wenn noch drey Backsteine mehr und einige Kieselsteine dazu genommen werden. Tragbarer Kessel für eine kleine Familie von gegossenem Eisen, auf dessen Deckel mit leichter Mühe und auf eine sehr einfache Art im Dampf gekocht werden kann. Wohlfeile Kessel von Blech oder gegossenem Eisen, oder irdene Kessel und Casserollen zum Gebrauch bey den tragbaren Oefen. Grofse tragbare Küchenöfen mit Thüren in den Feuerherden. Sehr wohlfeiler viereckiger Kessel von Eisenblech zum Gebrauch grofser öffentlicher Küchen. Hütten- oder Bauer-Feuerherd und ein kleiner Rost für Kaminherde. Vorläufige Nachricht von einem neu erfundenen Kessel, der unlängst in dem Königl. Institut zu London errichtet ist, um den grofsen Hörsaal mit Dampf zu heitzen. Von diesem Kessel, der wahrscheinlich bey Dampfmaschinen mit vielem Nutzen gebraucht werden könnte, werden wir hoffentlich in der Folge noch genaueren Unterricht erhalten, den wir mit Verlangen erwarten.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 20. März 1806.

GESCHICHTE.

PRAG, b. Calve: *Paul Stranſky's Staat von Böhmen.* Ueberſetzt, berichtigt und ergänzt von *Ignaz Cornova*, k. Profeſſor der allgem. Geſchichte an der Karlferdinandiſchen Univerſität, und ordentlichem Mitgliede der königl böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. *Dritter* Band. 1794. 591 S. *Vierter* Band. 1795. 630 S. *Fünfter* Band. 1797. 519 S. *Sechster* Band. 1801. 822 S. *Siebenter* Band. 1803. 598 S. 8. (7 Rthlr. 16 gr.)

Da ſich *ſechs* Bände des gegenwärtigen Werks (von welchen die beiden erſten ſchon von einem andern Rec. in der A. L. Z. 1794. Num. 289. angezeigt worden ſind) blos *mit der Regentengeſchichte von Böhmen* beſchäftigen: ſo kann man ſchon hiernach die Weitläuftigkeit deſſelben beurtheilen. Sehr leicht hätte dieſer theils durch Weglaſſung des gröſstentheils unbedeutenden Stranſkyſchen Texts, theils durch die Vermeidung aller Ausſchweifungen in die deutſche Reichshiſtorie und in die Geſchichte der übrigen öſtreichiſchen Staaten beſchränkt werden können. Bey der Geſchichte Karl IV. und ſeines Sohnes Wenzel geſteht es der Vf. ſelbſt, daſs ſie manches aus jener allgemeinen Geſchichte enthalte; doch ſucht er ſich dadurch zu entſchuldigen, daſs er dieſe beiden Regenten gegen manche Vorwürfe habe vertheidigen wollen, die man ihnen mit Unrecht wegen ihrer deutſchen Regierung gemacht hätte; allein zu geſchweigen, daſs dergleichen Nebenabſichten dem Geſchichtſchreiber nie von ſeinem Hauptzweck abführen dürfen; ſo findet man auch denſelben Fehler, nur nicht in gleicher Stärke, bey andern Theilen der böhmiſchen Regentengeſchichte. Da übrigens der Vf. keine Anſprüche auf den Ruhm eines kritiſchen Geſchichtſchreibers macht, ſondern ſein Verdienſt blos auf eine zweckmäſsige Darſtellung bekannter Thatſachen einſchränkt: ſo wollen wir auch nur dieſe bey unſrer Beurtheilung in Erwägung ziehen.

Die Auswahl der Begebenheiten iſt, die ſchon getadelte Weitſchweifigkeit abgerechnet, gut getroffen; beſonders billigen wir es ſehr, daſs der Vf. mehr Rückſicht auf die Veränderungen der Nationalcultur genommen hat, als noch jetzt die meiſten Geſchichtſchreiber zu nehmen pflegen. So wird z. B. S. 190. ſowohl von den Bemühungen Karl IV., den inländiſchen Weinbau zu befördern, als auch von der Tapetenmanufactur, die er in Prag anlegte, und wozu er kunſtreiche Tapetenwirker aus den Morgenländern, beſonders aus Perſien, kommen lieſs, gehandelt. Die Schreibart könnte zwar hin und wieder reiner und gedrängter ſeyn, doch iſt ſie flieſsend und bisweilen auch kräftig. Eine von den vorzüglichern Stellen, die ſehr deutlich zeigt; daſs ſich der Vf. auch über das Gemeine zu erheben vermag, iſt folgende Schilderung, die B. 3. S. 590 von dem ſo oft verkannten König Georg Podiebrad entworfen wird: „Eben als der höchſte Hierarche die Waffen der ganzen Chriſtenheit wider ihn aufbot, wünſchten Deutſchlands tapfre Fürſten nur unter ihm wider die Feinde des chriſtlichen Namens zu fechten; eben als ihn Rom von dem böhmiſchen Thron herabzuſtürzen bemüht war, ſah ihn das *fürſtliche* (?) Deutſchland für die Stütze ſeines Kaiſerthrones an. Der Fanatismus bewaffnete einen Theil ſeiner Unterthanen wider ihn; aber die Verehrung des Auslandes konnte er ihm nicht rauben; und ſelbſt der Unterthan, deſſen *unwilligen* Arm ein religiöſes Vorurtheil zwang, den Ketzer in ihm zu bekriegen, verkündigt(e) in den ſchmeichelhafteſten Zeugniſſen der Nachwelt den Ruhm des beſten Fürſten. Er lobt in dem, den ihn die *Kuria* (Curie) verdammen hieſs, wache Sorgfalt für die öffentliche Ruhe mit unparteyiſcher Gerechtigkeit, weiſem Eifer für das allgemeine Beſte mit der zärtlichſten Vaterliebe gegen jeden einzelnen Staatsbürger *vergeſellſchaftet* (verbunden)." Aus dieſer Stelle ergibt ſich zugleich die Unparteylichkeit, womit der Vf. die Religionsſtreitigkeiten beurtheilt, die einen ſo groſsen Theil der böhmiſchen Geſchichte einnehmen. In der Darſtellung von den Urſachen und Veranlaſſungen des dreyſsigjährigen Kriegs (Th. 4. S. 231 u. f.) dürfte man vielleicht bey dem erſten Anblick dieſe Eigenſchaft vermiſſen; allein nach Rec. Meynung war wenigſtens bey denjenigen Irrungen die über die Anwendung des Majeſtätsbriefs auf den Kirchenbau zu Braunau und Kloftergrab entſtanden, das Unrecht offenbar auf der Seite der Proteſtanten, da dieſe nach den Worten des Majeſtätsbriefs, der nur von den drey Ständen, den Herren Rittern und königlichen Städten ſprach, jenen Kirchenbau in Herren-

Digitized by Google

städten nicht fordern konnten. Eher könnte man dem Vf. einige Parteylichkeit bey Darstellung der politischen Ereignisse, besonders der neuern Zeit, Schuld geben. Denn ob er gleich in der Vorerinnerung zum *fünften* Bande bemerkt, dass er sich bey dieser, in Ermangelung einheimischer Quellen, oft der Schriftsteller der Gegenpartey habe bedienen müssen: so werden doch die Gründe der letztern nicht immer mit der gehörigen Vollständigkeit angeführt. So wird z. B. B. 5. S. 108 u. f. von den rechtlichen Gründen, worauf sich die Ansprüche des Königs von Preußen Friedrich II. auf einige schlesische Fürstenthümer gründeten, gar nichts gesagt, sondern sie werden blos aus dem Gesichtspunkte der Staatsklugheit betrachtet. Wenn ferner S. 473. die östreichischen Ansprüche auf Niederbayern erwähnt werden, welche sich auf die bekannte Belehnung des Herzogs Albrecht von Oestreich den 10 März 1426 gründeten: so hätte zugleich auch die vom Hn. von Senkenberg ans Licht gezogene Verzichtsurkunde desselben Herzogs vom 30 Nov. 1429 erwähnt werden sollen. Ferner macht der Vf. B. 6. S. 77. einen Versuch, das Betragen Kaiser Joseph II. bey der eigenmächtigen Aufhebung des Barriere Tractats zu rechtfertigen; allein alle Gründe, die er anführt, lassen sich durch die einzige schon oft gemachte Bemerkung widerlegen, dass das Staatsinteresse bestehenden Völkerverträgen jederzeit weichen muss. Endlich sind B. 6. S. 766 u. f. die Beschwerden der deutschen Fürsten über die französische Nationalversammlung nicht ganz richtig dargestellt; denn bey Beantwortung der Frage: ob ganz Elsass an Frankreich abgetreten worden sey, ist nicht nur der Münsterische, sondern auch der Ryswickische Friede in Erwägung zu ziehen, in welchem Frankreich blos die ausser Elsass reunirten Orte wieder an das deutsche Reich zurückgab.

Der *siebente* Band handelt größtentheils *von der Staatsverfassung Böhmens*, und muss daher abgesondert von den übrigen Bänden, welche die Geschichte enthalten, beurtheilt werden. Nur die beiden ersten Abschnitte desselben gehören eigentlich noch zu dem historischen Theile, indem der erste von den Herzoginnen und Königinnen Böhmens und der zweyte von den Prinzen und Prinzessinnen des regierenden Hauses handelt. Beide aber hätten in die Regentengeschichte verwebt werden sollen, welches auch gewiss geschehen wäre, wenn es der einmal befolgte Plan von Stransky gestattet hätte. — In dem Staatsrecht wird der Anfang *mit den Reichsständen* gemacht. Die Vorrechte derselben, die Stransky sehr ausdehnte, werden auf folgende drey beschränkt. 1. Im Fall des gänzlichen Aussterbens des königlichen Hauses haben sie das Recht, einen König zu wählen; 2. kann kein Stand des Königreichs vor irgend ein fremdes Gericht gezogen werden. (Dieses *Ius de non evocando* ist mehr ein königliches als ständisches Vorrecht, und äussert auch seine Wirkung eben so gut bey andern Unterthanen als bey den Reichsständen.) 3. Müssen sie ihre Einwilligung zu neuen Steuern und Auflagen geben. — *Von den böhmischen Gesetzen.* Dieser Abschnitt ist sehr mangelhaft; unter andern wird von der Aufnahme der fremden Rechte in Böhmen gar nichts gesagt. Um so mehr wäre es zu wünschen, dass die von dem Vf. angekündigte Geschichte der böhmischen Gesetzgebung von dem k. k. Appellations-Rath Grafen von Auersperg wirklich erscheinen möchte. — *Von den böhmischen Landtagen.* Einer richtigen Ordnung gemäss hätte diese Materie mit der Lehre von den Reichsständen sollen verbunden werden. Es wird dabey zugleich von dem Ausschuss der Stände gehandelt, den Kaiser Joseph II., seinem Vereinfachungssystem zufolge, aufhob, indem er die Angelegenheiten der Stände durch zwey von ihnen gewählte Repräsentanten bey dem Landesgubernio besorgen liess; der aber unter Leopold II. wieder hergestellt wurde. — *Von den Staatsämtern in Böhmen.* Es werden hier manche Erbämter angeführt, die nicht nur *Stransky*, sondern auch *Balbin* (in seiner Schrift *de Magistratibus*) entgangen sind. — *Von der königlichen Kanzley.* Der Unterschied zwischen der alten Reichskanzley, die zu Prag ihren Sitz hatte, und der jetzigen böhmischen und der östreichischen, von der Maria Theresia vereinigten, Hofkanzley zu Wien wird sehr gut erläutert. — *Von Böhmens Gerichtshöfen.* Die Bemerkungen Stransky's über diesen Gegenstand, die sehr ausführlich sind, werden noch hin und wieder aus Balbin ergänzt. — *Von Böhmens Nationalreichthum und Kriegsmacht.* Der erste Gegenstand, auf dessen Erläuterung wir am meisten begierig waren, wird fast ganz mit Stillschweigen übergangen; über den zweyten werden mehr historische als statistische Bemerkungen mitgetheilt. Dasselbe gilt auch von dem folgenden Abschnitt, der von *den Münzen und der Art, sie zu berechnen*, handelt. — *Von den königlichen Einkünften.* Die merkwürdigste Steuer, die in den böhmischen Geschichtschreibern des Mittelalters erwähnt wird, ist diejenige, welche unter dem Namen *Berna* vorkommt. Das Wort (von welchem auch Rec. sehr künstliche Ableitungen gelesen zu haben erinnert) ist aus dem böhmischen Worte *Beru, ich nehme*, entstanden, und heisst also weiter nichts als eine Einnahme. Der Urheber dieser Steuer ist nicht, wie *Balbin* behauptet, König Johann, sondern Wenzel I., welcher sie im Jahr 1250 von jeder Hube forderte. Bey der Angabe der heutigen landesherrlichen Einkünfte ist der Vf. den hierüber von *Riegger* (wahrscheinlich in seinen Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen?) gesammelten Nachrichten gefolgt. — *Von dem königlichen Begräbnisse und Leichengepränge.* Da gegenwärtig das Leichenbegängniss der Könige von Böhmen nicht mehr zu Prag, sondern an dem Orte ihrer Residenz gehalten wird: so kann man leicht vermuthen, dass dieser Abschnitt blosse Alterthümer, die größtentheils schon *Stransky* gesammelt hatte, enthält.

Sorau,

Digitized by Google

Sorau, b. Ackermann: *Archiv für die Geschichte Schlesiens, der Lausitz und zum Theil von Meissen*, von *J. G. Worbs*. 1798. 360 S. 8. mit 4 in Kupfer gestochenen Siegeln. (1 Rthlr. 6 gr.)

Glogau, b. Günther: *Neues Archiv für die Geschichte Schlesiens und der Lausitz*, von *Joh. Gottlob Worbs*. *Erster* Theil. 1804. 406 S. nebst einer Kupfertafel und Register. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Beide für den Geschichtsforscher in Rücksicht Schlesiens und der Lausitz beynahe unentbehrliche, für den Freund der Geschichtskunde sehr willkommne Archive enthalten mehrere interessante Abhandlungen und wichtige, gröstentheils ungedruckte, Urkunden, die zur Aufhellung der Geschichte dieser und benachbarter Länder vieles beytragen können. Rec. kann nicht den Inhalt von letztern angeben, weil dieß ihn über die Schranken einer Recension hinausführen würde, bemerkt aber nur, daß in dem ältern Archive unter 23 Urkunden 18 bisher ungedruckte, im neuern 57 meistens noch ungedruckte Urkunden sich befinden. Der Vf. gibt genau an, woher er sie genommen hat und ändert in der Orthographie derselben nichts, welches besonders bey deutschen Urkunden zu schätzen ist. Die eingeschlichenen Druckfehler in den lateinischen sind wohl nicht auf die Rechnung des Herausgebers zu setzen, sondern der Nachlässigkeit des Druckers zuzuschreiben, daher auch vier Seiten Druckfehler am Schlusse angegeben sind. Manche Urkunden scheinen indessen nicht genau copirt zu seyn. Der Inhalt der Abhandlungen ist im ältern Archiv: 1. ein unbekannter Enkel Konrads des Grotsen von Meisen (Heinrich I.) Erzbischof in Gnesen verschafft der Geistlichkeit die Immunität und befördert das Cölibat; 2. die ältesten Nachrichten von niederlausitzischen Ortschaften; 3. über die Gaue der Niederlausitz; 4. Erklärung einer bisher falsch verstandenen Stelle in einer wichtigen niederlausitzischen Urkunde; 5. über den Feuerdienst in Europa zur Erläuterung der Johannisfeuer in Schlesien, der Oberlausitz, Böhmen u. f. w.; 6. über die Orientalismen in den Sitten der Slaven; 7. Geschichte der Herrschaften Sorau und Triebel in der Niederlausitz von 858 bis 1558. Am Schlusse ist eine Stammtafel der Herren von *Biberstein*. Rec. hat alle diese Abhandlungen mit Vergnügen gelesen und muss dem Fleisse und der Kritik des Vfs. volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn er auch gleich sich genöthigt sieht, vielen Hypothesen geradezu zu widersprechen. Die erste Abhandlung über den Gnesener Erzbischof Heinrich I. genannt Kietlicz hat Rec. am wenigsten Genüge gethan. Der Vf. will den *Dlugosz Libr. VI. p. 581. Zdislaus Gnesnensis AEpiscopus — et B. Hedwigen gradu tertio contingens* durch eine sehr gewagte Conjectur emendiren, aber aus *Paprocki Speculum Moraviae*. Pag. 322. ed. Bohemicae, aus dem *Bullario Francisc.* Tom III p. 479 509. und *Domalewicz Serie Archiepiscoporum Gnezn.* Nr. 24, welcher ebenfalls die päbstlichen Bullen angeführt hat, *Rzepnicki Vitae Praesulum Poloniae* p. 62. cf. Sommersberg I. 931. *Gerken Cod. dipl. Brandenb.* ergibt es sich, dass nicht Dlugosz, sondern der Vf. Heinrich I. Kietlicz 1200 — 1219 und Heinrich II. Grafen von Brene 1281 — 83 verwechselt hat, mithin fällt diese Emendation von selbst weg. Desto interessanter sind die übrigen Abhandlungen und so nahedeutend an sich die Geschichte von Sorau und Triebel manchem unkundigen Leser scheinen möchte, so wichtige Nachrichten nicht blos über die Lausitz, sondern über den ganzen benachbarten Norden und Osten kann man daselbst finden, ohne dem Vf. den Vorwurf machen zu können, dass es unnöthige Digressionen sind. Rec. glaubt auch bemerken zu müssen, dass die thüringische Geschichte nebenbey dadurch einiges Licht bekommt, ohne dass der Vf. eigentlich daran dachte. Der Graf *Tacolf comes et dux Sorabici limitis*, welcher im neunten Jahrhundert Sorau an das Stift Fulda geschenkt hat, ist wohl nach allen Umständen, die der Vf. anführt, kein anderer als der thüringische, von Ludwig den Frommen neu eingesetzte, Herzog von Thüringen Dachlulf oder Takulph. Der Vf. hat sich durch den Ausdruck der Bestätigungsurkunde Heinrich II. 1012 *quidam comes de Bohemia* verführen lassen, diesen alten thüringischen Herzog zu einem gebornen Böhmen zu machen, und hat auch aus der Schenkung der Stadt Sorau gefolgert, dass die Niederlausitz im neunten Jahrhundert völlig unter deutscher Herrschaft gestanden habe. Ja er geht so weit, dass er S. 120. ausdrücklich sagt: dass man den Herzog Tacolf und seine Nachfolger richtiger Herzoge in der serbischen Mark als an der serbischen Gränze hätte nennen sollen. Rec. begnügt sich blos dagegen anzuführen, dass notorisch vor Heinrich I. kein slavisches Land jenseits der Elbe eine deutsche Verfassung bekommen hat, der Vf. nennt selbst neben dem Tacolf slavische Fürsten und Herren in der Lausitz, wie z. B. den Crystybor, welches mit der völligen deutschen Hoheit unvereinbar ist: denn dass nicht blos die Lausitzer, sondern auch andere Slaven jenseits der Elbe den Karolingern sich mehrmals unterwarfen, Tribut verpflichten und oft zahlten, das ist nicht zu läugnen; aber immer behielten die Slaven ihre Verfassung, Sitten und Rechte. Wie übrigens Tacolf zur Besitzung von Sorau gekommen ist, lässt sich nicht ausmitteln. Kauf, Verwandtschaft mit irgend einer slavischen Familie, (denn damals hat man wohl noch nicht so gegen die Slaven gedacht, als späterhin, dass die Elben mit ihnen ungültig wären,) können ihm den Besitz von Sorau verschafft haben; aber dass er selbst kein Slave oder Böhme war, sieht man aus Annal. Fuld. p. 21. ap. Freh. Dass der Ausdruck *de Bohemia* wohl auch so viel bedeutet als *praefectus limitis contra Bohemiam*, sieht man aus der Stelle ib. 17. Dass übrigens dieß Sorau wirklich das niederlausitzische Sorau ist, beweist der Vf. aus *Gerken Cod. dipl. Brand.* I. 189.

Das neue Archiv enthält für Schlesien 1. kritische Geschichte des Herzogs Konrad II. von Glogau; 2. Beytrag zur Geschichte des Peterpfennigs; 3. Siegmund von Kurzbach nimmt den polnischen

Digitized by Google

polnischen Grafen Andreas Górka bey Adelnau in Polen gefangen. 4. Für die Lausitz: 1. was heifst die Oftmark? *(marchia orientalis;)* 2. Berichtigung der Genealogie der ersten östlichen Markgrafen im *Chronico Montis Sereni;* 3. Geschichte der Niederlausitz bis auf Heinrich von Groitsch. Die kritische Geschichte des Herzogs Konrad II. von Glogau ist musterhaft bearbeitet, und verbreitet neues Licht über die Geschichte von ganz Niederschlesien. Konrad II. starb 1273 und nicht 1298. Die Geschichte des Peterpfennigs in Polen hat Naruszewicz gut aus einander gesetzt. Schade, dafs der Vf. ihn nicht benuzzen konnte. Die Geschichte, welche zwischen Siegmund von Kurzbach, Standesherrn von Militsch und dem Grafen Andreas Gorka herbu Lodzia vorgefallen, ist sehr lesenswerth und ein wichtiger Beytrag zu einem Sittengemälde des sechzehnten Jahrhunderts. Der Aufsatz: was heifst die Oftmark? ist sehr belehrend und enthält eine neue, Rec. höchst wahrscheinliche Meynung: dafs nämlich die *Marchia orientalis* des Gero I., Christian, Ditmar I., Hodo, Gero II., Ditmar II. eigentlich diesseits der Elbe gewesen ist, und den Kurkreis zum Theil und einige angränzende Stücke des Leipziger und Meifsner Kreises in sich begriffen habe. Der Vf. gibt mehrere unläugbare Beweise davon. Der in diesem Aufsatze S. 199. geäufserten Meynung, dafs bis 970 oder 980 nur ein Markgraf in der ganzen (Rec. setzt hinzu z. B. wie Neuengland unbestimmten) Oftmark gewesen ist, also über Meifsen und auch die Lausitz zu befehlen gehabt habe, pflichtet Rec. vollkommen bey; nur glaubt er, dafs sowohl der Umstand, dafs der Besitz aller überelbischen Länder von Seiten Polens und Böhmens und der noch heidnischen Wilzen, Lutizier u. s. w. noch sehr unsicher war, als auch dafs die Markgrafen nicht erblich waren, niemals aus den Augen gelassen werden mufs, und dafs folglich, wie der Vf. wohl auch selbst weiter unten indirecte bemerkt, diese ersten Markgrafen mehr blofs militärische *legati praefecti*, Rec. setzt hinzu, oft in unbestimmter Zahl bald mehr, bald weniger, und keine eigentlichen Markgrafen in der spätern Bedeutung des Worts, waren. Die Geschichte der Niederlausitz bis 1135 von S. 213—306. hat der Vf. sehr fleifsig bearbeitet. Den Markgrafen Gero I. nimmt der Vf. in Schutz, und zeigt wie billig, dafs man ihm Tapferkeit und militärische Verdienste nicht abfprechen kann; aber bey dieser Gelegenheit kommen einige ganz überflüfsige Ausfälle auf die Slaven vor, welche mit der sonstigen Unparteylichkeit des Vfs. stark contrastiren. Die Worte: *Witichindi* p 647 *ipse dolum dolo-graecocupans convivio claro delibntos ac vino jocnlos ed trigintd fere principum barbarorum una nocte extinxit* leiden allerdings die Erklärung des Vf., dafs Gero I diesen Mord nicht bey sich an den eingeladenen Gästen, sondern durch einen Ueberfall bey einem dritten begangen hat. Indefs schliefst diese erklärung die Möglichkeit, der andern nicht aus, und Gero I. läfst sich wohl so wenig wie mancher Feldherr neuerer Zeit entschuldigen z. B. Tilly, Wallenstein. Die deutschen Eroberungen in den slavischen Ländern lassen sich wohl, wie alle Eroberungen, rechtfertigen; aber die gültigen Gründe sind wohl nur immer aus dem Rechte des Stärkern genommen und was die Slaven dabey verloren, ist dem Vf. nicht unbekannt. Die heidnischen Grausamkeiten der Slaven im Bisthum Meifsen sind gerade von der Art, wie die Grausamkeiten der heidnischen Thüringer, welche Gregorius Turonensis L. III. c. 7. p. 296. berichtet. Das Augenausstechen ist eine Strafe, die in Deutschland sehr gewöhnlich war. Karl der Grofse liefs sie oft ausüben und wie die Leibeigenschaft nicht minder hart in Deutschland gewesen ist, als in den slavischen Ländern, das weifs der Vf. ohne Zweifel so gut, wie Rec. Man kann noch hinzusetzen, dafs sie eigentlich aus Deutschland nach Polen gekommen zu seyn scheint. Dafs die Deutschen in den Ländern über der Elbe meistentheils so wie in Liefland, die allerdrückendste Leibeigenschaft einführten, kann der Vf. nicht in Abrede seyn: denn er führt ja selbst Belege dazu aus dem Wittichind an. Rec. bemerkt nur noch aus *Dreyers Cod. dipl. Pomeraniae* p. 287. Urk. CXCI, dafs es höchst wahrscheinlich in den beiden Lausitzen eben so gegangen seyn wird, wie in Preufsen und Polen. Nicht auf einmal ward die Sklaverey eingeführt, nach und nach entzog man ein Recht nach dem andern den armen Neubekehrten oder Unterjochten, bis endlich völlige hefländische Erb- und Leibeigenschaft daraus entstand, welche blofs nach und nach erst in Jahrhunderten weise Fürsten mildern und in eine leidliche, local oft nothwendige Unterthänigkeit wieder umwandeln konnten. Wie musterhaft die so gepriesenen deutschen Ritter in Preufsen es vor dem Jahr 1249 verstanden, ihren Untergebenen ein unerträgliches Joch der Unterthänigkeit aufzuwälzen aufzulegen, lehrt jene Urkunde (eigentlich ein Vergleich zwischen ihnen und den Neubekehrten durch die Vermittelung des fürstlichen Legaten und Lüttichen Archidiacon Jacob). Wie sie aber auch späterhin diese Kunst nicht verlernt haben, davon hat man noch bleibende Spuren in Ostpreufsen im Lithauischen Departement, obgleich die weise preufsische Regierung die Leibeigenschaft schon längst aufgehoben und das Schicksal der Unterthanen gar sehr verbessert hat. Dafs der Vf. in der Geschichte des Miecislaus II. so ganz dem Wippo und seinen Nachschreibern folgt, kann Rec. nicht billigen, und beruft sich deshalb blofs auf Naruszewicz Tom. II. Otto Boleslaws I. Sohn ist wohl unstreitig mit dem Udo Mistiwoys Sohne verwechselt worden. Dafs Kasimir I. kein Mönch war, trägt der Vf. in den Berichtigungen erst nach (S. 380). Den ersten Theil des neuen Archivs beschliefst der Vf. mit einem genauen Register, wofür er allen Dank verdient. Rec. hätte gewünscht, dafs der Vf. zu dem alten Archive ein ähnliches nachgetragen hätte. Doch diefs kann wohl bey der Fortsetzung geschehen: denn so sehr auch die Lesewelt mehr nach unterhaltender Lesersey als nach belehrender Lectüre trägt: so hofft doch Rec., dafs der Vf. im Stande seyn wird, dieses neue Archiv fortzusetzen.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 22. März 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Vofs u. Comp.: *Söder*, von *S. S. Roland*. Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt von *C. G. Horstig*. Mit zwey malerischen Ansichten und einem Grundrisse (des Schlosses) von Söder, nebst dem Bildnisse des Freyherrn von Brabeck. 1799. X u. 134 S. Fol. (6 Rthlr.)

Das Schloss zu Söder bey Hildesheim und die Gemäldesammlung des Hn. v. Brabeck verdienen unstreitig weit mehr als manche andere, weit grössere Schlösser und Kunstsammlungen bekannt gemacht und nach ihrem wahren Werthe gewürdigt zu werden. Diese Beschreibung ist daher ein dankenswerthes Unternehmen, und verdient um so mehr beachtet zu werden, je seltener es ist, dass die Landsleute des Vfs. dem Charakter, den Talenten und den Productionen der Deutschen auf eine so unbefangene Weise Gerechtigkeit widerfahren lassen, als es hier fast durchgängig geschieht. Man findet nämlich in diesem Werke nicht allein eine detaillirte Beschreibung des Schlosses, der dabey befindlichen Gartenanlagen und der vorzüglichsten Gemälde zu Söder, wobey Hr. Roland sich überall als einen Mann von Kenntnis und gebildetem Geschmacke zeigt; sondern es sind auch über Kunst und Künstler im Allgemeinen, und über Kunst und Künstler Deutschlands insbesondere, so wie auch über die Fortschritte unsers Vaterlandes in jeder Art von Cultur, viele Bemerkungen und Urtheile eingestreut, die den Vf. als einen Mann von Einsicht, von ruhigem Prüfungsgeiste und von offener, Wahrheitsliebe bezeichnen. Gleichwohl mufs Rec. gestehen, dass er, trotz der Anerkennung dieses Verdienstes, wohl schwerlich alle 134, reichlich bedruckten *Folio*seiten dieses Werks würde gelesen haben, wenn ihn seine übernommene *Pflicht* nicht dazu angetrieben hätte. Fast alles, was hier gesagt ist, hätte mit der Hälfte, und oft mit noch weit weniger Worten gesagt werden können; einer Menge von unnützen Abschweifungen, wozu die Briefform Veranlassung gegeben hat, nicht einmal zu gedenken. Rec. will hiemit nicht sagen, dass man sich über französische Geschwätzigkeit zu beklagen habe: er findet vielmehr eine so echt deutsche Breite und Umständlichkeit in diesem kleinen Folianten, dass er ihn wahrscheinlich für ein vaterländisches Original-Product würde gehalten haben, wenn er nicht anderweitig belehrt worden wäre, dass er eine Uebersetzung aus dem Französischen vor sich habe. — Die Vorrede des Uebersetzers, welche eigentlich eine Abhandlung über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Bedürfnisse des Schönheitssinnes ist, steht in guter Harmonie mit dem Buche selbst. Aus den Beschreibungen des Schlosses und der Gemäldesammlung geht unwidersprechlich hervor, dass Hr. v. Brabeck unter der Zahl der wenigen Begüterten in unserm Vaterlande, welche von den Gaben eines günstigen Geschicks auf eine sinn- und geschmackvolle Weise Gebrauch zu machen verstehen, auf einer ausgezeichneten Stufe steht. Wenn der Baumeister auch dies und jenes an dem, von Grunde aus neu aufgeführten, Schlosse einzuwenden haben könnte: so blickt doch aus den Verzierungen und den Meublen der meisten Zimmer und Säle ein reiner Sinn für das Einfache, Edle und Schöne hervor; wobey besonders zu rühmen ist, dass Hr. v. Brabeck mit ausdauerndem Patriotismus den einheimischen Kunstfleifs aufregte und bildete, so dass er z. B. von gewöhnlichen Dorftischlern endlich die saubersten Meublen in Mahagonyholz erhalten konnte, und sich blofs zu den vielfältigen, lobenswerthen Stukaturarbeiten eines Ausländers bedienen mufste. Es ist fehr dankenswerth, dass Hr. Roland hierauf vorzüglich aufmerksam macht; auch hat er gewifs nicht unrecht, wenn er sagt, dass das deutsche Kunsttalent, aus Mangel an verständiger Würdigung und Aufmunterung, in Absicht seiner Bildung gröfstentheils auf einer unseligen Mittelstufe stehen bleibt, oder sich über den Undank seines Vaterlandes zu beklagen hat. Aber weder mit gehöriger Kenntnis noch Unbefangenheit ist es geurtheilt, wenn Hr. Roland S. 26. über die deutschen Maler so hart abspricht, ihren Werken ohne Ausnahme übertriebene Farbengebung, erzwungene Stellungen, Anmafslichkeit und verdorbenen Geschmack Schuld gibt, und dann als ein wahres Wunder erzählt, dass diese nämlichen Maler, so bald sie nach Söder gerufen werden, auf einmal Stil und Manier verändern und ein Gemälde zum Vorschein bringen, worin ein richtiger Farbenton, eine natürliche Körperstellung, eine weise Anordnung, eine reiche

Digitized by Google

Zeichnung und ein ernsthafter Stil die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Da vermöchte Söder wahrlich mehr als Paris und Rom mit ihren Mecänen und Kunstschätzen, und Hr. v. Brabeck müsste einen Nürnberger Trichter zur Hand haben, der mit den Kräften aller Zauberringe und Talismane um den Rang streiten könnte. — Doch, dass dem nicht also ist, das beweist ja Hn. Rolands eigne scharfe Kritik über die *Laugenknöffelchen*, höchst verunglückten Werke in dem Schlosse zu Söder. Wie konnte Hr. Roland diesen argen Widerspruch übersehen! und ist ihm denn nicht bekannt, dass z. B. *Graff*, lange vorher, ehe er nach Söder kam, eine Menge Porträts verfertigt hat, die dem des Hn. v. Brabeck gewiss nichts nachgeben?

Dieser Missgriff sollte freylich gegen Hn. Rolands Urtheile ein wenig misstrauisch machen; allein seine Beschreibungen der Gemäldesammlung zu Söder verföhnen wieder mit ihm, und hier zeigt er sich häufig, besonders bey allgemeinern Urtheilen, wie über Rubens, über die Neigung der Niederländer zur Landschaftsmalerey, und dergl., als einen einsichtsvollen, geübten Kenner. — Ueber die Sammlung selbst kann Rec., wegen Mangel an Raum, nur dieses sagen, dass sie aus lauter ausgesuchten Stücken besteht, nicht nach den Schulen der Künstler, sondern nach den dargestellten Gegenständen geordnet ist, und dass ein Tobias von *G. Donw*, zwey Portraits von *Sirozzi* und *Tinelli*, und ein kleines Gemälde und eine Zeichnung mit Goldstrichen auf braunem Grunde von *Raphael* zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten derselben gehören. — Ausser der geschmackvollen Auswahl ist aber vorzüglich noch die grosse Liberalität dankbar zu erwähnen, mit welcher Hr. v. Brabeck jedem Liebhaber die Ansicht, und talentvollen Künstlern die Benutzung seiner Sammlung gestattet. Möchten ihn doch hierin alle Reichen und Grosen, die im Besitz von bedeutenden Kunstwerken sind, zum Vorbilde nehmen!

In einem auffallenden Contraste mit dem bisher erwähnten stehen einige Gartenanlagen, die der Vf. mit lobenswerther Unparteylichkeit tadelt. Dass überhaupt Hn. Rolands Urtheil in diesem Fache nicht leicht zu bestechen, und streng, aber gerecht ist, beweist die interessante Abschweifung, wo die kleinlichen Felsenkünsteleyen zu Wörlitz und das abenteuerliche *chef d'oeuvre, der Stein*, der zehnerley seyn soll und nichts recht ist, einmal nach ihrer wahren Werthlosigkeit gewürdigt werden.

In den drey letzten Briefen ist viel Wahres und Gutes gesagt, über ökonomische Gegenstände, über die Lage der Unterthanen in den ehemals geistlichen Staaten Deutschlands, über das gesellschaftliche Leben auf dem Lande, und über die wissenschaftliche und sittliche Bildung in unserm Vaterlande. Sich in ein näheres Detail einzulassen, würde hier zu weit führen; nur die eine Frage an den Vf. kann Rec. nicht zurückhalten, ob es wohl fein und anständig ist, von fürstlichen Personen, die dann und wann Söder besuchen, *und die doch auch diese Beschreibung lesen können*, frey in die Welt hinein drucken zu lassen, dass während ihres Besuchs die Gesellschaft *verkümmert* und *nicht mehr existirt*, oder sie wenigstens alle *Anzüglichkeit* (soll heissen alles *Anziehende*) *verliert*, dass aber, *so wie der Regent wieder abreiset, alles von neuem wieder aufleht und alle Reize der Gesellschaft wieder zum Vorscheint kommen?* Es ist möglich, dass sich dies so verhält: aber ist es nicht ein Missbrauch der Schriftstellerey, so etwas laut vor dem Publicum auszukehren, und Personen, vor denen Hr. Roland, wenn er ihnen persönlich gegen über stände, sich gewiss höchst ehrfurchtsvoll bücken würde, dergleichen Sottisen mit der Feder zu sagen? Sollte es auch Hn. v. Brabeck wohl gleichgültig seyn, dergleichen Berichte über die ausgezeichnetsten Besuche, die er empfängt, *gedruckt* zu sehen?

Druck und Papier dieses Werks sind von vorzüglicher Schönheit. Die Kupfer sind in einem besondern Hefte beygelegt. Das Portrait des Hn. v. Brabeck nach Graff von Huck in gefschabter *Manier* bearbeitet, verdient vieles Lob. Auch die beiden Landschaften mit dem Schlosse, nach Roland von Aubertin in getuschter Manier, sind fast durchgehends recht brav behandelt; doch trifft dies Lob mehr die zweyte, als die erste Ansicht. Das Blatt mit dem Portrait ist aber durch den Verfertiger der Unterschrift häfslich entstellt, indem mit sehr zierlichen Buchstahen statt *MORITZ* halb französisch und halb deutsch *MAURIZ* geschrieben ist.

RÖMISCHE LITERATUR.

Erlangen, b. Schubart: *Die Briefe des Plinius*, übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von M. *Joh. Adam Schäfer*, Conr. an dem Gymnasium zu Ansbach. *Erster* Band. 1801. CXII u. 234 S. *Zweyter* Band. 1802. 490 S. gr. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Dieselbe Gerechtigkeit, welche uns Hn. Schmids Verdienst um die Uebersetzung der Briefe des Plinius anerkennen heisst, gebietet uns auch zu gestehen, dass er von dem neuesten Uebersetzer übertroffen worden. Dieser arbeitete seine Ueberfetzung schon vor mehrern Jahren aus, ging sie in der Folge wieder durch, machte Proben daraus bekannt, kurz, wendete viel Zeit und Fleiss auf, etwas Gutes zu liefern. Was die Treue und Richtigkeit der Verdeutschung betrifft: so versteht sich diese bey einem so zu Werke gehenden und anerkannt geschickten Philologen von selbst, und er hat seine Kenntnis der Sprache und der Sachen nicht nur in der Ueberfetzung, sondern auch in den Anmerkungen an den Tag gelegt, welche sich durch gute Kritiken und Erläuterungen auszeichnen und selbst neben der Gierigschen Ausgabe eingesehen zu werden verdienen. Wir dürften nur auf mehrere Bemerkungen, welche Theile des Römischen Alterthums, das Bauwesen, die Villen, Naturerscheinungen u. s. w. betreffen, hinweisen: so, um nur Eins zu erwähnen, kennt Gierig

Digitized by Google

Gierig die neueſten Unterſuchungen über die Lage von Plinius Laurentiniſchem Landgut (2, 17) nicht, welche Hr. Schäfer aus einem italiäniſchen Werke anführt, deſſen Reſultate in Bonſtettens Reiſe in die klaſſiſchen Gegenden Roms Th. 1 S. 184. 201. 236 ff. d. deutſch. Ausg. beſtätigt und näher dahin beſtimmt werden, daſs Plinins Villa bey Oſtia an der Stelle von dem Hauſe zu Caſtell-Fufano bey dem Bach la Focetta gelegen. „Das Gut lag (nach Plinius in der Schäferſchen Ueberſetzung) *ſiebenzehn Meilen* von Rom, ſo daſs man nach vollendeten Geſchäften und nach vollbrachtem Tagewerke noch da übernachten konnte," womit wir nicht recht zuſammen zu reimen wiſſen, was Bonſtetten S. 236 f. ſagt: „Plinius konnte, wenn er ſcharf ging, nach Vollendung ſeines täglichen Geſchäftskreiſes *(compoſito die*, wie er ſich ausdrückt) *in anderthalb Stunden* recht gut auf ſeinem Laurentum ſeyn." Zu geſucht iſt wohl §. 2. die Ueberſetzung: „Heerden, die in der Frühlingsmilde ſich *ſpiegelnd fett* graſen" für: *„herbis et tepore verno nitescunt."* Von dem für das *gröbere* Bedürfnis beſtimmten Gemüsgarten ſagt Plinius §. 15: *„hortus alius, pinguior et ruſticus,"* welches nicht ganz angemeſſen übertragen wird: „ein anderer Garten, der *fruchtbarer* und der eigentliche Küchengarten iſt." Die Zierlichkeit, die abgemeſſene Symmetrie des Ausdrucks und die ganze rhetoriſche Kunſt, welche Plinius in ſeinen Briefen aufbietet, erreicht wohl nicht leicht ein Ueberſetzer vollkommen; doch wird man Plinius Manier auch hier nicht ganz vermiſſen. Um ein zuſammenhängendes Beyſpiel von des Ueberſetzers Arbeit zu geben, ſetzen wir die Verdeutſchung des Billets an die Calpurnia (6, 4) her, wo Plinius ſehr zarten Empfindungen Worte leiht:

„Nie klagte ich mehr über meine Geſchäfte, als jetzt; ſie, die mir nicht vergönnten, meine liebe Patientin nach Kampanien zu begleiten, oder ihr, ſo wie ſie fort war, auf dem Fuſse zu folgen! Denn nun wünſchte ich vorzüglich, bey Ihnen zu ſeyn, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie ſich Ihre Kräfte, wie ſich Ihr zarter Körper *(corpusculum)* erholt, mit einem Wort, ob Sie gegen die Vergnügungen dieſes Aufenthalts und gegen eine ſo genuſsreiche Gegend gleichgültig genug ſind, um nicht Schaden an Ihrer Geſundheit zu nehmen. [Hier iſt die gewählte, ſentenziöſe Kürze zerſtört worden: *ecquid denique feceſſus voluptates regionisque abundantiam inoffenſa transmitteres*, „ob du der Wolluſt des ländlichen Aufenthalts und der Ueppigkeit der Natur unbeſchädigt entkämeſt"] Und wären Sie auch noch ſo geſund, ich würde Sie nicht ohne Sorge vermiſſen. Denn es iſt immer eine bange, qualvolle Lage, wenn man von einer Perſon, die man mit ſo viel Wärme liebt, eine Zeit lang nichts hört und ſieht. Nun aber, da Sie entfernt und noch überdieſs unpaſs ſind, macht mir die Ungewiſsheit tauſend ſchreckenvolle Beſorgniſſe. Ich fürchte alles, bilde mir alles ein, und, was bey Fürchtenden etwas ganz eigenes iſt *[„quaeque natura metuentium eſt,"* und, nach Art der Fürchtenden], ich ſtelle mir immer das Schrecklichſte am erſten vor. Deſto dringender bitte ich Sie, meiner Furcht durch einen oder auch durch ein Paar Briefe des Tags zu Hülfe zu kommen. Denn ich werde nur ſo lange ruhig ſeyn, als ich an Ihrem Briefe leſe; aber gleich wieder unruhig, wenn ich ihn geleſen habe. Leben Sie wohl!"

Ueber das hier und im ganzen Werk gebrauchte *Sie* und *Ihnen* erklärt ſich der Ueberſ. dahin, daſs er es bey einem ſpätern Briefſteller aus der Periode, wo man die alte Simplicität und liberale Natürlichkeit vergebens ſuche, für paſſend halte, und daſs „bey dem Ueberſ. eines ſo abgeſchliffenen, feinen und oft beynahe gezierten Briefſtellers, wie Plinius iſt, das *Du* trotz ſeiner Sprachrichtigkeit in eben dem Grade widrig und unnatürlich lauten würde, als das complimentirende *Sie* ſprachwidrig ſey." Etwas anders wäre es, wenn man dem Plinius ſteife Titulaturen der ſpätern Jahrhunderte, die Scheller fälſchlich in *reverentia veſtra* Plin. panegyr. c. ult. geſucht habe, aufdringen wollte. Wir unſers Theils glauben eben ſo wenig, daſs ſich das römiſche *Du* nicht mit Plinius zierlicher und gezierter Sprache der feinen Welt ſeines Zeitalters vertrage, als wir unbedingt jene Abſtracta der Titulaturen in ſehr ſpäte Zeiten herabſetzen möchten, worüber auch in Taſchucke's gröſsere Ausgabe des Eutrop praef. L. 1. einiges bemerkt worden iſt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Wilmanns: *Der gute Jüngling, gute Gatte und Vater*, oder Mittel, um es zu werden. Ein Gegenſtück zu der Kunſt, ein gutes Mädchen zu werden. Von *Joh. Ludw. Ewald. Zweyter* Band. 1804. 432 S. 8. mit Kupfern von Jury. (Beide Bände Schreibpap. broſch. 5 Rthlr., Velinpap. 5 Rthlr. 12 gr.)

Den *erſten* Band oder die *zehn* erſten Vorleſungen haben wir A. L. Z. 1805. Num. 57. angezeigt. Die *elfte* Vorleſung oder die *erſte* dieſes Bandes, beſtimmt zu zeigen, daſs unſre Handlungen von der Speculation unabhängig ſind, gehört zwar nicht weſentlich in dieſes Buch, mag aber immer ihren Platz behaupten. Die *zwölfte* beſchäftigt ſich mit denen, die ſich dem Kriegesſtand widmen. Nachdem der Krieg von ſeiner Schatten- und von ſeiner Lichtſeite betrachtet worden, wird vom Beruf zum Krieger, der Subordination, der Bildung für dieſen Stand, den Tugenden und Eigenſchaften des Kriegers, dem militäriſchen Geiſt, dem Zweykampf, den Sitten der Krieger, dem Spiel, der Beſchäftigung des Officiers mit ſeinen Soldaten, dem Esprit du corps, der Mannszucht und Menſchlichkeit im Kriege gehandelt und alles durch Beyſpiele aus der Geſchichte erläutert. Die *dreyzehnte* Vorleſung von der Beſtimmung zum Kaufmannsſtande entwirft ein angemeſſenes Bild von der Wichtigkeit deſſelben, und handelt dann von der

Digitized by Google

der Vorbereitung dazu durch Handlungsschulen, von den Lehrjahren, dem Speculationsgeist und Speculationshandel, den eignen Etablirungen, Bankerot, Betrügereyen und Kaufmannseiden (möchte doch ja beherzigt werden, was S. 145 ff. darüber gesagt ist, da uns Fälle bekannt sind, wo junge Leute in den gröfsten Häusern, in welchen sie lernten oder in Condition standen, ihr sogenanntes Glück sehr theuer durch Verletzung ihres Gewissens erkauften), Handlungsneid und Kaufmannsgrofsmuth. Die *vierzehnte* Vorlesung von der Bildung zum Künstler predigt Verfeinerung und Veredlung der Sinne und der Phantasie durch den Anblick des Reinsten, Einfachsten, Schönsten und Erhabensten in der Natur und Kunst; Warnung vor dem Manierirten und vor grober Sinnlichkeit; Einfluss des Kunstsinnes auf die Sittlichkeit; Künstlereigenheiten, Fehler und Tugenden. Die *funfzehnte* Vorlesung beschäftigt sich mit den Studirenden. Der Vf. thut die überwiegenden Vortheile des Gymnasiums-Unterrichts vor dem häuslichen dar; er will, dass man die Universität nicht vor dem 22sten oder 23sten Jahre beziehe, welcher Rath in unsern Tagen wohl zu spät kommen dürfte; auch soll man sich nicht zu früh für einen gewissen Stand bestimmen; Warnung vor Sektirerey; der Studirende soll im Studiren das Mittel halten zwischen zu grofser Ausdehnung und zu enger Beschränkung; soll sich vor Spiel, Zweykampf und Studentenorden hüten; (jedoch wird die Idee zu einem nützlichen Orden entworfen;) über den Umgang und die Freundschaften der Studenten; Erhebung des Geistes durch Vorhalten der Beyspiele grofser Männer. Der Vf. weifs in Deutschland keinen der jetzt lebenden Männer, dessen Gang und Handlungart den künftigen Geschäftsmann mehr erwärmen und fürs Gute beleben könnte, als der des grofsen und edlen Ministers — *von Kretschmann*, dessen Gesinnungen und Handlungen der Schrift über die Organisation der Koburg-Saalfeldischen Lande zufolge in das schönste Licht gestellt werden! Den Beschluss dieser Vorlesung machen Rathschläge über die weise Benutzung der Zeit nach Ablauf der akademischen Jahre bis zum Eintritt in ein Amt. Sehr gute Lehren enthält die *sechszehnte* Vorlesung für reisende Jünglinge; über Vorbereitung, Zweck, vernünftige Art zu reisen; Mafsregeln der Vorsicht; Betrugen gegen die Reisegesellschaft, gegen Postillions und gegen die Wirthe. Die folgenden Vorlesungen beziehen sich auf Liebe, Ehe und Hausvaterstand. Die *siebenzehnte* versucht es, den beseligenden Einfluss der Liebe zu schildern, die Nachtheile zu früher Verliebung, die Erhöhung der Liebe durch Fixirung auf Einen Gegenstand und durch die Ehe; die Nachtheile trauricher Verbindungen ohne Ehe und der Hagestolzenwirthschaft; über die Wahl einer Gattin. Die *achtzehnte* Vorlesung enthält verständige Lehren, den Bräutigamsstand betreffend, der nicht zu lange und nicht zu kurz dauern soll. (Kleinlich ist es, wenn der Vf. S. 306 f. einen Streit mit dem Redacteur der theologischen Annalen hieher zieht); verständiges Betragen des Bräutigams; (er entferne sich eben so weit von kriechender Schmeicheley als von gebieterischem Wesen,) vom Vorsichhertragen seiner Liebe und von Versteckung derselben; (er hüte sich vor unanständigen Vertraulichkeiten, vor Launen und Eifersüchteleyen.) Ueber Brautgeschenke und vernünftige Einrichtung der Hochzeiten. Die *neunzehnte* Vorlesung, welche das Gattenleben betrifft, kann als Commentar zu dem Text betrachtet werden: „Wo kann man sich besser befinden als in dem Schofse seiner Familie?" Liebe, Treue und Theilnahme des Gatten, der mit der Gattin wirken, geniefsen und leben soll. Ueber Regieren und Folgen in der Ehe, Geben und Empfangen. Die Ehe ist keine Idylle, sie darf aber nicht ohne poetische Zeiten seyn. Bemühung des Gatten, sich Achtung und Liebe zu erhalten und ein weises Betragen gegen Fehler der Gattin. Den Beschluss macht die *zwanzigste* Vorlesung, welche dem Vater gewidmet ist. Die ersten Vaterfreuden werden als ein Silberblick des Lebens dargestellt; negative und positive Erziehung der Kinder, und wie sich Vater und Mutter in dieses Geschäft theilen müssen; Empfehlung früh zu weckender religiöser Gefühle; die Grofsvaterfreuden malt der Vf. nach eigner Erfahrung, und hat der Erinnerung an sein Verhältnifs zu einer abgeschiedenen kleinen Enkelin durch ein seelenvolles Bild von Jury Dauer gegeben. Von demselben Künstler sind noch einige Auftritte aus dem Drama des Lebens dargestellt worden.

* * *

Altona, b. Eckstorff d. J.: *Joh. Cph. Keil's Spiegel der Tugend und guten Sitten.* Für Kinder nach *Weifsens* Lehrart. *Vierte* durchaus verbefserte Auflage. 1803. VIII u. 276 S. 8. (21 gr.)

Auch unter dem Titel: *Sittenbildende Anwendung müfsiger Stunden.* Ein Geschenk für liebe Söhne und Töchter, die gern hübsche Geschichten lesen u. s. w. (S. d. Rec. der *ersten* Auflage A. L. Z. 1787. Num. 274.)

Berichtigung.

Jahrgang 1805. Num. 166. Seite 527. Zeile 17. (in der Rec. von Pfeuningers *Caracteres des Poëtes de l'Allemagne*) statt: *vend lele man: rend.*

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 25. März 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *P. Ovidii Nasonis Metamorphoses.* Recensuit, varietate lectionis notisque instruxit *Gottlieb Erdmann Gierig.* Editio *altera* ad singulos prope versus vel emendatior vel auctior. Tomus *prior.* 1804. XXXII u. 550 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Ob der Herausg. gleich die Metamorphosen früher (1784. 1787) schon mit vielem Fleisse bearbeitet hatte: so blieb er doch, als eine neue Auflage nöthig wurde, nicht bey einer blossen Revision stehen, sondern verfuhr so, als wenn er das Werk zum ersten Mal zu bearbeiten hätte.

Statt einiger Bemerkungen, welche die Vorrede zur *ersten* Ausgabe über das Gedicht darbot, wird jetzt auf zwanzig Seiten *de opere Metamorphoseon Ovidiano* gehandelt. Nach ein Paar unbefriedigenden Bemerkungen über die Verwandlungsmythen spricht er von der Composition und Eigenthümlichkeit des Ovidischen Gedichts, von Ovids Nachahmung anderer Schriftsteller, seiner leichten und gefälligen Erzählung, seinem Witz und seiner Witzeley, seinen Wortspielen, seiner Redseligkeit und seiner Wortkargheit an einigen Stellen, seiner üppig schwelgenden Phantasie und Sprache, seinen Prachtreden, Beschreibungen, allegorischen Darstellungen, Schilderungen der Leidenschaften, Vergleichungen und Anachronismen. Uns scheint der verstorbene J. C. T. Ernesti in seiner von Hn. Gierig nicht benutzten Abhandlung *de elocutionis poetar. lat. vett. luxurie* S. 37 f. Ovids Werk ganz vorzüglich gut und richtig charakterisirt zu haben: *Totum opus Metamorphoseon, mira arte conscriptum, et egregiis ingenii facultatisque poeticae speciminibus instructum, tamen tot lasciviae, lusus argutiarumque exempla habet, ut magis sui gratia, quam rerum tractandarum causa delectum a poeta videatur. Nam multi scriptores et poetae, ut vel ex Antonino Liberali patet, idem argumentum ante illum tractaverant. Primus quidem Ovidius hoc egit, ut diversissimarum fabularum farraginem in unius corporis speciem coniungeret: id quod egregia arte et varietate exjecutus est. Sed vereor, ne hoc ipsum consilium ad ingenii abusum et luxuriem pertinuerit. Quo enim difficilius erat et magis labricum, variarum rerum argumenta uno narrationis filo connectere, eo maior artis et acuminis declarandi opportunitas nascebatur, quae tamen ipsa quoque ingenii praecipitandi et artis affectandae periculum obiiciebat. Itaque eo nomine iam a Seneca et Quintiliano reprehensus est.*

In der *ersten* Ausgabe blieb der Herausg. meistens der Burmannischen Recension getreu; jetzt hat er sich mehr von der Autorität der Heinse und Burmanne losgemacht und sich seinen eignen Text geschaffen, der sich als das Werk eines bedächtigen und gründlichen Kritikers empfiehlt, welcher die *farrago lectionum* genau sondert, die passendsten heraushebt, in Nothfällen auch Conjecturen Raum gibt, fast nie aber eigne wagt. Er gibt die Verschiedenheit der Lesarten sorgfältiger und bestimmter als ehedem an, und legt seine Gründe für die von ihm vorgezogenen Lesarten vor. Was neuere Kritiker geleistet haben, auch Mitcherlich, der schon den Muth hatte, den Heinsischen Text an mehreren Stellen zu verlassen, ist im Ganzen benutzt worden; doch würden Nachlesen aus Withofs, Wakefields und Anderer kritischen Schriften gehalten werden können. Hier das Verzeichniss der von uns bemerkten Lesarten, wodurch sich die neue Ausgabe vor der alten unterscheidet, mit Bemerkungen über einzelne Stellen. I, 5. gibt er der Lesart: *Ante mare et terras* wegen des Anfehens der meisten Handschriften und der grössern Leichtigkeit, welche beym Ovid einer Lesart immer zur Empfehlung gereicht, den entschiedensten Vorzug, und lässt dennoch, worüber wir uns wundern, im Text die von Heinse aus zwey Handschriften gewonnene Lesart *tellus* stehen. Wäre nur nicht Hesiodus Theog. 116. Ἥτοι μὲν πρώτιστα Χάος γένετ', und Apollonius 1, 496. ὡς γαῖα καὶ οὐρανὸς ἠδὲ θάλασσα Τὸ πρὶν etc. Orpheus Arg. 419. (423) Πρῶτα μὲν ἀρχαίου χάεος u. s. w., welche dem nachdrücklichen *Ante*, nicht als Präposition, sondern als Adverbium, das Wort zu reden scheinen! Denn diese und ähnliche Dichterstellen, so wie die verwandten Philosopheme der ältern griechischen Weisen schweben dem Ovid offenbar in der Schilderung der Weltentwickelung aus dem Chaos vor. Man vergleiche im Hermannischen Orpheus S. 512. n. 36. eine merkwürdige Stelle aus Tzetzes Exeg. Hom. Mf.: οἵτινι δὲ ('Αλλέξανδρος) καὶ ἀρχαιογονίας λόγους ἐξέθετο, πῶς οὐρανὸς τε γαῖά τ' ἦν μορφὴ

Digitized by Google

μορφὴ μία, ἐπεὶ διχωρίσθησαν ἀλλήλων δέκα, τέκτουσι πάντα, πάντ' ἔθυναν εἰς φάος, πλὴν Φηγὶν Ὀρφεύς τε ὁ πάλαιος καὶ Ἡσίοδος, Ἐμπεδοκλῆς τε αὖν αὐτοῖς ὁ Ἀκραγαντῖνος, καὶ Ἀναξαγόρας ὁ Κλαζομένιος, καὶ ὁ τοῦ Ἀναξαγόρου τουτουὶ μαθητὴς Ἐυριπίδης, οὐτινές εἰσιν ἔτη καὶ οἱ πανῦν ῥηθέντες μοι ἰαμβοί. Die pleonastische Stelle V. 92 f. (bey welcher Ovids Geschwätzigkeit mit Nachdruck gerügt wird) wollte Withof also lesen: *„nec simplex turba timebat Iudicis ora sui, fat moribus undique tuti,"* worin er wenig Nachahmer finden dürfte. V. 99 unterstützt der Herausg. hinlänglich die Lesart *gentes* von den Menschen des goldnen Zeitalters statt der andern *mentes*. V. 155. *subiecto Pelion Ossae*, weil die meisten Dichter die Berge in dieser Ordnung auf einander gesetzt seyn lassen. Nach einem sehr richtigen Gefühl wird V. 159. *„fuae flirpis"* dem *ferae* vorgezogen. Warum schreibt aber der Herausg. nicht V. 217. mit Heinse: *„cum Cyllene"* statt *Cylleno*, da er doch jetzt und in der ersten Ausgabe dieß für die rechte Schreibart hält? Wieder eingefezt ist V. 249. die Lesart worden: *„ferisne paret populandas tradere terras"* für *gentes:* denn die Folge der Ideen ist diese. Die Götter fragen: wie es denn auf der Erde aussehen würde, wenn keine Menschen mehr wären? Es würden keine Opfer mehr gebracht werden und die Erde würde die Beute der wilden Thiere seyn. V. 313. ist aus der alten Ausgabe der gegen das Sylbenmaß anstoßende Vorschlag: *Oetaeis - ab ingis* stehen geblieben. V. 373 f. läßt der Herausg. zwar im Text stehen: *„faſtigia turpi Squalebant muſco,"* vertheidigt aber die Lesart der Handschriften: *pallebant.* Da uns *pallere* in *dieſer* Bedeutung nicht von Menschen, sondern von Sachen unerwiesen scheint: so würden wir eher *tabebant* in Vorschlag bringen. V. 435. liest er: *„altoque recanduit aeſtu,"* welches besser als das von Burmann aus einer Handschrift aufgenommene *almo* zu dem vorhergehenden *ſolibus aetheriis* paßt. Nicht unglücklich ist der Vorschlag, die beiden Verse 546 f. in folgenden Einen zusammenzuziehen: *„Qua nimium placui, mutando perde figuram."* Dichterischer ist die jetzt V. 561. aufgenommene Lesart: *„longas vilent Capitolia pompas"* statt der ehemaligen: *longae — pompae.* V. 598. richtiger *Lyrceia* als ehemals *Lyrcaea*. V. 632. *„frondibus arboreis"* aus den meisten Handschriften und aus guten Gründen statt *arbuteis*. V. 656. *„ſuspiria ducis"* nach den meisten Handschriften statt *prodis*. V. 706. Pan soll statt der Nymphe Syrinx *„calamos tenuiſſe paluſtres,"* So liest der Herausg. für *cannas*, welches eine einzige Handschrift hat; jenes unterstützt er mit guten Gründen. Da *cannae* die kleinern, zärtern, *calami* die längern, stärkern Rohrhalmen sind (f. Ov. Met. 8, 337.): so paßt schon darum das letztere besser hieher, zu geschweigen, daß sich die, vom Herausg. übersehenen, Erzähler des Mythus (Achilles Tatius und Longus. Vgl. über die Pansflöte Twining z. Ariſtot. Poetik C 1.) gewöhnlich desselben Wortes bedienen. V. 759. schämt sich Phaethon, daß von ihm Epaphus Schmähungen *„non potuiſſe repelli,"* welche Lesart viel stärker und nachdrucksvoller ist als *refelli*. II, 80. wird *„adverſi cornua Tauri"* dem *averſi* mit einem richtigen Urtheil vorgezogen. V. 156. hat Tethys, Oceanus Gemalin, das gewöhnliche Schicksal, falsch (hier *Thetys)* geschrieben oder gedruckt zu werden. V. 273. *contractosque* statt Heinse's *contractos*. V. 611. wünschte er als müssig und matt verbannt zu sehen. V. 639. das Ovidische Wort *Edidiciſſe* für *Addidiciſſe*, V. 681. *„onusque fuit dextrae ſilveſtris oliva"* statt Heinsius *baculum ſilveſtre ſiniſtrae*, welches sich, nach Voss zu Virgil Ecl. 8, 16, durch Schwäche und Mißlaut verräth. V. 691 *et illi* statt Heinsius: *Et, eia.* V. 743. das edlere *„Atlantis Pleïonesque genus"* für *nepos*. V. 771. gibt der Herausg. der Lesart: *„Surgit humo pigre"* den Vorzug vor *pigra*. Die drey auf *e* ausgehenden Sylben *„pigre ſemeſarum"* thun jedoch dem Ohr nicht wohl. V. 811. *„lenique vapore cremantur"* für *tepore*. V. 823. *„frigusque per artus Labitur"* statt *ungues*, welche nichts von Kälte empfinden. III, 269. sagt Juno von der Semele: *„mater, quod vix mihi contigit uni, De Iove vult fieri."* Der Herausg. wiederholt in der Anm. die in der vorigen Ausgabe angebrachten Bedenken gegen das *uni*. Allein uns scheint der Fehler nicht in diesem Wort, sondern in *vix* zu liegen, statt dessen wir lesen: *„quod ius mihi contigit uni."* V. 548. sagt Pentheus zu den Thebanern, die dem neuen Gott huldigen: *„patrium revocate decus."* Wiewohl der Herausg. diese Lesart im Text behält: so gibt er doch in der Note den Vorzug der Lesart der meisten Handschriften: *retinete.* Warum schloß er nicht V. 576. in Klammern ein, den er für offenbar unächt erklärt? Er braucht ja sonst auch nöthigen Falls Haken und Klammern. Richtig wird jetzt V. 597. *„Chiae telluris"* für *Diae* geschrieben. V. 663. bleibt *„Velaque deducunt,"* welches er in der ersten Ausgabe gern in *diducunt* verwandelt hätte, ungekränkt an seiner Stelle. Vgl Oudendorp zu Lucan. 2, 697. V. 665. *„diſtinguunt vela corymbis"* aus den ältern Handschriften statt *diſtringunt*. IV, 7. *„ferta comis"* aus den meisten Handschriften des Wohlklangs wegen für *coma*. V. 27. *„aut pando"* für *et*. V. 60 f. hat er die einzig wahre, ehemals von ihm bestrittene, Interpunction eingeführt. *„taedae quoque iure coiſſent, Sed vetuere patres. Quod non potuere vetare, Ex aequo etc."* Für Schirach, der getadelt wird, weil er *taedae* als Nennfall genommen hat, läßt sich doch eine treffende Parallele aus Statius Wäldern 2, 2, 141 f. anführen: *„Vivite ſecuri, quorum de pectore mixtae In longum coiere faces."* V. 151 und 550. hat das unfreundliche *Perſequar* dem Ausdruck des freundschaftlichen Geleites *Proſequar* nachstehen müssen, welchen auch Heyne obs. Tib. 1, 8, 28. vorzieht. V. 156. *„ferus amor"* für *certus*, als Synonym des folgenden: *„quos hora noviſſima iunxit."* V. 189. *tuto* ein Druckfehler statt *toto*. V. 224. *„Eripite — loquenti"* für *Arripite*. Ein Rec. in der A. L. Z. 1793. Num. 280. S. 23. liest: *„Eripite — loquendi*. V. 336. erlaubt sich der Herausg. einen starken Hiatus: *„Deſine,*

Digitized by Google

fine, aut fugio." Er nennt dieſes zwar die alte Lesart; aber wir finden in Burmanns Ausgabe blos dieſe verzeichnet: *Define vel fugio; Definis an fugio; Definis an fugiam.* In der Beſchreibung des Treibens der Schatten in der Unterwelt folgt auf V. 445. „*Pars alias artes, antiquae imitamina vitae*" in den Handſchriften, einige Pfälzer ausgenommen; „*Exercent. Aliam partem ſua poena coercet,*" den der Herausg. für echt zu halten geneigt iſt, wir glauben, mit Recht. In Pluto's Stadt, will der D. ſagen, treiben ſich die Schatten auf dem Markt, im Pallaſt ihres Königs u. ſ. w. herum; abgeſondert von ihnen (nach den meiſten Dichtern, vor dem Eingang der Stadt und der Burg Pluto's) ſind die Verdammten eingeſperrt. Vielleicht dachte ſich Ovid dieſes Carcer V. 452. nach Art des R. Stadtgefängniſſes innerhalb der Stadt ſelbſt. V. 523. *praeſtat* für *praeſtet.* V. 561. „*ſummis Iemenides aliis*" ſtatt *ſumtis.* Daſſelbe Wort möchte Böttiger in der Furienmaske S. 39. in V. 510: „*ſumtumque recingitur anguem* in *tumidum* verwandeln. V. 597 f. wird nach Verwerfung der Heinſiſchen Aenderungen: „*At illa Lubrica permulcet criſtati colla draconis*" hergeſtellt. Durch die V. 662. gegebene richtige Erklärung von dem: „*aeterno carcere*" der Winde werden die andern Lesarten und Conjecturen beſeitigt, auch *heſternos ventos,* welches Arntzen de quibusd. Pind. Theb. loeis 1793 vorſchlug. Daſs V. 756. „*Andromedan et tanti praemia facti*" die *Copula* unbequem ſey, wurde ſchon in der erſten Ausgabe geſagt; aber wie kann ſie, ohne Verletzung des Metrums, weggeworfen werden, welches doch der Herausg. zu wollen ſcheint. VI, 77. ſchreibt er jetzt aus überwiegenden Gründen: „*Exſiluiſſe freſtum*" für *forum.* V. 130. wollte Bentley bey Heyne obſ. II. 1, 205. von der Pallas „*rava virago*" ſtatt *flava* leſen, indem er dabey an das Homeriſche Beywort γλαυκῶπις dachte, welches aber nicht hieher gehört, wo nur an die Pallas *flavo in vertice nodo* zu denken iſt, wie es Statius Theb. 2, 238. ausdrückt. Vgl. Heyne zu Tib. 1, 4, 26. Heinrich zu Heſiodus Schild 216. V. 199 f. lieſt er jetzt alſo: „*Non tamen ad numerum redigar ſpoliata duorum, Latonae turba. Quae quantum diſtat ab orba?*" Scharfer in Emendatt. in Tac., Plin. iun. et Ovid. 1798 hat auch von dieſer Stelle gehandelt. Von den beiden Verſen 281. 282, von welchen nur einer echt ſeyn kann, umklammert er, aus guten Gründen, den letztern, den Heinſius in Schutz nahm. V. 333. *orbem* für *orbe.* V. 454. *illis* ſtatt *illi.* V. 504. *dedit* ſtatt *dabat.* V. 640. ſtellt er wieder her: „*Et mater, mater,*" wogegen das von Heinſe eingeführte ſchmeichelnde: „*Eia et iam*" im Munde des ſeinen Tod vorherſehenden Kindes ganz unpaſſend wäre. VII, 8. zieht er in der Anm. „*Vox que datur*" vor, ohne doch dieſe vorzügliche Lesart ſtatt der aus einer einzigen Handſchrift von Heinſe gezogenen: *Lex* in den Text zu erheben. Daſſelbe gilt von V. 151, wo Heinſe's *arietis aurei* ſtehen geblieben iſt, ungeachtet der Anmerker der Lesart aller Handſchriften, bis auf eine, *arboris aureae* den Preis zuerkennt. Weniger zaghaft hat er V. 155. Heinſe's *ſubrepit* verdrängt und dafür: „*Somnus in ignotos oculos advenit*" geſetzt. V. 172. behält er zwar „*ore pio*" bey, neigt ſich aber mehr zu *tuo.* V. 223. von der Medea: „*Deſpicit, et Oetaeis regionibus adplicat angues.*" *Oetaeis* iſt Burmanns annehmliche Conjectur; die Copula vor dieſem Wort, welche das Sylbenmaſs verſchmäht, iſt wohl blofser Schreibfehler. Uns ſcheint die alte Lesart: „*et creteis regionibus*" noch immer etwas mehr als ein Abſchreibefehler zu ſeyn, da ſie wirklich auf mehrere Theſſaliſche Kreiden- oder Gypsberge paſst. Sollte man nicht hier eine wörtliche Ueberſetzung zu leſen glauben von Homers τιτάνοιο λευκὰ κάρηνα in Theſſalien II. 2, 735, die weiſsen Gypsgebirge, nach welchen wohl erſt der Ort den Eigennamen Titanos erhielt, nicht umgekehrt, wie Schneider zu den Ecl. phyſ. p. 89. meynt. Auch hatte die von Homer II. 2, 739. genannte *weiſse* Stadt Olooſſon in Theſſalien ihren Beynamen von weiſsen Kalkbergen, ἀπὸ τοῦ λευκάγυλος εἶναι Strabo 9. p. 440. Zu V. 268. iſt eine artige Conjectur von Döring Ecl. poet. p. 187. anzumerken: „*exceptas Luna propiore* (für *pernocte*) *pruinas*" nach Lucan 6, 505 f. V. 276. hat der Herausg. die Lesart aller Handſchriften hergeſtellt: „*(Medea hic rebus) inſtruxit mortali barbara munus.*" Bey dem, was gegen die Lesart *mortari munus* vorgebracht wird, iſt nicht bedacht worden, daſs der Vertheidiger derſelben den Mörſer für den ehernen Keſſel (aenum 262) ſelbſt nimmt, in dem die Zauberſuppe mit einem verdorrten Olivenaſt gequirlt wird (ἐτνοδόνος τορύνη kommt beym Leonidas Tarent. 14, 6. vor), und daſs derſelbe den *orens ramus iampridem mitis olivae* davon verſteht, daſs es ſchon lange her ſey, da der jetzt dürre Zweig reife Früchte getragen, welcher Zuſatz das Wunder zu vergröſsern dient, daſs er aufs Neue ausſchlägt und Laub und Früchte bekommt. Daſs Ovids Ausdruck etwas Sonderbares hat, räumen wir gern ein und finden des Herausg. Vorſchlag, zu leſen: *ramo iampridem putris olivae* „Zweig eines längſt faulen Olivenſtammes" gar nicht übel. V. 291. wäre der Herausg. geneigt der alten Lesart: „*cavae ſupplentur corpore rugae*" den Vorzug zu geben. Wenn ſich nur der Sprachgebrauch dieſer Redensart rechtfertigen läſst! Uns ſcheint die andere Lesart: „*ſupplentur ſanguine venae*" unmittelbar mit dem folgenden: „*Membraque luxuriant*" zu verbinden. So bald die heilſamen Säfte in die Gurgel gegoſſen worden, da begann der Verjüngungsproceſs, die Säfte verwandelten ſich in Blut (fälſchlich ſagt der Herausg.: „*iam ante dixerat venas repletas novo ſanguine*"), das ſich durch die Adern goſs und allen Gliedern neues, jugendliches Leben mittheilte. Von V. 335 hat der Herausg. jetzt die Klammern weggenommen. V. 339. nimmt er Schraders Conjectur: „*inſtiſſima Phini*" ſtatt *inſtiſſime Phineu* auf. V. 459. *bello* für *bellum.* V. 518 *ſecuta eſt* ſtatt *ſequetur.* V. 510 f. „*Haec etiam poſſem vobis memorare ſine illo! Ordine nunc repetam.*" nach Scheppers Conjectur für: „*Sine illo ordine nunc repetam.*" V. 556. „*tepidis ventis*" ſtatt *trepidis*

Digitized by Google

dis venis. V. 601. „*Perdiderat*" für: *prodiderat.* V. 603. streicht er mit Regius das Comma hinter *aras* weg. V. 628. „*inania mocuia fupple*" ſtatt *reple*, da *fupplere* vom Erſatz des Verlornen gebraucht wird. Vgl. V. 291. V. 759 f. ſind ſo abgedruckt, wie ſie Heinſe zuſammengeſetzt hatte, *praecipitate* iſt ein Druckfehler für *praecipitata.* Zu dem doppelten Anſtoſs, den der Herausg. an den Worten nimmt, ſehen wir keinen Grund: „*Non apparet*, ſagt er, *cur poëta tam contemtim de Themide locutus ſit.*" Heifst es denn verächtlich von der Themis ſprechen, wenn man erzählt, ſie ſey ihrer dunkeln Ausſprüche halber verachtet worden? Auch iſt ihm *ſcilicet*, was nur im Sentenzenton und bey Spott und Unwillen gebraucht werde, anſtöſsig. Allein iſt nicht: „*Scilicet alma Themis non talia linquit multa*" Ausdruck des Unwillens: Fürwahr ſolche Schmach läſst die Göttin nicht ungerächt! V. 788. *indere* ſtatt *addere.* VIII, 26. *aere* ſtatt *auro.* V. 60. will Markland zu Stat. Silv. p. 2. leſen: „*At, puto, vincemur*," wo denn *at* ſtatt *ut*, der Ausdruck eines Einwurfs wäre. V. 79 „*Ille nihi*" für: *illa.* V. 124. ſagt die Scylla nach dem gröſstentheils von Heinſe ſo conſtituirten Text zum Minos: „*Nec love tu natus, nec mater imagine tauri Ducta tua eſt: (generis falſa eſt ea fabula veſtri) Et verus, et captus nullius amore iuvencae, Qui te progenuit, taurus fuit.*" So paſſend an ſich *verus* iſt, als Gegenſatz zu der von Jupiter angenommenen Stiergeſtalt: ſo ſündigt ja doch *et verus* gegen das Metrum. Einer andern Schwierigkeit, die uns den ganzen Vers verdächtig machte, finden wir jetzt auch von Barth Adverſarr. 3, 21. erwähnt: „*Quomodo nullius amore iuvencae? Enimvero contrarium dictitare vult, verum taurum ex vera non ſimulata iuvenca Minoem tanta faevitia hominem progenerafſe.*" Nach Herauswerfung dieſes abgeſchmackten Verſes leſen wir das Ganze aus Handſchriften, alſo:

> *Nec love tu natus, falſa nec imagine tauri*
> *Lufa tua eſt genitrix: (falſa eſt ea fabula) verus,*
> *Qui te progenuit, taurus fuit.*

V. 133. ſtellt der Herausg. „*discordem foetum*" vom Minotaurus ſtatt *diſſortem*, her, das Heinſe hier und anderwärts ohne hinreichende Urſache dem Ovidius aufdrang, wie bereits Baden zum Seneca Herc. fur. 711. dargethan hat. V. 286. umklammert er, oder will den zunächſt vorhergehenden Vers umklammert wiſſen, und V. 284. ſtatt: „*riget ardua cervix,*" welches ihm dem Eber nicht angemeſſen zu ſeyn ſcheint, leſen: „*riget horrida cervix.*" So käme dieſer Vers überein mit Od. 20. 446. Φρίξας εὐ λοφιὴν, πῦρ δ' ὀφθαλμοῖσι δεδορκώς. V. 371. *Actoridae* ſtatt *Othriadae.* V. 532 f. „*Non mihi ſi centum Deus ora ſonantia linguis, Ingeniumque*" ſtatt Heinſius: „*Non — ſonantia, linguae Ingeniumque.*" V. 603. *Hunc* für *hanc.* V. 706. *Iudicium* für *indicium.* V. 720. *gemino corpore* für *gemina arbore.* V. 800. *varas* für *varis.* V. 802. *Scabri dentes* für *ſcabrae fauces.* V. 838 *trabes* für *faces.*

(Der Beſchluſs folgt.)

Erfurt, b. Hennings: *Neuorganiſirte lateiniſche Grammatik*, zur Anleitung eines ordentlichen, deutlichen, gründlichen, auch deutſch- und lateiniſch-modernen Unterrichts. Von *Henr. Eb. Gottlob Schwabe. Erſter theoretiſcher* Theil. 1803. XXXI u. 222 S. 8. (16 gr.)

Mit einem umgedruckten Titel: *Neuorganiſirte lateiniſche Grammatik.* Von *H. E. G. Schwabe. Neue*, wohlfeile Auflage. 1805. 8. (12 gr.)

Ob ſich gleich der Vf. über Bröder ſehr erhebt: ſo dürften doch Wenige nach ſeinem *deutſch- und lateiniſch-modernen Unterricht* lüſtern werden, die nur einige Bekanntſchaft mit dem Galimathias, der Ziererey und der ſchwerfälligen Neuerung ſeiner Sprache, inſonderheit Kunſtſprache und mit dem in dieſer Sprachlehre vorherrſchenden barbariſchen Advokaten-Latein (der Vf. nennt ſich Hofadvokat) gemacht haben. Lieber bleibe man bey Bröder mit allen ſeinen Mängeln! Auf dem umgedruckten Titel dieſer Grammatik (eine neue Auflage iſt es nicht) iſt der Zuſatz des alten Titels: *erſter theoretiſcher* Theil, ausgelaſſen worden, ungeachtet die Einleitung von einem zu liefernden *praktiſchen* Theile ſpricht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Halle*, b. Renger: *Verſuch über die Theorie und Praxis des Bleichens, nebſt Erfahrungen über den Schwefelkalk, als Stellvertreter der Pottaſche beym Bleichen.* Mit einer, verſchiedene Gegenſtände der theoretiſchen Chemie betreffenden, Vorrede. Von *Wilhelm Higgins*, Profeſſor d. Chemie und Mineralogie bey dem Repoſitorium der Dubliner Geſellſchaft und Mitglied der königl. irländiſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Aus dem Engliſchen überſetzt mit Anmerkungen des Ueberſetzers. 1802. 82 S. 8. (7 gr.) — *Higgins* iſt unter den Deutſchen ſchon längſt als gelehrter Chemiker bekannt und auch dieſe Schrift enthält eine Menge intereſſanter Beobachtungen, welche gerade nicht unmittelbar auf das Bleichgeſchäft Bezug haben, und gewiſs jeden Chemiker intereſſiren. Vorzüglich aber wird hier der Schwefelkalk (eigentlich hydrothionlauter Kalk) zum Bücken der Leinwand ſtatt der vielen theuern Pottaſche empfohlen, durch deſſen allgemeine Anwendung bey dieſem Geſchäft England beträchtliche Summen erſpart werden würden, indem nur von den Bleichern nach einer hier mitgetheilten Berechnung für 215305 Pfund Sterling Alkalien eingeführt werden. Der Schwefelkalk wird bereitet, indem man 4 Pfund Schwefel, 20 Pfund gut gelöſchten und durchgeſiebten Kalk und 16 Gallonen Waſſer in einem eiſernen Gefäſs eine halbe Stunde lang kocht und die Flüſſigkeit klar werden läſst. Man findet hier auch die Bereitung des zum Bleichen ſehr gut anwendbaren oxydirt-ſalzſauren Kalks.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 27. März 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *P. Ovidii Nasonis Metamorphoses.* Recenſuit, varietate lectionis notisque inſtruxit *Gottlieb Erdmann Gierig* u. ſ. w.

(Beſchluſs der in Num. 36. abgebrochenen Recenſion.)

Die Kritik hat uns ſo lange aufgehalten, daſs wir uns nicht ſo ausführlich, als wir wünſchten, mit dem erklärenden Commentar beſchäftigen können. Bey einem Werke, wie dieſes, das der philoſophiſchen, äſthetiſchen und hiſtoriſchen Erklärung ſo ergiebigen Stoff darbietet, und das eine Fundgrube von dichteriſcher Gelehrſamkeit und die unerſchöpfte Quelle iſt, aus welcher die bildende Kunſt ſich bereichert, kann man freylich an einen Herausgeber im eminenteſten Sinne des Worts Anſprüche machen, die in der vorliegenden Ausgabe nur zum Theil befriedigt werden. Aber der Herausg. wollte auch nur eine Handausgabe liefern, die das Mittel zwiſchen Dürftigkeit und Ueberfluſs halten ſollte. Der Commentar der erſten Ausgabe erſcheint hier faſt ganz umgearbeitet, verbeſſert und erweitert. Die grammatiſche Erklärung iſt mit beſonderm Fleiſse beſorgt; auf das Schöne wie auf das Fehlerhafte wird die Aufmerkſamkeit oft hingelenkt; Sprache, Gedanken und Mythen werden häufig aus ihren griechiſchen Quellen erläutert, wiewohl in dieſem Stück noch manches zu thun übrig iſt; auf das Mythologiſche und inſonderheit die Aufſuchung der Quellen der Fabeln iſt jetzt weit mehr Sorgfalt als in der erſten Ausgabe verwandt; nur iſt der Herausg. nicht immer glücklich in der Deutung der Mythen, denen er mit feinem Paläphatus gar zu gern einen hiſtoriſchen Sinn unterlegt. So fleiſsig er auch neuere Erläuterungsſchriften zu Rathe zieht: ſo vermiſst man doch andere ungern, wohin wir Voſſens mythologiſche Briefe rechnen und inſonderheit deſſen metriſche Ueberſetzung der Metamorphoſen, von welcher er um ſo mehr hätte Kenntniſs nehmen ſollen, da er ja die Ueberſetzung von Rode und ſelbſt die von Saſſi mit deſſen abgeſchmackten Erklärungen (z. B. 5, 293) öfters anzuführen und zu würdigen nicht verſchmäht. Von den Stellen, bey denen wir Zuſätze oder Erinnerungen zu machen hätten, heben wir einige aus. I, 30 f. finden wir noch immer in den Worten: „*Circumfluus humor ultima poſſedit ſolidumque coërcuit orbem*" die Hmeriſche Vorſtellung der Erde als einer Scheibe, welche der Ocean umfliesst, und wir ſehen uns, in der Erklärung des *ultima* vom Rand der Erde, durch den Zuſatz *coërcuit orbem* beſtärkt. Immerhin mochte der Dichter für ſeine Perſon ſich die Erde als eine Kugelgeſtalt denken, wie der Herausg zu V 12. darzuthun ſucht: ſo konnte er doch nach Dichterweiſe hier der frühern poetiſchen Vorſtellung folgen. Ueber die Herrlichkeit und Gottähnlichkeit des Menſchengebildes V 76 ff. wäre einer oder der andere Ausſpruch griechiſcher Weiſen an ſeiner Stelle geweſen, z. B des Pythagoreers Euryphamus bey Stob. ſ. 101. p 554 5 τὸ θεῖον ἄνθρωπον, πολυτελέστατον ζῶον, ἐς τον κόσμον ἐσήνεγκεν, ἀντίμιμον (nach Valk. Call. eleg' frr. p 270. ſtatt ἀντίτιμον) μὲν τὰς ἰδίας φύσιος, διϕθαλμὸν δὲ τὰς τῶν ὄντων διακοσμήσιος. Dem Herausg. miſsfällt es, daſs Ovid V. 82. den Prometheus als Menſchenbildner dem himmliſchen *opifex rerum* zur Seite ſtellt. Warum das? Der Dichter erzählt die Hypotheſen der phantaſirenden Vernunft. Entweder hat der himmliſche Werkmeiſter den Menſchen aus göttlichem Samen ſelbſt ausgebildet; oder es war noch vom Chaos her, wo Himmel und Erde Eins geweſen war, nach der Scheidung einiger himmliſche Same in der Erde zurückgeblieben, (etwa wie Golderz in der Erde oder in gemeinen Steinen,) aus welcher Prometheus dann den Menſchen formte. Zu der Schilderung der aufrechten, Himmel anblickenden Geſtalt des Menſchen V. 84 ff. paſste Philemon in le Clerc's Fragm. Sammlung p 290. σχήματι Πλάτ᾽ ἄστρ᾽ τ᾽ ἄλλα, τοῦτο (homo) δ᾽ ὀρθὸν ἔχειν, und noch mehr die Ausſprüche der Pythagoreer, des angeführten Euryphamus S. 553, 48. daſs der Menſch ὀρθὸς ἀπὸ γῆς ἀνανεκλίνεσθαι καὶ εἰς τὸν οὐρανὸν ἀνεβλέπειν καὶ θεῶν τῶν ἀνωτάτων. νοητικὸς ἦκεν, und Crito's in Stob Ecl eth. 2. 8 p 350 Heeren: ἀνεϕύσησεν αὐτὸν ἐνοήτην εἰς τὸν οὐρανὸν, καὶ τῶν ἀνωτάτων (ſo oder τἄνω mit Jacobs Ep. cr. in Stob. Ecl. P. 2. T. 2. p. 239 Heeren, hat man nach dem Euryphamus ſtatt αὐτὸν zu leſen) νοητικὸν, καὶ ἔψιν αὐτῷ ἀνέδωσε τοιαύτην, τὸν προσαγορευόμενον νόον, ᾧ τὸν θεὸν ὄψηται. V. 118 hat uns der Herausg. nicht überzeugt, daſs *exigere* nicht heiſsen könne *ausdehnen*, welche Bedeutung wir offenbar in Prop. 3, 19, 3. und Stat.

Digitized by Google

Theb. 2, 42. finden, ſo wie ſie auch ſchon in *exigere ferrum*, das Schwert durch und durch ſtoſſen, liegt. Der alte, das ganze Jahr dauernde Frühling, ſagt Ovid, ward abgekürzt *(contrahere)*, und das Jahr in vier Jahreszeiten aus einander gezogen *(exigere)*. Bey der Fabel von Lycaon hätte Böttigers Abhandl. älteſte Spuren der Wolfswuth in der griechiſchen Mythologie in Sprengels Beyträge z. Geſch. d. Medicin St. 2. angeführt werden mögen. Ueber den Heraclitiſch Stoiſchen Lehrſatz von dem Weltende durch Feuer (ſ. Upton z. Arrian 3, 13, 4. Wakef. z. Lucrez 5, 94 — 7.) drückte ſich der Herausg. in der erſten Ausgabe zu V. 257. unſicher aus, jetzt erklärt er ihn beſtimmt. Bey der Schilderung des Notus mit triefenden Flügeln, triefendem Haar und Bart V. 264 ff. wäre das bekannte Relief des Jupiter Pluvius anzuführen geweſen und ähnliche Schilderungen von Fluſsgöttern, wie vom Achelous der jüngere Philoſtratus Imagg. 4. p. 868. *πηγαὶ κακόπνουν ἐκπλημμυρώσαι τοῦ γενείου* und vom Eurotas das Epigramm des Philippus in Hufchke Anall. p. 205. *Εὐρώτας ὡς ἄρτι διλίβοσχον* etc. Daſs irgend ein Tragiker die Gebeine, *γῆς ὀστέα* genannt habe, wie zu V. 383. aus Muretus V. L. 10, 2. angegeben wird, war bloſse Vermuthung, die ſich auf einen griechiſchen Vers gründet, der dem Chörilus angehört, wie Ruhnkenius zum Muretus erinnert. Von Apollo als Jäger kennt der Herausg. die einzige Stelle des Ovid V. 441 f. Süvern in mythol. Ideen Bibl. der ſchön. Wiſſ. Band 62. S. 25. führt noch aus Pauſanias 10, 13. 3. eine Bildſäule des Apollo an, welche ihn vorſtellte, wie er einen Hirſch ergreift. Bey V. 523. „*Hei mihi, quod nullis amor est medicabilis herbis*" fiel dem Herausg. wohl nicht Theocrit ein: *Οὐδὲν τοιοῦτον ἔρωτα πεφύκει φάρμακον ἄλλο* etc. Die Beſchreibung von dem mit Ungeſtüm ſich durch das Thal Tempe wälzenden Peneus V. 569 ff. hält der ausführlichſte Beſchreiber dieſes Thales, Bartholdy in den Bruchſtücken zur nähern Kenntniſs des heutigen Griechenlands Th. 1. S. 139 f. für dichteriſch ſchön, aber nicht für hiſtoriſch wahr. Zu dem Philoſophem über den himmliſchen Wirbel II, 70. „*assidua rapitur vertigine coelum etc.*" hätten auf Paar Dichterſtellen gehört wie Orph. H. 9, 22. *ἀενάῳ στροφάλιγγι θοὸν ῥόμα δινεύουσι* und Orph. fragm. VII. v. 25 f. Euripides fragm. Pirith. 2. T. 2. p. 468. Beck. Ueber den „*tardus Bootes*" V. 176 f. gibt Valckenaer Call. eleg. fr. p 172 f. gelehrte Erläuterung, auch aus den Griechen von Homer an. Bey V. 312. „*animaque rotisque Expulit*" konnte Lucrez 3, 359. „*expellitur aevo*" i. e. vita angeführt werden, wo Wakefield den Arnobius 7. p. 249. vergleicht, der vom Aeſculap ſagt: „*quem vis fulminis et vita expulſiſſet et lumine.*" Bey der Vergleichung von Phaëthons Sturz mit einem vom Himmel herabſchieſsenden Stern V. 319 ff. wundern wir uns das völlig ähnliche Bruchſtück des Euripides p. 488. n 127. nicht angezogen zu ſehen, da der Herausg ſonſt die Parallelſtellen aus Euripides Phaëthon anmerkt Eben ſo war mit dieſen Ovidiſchen Verſen und mit dem wegen des komiſchen Anſtrichs vom Herausg. getadelten V. 331 f. „*Iſſe diem ſine Sole ferunt. Incendia lumen Praebebant; aliquisque malo fuit uſus in illo*" Lucans Nachahmung beym Lutat. in Stat. Th. 6, 322. zu vergleichen, wovon wir nur den Schluſs herſetzen: „*vice mutata totis in montibus ardens Terra dedit coelo lumen, naturaque verſa.* Die Drohungen des *Sol*, nicht mehr am Himmel zu leuchten V. 385 ff. ſind den in der Odyſſee 12, 377 ff. ähnlich, wo er den Olympiern droht, in die Unterwelt zu gehen und den Todten zu leuchten, wenn er nicht Genugthuung für die geſchlachteten Rinder erhalte. Die „*ſors irrequieta*" des *Sol*, ſeine „*actiſue fine labores*" werden oft von den Dichtern erwähnt; dem Homer heiſst er *Ἥλιος ἀκάμας*, beym Stob. Ecl. 1, 52. T. 2. p. 952. *Φῶς ἠλίου καὶ σελήνης ἀκατάστατον.* Minnermus, der den Ovid vorzuſchweben ſcheint, beym Strabo p. 58. *Ἥλιος ἔλαχεν πόνον ἤματα πάντα, οὐδὲ τοῦ ἀμπαυσις γίγνεται οὐδεμιὰ ἵππουσι καὶ αὐτῷ.* Dagegen ſagt Calvus in der lo beym Serv. Ecl. 8, 4. „*Sol quoque perpetuos meminit requieſcere curſus.*" Unter den Quellen der Fabel von der Callisto V. 401. iſt Callimachus beym Schol. II. 18, 487. übergangen, und bey der Fabel vom Erichthonius V. 553. Callimachus Hecale in fragmm. Bentl. n. 61. Bey „*dextrae iubae*" V. 674. wird nur angemerkt: „*Iubae in uno colli latere dependere ſolent.*" Bey Fillen wurde auf dieſe Eigenſchaft gezielen: „*iuba implicata in dexteriorem partem cervicis*" Varro 2, 7. 5. wo Schneider weitere Aufklärung gibt. III, 58 ff. hätte die Stelle, wo Cadmus mit groſser Anſtrengung einen groſsen Felſſtein auf die Schlange ſchleudert, noch einige Erörterungen vertragen. Die Malerey in: „*magnum magno conamine miſit*" iſt der ähnlich im Lucrez 1, 742 „*magni magno cecidere ibi caſu.*" Vgl. Wakef. zu 1, 3. 2. Als Vorbild der Schilderung konnte Homer citirt werden Il. 20. 285 f. nachgeahmt iſt ſie vom Statius Th. 5, 558 ff. V. III f. von dem Vorhang des Theaters, möchte der Herausg. *tollere* am liebſten von der Verſenkung des Vorgezogenen zu Anfang des Schauſpiels und *ſurgere ſigna* von den auf der Bühne ſtehenden Statuen verſtehen, die ſo, wie er in die Erde ſinkt, ſich hinter ihm zu erheben ſcheinen. Allein wir glauben, Virgil Ge. 3, 25. „*utque Purpurea intexti tollant aulaea Britanni*" entſcheide dafür, daſs von Bildern, die dem Vorhang eingewebt ſind, und vom Aufziehen des Vorhangs am Schluſſe der Handlung die Rede iſt. V. 168 f. „*Crocale, ſparſos per colla capillos (Dianae) Colligit in nodum; quamvis erat ipſa ſolutis.*" Eine Antithese, wie ſie Ovid liebte und Juvenalis 6, 490. nachbildet: „*Disponit crinem lacteratis ipſa capillis Nuda humero Pſecas.*" Zu V. 194. bemerkt der Herausg., Hygin, welcher nur ſage, daſs Diana dem Actäon Geweihe an der Stirn habe wachſen laſſen, ſcheine einem Dichter gefolgt zu ſeyn, welcher die ganze Verwandlung nur nach einem Theile habe bezeichnen wollen; es iſt uns wahrſcheinlich, daſs Hygin (wie gewöhnlich) einer Tragödie folge, und daſs auf der tragiſchen Bühne Actäon als Menſch vorgeſtellt worden, aber mit Geweihen, ſo wie die Io in

Aeſchylus

Digitized by Google

Aeschylus Prometheus als Jungfrau mit Hörnern erschien. So tritt auch beym Statius Theb. 4, 573 f. Actäon in der Unterwelt mit seinem Stirnschmuck auf, übrigens mit dem Geschoss in der Hand, womit er die Hunde abwehrt. Das Schattenbild des Narcissus im Wasser heisst V. 416. „*imago formae*" und V. 434. „*imaginis umbra*;" jenes wie *εἴδωλον μορφῆς κωφὸν* Polidipp. 18, 2. T. 2. p. 51. *μορφῆς κωφὸς τύπος* Meleager T. 1. p. 6, dieses wie *εἰκονος σκίαυμα* vom Narcissus beym Callistratus de statuis c. 5. Die Vergleichung des vor Liebe Vergehenden mit schmelzendem Wachs hätte aus den bekannten Dichterstellen Theocrit 2, 28 f. coll. Virg. E. 8, 80 f. Meleager 15, 4. mit Jacobsens Anm. p. 32 erläutert werden sollen. Des Herausg. Vorstellung von „*instrumenta necis, ferrumque ignisque*" V. 698. ist zu enge, wenn er dabey blos an *ardentes laminas* denkt, ob dieses gleich die Hauptfolter war, die Sklaven zum Geständniss zu bringen. S. die Ausleger z. Tib. 1, 9, 21. Prop. 1, 1, 27. Sil. 1, 171. Allein aufser diesen dienten auch Schwerter, Fackeln u. f. w. zu Werkzeugen der Martern, und die Alten setzen überhaupt gerade so allgemein, wie wir, Feuer und Schwert zusammen. Führen wir nur ein Paar griechische Stellen an, Aleiphron 3, 52. l. 16. Xenophon Ephes. 2, 4. p. 36. Locell. p. 234. Bip., befonders stimmt mit dem Ovid überein 2, 6, wo Habrocomas erst gefoltert und dann einem *σκηπτοι σκοτεινῷ* — *Stygiae demittite nocti* Ovid — übergeben wird. IV, 12 bemerkt der Herausg., Ovid scheine das Prädicat des Bacchus *bimater* selbst ausgeprägt zu haben und vergleicht es mit dem griechischen *δίδυμος*. Es kann seyn, dass Ovid dieses lateinische Wort zuerst gebildet hat, aber es geschah nach dem griechischen *διμήτωρ*, welches nicht nur im Orpheus H. 50 (49), 1. 52 (51), 9. — welche Hymne von dem Herausg. selbst angeführt wird — sondern auch im Alexis beym Athenäus 2, 9. p. 39. B. *διμήτωρ Βρόμιος* vorkam. Bey der Fabel von Pyramus und Thisbe V. 55 ff. ist nachzuholen, dass Licentius und andere spätere Dichter sie wieder behandelt haben. S. Wernsdorf Poet. min. T. 4. P. 2. p. 508 ff. T. 5. P. 3. p. 1481. Unter den neuern Dichtern hat sie auch Chaucer (Works p. 333 ff.) nacherzählt. Die Fabel selbst hatte vermuthlich mit dem Maulbeerbaum, der in ihr eine Rolle spielt und den die Römer erst spät erhielten, einerley Vaterland. Man weiss sich gewöhnlich nicht darein zu finden, wie Ovid zur Erwähnung der *weifsen* Maulbeeren V. 89. gekommen, die vom Blut der Liebenden bespritzt schwarz wurden V. 160, da sich sonst nirgends eine Spur findet, dass die Alten die weifsen Maulbeeren gekannt haben, wie auch Schneider zum Columella 10, 402. annimmt. Allein man hätte sich von der unsers Bedünkens einzig richtigen Ansicht Boüaus a Stapel zu Theophrast Hist. plant. 4, 6. p. 401. nicht entfernen sollen, dass die Fabel daher entstanden, weil die Maulbeeren, wie schon Aeschylus und Sophocles beym Athenäus 2, 11. p. 51. D sagen, anfangs weifs sind, und sich hernach roth oder (schwärzlich färben. Zu V. 228. „*Mundi oculus*" vom Sol ist zu bemerken, dass er griechisch ebenfalls *ὄμμα κόσμου* genannt wird. S. Jacobs z. gr. Anthol. V. 2. P. 1. p. 63. Das Heliotropium, in welches Clytie V. 270. verwandelt wurde, ist nicht unsre Sonnenblume, sondern wahrscheinlich die ägyptische Lotosblume, welche als Sinnbild der Sonne durch die Morgenländer verehrt wurde. Diese passt zu der antiken Büste der Clytie, in welcher die Verwandlung dadurch angedeutet wird, dass der Hals der Clytie aus dem Blumenkelch der Lotos hervorgeht. Nicht blos Ovid lässt V. 534. die Ino mit dem Melicertes im *Jonischen* Meere herumschwimmen, sondern auch Statius Th. 1, 14 Bey V. 599. vom Cadmus und der Harmonia, als Schlangen: „*innctoque volumine ferpunt*" pafste Plinius 8, 23, 26. f. 35. Bemerkung, dass die Schlangen gewöhnlich Paarweife angetroffen werden: „*coniugia ferme vagantur.*" Zu V, 257. der Quell: „*Dura Medufaei quem praepetis ungula ruvit*" vergleiche Asclepiades 34, 6. (und Jacobs daf. V. 1. P. 2. p. 54): *τὸ πτανοῦ πῶλου πρόσθεν ἔκυψεν ὄνυξ.* Zu V 678. von den Elfern: „*garrulitas ftridiumque immane loquendi*" Vgl. Pindar Ol. 2, 156. *λάβροι κωγγλωσσίαι, πόρπακες ἀίσσ' Ἀκραντα ναρύετον.* Zu VI, 55 ff. über den Weberstuhl der Alten vgl. Schneider Indic. feriptorr. R. R. p. 370 f. und Heyne Exc. 1* Aen. 7. der neueften Ausg. Pecten et *καιρὸς* in antiqua textrina. Von der Ilfe, der Tochter des Macareus V. 124. f. Ilgen zum Homer. Hymn. Ap. Del. 37. Bey V. 221 f. wird das von der Sitte des heroifchen Zeitalters Abweichende bemerkt, dass die Söhne der Niobe sich auf einem Uebungsplatze vor der Stadt Theben im *Reiten* üben, wobey doch zu bemerken war, dass uns Heiodus Schild V. 285 f. gerade folche Reiter fchildert: *τοὶ δ' αὖ προπάροιθε πόλης Νῶϊν' ἵππων ἐπιβάντες ἐδίνεον.* Zu VII, 19. von der Liebe: „*trahit invitum nova vis*" Asclepiades 26, 5. T. 1. p. 216. *Ἕλκει γὰρ μ' ὁ κραταὸς καὶ σοὺ θεός.* Vgl. Meleager 19, 3. 20, 3. T. 1. p. 8. u. a. m. V. 23 f. „*vivat, en ille etc.*" ift Nachahmung des Apollon 3, 465 f., wie Ruhnken. erinnert hat. V. 107 f. „*terrena filices fornace foluti concipiunt ignem liquidarum adfpergine aquarum*" fcheint uns der Herausg. richtig vom Brennen und Löfchen des Kalkes zu verftehen, wofür wir Beftätigung im Statius Silv. 3, 1, 122. zu finden meynen, an welcher Stelle die Rede von den Materialien zu einem Tempel ift. Es werden Ziegel gebacken, „*Indomitusque filex curva fornace liquefcit.* Zwar haben Andere *filices* von erzhaltigen Steinen und deren Schmelzung verftanden, worauf Apollonius 3, 1299. Vergleichung zu führen fchien; aber wenn gleich beym Feuerfetzen der Gebrauch des Befprengens mit Waffer gewöhnlich war: fo ift uns doch nicht bekannt, dass man die Glut im Schmelzofen durch angefprengtes Waffer vermehrt habe, welchen Sinn wir nicht einmal recht aus den Worten des Ovid herauszulefen wiffen. Bey der Apoftrophe des Cephalus an die Aura oder ein kühles Lüftchen V. 813. „Komm, Luft, mich anzuwehen" war zu bemerken, dass die Zweydeutigkeit von *αὔρα* und *νεφέλη* auch die Fabel von Ixions Umarmung der Wolke erzeugt, und

Digitized by Google

und dafs spätere Witzlinge gesagt, jene ἄβρα sey eigentlich eine ἀβρα, der Name eines Kammermädchens, gewesen (s. Böttiger griech. Vasen Th. 3 S. 120 f). Wohl ohne Noth nimmt ein Gelehrter, wie der Herausg. anführt, an, der Ausruf des Cephalus an die Aura habe der Procris so geklungen, als wenn er eine Habra oder ein Kammermädchen apostrophire. Ueber die aus Gold und Edelsteinen, welche in Sterne verwandelt wurden, bestehende Krone der Ariadne VIII, 180. gibt Valckenaer Call. fr. eleg. p. 167—70. eine gelehrte Ausführung. Zu der Fabel vom Dädalus V. 183—262. waren die Quellen genauer nachzuweisen. Sophocles Dädalus und Καμικοι ἢ Μίνως, Philostephanus und Callimachus in Αἰτίοις, ein historischer Fundus Aristot. Rep. 2, 10. Anf. Strab. 6. p. 419. Vgl. Kanne zu Conon 25. p. 120. Nach Ovid an dieser Stelle, wie in der Kunst zu heben, fühlte sich Dädalus von Sehnsucht nach Attica, seinem heimischen Boden, hingezogen (der Herausg. bestreitet eine Wolke zu V. 184), ob ihn gleich, wie bemerkt wird, Ovid nicht nach Attica, sondern nach Sicilien kommen liefs. Nach dem Clidemus bey Plut. Thes. 18, 4. kehrte er wirklich von Creta nach Athen zurück. Ueber die Ursachen, warum man den Dädalus und, ihn zu verfolgen, den Minos nach Sicilien kommen lasse, vgl. Kanne's Conjecturen a. O. Wie ist das mit einander zu vereinigen, dafs Ovid das Rebhuhn V. 237 f. von einer Steineiche herab sehen und singen lässt, und doch V. 256 ff. anmerkt, es bleibe in der Tiefe und mache sein Nest nicht auf Bäumen. Von seinem Gesang s. Antigonus C. 6. u. daf. Beckmann. Dafs sie auf Bäumen sitzend singen, bestätigt auch Chandler bey Schneider z. Ael. H. N. 3, 35. p. 580 f.

Wir bemerken noch, dafs der *erste* Band, wie in der ältern Ausgabe, die ersten acht Bücher der Metamorphosen enthält. Die Ursache, warum der *zweyte* Band noch nicht erschienen, liegt wahrscheinlich in der seitdem erfolgten Versetzung des gelehrten Herausg. von Dortmund nach Fulda.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Utrecht, b. Wild u. Altheer: *Joachimi Happeri, Frisii, Epistolae ad Viglium ab Aytta Zuichemum, Sanctioris Consilii Praesidem.* 1802. 395 S. 4. (3 Rthlr. 9 gr.)

Viglius von Zuichem und *Joachim Hopper* sind berühmte Namen in der niederländischen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts; ja, selbst unter den Gelehrten. Man erwartet also in ihren Briefen an einander viele merkwürdige Aufschlüsse über den Gang der Begebenheiten ihrer Zeit, und die vornehmsten handelnden Personen in denselben. Gegenwärtigen Schatz entdeckte zuerst vor einigen dreyfsig Jahren der Bischof von Antwerpen, und apostolische Vicarius im Kirchensprengel von Herzogenbusch, so weit er zum östreichischen Gebiete gehörte, *Cornelius Franciscus de Nelis*; er liefs ihn auch auf seine Kosten drucken. Mithin mufs man diese Ausgabe als einen Nachdruck ansehen. Der Ritter *Hopper*, der königl. spanischer Rath und Siegelbewahrer war, schrieb diese Briefe an *Zwichem*, Präsidenten des königlichen Staatsraths zu Brüssel, seit dem Jahr 1561 bis 1574 gröfstentheils aus Spanien, wohin ihn *Philipp II.* berufen hatte, um sich seines Raths bey den niederländischen Angelegenheiten und Unruhen, die eben um diese Zeit mit aller Heftigkeit ausbrachen, zu bedienen. Der König war durch dieselben so sehr erschüttert worden, dafs sie ihm (nach S. 103.) ein Fieber zuzogen. Allein der niederländische Patriot war mit dem Betragen des spanischen Hofs übel zufrieden. Er glaubte, dafs, wenn *Philipp* selbst in die Niederlande käme, und eine allgemeine Begnadigung ankündigte, alles beruhigt werden könnte. Dagegen gab sich dieser Fürst von zeit zu Zeit zwar das Ansehen, als wenn er diese Reise vornehmen wollte; man zweifelte aber, dafs es sein Ernst fey. Seine Staatsbedienten ertheilten ihm ganz andere Rathschläge; und *Alba* bestärkte ihn darin. Der unglückliche *Don Carlos* war auch für die Milde gestimmt; aber vom Vater und Sohn sagt *Hopper*: (S. 123.) *dissimillimis sunt moribus.* In Spanien selbst gab es viele Mifsvergnügte über den Hof: „*Nihil dubium est*, schreibt eben derselbe, (p. 169.) *quin, quemadmodum verissime Amplitudo vestra scribit, Iuvum Rex teneat; nam praeter Iudaeos, Mahometanos et Haereticos, quorum non exiguus per omnem Hyspaniam patatur esse numerus, haud sane pauci sunt, non optime erga nonnullos Ministros Regios affecti; quos exteros esse aiunt, monachos et alios.*" Man vergofs in Spanien Thränen über die Hinrichtung der Grafen von *Horn* und *Egmont*. Aber am Hofe, sagt er, (p. 271.) wufste man nichts von Vergebung. „*hic nunquam quenquam absolutum audio; iudice honoris sui, ne quid temere feriisse videatur, quam meritorum causisse magis rationem habente.*" (p. 274.) Uebrigens besteht freylich der gröfste Theil des Inhalts aus einer Menge kleiner Umstände, welche einzelne Personen und Vorfälle betreffen. Dafs dem so sehr beschäftigten und mifsmüthigen katholischen Staatsmanne selbst das Lesen theologischer Schriften nicht fremd gewesen ist; und dafs er sich von dem Präsidenten biblische Commentarien, sogar die Psalmen nach der Uebersetzung des *Castellio* austhitten, (p. 168.) verdient doch auch bemerkt zu werden.

* * *

Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Kleine Seelenlehre für Kinder von Joachim Heinrich Campe. Zur allgemeinen Schul-Encyklopädie gehörig. Sechste* verbefferte Auflage. 1804. XIV u. 146 S. 8. nebst vier neuen Kupfertafeln (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Num. 323.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGS-BLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 29. März 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1. MAGDEBURG u. DESSAU, b. Bauer: *Bericht von den Feldzügen Bonaparte's in Aegypten und Syrien.* Von *Berthier*, ehem. Divif. General und Chef des Generalſtabs der franz. Armee im Orient, jetzt Kriegsminiſter zu Paris. Aus dem Franz. 1801. 190 S. 8. (12 gr.)

2. LEIPZIG, b. Rein: *Ueber den Feldzug der Türken in Aegypten vom Febr. bis zum Jul.* 1800. Von *J. P. Morrier*, Privatſecretär beym Grafen von Elgin. Aus dem Engl. 1802. 86 S. kl. 8. (8 gr.)

3. BERLIN, in d. Realbuchh.: *Ueber Aegypten nach der Schlacht bey Heliopolis.* Nebſt allgemeinen Bemerkungen über die phyſiſche und politiſche Beſchaffenheit dieſes Landes. Vom Diviſionsgeneral *Reynier*. Aus d. Franz. 1802. 276 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

4. MANNHEIM: *Die Franken in Aegypten unter Bonaparte.* Mit kurzen Nachrichten und einem Kärtchen von dieſem Lande, dem Plan von Alexandrien und der Abbildung eines Mameluckes. 1798. 40 S. 8. (8 gr.)

Der officielle Bericht Nr. 1. bleibt die Grundlage, nach welcher man ſich in andern Erzählungen über die franzöſiſchen Feldzüge nach Aegypten und Syrien orientiren kann. Auch die indeſs verfloſſene Zwiſchenzeit hat keine Unrichtigkeiten in ihr aufgedeckt. Wenn ein officieller Bericht das, was er ſagt, nach der Wahrheit ſagt, ſo hat er alles gethan, was man billiger Weiſe erwarten kann. Daſs er manches andere nicht berührt, iſt in der Regel. Dem häufig ausgeſtreuten Gerücht, daſs bey Jaffa eine Garniſon, welche capitulirt hatte, niedergehauen worden ſey, widerſpricht B. beſtimmt. „Die verfolgte Garniſon, die ſich hartnäckig vertheidigte und die Waffen nicht ſtrecken wollte, wurde niedergemacht S. 58. Zeitungsleſer erinnern ſich, daſs eine bedeutungsvolle Anſpielung auf dieſen Vorfall kürzlich vor der Capitulation von Ulm das Andenken an denſelben ſchauervoll erneuerte. Ueberhaupt lieſt man jetzt gewiſs mit verdoppeltem Eindruck die ſchon in Aegypten und Syrien ſich hervorhebenden Namen Murat, Duroc, Davouſt u. ſ. w., die uns

Deutſchen kürzlich ſo nahe gerückt waren, ungeachtet zwiſchen jenen Thaten und der jetzigen, an gröſseren Verhängniſſen fruchtbaren Zeit eher ein Jahrhundert, als ein Quinquennium, zu liegen ſcheint.

Der Vf. von Nr. 2. war ſeit dem 31. Jan. 1800 von Elariſch an bey der gegen Aegypten anrückenden Armee des Groſsveziers, um zwiſchen dieſem und Lord Elgin u. ſ. w. Communicationen zu unterhalten. In dem Muth, der Abhärtung und Enthaltſamkeit der Einzelnen, aus denen die türkiſchen Heere beſtehen, fand M. ſo treffliche Anlagen zum Krieger, daſs er dem Himmel für das Miſsrathen der Bemühungen danken zu müſſen glaubt, durch welche man denſelben auch vollends die Disciplin zu eigen zu machen verſucht hat. In den Arnauten lebt eigentlich noch jetzt der den Aſiaten furchtbare Macedonier. Auch unter den Janitſcharen ſind die europäiſchen von den weichlichen Aſiaten ſehr zu unterſcheiden. Man muſs das türkiſche Lager durch den Vf. ſich vor Augen ſtellen laſſen, um ſich die unüberſehbaren Kriegshaufen der alten Aſiaten und ihre Thatenluſtigkeit begreiflich zu machen. Der Vf. beobachtet keinen Faden der Erzählung. In einer Note S. 59. wird behauptet, die bey Jaffa niedergemachten 4500 ſeyen Kriegsgefangene und nur 1000 unter ihnen geweſen, welche bey Elariſch nicht mehr gegen die Franzoſen zu fechten in der Capitulation verſprochen hatten. Noch auffallender iſt der Zuſatz: „In Syrien iſt es hinlänglich bekannt, daſs, als die Belagerung von Acre aufgehoben war, und die franzöſiſche Armee ihren Marſch nach Aegypten antrat, alle ihre Verwundete und Kranke auf Befehl ihres Generals *vergiftet* wurden!" Berthier in Nr. 1. S. 103. ſagt ausdrücklich: Um die Verwundeten und Kranken (von Acre weg) fortzubringen, waren mehrere Tage erforderlich; und erzählt, wie man bis dahin den Feind mit Mühe beſchäftigt habe. Die Belagerten konnten die Wegmarſchirenden (nach S. 112.) nicht verfolgen. Wodurch wäre alſo jenes grauenvolle Extrem motivirt geweſen? Berthier ſagt S. 112. noch beſtimmter: „Alle Kranke und Verwundete wurden nach Jaffa gebracht. Die Generale, Officiere und Adminiſtratoren gaben ihre Pferde dazu her und es blieb nicht ein einziger Franzoſe zurück. Denn auch die mit der Peſt behafteten wurden mit fortgeſchafft." In England kannte man, da

Digitized by Google

M. schrieb, diese Stelle. Das Entgegengesetzte hätte also nicht, oder mit bestimmten Angaben wiederholt werden sollen!! Uebrigens wird der Tractat von Elarisch als höchster Beleg von der Politik und Vorsicht des Sir Sidney Smith dargestellt, weil — ohne diesen die Eroberung Aegyptens den Türken (und ihren Bundesgenossen, welche sich auch damals nur mit fremden Fingern die Kastanien aus der Flamme nehmen wollten?) unmöglich gewesen wäre. Wo M. endigt, mit Kleber's Zurücktreiben der Türken durch die Schlacht bey Heliopolis, da fährt

Nr. 3. fort. Bekanntlich die Stimme eines Mifsvergnügten. Aber abgesehen von allem, was persönliche, vorübergehende Beziehungen haben mag, wird kein Aufmerksamer mifskennen, dafs sie zu dem Instructivsten gehört, was uns die neuere Zeit über Aegypten gegeben hat. Eine Note S. 99 — 101. zeigt, wie und warum es den Franzosen mit dem Tractat von Elarisch zur Räumung Aegyptens sehr ernst seyn konnte. Wie aber nachher Menou, seit man vom 18. Brümaire Nachricht hatte, die Behauptung Aegyptens aufs Aeufserste hätte treiben sollen und können, diefs zu zeigen, ist vornehmlich des Vfs. Absicht. Wir abstrahiren von diesem temporären Zweck und bemerken Notizen über bleibendere Verhältnisse. Unerbittlich hielten die Aegyptier noch (S. 124.) auf das Abkaufen des Bluts der Ermordeten, oder die *Dieh*, eine das mindere Uebel wählende Anordnung des Korans. Man forderte bis 400 Pataken (ungefähr 1200 Franken) für die Person. (S. 125.) — Die Griechen beweisen am meisten kriegerischen Geist und Unternehmungskraft. (S. 131.) Man war schon so weit, bis auf 21 Millionen Franken jährlicher Einnahmen (S. 135.) rechnen zu können, ohne die zu den Bedürfnissen der Armee hinreichende Naturaleinkünfte. Mit diesen Mitteln hätte man den Besitz von Aegypten für sehr gesichert halten sollen. Die Aegyptier hielten, da selbst der Grofsvezier, — welch' eine Macht in ihren Augen! — vor den Franzosen geflohen war, diese für unüberwindlich. Schon hatte man es auch thunlich gefunden, die Armee durch Unterstieckung von Kopten vollzähliger zu machen. Ein einziger Mann war es, nach dem Vf., welcher nach des einsichtsvollen Klebers Ermordung aus Schwäche, einsichtloser Vielthätigkeit und Anmafslichkeit, alles verdarb, der zuvor zum Moslem gewordene *Menou*, der als Obergeneral weder das Administrative noch das Militärische zu erhalten, mit dem Feinde aber weder zu unterhandeln noch zu kämpfen verstanden haben, selbst Asiate geworden zu seyn, nichts aber besser zu betreiben schien, als eine wohlberechnete Täuschung der weit entfernten, in den Communicationen sehr gehinderten Regierung und die Theilung der Armee in Parteyen. Sogar die Pest drohte, während der Chamsin, zu Kairo auszubrechen und M. ergriff das Mittel nicht, welches selbst die Mamlucken zu benutzen pflegen, die Truppen campiren zu lassen. Endlich, da die Engländer landeten, handelte er gerade den Mafsregeln entgegen, welche Bonaparte zuvor durch den Erfolg erprobt hatte. Nicht einmal ein Fort war an dem Landungsplatz bey Abukir (S. 195.) dort errichtet, wo B. es nöthig gefunden hatte. Mit dem sichtbaren Ingrimm eines besser unterrichteten Officiers verfolgt nun Reynier alle die verkehrten Unternehmungen und deren Folgen bis zum Verlust Aegyptens, Schritt für Schritt, wobey zugleich manche auf Seiten der Feinde begangene Fehler, besonders die Langsamkeit aller ihrer Combinationen, beleuchtet werden, die einem bessern Feldherrn die Bekämpfung derselben sehr erleichtert hätten. Murádbey, welchen die Pest hinraffte, erhält (S. 251.) schöne Lobsprüche. Auch seine Waffenbrüder, indem sie über seinem Grabe sein Schwert zerbrachen, erklärten, dafs keiner es nach ihm zu führen würdig sey. Merkwürdig wäre die Nachricht, dafs die französischen Aerzte, welche ihre Erfahrungen über die Pest der muthigen Hintansetzung ihres eigenen Lebens verdankten, nach S. 259. fast zwey Drittheile ihrer Pestkranken in den Lazarethen zu Kairo retteten; — wenn sie gegründet wäre; nach *Galland* und andern Nachrichten starben aber von 3600 Franzosen 12 — 1400.

Die allgemeinen Bemerkungen geben über manche, anderwärts oft und dennoch nachlässig befchriebene Punkte bestimmtere Aufschlüsse; z. B. S. 50 ff. über die Feudalvasallenschaft der ägyptischen Fellahs oder Ackerleute gegen ihre Mukthiems, welche an die Leibeigenschaft gränzt, die Auszeichnung, welche sich einige Weiber unter den Arabern zu verschaffen wissen. „Nefsa, so erzählt ein älter Araber, (S. 41.) hatte bey seiner Niederlassung in Aegypten eine Frau, deren *Augen so durchdringend waren, als die Kugel, wie sie aus der Flinte kommt.* Sie war fest von Charakter, geistvoll und fruchtbar. Die Nefahet können jetzt 500 Reiter stellen. Die Tomlet nur 100, ungeachtet sie, Abkömmlinge des Bruders von Nefsa, zu gleicher Zeit nach Aegypten gekommen sind. Aber dieser hatte eine Frau mit *Augen wie eine Gazelle, sanft und furchtsam.*" Man vergleiche ferner die Notizen über Herkunft und blofs persönliche Macht der Mamlucken, wovon sich nichts vererbt. S. 66 — 77. u. dergl. Die Bevölkerung von ganz Aegypten setzt S. 82. auf drittehalb bis drey Millionen Menschen. Desgenettes hatte Geburts- und Sterbeliften einzuführen angefangen.

Nr. 4. ist nicht blofs höchst unbedeutend, sondern auch voll Unrichtigkeiten. Sogar auf dem Kärtchen von Alexandrien steht: „*Piramide*, genannt Nadel der Cleopatra." Jedermann weifs, dafs es ein Obelisk ist.

MAINZ, b. Pfeiffer, nachh. FRANKFURT, in Comm. b. Körner: *Egeria.* Jahr 9. (oder) 1801. *Erster* Band. 337 S. *Zweyter* Band. 328 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Diese Monatsschrift, von welcher monatlich ein Heft von sieben Bogen erscheinen sollte (wir wissen nicht, ob mehr als die vorliegenden *sechs* Hefte heraus

Digitized by Google

aus sind), unterscheidet sich sehr vorzüglich vor den gewöhnlichen Zeitschriften, indem man in diesen beiden Bänden auch nicht einen mittelmäßigen Aufsatz findet, sondern alle Abhandlungen, wiewohl in ungleichem Grade, beides in Rücksicht auf Materie und Darstellung das unverkennbare Gepräge des Genies, der Einsicht und Geschicklichkeit an sich tragen. Als Herausgeber nennt sich *J. Weitzel*, und macht sich, in dieser Eigenschaft, für den Inhalt nicht unterzeichneter Aufsätze persönlich verantwortlich; wir sehen aber, nicht ohne grosses Bedauern, dass er nur zu bald Verdrieslichkeiten erfahren musste, da er auf dem Umschlag des *vierten* Hefts für den Monat Mesidor bezeugt, dass das Heft schon abgedruckt war, als er den Brief des Polizeyministers vom 20. Thermidor (8. Aug.) in den öffentlichen Blättern fand, und dass der Aufsatz *über die Ursachen grosser Staatsrevolutionen* seinem wesentlichen Inhalt nach schon seit mehr als einem Jahr geendigt war.

Der gedachte Aufsatz, der einen beträchtlichen Raum der *vier* ersten Hefte einnimmt, ist mit vorzüglichem Scharfsinn und, unsers Bedünkens, mit so unzweifelhaftem Wohlwollen gegen die bürgerliche Gesellschaft sowohl als die französische Regierung geschrieben, dass wir durchaus nicht begreifen, wie man desfalls irgend eine Anfechtung erheben konnte, und zwar um so weniger, da der Vf. bey seinen nur gelegentlichen Anwendungen auf die französische Revolution immer nur sehr leise auftritt, auch stets von Bonaparte mit den grösten Lobeserhebungen und in einem Ton redet, dem man zu der Zeit sicher keinen Vorwurf machen konnte, obgleich jetzt freylich vieles aus einem etwas andern Gesichtspunkte betrachtet wird, als damals, da jener Aufsatz geschrieben ward. Eigentlich sollte er, nachdem der Vf. in einer frühern Schrift: *Ueber die Bestimmung des Menschen und des Bürgers* (bey Levrault in Comm.) sein politisches Glaubensbekenntniss mehr angedeutet, als entwickelt hatte, nach der Schlussrede B. 2. S. 53, nur einem grösern Werke zur Einleitung dienen, und zu dessen Herausgabe müssen wir den Vf., in literarischen Rücksichten, auf alle Weise aufmuntern, da er durch diesen Vorgänger unsre grösten Erwartungen erregt hat. Denn obgleich unsre Ansichten wesentlich von den seinigen abgehen, und wir insonderheit dafür halten, dass er seine Forderungen an den Staat zur Beybehaltung der natürlichen Rechte des Menschen weiter ausdehne, als die Erreichung der ersten, auf die grössere Glückseligkeit des Menschengeschlechts abzielenden Zwecke der Staaten es gestatten: so pflichten wir dennoch nicht allein manchen seiner Sätze vollkommen bey, sondern wir finden auch die Darstellung der übrigen, die wir nicht unbedingt annehmen, von der Beschaffenheit, dass ihre sorgfältige Prüfung allerdings ein Gegenstand der Aufmerksamkeit praktischer Staatsmänner seyn sollte, indem für das Wohl des Staats schon viel gewonnen ist, wenn man jene Rückficht auf die ursprünglichen Rechte der Menschen möglichst vor Augen hat, wenn sie gleich in der Collision nicht vollkommen sich geltend machen lässt. Er findet nämlich die Haupturfache des Verfalls der Staatsverbindung, also die Anlage zu Revolutionen in der Ungleichheit des Vermögens der Bürger, und in der daraus entstehenden mächtigen, den niedrigeren Klassen unerträglichen, Verschiedenheit in Rücksicht auf den Genuss des Lebens; dann in dem Despotismus der Regenten, welcher alle einengende Schranken vor sich niederwirft, die Liebe zur Freyheit weckt, und den Gegendruck des Widerstandes durch die Schwere seines Drucks erschafft, wie die Erfahrung aller Zeiten, und insonderheit auch die Vorbereitung der französischen Revolution deutlich genug lehrt. Dazu gesellet sich dann, als äussere Ursache, der gesetz- und rechtlose Stand der Staaten, da der Wille eines Staats das einzige ihn verbindende Gesetz und sein Vortheil die einzige Richtschnur seines Betragens ist; welcher Stand dadurch noch unsicherer wird, dass willkürliche Regierungen den gesetzgebenden Willen der Nationen usurpiren, wobey denn die Idee eines Weltstaats, einer für alle Menschen gleichen Gesetzgebung, als das einzige Gegenmittel überall keine Anwendung leidet. Gegen jene Gebrechen will er wirken, theils durch Veranstaltungen, welche uns der Gleichheit der Güter ohne Gefahr näher bringen mittelst einer weiseren bürgerlichen Gesetzgebung (wo er die, unsers Bedünkens nie ausführbaren und ausserhalb der Gränzen des Staatsvereins liegenden, *öffentlichen Sittengerichte* in Vorschlag bringt), einer weisern Bestimmung der Erbfolge, zweckmäßigern Anordnungen in Beziehung auf die Mitgabe bey Heirathen (in welchen beiden Punkten man jedoch auch auf der andern Seite sehr sich hüten muss, den Antrieb zum Erwerb nicht zu schwächen durch zu grosse Beschränkung der eigenwilligen Disposition), und durch ein gerechteres Steuersystem (wobey er den sehr richtigen Grundsatz annimmt, dass die Springfedern der Industrie den moralischen nachstehen müssen, und dass es für den Menschen einen höhern Reichthum als Geldreichthum gebe, nämlich seine Freyheit, Zufriedenheit und Moralität); theils durch Einführung einer Nationalerziehung des Menschen zur Freyheit, deren Wesen auf die Entwickelung der intellectuellen, moralischen und physischen Kräfte aller künftigen Staatsbürger ohne Unterschied mit derselben Thätigkeit geht, so dass gleiche Kräfte eine gleiche Ausbildung unterstützt, und nur jene Ungleichheit unter ihnen Statt findet, welche das Werk der Natur oder die Frucht der besondern Anstrengung eines jeden Individuums ist. Nur auf diesem Wege allein lasse sich der Charakter des Zeitalters bekämpfen und verbessern, der durch seinen blinden Egoismus, durch seine dumme Anbetung des Erfolgs, seine kriechende Demuth vor Gewalt, sei ne brutale Insolenz gegen Schwäche (*exempla sunt odiosa* mögen wir wohl in unsern Tagen mit Recht ausrufen) seine Systeme und Bekehrungswuth, bey seiner hungrigen Hochjagd

Digitized by Google

Hochjagd nach Genuſs, der es unbefriedigt läſst, der beſsern Ordnung dergeſtalt widerſtrebt, daſs dieſer Zuſtand der Spannung bey allen civiliſirten Völkern, welcher Extremitäten unnatürlich paart, unmöglich von Dauer ſeyn kann, da ſich die Freyheit des Menſchen im Staat, der wir auf der einen Seite anhängen, unmöglich mit dem Elende und der Verachtung des dürftigen, zahlreichern Theils einer Nation, mit der Schwelgerey und Inſolenz des Reichthums und mit der einſeitigen Cultur des Geiſtes und der Barbarey des Herzens vertragen kann. Sehr richtig ſagt der Vf., nachdem er hier auch von der Einwirkung der Religion und der Befugniſs des Staats in dieſer Rückſicht umſtändlich geredet hat, daſs eine weite und gerechte Regierung jetzt noch wenig mehr thun könne, als den hergebrachten Glauben eines jeden Bürgers ſeinem Gewiſſen und ſeiner Einſicht überlaſſen, den vorübereilenden, flüchtigen Augenblick faſſen und feſt halten, der den Samen einer neuen Schöpfung willig aufnimmt, und ſo das Beſſere vorbereiten, ſo den Zeiten vorzuarbeiten, wo die Menſchen nicht mehr Gelehrtheit mit Weisheit, Manieren mit Sitten, Gefühlloſigkeit mit Feſtigkeit, Unglauben mit Aufklärung verwechſeln, und ſich die Andacht ohne Händefalten, eine Regierung ohne Hofhaltung, einen groſsen Menſchen ohne glänzendes Gefolge, Artigkeit ohne Bücklinge denken werden. Aber wenn gleich die Regierungen jetzt nur wenig von dem beſſer erkannten ausführen können: ſo iſt es dennoch unverzeihlich, wenn ſie im ganz entgegengeſetzten Sinn handeln, wenn der Staat noch immer das Münz- und Stempelrecht der Geiſter als ein Regal an ſich hält, und den wahren Glauben an die wahre Tugend nur mit ſeinem Gepräge im Umlauf ſehen will; wenn die merkantiliſche Politik den Menſchen zum Krüppel mit einem Magen und zwey Händen verſtümmelt, und mit dem Staatsbürger in den koſtſpieligen Staatsſpielen, wie mit Schachſteinen auf dem Schachbrett des Staats umher ſpringt.

Die übrigen Aufſätze, die zum Theil auch durch mehrere Hefte fortlaufen, ſind: *Ueber den Reiz der Neuheit*, eine launige Abhandlung, auch mit Rückſicht auf die Zeitumſtände und die Revolution; *Allgemeine Blicke auf den gegenwärtigen Zuſtand von Frankreich und dem übrigen Europa mit einer gedrängten Ueberſicht der merkwürdigſten Ereigniſſe ſeit dem* 18. *Brümaire* (9. Nov. 1800 bis 9. April 1801.) von *P. A. Müller*, geiſtreich dargeſtellt, wenn gleich nicht ganz unparteyiſch; *Einige neuere wichtige conſtitutionelle Geſetze* mit einer Einleitung, worin das berühmte Geſetz wegen der Wahlbarkeitsliſten ſehr ſcharfſinnig vertheidigt wird; *Lindau*, eine romantiſche, trefflich bearbeitete biographiſche Skizze, deren Vollendung auch wir mit Verlangen entgegen ſehen, ſo wenig wir ſonſt Dichtungen dieſer Art, in welcher geheime Verbindungen eingewebt werden, hold ſind; *Ein Schreiben an den Herausgeber*, witziger Tadel gewiſſer Recenſenten; *Geſetzgebung von England mit einer Parlamentsrede von Grey*, treffende Kritik der mancherley Eingriffe in die Conſtitution, mit einer gedrängten Schilderung des Fortgangs der engliſchen Freyheit bis zur eigentlich ſo genannten Conſtitution von 1688; *Einleitung in die philoſophiſch-politiſche Geſchichte des Conſulats von Victor Comeyras* (Paris an IX.), eine verſchönernde Vergleichung mit Rom; *Beantwortung eines ſtaatswirthſchaftlichen Problems von Barret*, daſs alle Waaren jetzt in Frankreich theurer wären, als im Jahr 1790 bey einer geringern Summe des umlaufenden Geldes, welches theils geläugnet, theils aus andern Urſachen, als der Geldmaſſe erklärt wird, da dieſe ohnehin nicht geringer ſey als im Jahr 1790; *Briefe eines Reiſenden über Frankreichs gegenwärtige Lage und Staatsverfaſſung*, beſonders um, ſelbſt in Vergleichung mit den alten Republiken, zu zeigen, daſs Frankreichs dermalige Regierung unter allen den Zeitumſtänden die angemeſſenſte ſey, weil es vor allen Dingen der innern Ruhe und einer energievollen Regierung bedürfe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermiſchte Schriften. *Dresden*, a. K. d. Vfs. *Joſ. Friedr. Dorn: Dresdner Reſidenz-Kalender auf das Jahr* 1806. 132 S. 12. (6 gr.) — Diese Fortſetzung für das dritte Jahr iſt ſchon an ſich zu vermuthen, daſs dieſer Kalender ſeinen Zweck erreicht, und man ihn theils für den Dienſt brauchbar, theils auch ſonſt nützlich findet. Immer vermiſſen wir jedoch noch Etwas, das gewiſs Schon mancher darin geſucht haben mag, nämlich eine Hof- und Rangordnung, die doch wohl manchem Diener an dieſem Hofe angenehm wäre. Da es ſchon aus der Seitenzahl, die ſich von 84 bis auf 132 vermehrt hat, ſehr ſichtbar iſt, daſs ſich der Vf. bemüht, ſeinem Unternehmen mit jedem Jahre mehr Umfang zu geben: ſo wird er gewiſs auch dieſen Wunſch zu erfüllen ſuchen. Auſser den Rubriken, die man ſchon im vorjährigen Kalender fand, und die, weil er zugleich als Handbuch beym Dienſt gebraucht werden kann, in jedem Jahre wieder aufgenommen werden müſſen, findet man in dem diesjährigen folgende neue: Juden-Kalender, Kurfürſtl. Sächſiſche Tribunalien, Ueberſicht der Kirchenmuſiken, Familien-Tafelliſte am Neujahrstage 1805, Ceremonial-Tafelliſte am Propoſitionstage (des Landtags) den 6. Januar 1805, Lebensbeſchreibung des Kurfürſten Chriſtian I., Sehenswürdigkeiten von Dresden, Elbhöhe und Wintertemperatur, zweyter Nachtrag zu den Erfindungen, u. ſ. w.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR - ZEITUNG.

Dienstags, den 1. April 1806.

Revision der theologischen Literatur in den drey letzten Quinquennien des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

(S. Jahrg. 1805. Num. 150. S. 398.)

II. *Dogmatik.*

Die gegenwärtige Periode war in der Geschichte dieser Wissenschaft keine der glücklichsten, wie gelungen auch einzelne Versuche heissen und wie grosse Verdienste sich auch einzelne Bearbeiter derselben erworben haben mögen. Im *Zeitalter der Moral* musste die Dogmatik im Hintergrunde stehen. Die systematische Kluft, welche der grosse *G. Calixtus* zwischen ihr und der Moral befestigt hatte, zeigte sich erst jetzt recht sichtbar, als die Sittenlehre sich ihrer Freyheit bewusst zu werden und nun erst, nach langer Vernachlässigung, zu culminiren anfing. Der alten Kirche war die Dogmatik Hauptsache. Nach *Gregor. Nyssen.* (Ep. 6. Bibliotheca Patr. ed. Galland. T. VI. p. 631.) theilte Christus den Christenstaat ein: *εἰς το ἠθικον μερος, και εἰς δογματων ἀκριβειαν.* „Um den Theil, der die Sittenlehre enthält, bekümmerte sich der Satan nicht viel, weil hier für die Seele ein geringerer Nachtheil entstehen würde; dagegen richtete er alle seine Bemühungen auf die *Glaubenslehre*, überzeugt, dass denen, die er in Absicht auf die Lehre irre geführt habe, auch die Befolgung der Gebote keinen Nutzen verschaffen werde." Gegenwärtig ist das Verhältniss anders. Das *ἠθικον μερος* gilt für das wichtigste; das *δογματικον* dagegen ist mehr Nebensache geworden.

Unsre Periode war der *δογματων ἀκριβειᾳ*, dem Statutarischen des Kirchenglaubens, in mehr als einem Betracht ungünstig. 1. Das Studium der Moral prädominirte. Der kategorische Imperativ herrschte mit Allgewalt. Diess soll nicht zum Nachtheil des Moral Studiums oder der trefflichen Männer, die hierin Epoche gemacht haben, gesagt seyn; aber aus dem Gesichtspunkte des systematischen Dogmatikers ist es nur zu wohl gegründet, dass das Studium der Dogmatik durch die Moral beeinträchtigt wurde. 2. Der *Akroamatik* hatte sich die *Methodus eclectica* bemeistert — ein sonderbares Helldunkel des Alten und Neuen. In der alten *Methodus analytica* zeigte sich weit mehr wissenschaftlicher Geist. Jetzt ward die *biblische Theologie* vorzugsweise begünstigt, dagegen die *scholastische* sichtbar in den Hintergrund gestellt. Bey Bearbeitung der systematischen Dogmatik selbst ward das *Gesetz der Sparsamkeit und Oekonomie* so stark angewendet, dass man sich nicht ohne Grund über unzulängliche und magere Kost zu beklagen hatte. Sonst erschienen stattliche *Systemata*, die freylich manchen üppigen Auswuchs zeigten, aber doch durch ihren Reichthum wohlthätig wurden. Durch die strenge Absonderung der moralischen von den dogmatischen Sätzen wurden letztere mit einer *curta suppellex* ausgestattet und als *Epitomen* und *Summen* in die Welt geschickt. In der That, das Compendiöse unsrer Systeme ist etwas auffallend. Nur ein Werk macht hiervon eine Au[illegible]me; dafür steht es aber auch unter den übrigen [illegible] wohl bekannte *πιστις μακροστοιχος* da! 3. Di[illegible]*dre Dogmatik* hatte der Zeitgeist so lieb gewonn[illegible]s Mehrere nur diese noch toleriren und dur[illegible]zliche Abschaffung der *Schulsprache* die christ[illegible] Glaubenslehre *blos* zu einem philanthropinischen Gemeingut des Lebens machen wollten; — eine Bemühung, die einerseits durch die kräftige Opposition einiger Freunde der Gelehrsamkeit, andererseits aber durch den wohlthätigen Einfluss der kritischen Philosophie vereitelt wurde.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den Zustand der Dogmatik, den man als einen *kritischen* zu betrachten gewohnt ist (wiewohl es das Schicksal der Dogmatik überhaupt ist, in einem fortwährenden Zustande der Krisis zu seyn, die nicht als Product einer Periode, sondern als Folge ihrer Natur, vermöge welcher sie als wahrer Hybrida erscheint, anzusehen ist), gehen wir zur Erörterung der einzelnen Theile über.

Die christliche Dogmatik besteht aus folgenden drey verschiedenen Arten: I. *Die biblische Theologie.* II. *Akroamatik* oder *Scholastik.* III. *Populäre Dogmatik.* Von jeder derselben wird jetzt besonders zu handeln seyn.

I. *Bi-*

Digitized by Google

dung der bibliſchen Schriftſteller und der verſchiedenen Zeitalter — worin der Vf. beym zweyten Theil der Theologie des A. T. (Nr. 5.) und bey der Theologie des N. T. (Nr. 6.) ſein Hauptverdienſt ſetzt — als ob gerade dieſer Vf. von einem ſolchen Vorwurf am meiſten frey zu ſprechen ſey. Allein die von ihm vorgenommene Scheidung iſt eine bloſs formelle, ſie bleibt immer bloſs eine äuſserliche Kritik — wie wenn der Profan-Philolog nach äuſserlichen Merkmalen den Griechen von dem Römer abſondert, oder die römiſchen Schriftſteller nach gewiſſen allgemeinen Klaſſen der Gattung oder des Zeitalters eingetheilt, im Einzelnen darſtellt. Daſs es aber noch eine höhere Kritik gebe, wobey die Aufgabe iſt, nach innern Merkmalen die Individualität des griechiſchen und römiſchen Geiſtes aufzufaſſen und nach einer pſychologiſchen Anſicht anſchaulich darzuſtellen, iſt eben ſo unläugbar, als daſs *Bauer* dieſer Aufgabe bey den bibliſchen Schriftſtellern keine Genüge geleiſtet habe. Er ſelbſt iſt beſcheiden genug, zu erklären, daſs wir bis jetzt noch keine reine bibliſche Theologie haben, durch welche die Frage entſchieden wäre, was haben Jeſus und die Apoſtel als weſentliche, für alle Menſchen und Zeiten geltende Religionswahrheiten gelehrt? — und er hält es „für eine unverzeihliche Vermeſſenheit, wenn er ſich nur von fern beykommen lieſse, dieſes Gebäude aufgeführt zu haben, an dem ſchon ſo viele Bauleute arbeiteten, eine reinbibliſche Religions-Theorie erſt zu haben. Aber einen geringen Beytrag zur bibliſchen Theologie zu liefern, das war ſeine Abſicht" (S. Nr. 6. Th. 1. Vorr. S. VI. VII.). Eine ſolche Beſcheidenheit muſs die Kritik entwaffnen.

Das *Breviarium* (Nr. 4.) müſſen wir als einen zweckmäſsigen Leitfaden empfehlen; ja, wir tragen kein Bedenken, demſelben den Vorzug vor der ausführlicheren Darſtellung einzuräumen. Doch können wir nicht unterlaſſen, den Grundriſs von *Thieſs* (Nr. 7.) als vorzüglich auszuzeichnen. Dieſes Lehrbuch der neuteſtamentlichen Dogmatik ſcheint nur wenigen bekannt geworden zu ſeyn; es iſt aber gleichwohl unter den in unſre Periode fallenden das erſte, worin die Religionslehre des N. T. (denn nur dieſe will es liefern) ſo dargeſtellt iſt, daſs die Ausſprüche Jeſu, nach den vier Evangeliſten, von den Aeuſserungen der Apoſtel, die wieder für ſich beſonders dargeſtellt ſind, genau unterſchieden werden.

Eine Abhandlung von *G. A. Ruperti* (Beyträge zur bibliſchen Theologie des A. T. in der Götting. Biblioth. der theol. Lit. von *Schleusner* und *Stäudlin* 2 Th. und *Henke's* Magazin für Religionsphiloſophie u. ſ. w. V. B. 1. St.) hat mit der ihr verwandten Bauer'ſchen Darſtellung einerley Tugenden und Fehler. Man ſchätzt die richtige philologiſche Erklärung, den angewandten Obſervations-Fleiſs und die richtige Wahrnehmung der Hauptmomente; allein man fühlt, nach vollendeter Lectüre, eine gewiſſe Leere, die, ſobald bloſs logiſch und kritiſch zergliedert wird, in der Seele des Leſers nothwendig entſtehen und wodurch die lebendige Aneignung der erworbenen Kenntniſs gar ſehr erſchwert werden muſs.

Unter den Vorbereitungsverſuchen zur bibliſchen Theologie und den Abhandlungen, worin man den Lehrbegriff einzelner bibliſchen Schriftſteller erörtert findet, ſind nicht wenige, die auf Auszeichnung Anſpruch machen können. Die Schriftſteller des A. T. ſind in dieſer Hinſicht weniger glücklich geweſen, als die des N. T. Dafür hat aber der Punkt von den *Meſſianiſchen Weiſſagungen* deſto mehr Federn in Bewegung geſetzt. Wir haben 27 gröſsere und kleinere Schriften und Abhandlungen über dieſe Materie gezählt. Doch ſcheinen nur folgende eine ehrenvolle Erwähnung zu verdienen: *Seiler:* Die Weiſsagung und ihre Erfüllung aus der heiligen Schrift dargeſtellt. Erlangen 1794. *Ammon:* Entwurf einer Chriſtologie des A. T. u. ſ. w. Erlangen 1794. *(Kuinöl)* Meſſianiſche Weiſsagungen des A. T. überſetzt und erläutert u. ſ. w. Leipzig 1792. *Konynenburg:* Unterſuchung über die Natur der altteſtamentlichen Weiſsagungen auf den Meſſias. Aus dem Holländiſchen überſetzt. Lingen 1795. Ausführliche Erklärung der ſämmtlichen Meſſianiſchen Weiſsagungen des A. T. mit exeget. krit. und hiſtor. Anmerkungen u. ſ. w. Altenburg 1801. u. a.

(Die Fortſetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Der Kaffee* oder Abhandlung über den Urſprung, (die) Geſchichte, Zubereitung, Verfälſchung, (den) Gebrauch, Miſsbrauch, Nutzen und Schaden dieſes ſo allgemeinen Getränks. 1804. 150 S. 8. (8 gr.)

Vorliegende Schrift iſt eine neue unveränderte Ausgabe der im Jahre 1780 erſchienenen Schrift des Hn. *J. J. Hofer*, des bekannten Vfs. der Lehrſätze des chirurgiſchen Verbandes. Manches, was über den Gebrauch und Nutzen des Kaffees geſagt iſt, würde freylich nach der jetzigen Anſicht des menſchlichen Organismus, und des Einfluſſes der Nahrungsmittel und Getränke auf denſelben im kranken und geſunden Zuſtande anders lauten müſſen: dennoch aber ſagt der Vf. im weſentlichen viel wahres; Schade nur, daſs es nicht in einer zweckmäſsigern Ordnung geſchieht. Das Ganze iſt nicht unwerth, der Vergeſſenheit entzogen zu werden, da wir wenigſtens keine beſſere Monographie über dieſen Gegenſtand haben, und doch gewiſs in der gegenwärtigen Zeit faſt noch mehr, als zur Zeit der erſten Erſcheinung der Schrift, Miſsbrauch von dem Kaffee gemacht wird.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 3. April 1806.

Reviſion der theologiſchen Literatur in den drey letzten Quinquennien des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Unter den neuteſtamentlichen Schriftſtellern iſt in dogmatiſcher Rückſicht keiner ſo wichtig als der Apoſtel *Paulus*. Mit ihm beſchäftigten ſich daher auch die meiſten. *Meyer* (Entwickelung des Pauliniſchen Lehrbegriffs. Altona 1801) iſt ſchon damit zufrieden, wenn man ihm nur das Verdienſt zugeſteht, „den *echten Paulus*, ſo wie er ſich in ſeinen Schriften zu erkennen gibt, dargeſtellt, und ſeine Lehre weder durch Zuſätze, noch durch Hinweglaſſung deſſen, was ihm eigenthümlich iſt, verunſtaltet zu haben (Vorr. S. IV.)." Schon früher hatte der ungenannte Vf. der neuen Erklärung des höchſt wichtigen Pauliniſchen Gegenſatzes Buchſtabe und Geiſt u. ſ. w. Jena 1799. die Lehre dieſes Apoſtels mit Einſicht, freylich mit etwas häufiger Rückſicht auf die kritiſche Philoſophie, darzuſtellen geſucht. Dieſs gilt auch von *Ritter's* Entwurf der Grundſätze des theologiſchen Syſtems und der Lehrmethode des Apoſtels Paulus. S. *Auguſti's* theol. Monatsſchrift 1. Jahr. St. 10 S. 243 ff. Mit der *Chriſtologie* dieſes Apoſtels beſchäftigten ſich *Kleuker* (Johannes, Petrus und Paulus als Chriſtologen betrachtet. Riga 1785) und *Auguſti* (Arius, Athanaſius und Paulus. S. Apologieen und Parallelen theol. Inhalts. Gera 1800. S. 112 ff.). Ueber die Chriſtologie des N. T. überhaupt verdienen *J. E. Chr. Schmidt's* ſchätzbare chriſtologiſche Fragmente (S. Bibliothek für Kritik und Exegeſe des N. T. u. ſ. w. 1. B. 1. St. ff.) verglichen zu werden. Um die Theologie des Apoſtels *Johannes* machte ſich *C. C. E. Schmid* (*De Theologia Joannis*. P. I—III. Jena 1800. 4) verdient. Ueber die Chriſtologie des Apoſtels *Petrus* finden ſich in *Henke's* N. Magazin für Religionsphiloſophie. IV. B. 3. St. S 526 ff. einige ſchätzbare Bemerkungen. Endlich ſind auch noch alle exegetiſche Schriften und Abhandlungen hieher zu rechnen, welche ſich mit der Sacherklärung beſchäftigen und auf genauere Erörterung der Sätze, Meynungen und Principien ihrer Schriftſteller eingehen.

Einen Fehler haben wir glücklich vermieden. Aber es ſcheint, als ob wir über der Trennung die Wiedervereinigung vergeſſen hätten. Und doch kann dem Dogmatiker mit dem ewigen Theilen der Begriffe nicht gedient ſeyn. Es iſt zwar gut, daſs wir die Unterſchiede kennen, die in den religiöſen Vorſtellungen eines Salomo, Jeſaias, Ezechiel, Amos u. ſ. w. ſich vorfinden; daſs wir wiſſen, wodurch ſich die Theophonieen des Pentateuchs von denen im Buche Hiob unterſcheiden; daſs wir aufmerkſam gemacht werden auf die feinen Unterſchiede in der Chriſtologie eines Johannes, Paulus, Petrus u. ſ. w.; und daſs wir endlich die Differenzen der Bergpredigt und der Apokalypſe kennen lernen; allein das Vereinzelte muſs auch wieder in ein *Gemeinſchaftliches* zuſammen gefaſst werden. Wir verlangen nach einer *prophetiſchen*, *evangeliſchen* und *apoſtoliſchen Theologie*, aus deren Reſultaten wir dann eine *bibliſche Theologie*, wie ſie ſeyn ſoll, zuſammen ſetzen. Hierbey werden einzelne Verſchiedenheiten und Abweichungen leicht zu überſehen ſeyn, damit eine *Harmonie des bibliſchen Lehrbegriffs* zu Stande gebracht werde, der man als einer Baſis bedarf, um weiter darauf fortzubauen.

Der Exeget und Kritiker mag immerhin zum Behuf der Special-Hermeneutik die *Glaubwürdigkeit* der einzelnen Schriftſteller in Unterſuchung ziehen; er mag hierüber gewiſſe Klaſſen feſtſetzen, den hiſtoriſchen Pragmatismus eines Lukas, der kein Apoſtel war, von der Simplicität eines Jakobus, Petrus u. ſ. w. unterſcheiden; oder in Markus den nicht apoſtoliſchen Compilator oder Epitomator der Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jeſu finden: der Dogmatiker wird ſich immer genöthigt ſehen, nach Einheit in der Verſchiedenheit zu fragen. Die *ſymboliſche Theologie der Lutheraner* kann für die bibliſche zum Beyſpiel und Muſter dienen. Wie verſchieden ſind nicht die Augsburgiſche Confeſſion und die *Formula Concordiae*, die Apologie und die Schmalkaldiſchen Artikel; und doch werden ſie als Ein Ganzes betrachtet.

Wie wahr ſagte nicht der geiſtreiche *Herder* ſchon im Jahr 1768: „Aus den Händen der Exegeten wird erſt die Wahrheit in die Hände der Dogmatiker geliefert,

Digitized by Google

liefert, denen es wiederum Hauptgesichtspunkt ist, ihre Sätze von den Verwirrungen so vieler Jahrhunderte, von dem Gewebe so mancher Ketzer und Ketzermacher loszuwickeln und sie so rund, so gewiss, so klar darzustellen, als es hinter den Denkarten und Vermischungen so vieler Perioden der Religion gesehehen kann." Man vergleiche damit, was er unmittelbar vorher bemerkte: „Die Wahrheiten der Religion sind uns nicht in Cicero's Büchern von der Natur der Götter offenbart, sondern in andern Sprachen, aus denen in ihren Vortrag bey aller einzelnen Wortreinigkeit sich ein orientalischer Hellenismus einschleichen wird und vielleicht als Geist des Ganzen. Der gute *Gesner* hat mit Recht aus *Cellar's Latinitas ecclesiastica* viele Barbarismen canonisirt: und der strenge Schriftausleger wird noch weit mehr canonisiren, wo ihm an dem Ganzen, dem Unverfälschten, dem Unverworrenen des Begriffs Alles gelegen ist. Wer will nun lieber eine nach den Büchern der Offenbarung streng gefetzte, *unhaltbrte Theologie*, oder süfses Geschwätz, wo das Runde des biblischen Begriffs in dem Spülwasser schöner Umschreibungen zerfliefst? Wem ist nicht die Sicherheit seines theoretischen Glaubens mehr als Alles?" S. Kritische Wälder. 3. Stück. S. 155.

Die biblische Theologie hat ihr Werk vollendet, wenn sie, von den dogmatischen Begriffen jedes einzelnen biblischen Schriftstellers ausgehend und diese durch eine rückfichtsvolle Operation der Kritik scheidend, zuletzt ein allgemeines Resultat der Bibellehre liefert. Sie läfst zuerst den Johannes, Petrus, Paulus, oder Jefaias, Ezechiel, Salomo u. f. w. jeden in seiner Sprache und Vorstellungsweise reden; fodann aber wird sie Dollmetscherin des gemeinschaftlichen Willens, Interpretin dieser Gemeine der Heiligen. Nur dann erst wird eine *pragmatische Theologie des Judenthums* möglich; nur dann erst werden wir eine *historische Construction des Christenthums*, die uns so hohes Bedürfniss ist, erhalten.

II. Nun erst eröffnet sich der Schauplatz der *systematischen Dogmatik*, die man, nach einem Aristotelischen Ausdruck, *Akroamatik* zu nennen gewohnt ist (vgl. *Nösselt's* Anweifung zur Bildung angehender Theologen. 2. Th. 2. Aufl. S. 260.). Sie ist es, die κατ' ἐξοχην *Dogmatik* heifst. Der Dogmatiker ist, als solcher, kein Exeget, sondern nimmt die Resultate desselben auf; aber er mufs den Interpreten revidiren und controlliren können, damit ihm dieser nichts Unrichtiges fuppeditire. Er wird nun zuvörderst *Historiker*, indem er den durch Interpretation aufgefundenen Sinn der heiligen Schrift als Basis empfängt und damit die Lehrmeynungen der Kirche in Verbindung fetzt. Daher konnte *Herder* fagen: „Dogmatik selbst ihrem Namen nach ist nichts anders als Geschichte" (von Religion, Lehrmeynungen und Gebräuchen. 1798. S. 134.). Aber er wird auch *Philosoph*, in wie fern er aus Principien der Vernunft über den ganzen Umfang oder über einzelne Punkte der christlichen Glaubenslehre reflectirt. Daher hatten die Kirchenväter nicht ganz Unrecht, wenn sie die Ausdrücke *Dogmatiker* und *Philosoph* für gleichbedeutend nahmen.

Die Theologen, welche fordern, dafs die Lehren des Christenthums zwar *philosophisch* behandelt werden sollen, aber gegen die Einmischung der *Zeitphilosophie* protestiren, wissen wohl schwerlich, was sie eigentlich wollen, oder verlangen das Unmögliche. Die Zeitphilosophie ist von jeher neben der Theologie hergegangen; und sollte es künftig einem philosophischen Syftem gelingen, sich über die Zeit zu erheben: so würde die Königin der Wissenschaften diese nunmehr ewige Philosophie ebenfalls zur Begleiterin haben. Der *alte* und *neue Platon*, der *ganze* und *halbirte Aristoteles* gingen in die christliche Dogmatik über und liefsen sich durch die so genannte *neuere Philosophie* wieder daraus verdrängen. Hier nun ward die Dogmatik zur *Philosophia prima* in Des-Cartes, Leibnitzens und Wolf's Schule, worauf dann der grofse Urheber der kritischen Philosophie das Statutarische des Kirchenglaubens mit der Religion innerhalb den Gränzen der blofsen Vernunft in eine unzertrennliche Verbindung zu fetzen fuchte. Wer über das letztere Ereignifs näher unterrichtet zu feyn wünfcht, der findet in einer gehaltreichen, aber etwas weitfchweifigen und fchwerfälligen, Abhandlung: „Verfuch einer hiftorifchen Entwickelung der Urfachen und Veranlaffungen, durch welche die Dogmatik in dem proteftantifchen Theile von Deutfchland feit der letzten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts eine neue Geftalt erhalten hat," in *Ständlin's* Beyträgen zur Philofophie und Gefchichte der Religion. IV. B. Nr. 1. nähere Auskunft.

Der Einfluss der neuern philosophischen Schulen hat sich bis jetzt nur in einigen theologischen Schriften zu zeigen angefangen. Die Folge der Zeit wird lehren, von welcher Art er feyn wird. So wenig auch die meisten Philosophen es einräumen wollen, so ist doch das Bestreben derselben, ihre Philosophie durch die Dogmatik mit der Theologie in Verbindung zu fetzen und ihr dadurch einen gröfsern Wirkungskreis zu eröffnen, nur allzu fichtbar. Von je her fahen wir die Philofophie um die Gunft der Theologie gleichfam buhlen, und diefs gefchah felbft von der Philofophie, die alle Theologie, als eine Heteronomie, verwarf und fich allein auf den Herrfcherthron gefetzt zu haben behauptete. So verfchieden find auch hier Theorie und Praxis! Die Philofophie des rationalen Realismus, die fich als *Philosophia prima* ankündigt, hat fchon in ihrem Princip mit der Theologie das gemein, dafs fie mit dem *Prius* κατ' ἐξοχην, Gott, beginnt; getreu dem alten Spruch. Ἐκ Διος ἀρχωμεθα! Nicht weniger fucht die Philofophie der abfoluten Identität zu der chriftlichen Dogmatik zu condefcendiren, und die beiden Abhandlungen in *Schellings* Vorlefungen über die Methode des akademifchen Studiums (Tübingen 1803): *Ueber die hiftorifche Conftruction des Chriftenthums* (Nr. 8.) und; *Von dem Studium der Theologie* (Nr. 9.

Digitized by Google

(Nr. 9. S. 187—210.) zeigen die Verbindung deutlich an, in welche diese Philosophie mit der Theologie künftig zu treten, bereit ist.

Wir haben jetzt, um mit der Zeit nicht aufser Verhältnifs zu kommen, vorerft von den *Versuchen, die christliche Dogmatik mit der Kantischen Religions-Philosophie in Harmonie zu bringen*, zu referiren.

„Die kritische Philosophie (sagt *G. C. Müller* in seiner Philosoph. Religionslehre. 1. Th. Halle 1797. S. XXII.) ist eher dazu gemacht, sich auf dem Gebiete der Theologie anzubauen, nicht, weil sie Einheit in Materie und Form der Lehre des Christenthums und der Vernunft, welche wegen der verschiedenen Tendenz beider immer unmöglich seyn wird, sondern weil sie Einigkeit und innige Verbindung derselben zu dem allgemeinen Zweck der Menschenbildung hervorbringen wird; und so werden beide auf einen und denselben Punkt hinarbeiten können. — So lange diese Einigkeit nicht hergestellt ist, ist eine gewisse Trennung der christlichen Theologen, so fern sie das sind, und der Philosophen nothwendig. — Der Philosoph mafse sich daher nicht an, die exegetische und historische Prüfung und Läuterung der christlichen Urkunden und des christlichen Systems zu leiten oder zu hemmen, indem er die Gültigkeit und den praktischen Werth der Lehrsätze des Christenthums aus blofsen Vernunftprincipien zu bestimmen unternimmt; aber eben so wenig darf der Theolog sogleich Vergleichungen philosophischer Systeme mit dem christlichen Lehrbegriff anstellen. Die christliche Religion steht für sich fest; und die Philosophie nicht minder; aber ein einiger und höchster Zweck vereinigt beide, und die Philosophie kann die christliche Religion so wenig entbehren, als auch diese der Beyhülfe und Einstimmung der Philosophie bedarf." Vgl. *(Flügge's)* Versuch einer histor. krit. Darstellung des bisherigen Einflusses der Kantischen Philosophie auf alle Zweige der wissenschaftl. und prakt. Theologie. 2 Th. Hannover 1798. S. 242 ff.

Vor allen Dingen aber sind hier zwey völlig heterogene Dinge zu unterscheiden. I. Die *Versuche einer wissenschaftlichen Begründung der Religion*, oder die *allgemeine Religionslehre*. Ihrer hat der gegenwärtige Zeitraum eine grofse Anzahl hervorgebracht; allein sie gehören weder in so fern hieher, als sie die ganze Religionslehre überhaupt deduciren, noch in wie fern sie einzelne Theile derselben in Untersuchung ziehen, noch endlich in wie fern sie selbst die positiven Lehren des Christenthums mit berücksichtigen. Alle diese Versuche, worunter das originelle und geistvolle Werk von *Kant:* Die Religion innerhalb den Gränzen der blofsen Vernunft, der Mittelpunkt bleibt, um den sich sowohl die früher erschienene Kritik aller Offenbarung von *Fichte*, als auch die gleichzeitig oder späterhin herausgekommenen Versuche von *Ständlin*, *Schmid*, *Berger*, *Müller*, *Venturini*, *Snell*, *Parow*, *Jakob*, *Heydenreich* u. a. als Nebensonnen drehen, gehören der *Philosophie* mit gröfserm Rechte an, als der Theologie, oder sind unter einer eignen Rubrik: *Religions-Philosophie* näher zu würdigen. Hier können nur: II. Die *Versuche, das System der kirchlichen Dogmatik und die einzelnen Lehren desselben, nach Principien und Methode der kritischen Philosophie darzustellen und zu behandeln*, in nähere Betrachtung gezogen werden.

Noch ehe *Kant* seine Ideen über die Anwendung seiner Religions-Philosophie auf die positiven Lehren des Christenthums mittheilte, hatte schon *Tieftrunk* sowohl in seiner unten näher zu charakterisirenden Censur des protestantischen Lehrbegriffs u. s. w. als auch in seinen *Dilucidationibus ad theoreticam relig. christ. partem, ita ut libelli a Morus editi potiffimum ratio fit habita.* Berlin 1793. eine solche Anwendung versucht, und man mufs ihm wenigstens das Verdienst zugestehen, dafs er den Sinn des Urhebers der kritischen Philosophie auch in dieser Rücksicht sehr glücklich errathen habe. Durch Hülfe dieser Philosophie erhalten hier selbst die Dogmen wieder ihr altes Recht und eine ehrenvolle Deutung, was ihnen der neologische Zeitgeist schon längst streitig gemacht hatte. Da dieses der erste Versuch der Art war: so darf es nicht befremden, dafs die meisten Theologen ihre Verwunderung darüber nicht verbergen konnten. Indefs gab ihnen die etwas schwerfällige Darstellung und Sprache dieser Dilucidationen die Hoffnung, dafs der Vf. nur wenig Jünger für seine Lehre gewinnen werde. Bald nachher gewöhnten sich die Theologen an diese dogmatisch-kritischen Phänomene, und so hatten denn die Andern in diesem Fache, wo nicht gewonnenes, doch wenigstens erleichtertes Spiel.

Kant selbst ging von folgenden Gesichtspunkten aus: „Da alle Religion darin besteht, dafs wir Gott für alle unsre Pflichten als den allgemein zu verehrenden Gesetzgeber ansehen: so kommt es bey der Bestimmung der Religion in Absicht auf unser ihr gemäfses Verhalten darauf an, zu wissen: wie Gott verehrt (und gehorcht?) seyn wolle. Ein göttlicher gesetzgebender Wille aber gebietet entweder durch an sich blofs *statutarische*, oder durch *rein moralische* Gesetze. In Ansehung der letztern kann ein jeder aus sich selbst durch seine eigene Vernunft den Willen Gottes, der seiner Religion zum Grunde liegt, erkennen — — Der Begriff eines nach blofsen reinmoralischen Gesetzen bestimmten göttlichen Willens läfst uns, wie nur *einen* Gott, also auch nur *eine* Religion denken, die rein-moralisch ist. Wenn wir aber statutarische Gesetze desselben annehmen, und in unsrer Befolgung derselben die Religion setzen: so ist die Kenntnifs derselben nicht durch unsre eigne blofse Vernunft, sondern nur durch Offenbarung möglich, welche, sie mag nun jedem einzelnen insgeheim oder öffentlich gegeben werden, um durch Tradition oder Schrift unter Menschen fortgepflanzt zu werden, ein *historischer*, nicht ein *reiner Vernunftglaube* seyn würde. Es mögen nun aber auch statutarische göttliche Gesetze (die sich nicht von selbst als verpflichtend, sondern nur als geoffenbarter göttlicher Wille für solche erkennen lassen) angenommen werden:

Digitized by Google

werden: so ist doch die reine *moralische* Gesetzgebung, dadurch der Wille Gottes ursprünglich in unser Herz geschrieben ist, nicht allein die unumgängliche Bedingung aller wahren Religion überhaupt, sondern sie ist auch das, was diese selbst eigentlich ausmacht, und wozu die statutarische nur das Mittel ihrer Beförderung und Ausbreitung enthalten kann" — „Es gibt also keine Norm des Kirchenglaubens als die Schrift, und keinen andern Ausleger derselben als reine *Vernunftreligion* und *Schriftgelehrsamkeit* (welche das Historische derselben angeht), von welchen der erstere allein *authentisch* und für alle Welt gültig, der zweyte aber nur *doctrinal* ist, um den Kirchenglauben für ein gewisses Volk zu einer gewissen Zeit in ein bestimmtes, sich beständig erhaltendes, System zu verwandeln. Was aber diesen betrifft, so ist es nicht zu ändern, dass der historische Glaube nicht endlich ein bloßer Glaube an Schriftgelehrte und ihre Einsicht werde; welches freylich der menschlichen Natur nicht sonderlich zur Ehre gereicht, aber doch durch die öffentliche Denkfreyheit wiederum gut gemacht wird, dazu diese desto mehr berechtigt ist, weil nur dadurch, dass Gelehrte ihre Auslegungen jedermanns Prüfung aussetzen, selbst aber auch zugleich für bessere Einsicht immer offen und empfänglich bleiben, sie auf das Zutrauen des gemeinen Wesens zu ihren Entscheidungen rechnen können." S. Religion innerhalb d. Gränzen d. bibl. Vern. 2. Ausg. S. 147. 166. Vgl. S. 169 ff.

Nach Kants Ansicht werden also weder das System, noch die einzelnen Dogmen desselben verändert; aber den Dogmen selbst wird ein neuer moralischer Sinn untergelegt. Das kirchliche System soll, so wie es ist, mit der Vernunft ausgesöhnt und in Harmonie gebracht werden.

Was Kant und seine Freunde im Einzelnen angedeutet hatten, suchte *Ammon* in seinem: Entwurf einer wissenschaftlich praktischen Theologie. Göttingen 1797. (vgl. dessen Abhandlungen zur Erläuterung seiner wissenschaftl. prakt. Theologie. 1 B. 1 — 2. St. Ebendas. 1798.) durch eine wissenschaftliche Behandlung des kirchlichen Systems nach Grundsätzen der kritischen Philosophie im Grossen zu leisten. Der *moralische Supranaturalismus* (von *Ammon* auch der *historische oder Offenbarungs-Rationalismus* oder der *praktische Rationalismus* genannt), dessen Theorie hier entwickelt wird, geht darauf aus, Vernunft und Schrift, nicht eklektisch und einseitig, sondern nach Principien zu vereinigen und beide, nach dieser Vereinigung, als *eine* Quelle zu betrachten, aus welcher die Theologie geschöpft werden kann. Er betrachtet Gott als die höchste und heiligste Vernunft und kann deswegen in Allem, was von ihm kommt, nur Vernunft suchen und finden. Ihm ist die Offenbarung Gottes etwas Ewiges, von seiner Wirksamkeit und endlosen Thätigkeit Unzertrennliches. Vermöge seiner Unwandelbarkeit hat er von jeher gewirkt, die Menschen zu seiner Kenntniss und Verehrung zu führen; er stand mit jedem unter ihnen durch sein Gewissen in einer genauen unmittelbaren Verbindung, kündigte sich durch dasselbe jedem als Gesetzgeber, durch die Natur als Schöpfer, durch den Lauf seiner Schicksale als den Regenten der Welt an; aber wenige hörten seine Stimme; wenige verkündigten sie als seinen Willen ihren Zeitgenossen; und nur ein Einziger war so ausgezeichnet an Kraft und Thätigkeit des Geistes und unentweihtem Adel des Herzens, dass er der vollen Wirklamkeit Gottes auf ihn würdig werden, zu ihr emporrücken und so die Heiligkeit des Ewigen seinen Brüdern in einem Lichte zeigen konnte, wie es noch von keinem Sterblichen über das Wesen und die Rathschlüsse Gottes verbreitet worden war. So ging die Offenbarung über in Offenbarungen; die Offenbarungen vereinigten sich mit der Geschichte derer, die sie ihren Zeitgenossen mitgetheilt hatten, und aus beiden zusammen entstanden unire heiligen Urkunden.

So bald wir sie wieder in ihre Bestandtheile zerlegen, entdecken wir in ihnen zuerst *geoffenbarte Wahrheiten*, und dann erst *Thatsachen*, welche diese Wahrheiten bestätigen, verhüllichen, erläutern. Wollten wir die Thatsachen oben an, und unter sie erst die geoffenbarten Wahrheiten setzen: so würden wir die Ordnung der Offenbarung und Vernunft umkehren; wir würden eine blosse Geschichtsreligion erhalten, die zwar eine Zeitlang durch Gewalt und Liter hoch empfohlen kann, späterhin aber, wenn die aufgeklärte Vernunft ihre historische Seite beleuchtet und ihr Wunder Fundament erschüttert, sich selbst zerstört, und nur Verachtung und Gleichgültigkeit gegen die Religion herbeyführt. Nach einer äußern Ordnung müssen die geoffenbarten Wahrheiten zuerst zu ein theologisches System aufgefasst, die Thatsachen aber aus der heiligen Geschichte ihnen zur Beglaubigung und Erläuterung beygegeben werden. Denn gerade dadurch ist ja z. B. die Geschichte Jesu heilig, dass sie mit religiösen und moralischen Wahrheiten in Verbindung steht. Dieses ist der *Rationalismus* der Offenbarung, welcher von Gott, der heiligsten Vernunft, nur vernünftige, obgleich oft geheimnissvolle, Lehren ableitet, und welcher der *historische* Rationalismus heissen kann; weil er die Geschichte der Offenbarung mit den allgemeinen Wahrheiten derselben vereinigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

* * *

Leipzig, b. Crusius: *Auswahl biblischer Erzählungen für die erste Jugend* von *Heinrich Philipp Konrad Henke. Vierte* verbesserte Auflage. 1803. 118 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Num. 94.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 5. April 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

Lübeck, b. Bohn: *Philologisch - kritischer und historischer Commentar über das neue Testament* (die drey ersten Evangelisten) von *H. E. G. Paulus*. *Zweyter* Theil, der drey ersten Evangelien *zweyte* Hälfte bis zur Leidensgeschichte. *Zweyte* verbesserte Ausgabe, mit einer abgenöthigten Beylage. 1805. 2 Alph. 12½ Bog. gr. 8. (3 Rthlr.) Desgleichen *dritter* Theil, der drey ersten Evangelien Fortsetzung und Beschluss, *zweyte* verbesserte Ausgabe. 1805. 2 Alph. 16 Bog. (3 Rthlr. 8 gr.)

Wir glauben den Anfang unserer Anzeige gleich mit Erwähnung gedachter *Beylage* im *zweyten* Theile machen zu müssen, nicht: um uns in Recensions-Streitigkeiten zu mischen, sondern weil sie von einer so lehrreichen Art ist, wie man es von einem solchen Vf. erwarten kann, dem es nicht sowohl um die Vertheidigung seiner Person, als der Sachen selbst, und um die weitere Aufklärung dieser letztern, also um wirkliche Aufklärung seiner Leser zu thun ist. Denn in der That wird doch durch diese Beylage nicht nur vieles mehr ins Licht gesetzt, was einzelne Stellen des *ersten* Theils betrifft, sondern man lernt auch dadurch deutlicher die Grundsätze kennen, nach welchen Hr. P. bey seiner Erklärungsart handelte, selbst da, wo sie auffallend und wo er die meiste Gelegenheit zu gerechtem Tadel zu geben schien, sonderlich bey Gründung des Sinnes auf die Etymologie der Wörter und bey zu wörtlichen Uebersetzungen. Man wird wenigstens mehr überzeugt, dass er da, wo er selbst zu irren oder sich in unfruchtbaren Erklärungen zu verlieren schien, nicht willkürlich, sondern mit Verstande verfuhr. Unsern meisten Lesern wird die etwas unsanfte und unfreundliche Recension des *ersten* Theils in der jetzigen Jenaischen Literatur-Zeitung nicht unbekannt geblieben seyn. Gegen diese vertheidigt sich Hr. P. in erwähnter Beylage von S. 861—924. als ein Mann, der sich seiner Stärke bewusst ist, umständlich wegen der philologisch-kritischen Anmerkungen, worüber man ihn am meisten in Anspruch genommen hatte; etwas kürzer und nur zur Probe, in einzelnen Beyspielen, die mehr die Sachen betreffen, welche ihrer Natur nach noch lange disputabel bleiben werden, und hier nicht ohne zu grosse Weitläufigkeit, vor der sich selbst jener Recensent hütete, klar gemacht werden konnten.

Hr. D. P. sucht nicht nur bey einzelnen Stellen, wo man seine Erklärung gemissbilligt hatte, diese zu vertheidigen; er sucht auch seine Erklärungsart zu rechtfertigen, so fern sie so gern bey einzelnen Wörtern und deren Etymologie verweilt, um die Wörter bedeutsamer (emphatischer) darzustellen; er übernimmt selbst eine umständliche Prüfung dessen, was der verewigte *Fischer* in Leipzig in seinen *Prolusionibus de vitiis lexicorum N. Test.* gegen die Bedeutsamkeit der Partikeln in den *verbis compositis* gesagt hatte. Wir halten uns bey jenen einzelnen Stellen nicht auf; zweifeln aber sehr, ob das, was Hr. P. S. 833 f. zur allgemeinen Rechtfertigung seines vorhin erwähnten Benehmens, das Prägnante der Ausdrücke durch Hülfe der Etymologie hervor zu ziehn, sagt, seine Gegner befriedigen und diese Erklärungsart von dem Vorwurf des Raffinirten befreyen werde. Niemand hat jemahls geläugnet: dass Wörter einer Sprache eine nähere Bestimmung und Einschränkung bekommen können, welche ihnen durch Partikeln und andere Wörter, oft auch nur durch ihre Stellung in einem gewissen Context, ertheilt wird. Da aber durch den Sprachgebrauch ebendieselben Wörter engerer und weiterer Bedeutung oft mit einander verwechselt und als völlig gleichbedeutend gebraucht werden: so läuft dabey alles auf die Frage hinaus: *wonach* man in einzelnen Fällen zu entscheiden habe, ob jene oder diese Bedeutung anzunehmen sey? Dieses *wonach* scheint Hr. P. durch folgende Stellen angeben zu wollen: „Die Gränzsteine der wahren Mitte, die wir suchen, sind auf der *Einen* Seite, dass a. diese *Nuance* nicht in Beziehungen gesetzt werde, welche nicht im Gesichtskreise des Schriftstellers liegen, b. dass man diese *Nuance* nicht etwa blos aus dem *Etymon*, sondern zugleich aus dem erweislichen Redegebrauche zu entdecken trachte; auf der *Andern* Seite hingegen, dass man nicht die Sache selbst wegen ihrer ungeschickten Anwendung, den Gebrauch nicht wegen des Missbrauches, vorsätzlich ignorire und abläugne." Dieses letzte hat unsers Wissens Niemand gethan, Niemand z. B. geläugnet, dass die

Digitized by Google

verba composita urſprünglich etwas ausdrücken, was nicht in den *ſimplicibus* liegt; es kann alſo hier gar nicht in Anſehlag kommen. Die beiden erſtern Regeln (a. und b.) helfen hier dem Ausleger auch nichts. Denn, „ob die *Nuance* im Geſichtskreiſe des Schriftſtellers liege?" (oder, deutlicher: ob der Schriftſteller die verengte Bedeutung habe ausdrücken wollen, oder das Wort ohne die nähere Beſtimmung nehme?) dieſs will man eben wiſſen, und frägt alſo erſt: *wonach* ſich dieſes entſcheiden laſſe? Daſs man aber dieſe *Nuance* (eingeſchränktere Bedeutung) nicht blofs aus dem *Etymon*, ſondern zugleich *aus dem erweiſslichen Redegebrauch* zu entdecken ſuchen müſſe, iſt wohl ſehr wahr. Nur zeigt auch dieſer letztere blofs die Möglichkeit einer auf die Etymologie gegründeten Bedeutung; ob nun aber der Schriftſteller die eine oder die andere, engere oder weitere und allgemeinere, Bedeutung wirklich habe anzeigen wollen? dieſs kommt wieder in Anfrage, und läſst ſich nur nach den Spuren im Context, z B. danach entſcheiden, ob er ſtatt des *verbi compoſiti* gleich hernach das Simplex oder ein allgemeineres Wort geſetzt habe. Oft möchte auch nicht einmal aus dem Redegebrauch die etymologiſche Bedeutung beſtätigt werden können, wie bey der neuen Bedeutung die hier S. 902 dem Ausdruck ὄνομα Θεου gegeben wird, wonach ὄνομα „ſo viel als *Prädicat* heiſsen ſoll oder Benennung ſolcher Attribute und Eigenſchaften, durch welche der Menſch die Gottheit, die keinen Namen hat, ſich beſchreibt:" ſo daſs Luc. 1, 49 ἅγιον το ὄνομα αὐτου heiſsen ſolle: „Er, Gott, kann nur durch die ungewöhnlichſten Prädikate beſchrieben werden." Andere würden den ganzen Vers ganz ſimpel überſetzen: Groſse Wohlthaten hat mir der Allmächtige erzeigt! Er, der Anbetungswürdige! verglichen mit v. 46. Auch S. 908. kann Rec. nicht anders als die dortige Erklärung des ἐποιησε κρατος ἐν βραχιονι αὐτου Lucä. 1, 51 unter die Beyſpiele einer zu geſuchten Deutung rechnen, und muſs überhaupt nach ſeiner Ueberzeugung bey der ſchon anderwärts geäuſserten Meinung bleiben, daſs, bey dem vielen Vortrefflichen, welches dieſer Commentar enthält, der philologiſche Theil, ſo fern er ins Etymologiſiren geräth, die meiſten Wünſche einer Verbeſſerung übrig laſſe.

Doch nun zu den Verbeſſerungen und Zuſätzen ſelbſt, wodurch ſich die jetzige neue Ausgabe des *zweyten* Theils auszeichnet: denn nur auf dieſes Eigene der neuen Ausgabe braucht ſich unſre Anzeige zu erſtrecken. Hier hat nun Hr. P., wie wir bey genauer Vergleichung derſelben mit der ältern wahrgenommen haben, Mehreres ganz kurz und, was ihm nicht haltbar zu ſeyn ſchien, gleich durch ſtillſchweigendes Wegſtreichen verbeſſert. Der neuen Zuſätze ſcheinen indeſſen nicht ſehr viele zu ſeyn, und ſie möchten, obengedachte Beylage abgerechnet, ſchwerlich über vier Bogen betragen. Aber ſie verdienen alle Aufmerkſamkeit. Wir können nur einige ausheben.

Im Felde der Kritik hat Hr. P. manche vom gewöhnlichen Texte abweichende Leſeart noch mehr beſtätigt und ins Licht geſetzt; wie S. 46 ἐνδυναμοῦσθε ſtatt ἐνδυναστεύσει Marc. 6. 9; und S. 614. ἐκλελεγμενος ſtatt ἀγαπητος, Luc. 9, 35 wiewohl er ἐκλελ. nicht in ſeinen Text aufgenommen hat. Dergleichen hat er hingegen in der neuen Ausgabe gethan, ſo daſs nun Luc. 12, 11 Φερωσιν ſtatt der gewöhnlichen Leſeart προσφερ. oder εἰσφ., und v. 52, 53 διαμεριζομενοι ſteht, welches dann v. 52 nicht zum 53 Vers gezogen wird, ὁυο ἐπι τρισι διαμεριζησονται; mit eben ſo vielem Rechte als nun Luc. 13, 4 anſtatt ουτοι, αὐτοι geſetzt iſt. Hingegen hat er ſeine Meinung, daſs Marc. 3, 32 der Zuſatz: και αι ἀδελφαι σου dem Text eigenthümlich zugehöre, S. 157. nicht zurückgenommen, ob er gleich in einer Note die Gründe des Hrn D. *Griesbach's* beygebracht hat, wodurch nach unſrer Meinung dieſer Zuſatz im Texte für unecht zu halten iſt.

Daſs Hr. P. aus ſeiner fleiſſigen Lectüre die angegebnen Bedeutungen der Wörter, und die Sachen ſelbſt, beſtätigen würde, war zu erwarten. Man vergleiche S 50. wo von dem medicinifchen Gebrauch des Oels bey Morgenländern, und S. 603. die Anmerkung, wo über manche ſonderbare Erſcheinungen auf hohen Bergen, aus neuern Reiſebeſchreibungen Manches beygebracht iſt. S. 172. bearbeitet er die gewöhnliche Meinung, daſs Jeſus, Luc. 11, 43 unter der σοφια του Θεου ſich ſelbſt verſtehe, durch mehrere Gründe, um ſeine vorhin ſchon geäuſserte Vermuthung einzuleiten: daſs σ. τ. Θ. eine unter dieſem Titel damals vorhandene Schrift, die Jeſus allegire, zu verſtehen ſey möchte — In den Tiſchreden Jeſu (in gedachter Stelle) v. 39 — 52, welche allerdings nicht als in Eins fortlaufend, ſondern als durch einzelne Vorfälle bey Tiſche veranlaſst, müſſen gedacht werden, iſt durch einige neue Anmerkungen S. 159. f. mehr Zuſammenhang und Licht gebracht. — Schon in der erſten Ausgabe fand Hr. P. bey der Cur der ausgetrockneten Hand eines Mannes Math. 12, 9. 13 und anderwärts, kein *Wunder*, wofür auch weder die Zuſchauer noch die drey Evangeliſten ſie angeſehen haben ſollen. Dieſe feine Bemerkung zu beſtätigen nimmt er an und ſucht zu beweiſen S. 69 f. Jeſus habe ſich ſchon *vorher*, ehe der Kranke in die Synagoge kam, mit Heilung dieſes Kranken beſchäftigt; dieſs hätten auch die Phariſäer gewuſst und deswegen die Frage von Rechtmäſsigkeit einer Cur am Sabbat ihm vorgelegt; der Kranke würde die Bitte um Hülfe nicht *in der Synagoge* gewagt haben; auch ſey nur deſſen Hand krank, der Arm aber geſund geweſen; und Jeſus habe jene nicht in der Synagoge *geheilt*, ſondern, da er den Kranken die Hand ausſtrecken hieſs, habe er die Hand bereits hergeſtellt gefunden. Die Phariſäer hätten alſo dieſes Mal ihren Zweck, Jeſum zur Cur am Sabbat zu verleiten und ihn dann darüber zu verklagen, nicht erreicht; und als ſolchen miſslungenen Verſuch derſelben, nicht als

wunder-

Digitized by Google

wunderbares Factum, erzählten die Evangeliſten dieſen Vorfall.

Eine der merkwürdigſten Erläuterungen iſt die S. 213 — 16. über die wahre Beſchaffenheit und Lage der Quelle und des Teichs Siloa, aus Zuſammenſtellung der darüber vorhandenen Nachrichten bey *Joſephus*, *Hieronymus* und in einigen Alttſtamentlichen Stellen, wodurch die bisherigen Vorſtellungen, ſelbſt des ſonſt ſo unübertreffbar genauen *Reland's*, berichtigt werden. — In der mit ſo groſſem Fleiſs entworfenen chronologiſchen und ſynchroniſtiſchen Zuſammenordnung der Abſchnitte vom Pfingſtfeſt des letzten Lebensjahres Jeſu bis zu ſeiner letzten Reiſe nach Jeruſalem, ſind jetzt noch ein Paar Anmerkungen S. 388 und 399. eingeſchaltet, welche der Ausleger oder Harmoniſt nicht vernachläſſigen darf, da ſie den oft überſehenen Schauplatz einiger hier erwähnten Thaten und Reden Jeſu bemerkbarer machen. Möchten doch auch Manche, die ſo viel von *hiſtoriſcher* Interpretation ſprechen, dasjenige wohl beherzigen, was Hr. P. S. 538 in der Note darüber ſehr richtig ſagt! Gelegentlich findet ſich hier, wo man es nicht ſuchen wird, S. 114 eine, wie uns ſcheint, ſehr glückliche Vermuthung über den noch immer unbekannten Urſprung des Namens der Cameen; es möge aus dem Talmudiſchen קמיע, ein *Amulet*, abſtammen, da ja wirklich geſchnittne Steine ſo häufig zu Amuleten gebraucht wurden.

Von den Verbeſſerungen in der *neuen* Ausgabe des *dritten* Theils haben wir überhaupt faſt eben daſſelbe, was bey dem zweyten, zu ſagen. Einen ſolchen Commentar lieſt man gern mehrmals, zumal wenn man Zuſätze erwartet. Wir haben uns dieſe Mühe nicht verdrieſſen laſſen, und gefunden, daſs zwar Hr. D. P. manches weggelaſſen, auch daſs im Druck, durch Weglaſſung mancher Abſätze und durch mehrere Zuſammenziehung, etwas am Raum gewonnen und dieſe neue Ausgabe, deſſen ungeachtet, faſt um drey Bogen ſtärker worden iſt. Aber neue Zuſätze kommen doch nur ſparſam vor. In Hauptſachen und dem was dieſem Commentar eigen iſt, ſind wir nirgends auf eine Veränderung oder einen Widerruf geſtoſſen. Vorzüglicher Fleiſs ſcheint auf die weitere Berichtigung des griechiſchen Textes gewendet zu ſeyn, wornach nicht nur jetzt einige vorher nicht erwähnte Varianten angegeben, ſondern auch wahrſcheinlichere Lefearten in den abgedruckten Text ſelbſt aufgenommen worden ſind. So lautet jetzt die Stelle Marc 11, 14 ſo: *μηκετι εἰς τον αἰωνα ἐκ σοι καρπος φαγοι.* Kap. 12, 25 iſt, ſtatt des gewöhnlichen *γαμισκονται, γαμίζονται* geſetzt; und Matth 22, 44, für *ὑποκατω των ποδων σου, ὑποκαιω τ. π. σου*; alles aus bedeutenden Handſchriften. Hingegen wird Matth 25, 1 der Zuſatz *και της νυμφης* mit Recht verworfen, als welcher in der Occidentaliſchen Recenſion nach der römiſchen Sitte der Heimführung einer Braut gebildet ſey; Lucä 22, 18 aber zwiſchen *απο του γενηματος* τ. *ἀμπελου* noch *ἀπο του νυν* eingerückt, welche Lefeart vorher nicht einmahl in dem Commentar bemerkt war.

Auf die *Sachen* ſelbſt zu kommen — findet ſich in dieſer neuen Ausgabe nicht nur manche weitere Beſtätigung desjenigen was bereits in der erſtern geſagt worden war, durch Stellen aus Philo und andern jüdiſchen Schriftſtellern, ſondern auch Manches deutlicher gemacht oder durch Zuſätze weiter aufgeklärt. Von dieſer Art iſt, was S. 358 über den ἀνηρ in den höchſten Gerichten der Juden, eigentlich als Stellvertreter des in dieſen Gerichten ſonſt präſidirenden Königs; S. 697 über die Nothwendigkeit, des römiſchen Procurator's Erlaubniſs einzuholen, wenn das Synedrium wegen einer Criminalſache zuſammenkommen wollte; und über die *βουλευτας* der Juden S. 860 geſagt iſt. Beſonders iſt die Widerlegung der Meinung von der bey den Sadducäern, und überhaupt Koräern, an einem andern Tage als bey den Phariſäern oder Rabbaniten, gehaltenen Oſterlammsmahlzeit, durch mehrere neue Anmerkungen S. 545 — 547 bereichert; ſo wie die Unterſuchung: über die Möglichkeit, Jeſu Todesjahr zu beſtimmen, durch ſehr erhebliche Erinnerungen über manche Punkte der unter den Juden üblichen Zeitberechnung, S. 796 folgg. Auch hat die in das *Flattiſch-Süſskindiſche Magazin* eingerückte Vertheidigung der Erzählung von der Wache am Grabe Jeſu, welche Erzählung Hr. D. P. bekanntlich beſtritten hatte, ihm Gelegenheit gegeben, durch eingeſtreuete Anmerkungen S. 880 f. Manches dagegen zu ſagen. Hingegen vertheidigt er mit Recht S. 724 die Geſchichte von dem Traum der Gemahlin des Pilatus und in der Note zu S. 869 die wirkliche Auferſtehung Jeſu, da ſich die Meinung davon nicht lange hätte erhalten können, wenn ſie blos daraus, daſs ſich ſein Körper nicht mehr im Grabe fand, und aus einigen darauf gegründeten nur vermeintlichen Erſcheinungen entſtanden wäre. Die feine Bemerkung, die er S. 439 macht: daraus, daſs weder Lucas 21, 24 noch die Apocalypſis 11, 2 eine *Zerſtörung* der *Stadt* Jeruſalem, ſondern eine blolse Verwüſtung derſelben (*πατειν*) erwähnen, klar werde, daſs weder Lucä Evangelien noch die Apocalypſis nach dem Jahre 70 entſtanden oder überarbeitet worden ſey, ſcheint uns doch ſo klar nicht zu ſeyn. Denn, wenn die Apoſtel, wie die Evangelien allgemein ſagen, Jeſum nur über die Zerſtörung des *Tempels* befragten, ſo hatte ja Jeſus auch nur über dieſe, nicht über Zerſtörung der Stadt, ſich zu erklären nöthig; zumahl da mit der Zerſtörung des *Tempels* das Judenthum fiel, alſo auch nur *deſſen*, nicht der Stadt, Zerſtörung zum Troſt der Chriſten erfordert wurde. —

Auch hat man die hier und da beygebrachten *gelegentlichen* Anmerkungen über manches, was man hier nicht ſuchen wird, nicht zu überſehen, z. B. S. 409 über die bekannte Stelle bey Suetonius von den Juden zu Rom *impulſore Chreſto aſſidue tumultantibus*, welche er von ihrer *durch ihre Meſſiasideen* erweckte Neigung zu Staatsunruhen erklärt; S. 779 in

Digitized by Google

in der Note über die von frühern Christen gehegte Einbildung, dass Pilatus müsse *ausführliche* Acten von Jesu Hinrichtung nach Rom geschickt haben; und S. 874 von Celsus als einem sehr seichten und unbedeutenden Gegner des Christenthums.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Historische Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen*, aus dem Dänischen übersetzt, und zum Theil mit Vermehrungen und Verbesserungen ihrer Verfasser, auch einigen eigenen Anmerkungen, herausgegeben von *Valentin August Heinze*, d. Ph. L. u. Pr. zu Kiel. *Sechster* Band, 1796. 356 S. *Siebenter* Band. 1797. 302 S. *Achter* Band. 1799. 334 S. 8. m. 3 Kupfertaf. (3 Rthlr. 12 gr.)

Die vorliegenden Theile dieser nützlichen Sammlung, welche durch den frühen Tod des Herausgebers unterbrochen zu seyn scheint, enthalten ebenfalls unter einer Anzahl Abhandlungen, die alle lehrreich sind, einige, die auch für die Geschichte und Sittenkunde des ganzen Nordens ein allgemeineres Interesse haben.

Sechster Band. N. 21. Drey wichtige Druckfehler in Ar. Grutfelds Erzählung des Slavischen Aufruhrs vom Jahre 1066, berichtigt durch *Bernhard Müllmann*. N. 22. *Hans Gram* ob Theophrastus Paracelsus einige Zeit in Kopenhagen gewesen ist? (welches mit Recht bejahet und in das Jahr 1519 gesetzt wird.) N. 23. *Ludwig Harboe*, von der Reformation in Island. Erste Abtheilung: von dem Anfange, den Fortschritten und Hindernissen derselben vom Jahre 1539 bis 1548. N. 24. *Pet. Friedr. von Suhm's*, dänische und norwegische Handelsgeschichte im elften Jahrhundert. N. 25. *Hans Grams* Anmerkungen über König Christian des Zweyten Begleiter aus Dänemark im Jahre 1523, wie auch über mehrere seiner Anhänger während seiner Landflüchtigkeit.

Siebenter Band. N. 26. *Pet. Fr. von Suhm*, von den Patzinaken (eins von den Völkern, die im Mittelalter Polen, Russland und die zwischen dem Caspischen und schwarzen Meer belegenen Länder, wie auch die Europäische Türkey auf der Nordseite der Donau bewohnten.) N. 27. *Derselbe* von den Slaven, ihrer Abstammung und ihren ältesten Wohnsitzen. N. 28. *Derselbe* von den Finnen, ihren ältesten Wohnsitzen und ihrer Abstammung. N. 29. *Ludw. Harboe* von der Reformation in Island. Zweyte Abtheilung: von dem Widerstande, welchen die Reformation in Island in den Jahren 1548 bis 1551 fand (zwar etwas detaillirt, aber doch interessant genug.) N. 30. *Erich Pontoppidan* von einer im Jahre 1744 bey dem Schlosse Jägerspriis in einem Hügel gefundenen sogenannten Riesenwohnung.

Achter Band. N. 31. *Pet. Fr. von Suhm* über die Chazaren (in der Gegend zwischen dem Caucasus, der Wolga, dem Don, den grössten Theil des südlichen Russlands und einen Theil der Krimm.) N. 32. *Ad. Gotth. Carstens* von dem Ursprunge und den Veränderungen des nordischen Wapens mit drey Kupfertafeln (eine sehr gelehrte und interessante Ausführung.) N. 33. *Tyge Rothe's* Beweis, dass die Ostsee zu der Zeit, als das Stammvolk Norwegens und Schwedens aus Asien kam, anders beschaffen gewesen sey, als jetzt. N. 34. *Wilh. Ernst Christiani* historische und chronologische Untersuchung der Ehescheidungsstreitigkeit zwischen Philipp II. oder Philipp August, König von Frankreich, und seiner Gemahlin Ingeborg, gebornen Prinzessin von Dänemark. Erster Abschnitt: von der Vermählung Philipps und der Prinzessin Ingeborg, bis zum Tode des Papsts Cölestin III., d. i. vom Jahre 1193 bis 1198. (Die Vollendung dieser schätzbaren Abhandlung, welche mehrere interressante Erläuterungen zur Geschichte der Verfassung und Sitten dieser Zeit enthält, ward durch den Tod des Verfassers gehindert.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Essen*, b. Bädeker: *Kurzer u. fasslicher Unterricht in der einfachen Obstbaumzucht für die Landjugend*: von *Bädeker*, Prediger in Dahl u. Inspector u. s. w. *Zweyte*, umgearbeitete u. vollständigere Ausgabe. 1802. 125 S. 8. (12 gr.) — Diese zuerst 1796 erschienene nützliche Schrift, (s. A. L. Z. 1797. Num. 221.) die der edeldenkende Vf. insonderheit an die Schullehrer und an seine Confirmanden richtet, welchen er alle Frühjahre etliche Stunden in der Obstbaumzucht Unterricht gibt, hat durch diese neue Bearbeitung gewonnen. Manches hier Ueberflüssige und theils Unnütze ist ausgemerzet. Diess hätte auch das *Ablactiren* S. 37. treffen sollen, welches für die Landjugend so interessant nicht ist, als das Okuliren u. Pfropfen. Eben so wenig ist das *Ablegen in Töpfen* an hochstämmigen Bäumen für diese Classe von Lehrlingen. — Neu hinzugekommen ist unter andern der für den Landmann sehr nützliche *Anhang* von *Anlegung und Verfertigung lebendiger Hecken*, und zwar von Weissdornhecken und Hagebüchen; wobey der Vf. aus Erfahrung spricht, da er bereits viele dergleichen Hecken angelegt hat.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 8. April 1806.

Reviſion der theologiſchen Literatur in den drey letzten Quinquennien des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Die wiſſenſchaftliche Theologie des Vfs. ſelbſt zerfällt in folgende Theile: 1. *Reine Theologie;* ſie handelt von Gott und ſeinen Eigenſchaften, von Gott, als Vater, Sohn und Geiſt; 2. *Theologiſche Kosmologie*, oder das allgemeine Verhältniſs Gottes zur Welt; von der Schöpfung, von der Schöpfung des Menſchen, von den Engeln, vom Urſprunge des Böſen und deſſen Fortpflanzung und von der göttlichen Vorſehung; 3. *Theologiſche Anthropologie*, von Jeſu dem Geſandten Gottes an die Menſchheit, von der Berufung, vom Glauben, der Verſöhnung, Rechtfertigung, Heiligung, den Mitteln der Heiligung, der Kirche und den Ausſichten in die Ewigkeit. Daſs der Vf. ſpäterhin von dieſer Anſicht und Methode, die chriſtliche Religionslehre abzuhandeln, wieder zurückgekommen ſey, dürfen wir als bekannt vorausſetzen.

Gleichzeitig mit *Ammon* ſuchte ſich *J. W. Schmid* (Ueber chriſtliche Religion, deren Beſchaffenheit und zweckmäſsige Behandlung als Volkslehre und Wiſſenſchaft für das gegenwärtige Zeitalter. Jena 1797. 8.) vornehmlich dadurch ein Verdienſt um die wiſſenſchaftliche Behandlung der Dogmatik zu erwerben, daſs er die Eintheilung und Rangordnung der chriſtlichen Glaubenslehren in *Articulos fidei fundamentales et non fundamentales* einer ſorgfältigern Kritik unterwarf. Er hatte ſich dazu ſchon in einer anonymen Abhandlung in *Henke's* Magazin für Religionsphiloſophie u. ſ. w. B. IV. Nr. 18. vorgearbeitet. Der Grund dieſer Eintheilung liegt in der Abſicht Jeſu und ſeiner Apoſtel, welche zwar eine poſitive, aber doch auch eine vernünftige und alſo natürliche Religion lehren und von der Religion zur Moral übergehen wollten. Was dieſe beym Unterricht zur eigentlichen Abſicht machten, iſt *weſentliche Lehre, Grundartikel vom erſten Range;* alles aber, was ſie nur als Mittel brauchten, ihre Abſicht zu befördern, iſt *auſserweſentliche Lehre, Grundartikel vom zweyten Range.* Mit den erſtern beſchäftigt ſich die chriſtliche Religions- und Sittenlehre als Volkslehre für unſer Zeitalter; die letztern machen den Gegenſtand des kirchlichen Lehrſyſtems aus.

Dieſen Schriften waren indeſs ſchon frühere Verſuche, die Grundſätze der kritiſchen Philoſophie auf das Chriſtenthum anzuwenden, vorhergegangen. Es gehören vorzüglich dahin die Epitomatoren und Erklärer von Kant's Religion innerhalb den Gränzen der bibliſchen Vernunft, worunter *Pölitz* (Beytrag zur Kritik der Religionsphiloſophie und Exegeſe unſers Zeitalters. Leipzig 1795.), *Grillo* (Aphoriſtiſche Darſtellung der Religion innerhalb der Gränzen der bloſsen Vernunft. Roſtock 1794.), *Rätze* (Betrachtungen über die Kantiſche Religion u. ſ. w. Chemnitz 1794.) und zwey Ungenannte: Ueber die ſittliche Würde der Religion; eine erläuternde Darſtellung von Kant's philoſophiſcher Religionslehre. Leipzig 1796. und: Kant's Theorie der rein-moraliſchen Religion mit Rückſicht auf das reine Chriſtenthum kurz dargeſtellt. Riga 1796 — und einige andere auszuzeichnen ſind. Während *Schuderoff* (Beyträge zur Berichtigung der Urtheile über den Inhalt, Urſprung und das Bekenntniſs einer Religionslehre überhaupt und der chriſtlichen insbeſondere. Jena und Leipzig 1797.) den neuen Standpunkt der Theologie dogmatiſch zu zeigen bemüht war, ſuchte *J. A. H. Tittmann* die Reſultate der kritiſchen Philoſophie vorzüglich in Hinſicht auf Religion und Offenbarung (Leipzig 1799) hiſtoriſch darzuſtellen.

Auch *Ständlin* hatte ſchon früher in ſeinen: *Ideen* zur Kritik des Syſtems der chriſtlichen Religion (Göttingen 1791.) die Uebereinſtimmung der kritiſchen Vernunftlehre mit den Hauptmomenten des Chriſtenthums zu zeigen geſucht, die darin angegebenen Geſichtspunkte wurden von ihm weiter ausgeführt in den *Grundriſſen der Tugend- und Religionslehre zu akademiſchen Vorleſungen für zukünftige Lehrer in der chriſtlichen Kirche.* 1. Th. 1798. 2. Th. 1. u. 2. Abtheil. (der 2. Th. auch unter dem Titel: *Dogmatik und Dogmengeſchichte*) 1800. 8. Doch war er in der Dogmatik zu gröſserer Selbſtſtändigkeit zurückgekehrt, worüber ſeine eigne Erklärung (Vorr. S. IV. V.) gehört zu werden verdient: „Viele fragen bey einem Buche, wie das gegenwärtige

Digitized by Google

nur, ob es orthodox oder heterodox, ob es nach Leibnitz-Wolfischen, oder Kantischen oder Fichtischen Grundsätzen, oder ob es in theologischer oder philosophischer Hinsicht eklektisch sey. Das gegenwärtige Buch macht auf keinen dieser Namen Anspruch; es enthält in der Kürze das, was mich Nachdenken und Fleifs, Studium des Menschen, der Bibel und der philosophischen und theologischen Systeme während einer Reihe von Jahren gelehrt haben. In dem Grundrisse der Tugendlehre folgte ich gröfstentheils den Grundsätzen der kritischen Philosophie, weil ich in Anfehung der Moral, wie ich es auch noch jetzt bin, mich von ihrer Wahrheit überzeugt habe. Hier in der Dogmatik konnte ich jene Grundsätze, so wie andere, blofs benutzen; sie allein dünken mich zur Begründung der Religion nicht hinzureichen. Die Grundsätze einer allgemeinen Philosophie, welche manchen meiner Behauptungen hier zum Grunde liegen, konnte ich natürlich hier nicht ausführen; man wird sie nur hier und da durchleuchten sehen; vielleicht gelchieht es einmal im dritten Theile meiner *Geschichte des Skepticismus*, wenn mir einst Zeit und Umstände die Fortfetzung dieses Werks erlauben. Ich halte eben so wenig von blofs politischen Abschwörungen philosophischer Grundsätze, welche man vorher bekannt hat, als von blinder Nachbeterey, und wenn man eine alte Ueberzeugung aufgibt: so braucht man es ja nicht feyerlich zu thun. Ich hoffe, mich in keinem von beiden Fällen befunden zu haben." Dennoch zeigt eine genauere Anlicht dieles Lehrbuchs, dafs lich der Vf. delfelben Grundfätze und Manier der Kantilchen Schule vorzugsweile angeeignet hat.

Bey der Anregung, welche das Zeitalter durch die kritische Philosophie einmal erhalten hatte, konnte der Versuch, auch die *Unterscheidungslehren der verschiedenen Kirchen* vermittelft derfelben zu deduciren, nicht entfernt feyn. Katholiken fowohl als Proteftanten fanden in den Lehren, die als das Schibboleth beider Kirchen zu betrachten lind: *de ecclefia* und *de fide et operibus*, in der Kantischen Religions-Theorie Schutz und Beruhigung. Kein Wunder, dafs lie beide den dargereichten Hoffnungsanker begierig ergriffen. Die *Katholiken* mögen den Anfang machen.

Ein ungenannten Katholik in dem: Verfuch einer hiftor. krit. Darftellung des bisherigen Einfluffes der Kantifchen Philofophie auf alle Zweige der Theologie. 2. Th. S 290 ff. erklärt lich im Allgemeinen hierüber folgender Mafsen: „Die Frage über das Verhältnifs der Kantifchen Philofophie zum Katholicismus als pofitiver Religion, hat eine doppelte Seite. Entweder ift die Rede vom Katholicismus an lich — als Denkweife überhaupt betrachtet, oder vom Katholicismus in hiftorifcher Rückficht, in wie fern er jetzt durch die kritifche Philofophie bearbeitet wird. Ueber die erfte Seite werde ich kaum im Stande feyn, etwas Neues zu fagen. Es kommt hier nur auf die Begriffe des Kriticismus und Katholicismus an. Katholicism als ganz consequenter hiftorifcher Dogmaticism von einer Seite mit dem rationalen Dogmaticism gegen feinen äufserft entgegengefetzten Feind — den Skepticism — alliirt, von der andern, in wie weit er ganz *hiftorifch*, oder *pofitiv* feyn will, mit dem Skepticism, dem Feinde nicht nur des Dogmaticismus, fondern fogar des Dogmatismus der Vernunft, auf das engfte verbunden — ift dem zufolge dem Kriticism hold, fo lange dieler den Dogmaticism demüthigt. Schwäche der Vernunft eben ift's, was er will, und Unmöglichkeit, etwas Ueberfinnliches zu erkennen. So bald aber der Kriticism fich dem Skepticism entgegen ftellt, der Vernunft ihre Rechte erkämpft, und die wichtigften Angelegenheiten des Menfchen vor ihr praktifches Forum zieht, ift er höchft nozufrieden damit. Ich betrachte eben den Katholicism *in abftracto*, ganz in feiner Reinheit — aber factifch von Katholiken gehandhabt, ift er nicht immer ganz rein. Ein Theil der Katholiken — jener *nämlich*, der den Drang der Vernunft ftärker fühlt; *fucht die* Vernunft in verfchiedenen Graden damit zu verbinden, wenn er fich nicht vom Katholicism zu trennen wagt. Er ergreift alfo den Kriticism nicht nur, weil dieler, als Feind des Dogmaticism, die Geheimniffe der Offenbarung dem forfchenden Auge der Vernunft biegt, fondern auch, weil er, als Feind des Skepticism, in der praktifchen Vernunft ihm eine Fundgrube angewiefen zu haben fcheint, worauf er fich's gerade fo erlaubt, für das fubjective praktifche Bedürfnifs des Chriften eine fortwährende infallible Leitung zu folgern, wie pofitive Proteftanten fich's verftatten, für das fubjective praktifche Bedürfnifs des Menfchen die Nothwendigkeit einer Offenbarung daraus herzuleiten. Dafs fie fo auf dem Wege der praktifchen Vernunft zum Dogmaticism zurückkehren, thut beiden nichts zur Sache — haben es doch kritifche Philofophen von Profeffion mit der Vernunftreligion nicht viel beffer gemacht!"

Der Hauptpunkt, worauf es bey den Katholiken ankommt, ift das Dogma von der *Kirche*, ihrer Einheit, Unfehlbarkeit u. f. w. Eine vollftändige Deduction derfelben verfuchte *Ulr. Peutinger* (Religion, Offenbarung und Kirche in der reinen Vernunft aufgefucht. Salzburg 1795. Vgl. deffen Programm: *De mutata Theologia et immutabili Eccleiae fide*. Ebendaf. 1797. 4). „Die Auftellung eines *Erften Apoftels*, fagt Peutinger, ift die einzig mögliche Bedingung der Kirche, und zwar der numerifch Einen Kirche; indem nur dadurch fowohl die apoftolifchen Chriften, als die von den apoftolifchen Lehrern noch zu den Lebzeiten der Apoftel bekehrten Chriften, und die nach dem Abfterben der Apoftel bekehrten Chriften, zu einer Kirche geeinigt werden können: denn nur die von den Apofteln und von ihren bevollmächtigten Bifchöfen beftellten Lehrer können für echte Nachfolger von Chriftus und den Apofteln angefehen werden, welche und in wie fern lie der von Chriftus geftifteten Einheit gemäfs in dem aufgeftellten *Primas* continuirlich Ein Epifcopat ausmachen, fo wie ftets auch nur diejenigen für Echtgläu-

Digitized by Google

Echtgläubige gehalten werden dürfen, welche in dieser göttlichen Einigung mit Christus stehen, und so continuirlich Eine Kirche ausmachen. Eben so sind die Bestimmungen der Heiligkeit, Allgemeinheit und Apostolicität der Kirche nur unter der Bedingung des Primats möglich. Die mittelst des continuirlichen Primas auf das Eine Apostolat von Christus gegründete Eine, Heilige, Allgemeine Kirche ist und bleibt auf immer nothwendig apostolisch. Christus gründet seine Kirche auf den Primas der Apostel, und der heilige Geist erhält und lehrt sie alle Wahrheit bis an das Ende der Welt. Die auf solche Weise ganze sichtbare, von allen in dem von Christus aufgestellten Primas erkennbare, Kirche wird in der Lehre der Apostel erhalten, ohne jemals eines einzelnen, durch Wundergaben sich legitimirenden Lehrers zu bedürfen. Die Erhaltung der rein-apostolischen Lehre ist nicht wunderbarer, als die Erhaltung der Kirche; sondern sie ist eine und dieselbe Wirkung des heiligen Geistes.

Hieraus ergibt sich nun folgender Begriff von der Kirche: Die Kirche ist die zur allgemeinen göttlichen Bekanntmachung des Evangeliums auf den Primas der Apostel von Christus gegründete Gemeinschaft der Gläubigen. Auf solche Weise hat der Begriff der Kirche eben so, wie der Offenbarungsbegriff selbst, seinen Ursprung ganz allein dem Begriffe der göttlichen Bekanntmachung überhaupt zu verdanken und dieser ist unmittelbar in dem Ideale der Gottheit gegründet, und dieses Ideal endlich entspringt absolut nothwendig aus der Vernunft selbst. Die menschliche Vernunft kann unmöglich ohne das Ideal der Gottheit, und dieses Ideal unmöglich ohne die Religion, und diese unmöglich ohne die Offenbarung, und diese unmöglich ohne die Kirche seyn."

Nach *Peutinger* nahm auch vorzüglich *Ildefons Schwarz* (Handbuch der christlichen Religion. Bamberg und Würzburg 1793. 3 Th. 8. Neue Ausgabe von *Schad.* 1799) bey Darstellung des christ-katholischen Lehrbegriffs auf die Kantischen Religions-Principien Rücksicht.

Der ausführlichste Versuch der Art aber wurde von dem um seine Kirche sehr verdienten *Bern. Galura* in folgender Schrift gemacht: Die neueste Theologie des Christenthums, wie dasselbe von Ewigkeit im Sinne Gottes war und in der Zeit aus dem Munde des Sohnes Gottes gekommen ist. Ein Plan zur Reform der Theologie u. s. w. 1 — 5. Th. Augsburg 1800 — 1803. Diese neueste Theologie ist eigentlich eine biblische Theologie im weitesten Sinne des Worts. „Ich habe (sagt der Vf. in der Vorr. zum 5. Th. S. XXXIII) in der Bibel jenes Princip gesucht, welches der ganzen Geschichte, der dogmatischen Aufstalt (?) und der gesammten Sittenlehre zum Grunde liegt und recht eigentlich das Ganze der Theologie so vollkommen umfasst, dass von demselben gar nichts ausgeschlossen ist. Zu diesem Ende habe ich die ganze heilige Schrift gelesen. Nachdem ich dies alles umfassende Wort gefunden habe, fing ich an, dasselbe an die Spitze der Theologie zu stellen, alles nach dieser Idee zu ordnen. Ueber (auf) einmal standen Religion und Theologie und alles, was in demselben Mannichfaltiges ist, in der schönsten Einheit vor meinen Augen da, und meine Ueberzeugung wuchs jeden Tag, dass sich Religion und Theologie auf einen einzigen Gedanken, der *Reich Gottes* heisst, zurückführen lassen, da, dass die Religionsgeschichte nichts anders sey, als die Geschichte des in die neue Erde einzuführenden Himmelreichs." Eben diese Vorrede (S. VII. VIII.) enthält eine richtige und unparteyische Würdigung dieser Schrift von dem wackern Antistes *Heß* in Zürich. Er erklärt sie für ein wichtiges Bedürfniss der Zeit und schliesst dann: „Natürlich mussten Sie für Ihre Kirche auf einige Gegenstände sich ausführlicher einlassen, einige auch aus dem besondern Gesichtspunkte Ihrer Kirchenlehre behandeln; allein dies benimmt Ihrem Werke auch in den Augen eines billig und so viel nur möglich unparteyisch denkenden Protestanten im geringsten nichts. Es ist wirklich mehr als nur Plan zur Reform der Theologie."

Noch ehe die Katholiken daran gedacht hatten, sich für die Lehren ihrer Kirche die kritische Philosophie anzueignen, war dies unter den Protestanten in *Tieftrunk's* Censur des christlich-protestantischen Lehrbegriffs nach den Principien der Religionskritik mit besonderer Hinsicht auf die Lehrbücher der Hn. *Döderlein* und *Morus*. 1. u. 2. Th. Berlin 1791. (neue Aufl. des 1. Ths. 1796.) 3. Th. 1795. mit eben so viel Einsicht als philosophischer Consequenz geschehen. „Der Titel dieser Schrift (sagt die Vorr. zum 3. Th. S. 2.) verspricht die Beurtheilung eines schon vorhandenen Lehrbegriffs, und doch trage ich gröstentheils meine eigne Meynung vor. Dies tadelt man. Allein wie will ich beurtheilen, wenn ich nicht die Principien der Beurtheilung vortrage? Und diese muss ich doch selbst durchgedacht, anerkannt und aufgestellt haben. Sie machen daher die Hauptsache aus, und ich denke, wenn nur die Gründe zur Censur gegeben sind: so ist es nicht immer nöthig, alle Dogmen unter sie zu bringen." Hiermit ist zu vergleichen Th. 1. S. 51: „Was durch Auslegungskunst im weitesten Sinne zur Säuberung des christlichen Lehrbegriffs geleistet werden kann, finde ich in den zum Leitfaden gewählten Lehrbüchern mit Ausführlichkeit und Kürze vorgetragen; es bleibt nun noch übrig, den so berichtigten Lehrbegriff an die Principien der Religionskritik zu halten, gleichsam die letzte Hand daran zu legen. Und eben dieses will ich versuchen. Hierdurch wird alles einem einzigen Principium unterworfen, und es ist nicht blos die Frage, was da gewesen ist und ist, sondern was da *seyn soll*. Ein über alles gebietender Geist der Forschung und Gesetzgebung setzt allen Behauptungen Mass und Ziel, gibt allen Sinn und Bedeutung, leiht allen Gültigkeit und Kraft. Wir müssen es in der Religion dahin bringen, dass wir in allen Fällen ein gesetzgebendes und regulatives Principium haben; dieses muss uns, so oft es etwas

Digitized by Google

was zu entscheiden gibt, immer zur Hand und gegenwärtig, evident und untrüglich, es mufs alluinfassend seyn, und bey jeder Frage, die da vorkommt, es betreffe Geschichte, Exegesis, Dogmen, Symbole, oder was es sey, mufs es mit Souverainetät entscheiden: „nur so kann und nur so soll es seyn," und dahin kann uns allein eine Kritik und Methodik der Religion führen." Ueber die von den Gegnern der kritischen Philosophie am meisten angefochtene *Deutung der Dogmen zu einem moralischen Sinne* (die mit der *moralischen Schriftauslegung* gleichen Schritt hält) erklärt sich der Vf. Th. 3. Vorr. S. VI. so: „Das Bestreben, Sätzen, die blofs theoretisch ausgelegt, keinen oder einen unfruchtbaren Sinn haben, einen moralischen, der ihnen nicht widerspricht und auch in ihnen bezweckt seyn *kann*, unterzulegen, ist weit edler und nützlicher, als das andere Bestreben, alles in den Anspriichen des N. T. auf zufällige Zeitbegriffe zu reduciren, überall eine zweydeutige Accommodation zu enträthseln und alle andere Ausbeute eher als die moralische aus der Schriftauslegung zu ziehen. Man kann ja bey gewissen Dogmen, denen man eine sittliche Idee unterlegt, nicht bescheidener verfahren, als wenn man nur die Möglichkeit der Vereinigung des Moralischen mit dem Theoretischen behauptet, ohne für die Wirklichkeit zu bürgen. Wie wenn man z. B. die Vorstellung der jungfräulichen Geburt als Symbol der ursprünglichen und nie verwirkten Unschuld betrachtet und dazu selbst einen Wink in Luk. 1, 35 ff. zu finden vermeynt? Objective und historisch erwiesene Behauptung soll dieis nicht seyn. Wo aber der moralische Sinn deutlich vor Augen gestellt ist, da sollte man sich doch die Aushebung desselben nicht gar *verbitten*, wie man Beyspiele einer solchen Zudringlichkeit hat erfahren müssen."

Auf diese Weise, dünkt uns, hat sich diese Censur selbst am besten ausgesprochen. Sie enthält so viel schöne und wahre Bemerkungen, dafs ihr Inhalt selbst dann noch wichtig seyn würde, wenn auch die Periode der kritischen Philosophie und ihrer Anwendung auf die Theologie längst vorüber seyn sollte.

In einer nähern Beziehung mit dem Lehrbegriff der protestantischen - lutherischen Kirche stand der: Versuch einer neuen Untersuchung über den Gebrauch der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche u. s. w. [von *Heufinger.*] Jena 1796 (Auch unter einem neuen Titel: Würdigung der symbolischen Bücher nach den jetzigen Zeitbedürfnissen. Nebst einer Vorrede von *Augusti*. Jena 1799.). Ausser vielen überflüssigen und durch ihre Weitschweifigkeit ermüdenden Räsonnements gehört hieher der 2. Abschn. S. 146 ff.: Von dem historischen und von dem Vernunftgebrauche der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche — worin sich mehrere vorzügliche Erörterungen finden.

Unter den *einzelnen Dogmen*, zu deren philosophisch-theologischen Bearbeitung wir uns jetzt wenden, ward keins so vielfach bearbeitet als das von der *Offenbarung*, was auch mit Recht als das *Procardicum theologicum* betrachtet werden mag. *Fichte* war durch seinen *Versuch einer Kritik aller Offenbarung* (Königsberg 1792. 2. Ausg. 1794.) dem Königsberger Weltweisen so zuvorgekommen und hatte denselben in Gedanken, Einkleidung und Sprache so copirt, dafs mehrere Kritiker in diesem Versuch die schon längst erwartete Religions-Theorie des Urhebers der kritischen Philosophie erblickten. Als eine gemeinfasliche Darstellung dieser, von ihrem Urheber nach einigen Jahren wieder aufgegebenen, Offenbarungs-Theorie war zu betrachten, was *Niethammer* über den Versuch einer Kritik aller Offenbarung (Jena 1792.) schrieb. Er selbst, der hier nur als Epitomator und Dollmetscher diente, bearbeitete nachher denselben Gegenstand nach eigenen Ideen in: *Doctrinae de revelatione modo rationis praeceptis consentaneo stabiliendae periculum.* Jena 1797. Vgl. die deutsche Umarbeitung dieser Dissertation: Versuch einer Begründung des vernunftmäfsigen Offenbarungsglaubens u. s. w. 1798. Die: *Kritische Theorie der Offenbarung*, nebst Berichtigung der Schrift: Christus und die Vernunft. Halle 1792. 8. *Langé's* Versuch einer Apologie der Offenbar. Jena 1794; und *(Grohmann's)* Kritik der christlichen Offenbarung, oder einzig möglicher Standpunkt, die Offenbarung zu beurtheilen. Leipzig 1798. gehören um deswillen zusammen, weil sie zwar bey ihren Deductionen von der kritischen Philosophie Gebrauch machen; aber dabey mehr auf die Bestätigung der kirchlichen Lehre ausgehen, da bey den übrigen Schriften mehr ein blofs philosophischer Gesichtspunkt festgehalten wird. In *Ammon's* Programm: Vom Ursprung und der Beschaffenheit einer unmittelbar göttlichen Offenbarung. Göttingen 1797. 4. wurde ein neuer Weg, eine unmittelbare Offenbarung Gottes durch die praktische Vernunft zu deduciren, versucht, der aber vom Vf. selbst bald wieder verlassen wurde. In der *Summa theologiae christ.* (1801) hat er sich wenigstens dem ältern Begriff der Dogmatik wieder genähert.

(Die Fortsetzung folgt.)

* * *

Giessen, b. Heyer: *Lehrbuch der Mineralogie*, entworfen von *Ludwig August Emmerling*, Fürstlich Hessen-Darmstadtischem Bergin[s]pector. *Zweyter* Theil. 1796. VI u. 592 S. *Dritter* Theil. 1797. VIII u. 535 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Num. 13.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 10. April 1806.

Revision der theologischen Literatur in den drey letzten Quinquennien des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

In der *Lehre von Gott* wurden vornehmlich die für das Daseyn Gottes gewöhnlichen Beweisarten in Anspruch genommen und einer gründlichen Revision unterworfen. Gerade in diesem Punkte hat sich die kritische Philosophie ein Hauptverdienst erworben und sie erschien hier ganz als das, was sie seyn wollte, als *Kritik*. Es diente dabey zum Vorbilde, was *Kant* theils in seinen Kritiken (Kritik der reinen Vernunft. S. 620 ff. S. 848. Kritik der prakt. Vernunft. S. 192 ff. Kritik der Urtheilskraft. S. 418 ff.), theils in der frühern Schrift: Einzig möglicher Beweisgrund zu einer Demonstration für das Daseyn Gottes. (Königsberg 1763. Vgl. dessen Vermischte Schriften 2. Th. Nr. 2.) erinnert hatte. Der von Kant so genannte *moralische Beweis* für das Daseyn Gottes wurde von *Kern* (Die Lehre von Gott nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie, zum Behuf für angehende Theologen. Ulm 1796.), *Jakob* (Ueber den moralischen Beweis für das Daseyn Gottes. 1791. 2. Ausg. 1798.), *Heydenreich* (Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion. 1. Th. S. 240 ff.), *Neeb* (Widerlegung des demonstrativen Beweisgrundes für das Daseyn Gottes und Darstellung des moralischen. Frankfurt a. M 1795.), *Sintenis* (Theophron, oder es muss durchaus ein Gott seyn und zwar, was für einer? Zerbst 1800.) und Andere auf eine populäre Weise dargestellt und von *Borntträger* (Ueber das Daseyn Gottes, in Beziehung auf Kantische und Mendelssohnsche Philosophie. Hannover 1788.), *Schlegel* (Zweifel und Fragen den moral. Glaubensgrund der krit. Philosophie betreffend u. s. w. S. *Stäudlin's* Beytr. zur Philos. und Gesch. d. Relig. 3 B. S. 65 ff.) und einigen andern mit ungleichen Waffen bestritten.

Schon glaubte man, dass über dieses Dogma die Untersuchungs Akten so gut wie geschlossen zu betrachten wären, als die Fichte'sche Schule demselben eine neue Anregung gab, wodurch es geraume Zeit hindurch zum ausschliessenden Gegenstande aller Untersuchungsfähigen gemacht wurde. In der Abhandlung: Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung (Philosoph. Journal von *Fichte* und *Niethammer*. 1798. 1. St. S 1 – 20), die Fichte zur Begleitung und Berichtigung eines Aufsatzes von *Forberg*: Entwickelung des Begriffs der Religion (Ebendas. S. 21 – 46) drucken liess, wurde der Glaube an eine *„moralische Weltordnung,"* als Resultat der ganzen Untersuchung (S. 17 – 18.) so dargestellt: „Es ist ein Missverständniss zu sagen: es sey zweifelhaft, ob ein Gott sey, oder nicht. Es ist gar nicht zweifelhaft, sondern das gewisseste, was es gibt, ja der Grund aller andern Gewissheit, das einzige absolut-gültige objective, dass es eine moralische Weltordnung gibt; dass jedem vernünftigen Individuum seine bestimmte Stelle in dieser Ordnung angewiesen und auf seine Arbeit gerechnet ist; dass jedes seiner Schicksale, in wie fern es nicht etwa durch sein eignes Betragen verursacht ist, Resultat ist von diesem Plane, dass ohne ihn kein Haar fällt von seinem Haupte und in seiner Wirkungs Sphäre kein Sperling vom Dache; dass jede wahrhaft gute Handlung gelingt, jede böse sicher misslingt, und dass denen, die nur das Gute recht lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Es kann eben so wenig von der andern seite dem, der nur einen Augenblick nachdenken und das Resultat dieses Nachdenkens redlich sich gestehen will, zweifelhaft bleiben, dass der Begriff von Gott, als einer besondern Substanz, unmöglich und widersprechend ist: und es ist erlaubt, diess aufrichtig zu sagen, und des Schulgeschwätz niederzuschlagen, damit die Religion des freudigen Rechtthuns sich erhebe."

Die Behauptung: *„dass der Begriff von Gott, als einer besondern Substanz, unmöglich und widersprechend und ein bloßes Schulgeschwätz sey,"* nebst einigen andern starken Aeusserungen, so wie einige frivole Aeusserungen in der Forbergischen Abhandlung (worunter besonders die *„verfänglichen Fragen"* S. 41 ff. zu rechnen sind) veranlasste gegen beide Vff. eine *öffentliche Anklage des Atheismus*. Sie blieben indess mit ihrer Vertheidigung nicht lange zurück. J. U. G.

Digitized by Google

G. Fichte's Appellation an das Publicum über die ihm beygemessenen atheistischen Aeuserungen. Jena 1799. Der Herausg. des Philosophischen Journals gerichtliche Verantwortung gegen die Anklage des Atheismus. Herausgegeben von *J. G. Fichte.* Ebendas. 1799. *F. C. Forberg's* Apologie seines angeblichen Atheismus. Gotha 1799.

Diese Appellations- und Defensions-Schriften veranlafsten eine grofse Anzahl von Pamphlets für und wider die Angeklagten. Eine unangenehme Erscheinung war, dafs sich das Interesse der Personen in mehrere derselben einmischte und darüber das reine Interesse der Wissenschaft beynahe ganz aus den Augen gelassen wurde. Der Streit selbst hat im neunzehnten Jahrhundert kein Moment verloren, die Leidenschaften der Parteyen schweigen; aber die durch denselben an's Licht geförderten Wahrheiten werden bleiben. Die Regierungen werden sich künftig nicht in die Streitfragen der philosophischen und theologischen Schulen einmischen, und diese werden sich befleifsigen, in Bestreitung alter oder autorisirter Meynungen bescheiden, gemäfsigt und schonend und im Ausdruck vorsichtig zu seyn.

„Die *Lehre von der Dreyeinigkeit* (heifst es in dem Versuch einer histor. krit. Darstellung des bisherigen Einflusses der Kantischen Philosophie. 2. Th. S. 334.) gehörte zu den kirchlichen Dogmen, die man bereits ganz aufgegeben hatte. Nicht dafs man einige der kirchlichen Dialekte oder Lehrbestimmungen blofs aufgegeben hatte, man hatte so gut auch die Socinianische und Arianische Vorstellung aufgeben, als die kirchlich-orthodoxe Vorstellung. Allein jetzt scheint sie die Kantische Religionslehre in Schutz zu nehmen, und durch eine neue Deutung (nicht durch neue Begründung, indem sie das Dogma nimmt, in so fern es kirchlich ist, ohne auf die Beweise dafür zu sehen) sie dem praktischen Gebrauch accommodiren zu wollen." Unter den neuern Theologen hatten blofs *Cludius (Expositio et defensio dogmatis orthodoxi de Trinit.* Göttingen 1788. 4.) und *G. Schlegel* (Erneuerte Erwägung der Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit. 2 Th. Riga 1791—92. Derselben: Vereinfachte Darstellung der Lehre von Gott, als Vater, Sohn und Geist. 1795.) die alte Lehre unter etwas verschiedenen Modificationen vertheidigt. Allein es ist uns keine besondere Schrift bekannt geworden, worin die von *Tieftrunk* (Censur des protest. Lehrbegriffs. 2. Th. S. 235 ff. 3. Th. S. 1 ff.) und *Kant* (Religion innerhalb den Gr. d. bl. Vern. 2. Ausg. S. 212 ff.) gegebene eigenthümliche Ansicht weiter verfolgt wäre.

Die *Lehre von der Geisterwelt* beschäftigte die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts weniger als den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, wo die Geister wieder als Gespenster zu spuken angefangen haben! *Abel's* philosophische Untersuchungen über die Verbindung der Menschen mit höhern Geistern. Stuttgardt 1791; *Dedekind:* Ueber Geisternähe und Geisterwirkung. Hannov. 1793. und die Gegenschrift dazu von *Pölitz:* Können höhere Wesen auf den Menschen wirken, und sich mit ihnen verbinden? Leipzig 1794. nahmen auf die kritische Philosophie Rücksicht, gelangten aber zu verschiedenen Resultaten.

Die *Angelologie* ward durch zwey, das Dogma von der Existenz guter Engel aus Vernunftgründen bestreitende, Abhandlungen von *Horstig* (Beurtheilung des Dogma von den Engeln. S. *Henke's* Neues Magazin. I. B. 3. St.) und einem Ungenannten (Einige Beyträge zur Berichtigung der Lehre von den Engeln. S. *Augusti's* Theol. Monatsschrift. 2. Jahrg. 6. St. S. 403—18.) wenig aufgehellet.

Kant erklärte sich (Religion innerhalb d. Gränz. S. 61—116) über den *Teufel* so, dafs er ihn als das mit dem guten Princip um die Herrschaft über den Menschen kämpfende böse Princip darstellte. *Erhard's* Apologie des Teufels (Philosoph. Journal von *Niethammer.* 1795. 2. Heft.) versuchte, die Denkbarkeit eines solchen bösen Princips, als Ideal der Bosheit, zu zeigen. Allein er fand an *Sickler* (Beleuchtung der Apologie des Teufels von Dr. *Erhard.* S. *Augusti's* Theolog. Blätter. 2. Jahrg. Nr. 6—7. S. 65—95.) einen streitbaren Gegner, der nach Grundsätzen der Transscendental-Philosophie den Widerspruch und die Ungereimtheit einer solchen Idee zu zeigen suchte. Auch *Herder* (Von Religion, Lehrmeynungen und Gebräuchen u. f. w. S. 200—201) ergofs seinen Feuer-Eifer über „die *philosophische Diaboliade* des achtzehnten Jahrhunderts, welche das böse Principium seit den Gnostikern und Manes wieder zu hohen Ehren brachte," und nannte die Philosophie, die hier der Theologie ihre schlechten Dienste aufdringe, mit bitterm Sarkasmus „die scherzhafte Religions-Philosophie." (S. Von Religion u. f. w. Vorr. S. XII.)

Bey dem *Dogma von der göttlichen Vorsehung* hatte *Kant* in einer Abhandlung: Ueber das Mifslingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee (S. Berlin. Monatsschr. 1791. St. 9. S. 213 ff. Kant's vermischte Schr. III. B. Nr. 7.) einen der wichtigsten Punkte in Anregung gebracht und mit gewohnter Schärfe erörtert. Eine populäre Ausgleichung der streitenden Parteyen versuchte: Ariftäus, oder philosophisches Gespräch über die Vorsehung (in *Jakob's* Vermischt. philos. Abhandl. Halle 1797. S. 260—463.). Die Reflexionen über die Vorsehung von *Hieronymus;* (1792.) *Molter dAgubernatione universi morali malorumque cum hac congruentia.* (Marburg 1796.) und der Vf. von: Moralische Theorie des Lehrsatzes: Gott regiert die Schicksale der Menschen. Von *J. F. G. L.* (Leipzig 1796) hatten die gemeinschaftliche Absicht, Gott als Executor des Moralgesetzes und als heiligen, gütigen und gerechten Weltregierer, bey aller anscheinenden Unordnung und Disharmonie

Digitized by Google

harmonie in der Welt, zu zeigen — eine Aufgabe, deren Löfung mehr in ascetischer als philosophischer Hinsicht gelungen zu nennen ist.

In keiner Lehre follte die neu gegebene philosophische Ansicht von den Theologen so bereitwillig angenommen werden, als in dem *Dogma von der Erbsünde*, die so lange ein wichtiger Stein des Anstoßes und Aergernisses gewesen war. Kant zeigte in der Abhandlung: Vom radicalen Böfen und der menschlichen Natur (Berlin. Monatsschr. 1792. 4. St. Vergl. Religion innerhalb d. Gränzen u. s. w. 1. Abschn. S. 1 — 58.): „dass das moralische Verderben des Menschengeschlechts auf allen Stufen der Cultur nicht nur allgemein sey, sondern dass es sich auch nach seinem letzten und obersten Grunde schlechterdings nur aus Maximen der freyen Willkür herleiten lasse und mithin vor dem Richterstuhl des moralischen Richters als *wirklich strafbar* erscheine." Allein wir wissen doch nicht, dass auser *Ammon* (wissenschaftl. prakt. Theologie 4. 44 — 125.) und *Tieftrunk* (Censur d. protest. Lehrbegr. 3. Th. S. 112 ff.) ein Theolog diese Ansicht adoptirt hätte. Wohl aber erklärte sich der Vf. von: Einige Bemerkungen über Kant's Religionslehre (Kiel 1795.) stark dagegen, und *Herder* hält diese Ansicht der Lehre für eine indignirende Herabwürdigung der ganzen menschlichen Natur.

In Anfehung der *Lehre von der Versöhnung und Genugthuung Christi* ist die neue philosophisch-dogmatische Theorie nicht frey von Widersprüchen und Inconsequenzen geblieben. Am vollständigsten wird man sich hiervon aus *C. Chr. Flatt's*: Philosophisch-exegetische Untersuchungen über die Lehre von der Versöhnung Gottes mit den Menschen, als ein neuer Beytrag zur endlichen Entscheidung der dogmatischen Streitfragen, welche sich auf diese Lehre beziehen (1. Th. Göttingen 1797. 2. Th. Stuttgardt 1798.), überzeugen. Man findet hier eine vollständige Uebersicht und Prüfung der Ansichten von *Jacobi*, *Bahrdt*, *Seiler*, *Steinbart*, *Löffler*, *Ständlin*, *Schwarz*, *Paulus*, *Tieftrunk*, *Süskind*, *Schmid*, *Ammon*, *Eckermann* u. a. und zuletzt eine Bestätigung der von *Kant* (Religion innerhalb d. Gr. S. 98 ff.) vorgetragenen *symbolischen Deutung*: „Der Ausgang aus der verderbten Gesinnung in die gute ist als das Absterben am alten Menschen, Kreuzigung des Fleisches, an sich schon Aufopferung und Antretung einer langen Reihe von Uebeln des Lebens, die der neue Mensch in der Gesinnung des Sohnes Gottes, nämlich blos um des Guten willen, übernimmt; die aber doch eigentlich einem andern, nämlich dem alten (denn dieser ist moralisch ein anderer) Menschen als *Strafe* gebührten" (S. 98.) u. s. w. Etwas verschieden hiervon ist die Meynung von *Kroll* (Philosophisch krit. Entwurf der Versöhnungslehre. Nebst einigen Gedanken über denselben Gegenstand von *Tieftrunk*. Halle 1799.), nach welcher die Gesinnung des für das Wohl der Menschen sterbenden Jesus ein Symbol der göttlichen Gesinnung, oder der Liebe und Gnade Gottes ist, welche um des Zwecks seiner Weisheit willen die Menschen mit sich selbst aussöhnt.

Der neueste Vertheidiger der Kantischen Versöhnungslehre *W. T. Krug*: Widerstreit der Vernunft mit sich selbst in der Versöhnungslehre, dargestellt und gelöset u. s. w. (Frankf. a. d. O. 1802.) hat blos die Modification hinzugefügt: „Dass Gott um eines fremden Verdienstes willen dem Menschen seine Sünde nicht zurechne, dass er den Sünder mit Wohlgefallen betrachte, in wie fern er nicht auf das fehe, was jeder Mensch wirklich sey, sondern auf das, was der Mensch überhaupt werden könne, auf das Ideal, welches der Sohn Gottes dargestellt habe. — Es ist vorauszusetzen, dass dieser *Locus* der Dogmatik noch lange die *Crux dogmaticorum* seyn werde, so lange man den Versuch nicht aufgibt, aus einer unverkennbaren Disharmonie eine forcirte Harmonie heraus zu pressen.

Eben dieß gilt auch von dem Titel: *Von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott*, wo die Kantische Theorie (nach welcher *Zurechnung* nichts anders bedeutet, als die auf das Bewufstseyn einer unwandelbaren und festen moralischen Gesinnung gegründete Hoffnung, den höchsten Zweck durch unendliche Annäherung zu erreichen) mehr den Worten als der Sache nach mit der Kirchenlehre übereinstimmt. Diese Uebereinstimmung wirklich und vollständig herauszubringen haben *J. W. Schmid* (*Progr. in quo remissionis peccatorum notio indagatur.* P. I — III. Jena 1796 — 97. 4.), *Süskind* (Ueber die Möglichkeit der Strafenaufhebung oder Sündenvergebung nach Principien der praktischen Vernunft. S. *Flatt's* Magazin für christliche Dogmatik. 1. St. fortgesetzt im 9. St.), *Tieftrunk* (Ist die Sündenvergebung ein Postulat der praktischen Vernunft? S. *Ständlin's* Beytr. zur Gesch. u. Philos. d. Relig. III. B. S. 112 ff.) u. a. viel Scharfsinn aufgeboten, ohne die zuletzt von *Ewald* (Bedarf der Mensch Vergebung f. Sünden und was lehrt die Bibel hierüber? Eine histor. dogmat. Abhandlung. Leipz. 1802.) erhobenen und leicht noch zu vermehrenden oder schärfer zu faffenden Zweifel niederzuschlagen.

In der Lehre *von dem Glauben und den guten Werken* spricht sich der Charakter des Lutheranismus am bestimmtesten aus. Nun herrscht zwar über die Bestimmung deffelben noch grofse Verschiedenheit der Meynungen, wie der zwischen *Forberg* (Philosoph. Journal. 1797. 7. St.) und *Philokrit* (Theologische Blätter. 2. Jahrg. Nr. 30. 31.) über den Geist des Lutheranismus geführte Streit beweiset, indem nach Erfterem die Tugend in den Hintergrund geftellt und der Glaube als das Wefentliche der Religion angefehen wird; nach Letzterem aber die guten Werke blos der römischen Casuistik entgegen gesetzt werden und der Satz: „*daß das Gute gern gefchehen müffe*," zum Axiom des Lutheranismus erhoben wird. Allein dieser Verschiedenheit ungeachtet bleibt es doch ausgemacht, dass dieses Dogma der Principal-Punkt der lutherischen Dogmatik ist.

Nach

Digitized by Google

Nach Kant (Religion innerhalb d. Gr. S. 76 ff.) hat der *hiſtoriſche Glaube* an und für ſich keinen Werth, ſondern nur als ein Vehikel zum praktiſchen Glauben an den Sohn Gottes, d. h. Aufnahme des Ideals der Heiligkeit in die Geſinnung. Nur dieſer praktiſche Glaube iſt ein ſeligmachender, d. h. nur der, welcher ſich einer ſolchen moraliſchen Geſinnung bewuſst iſt, daſs er *glauben* und auf ſich gegründetes Vertrauen ſetzen kann, er werde unter ähnlichen Verſuchungen und Leiden (ſo wie ſie zum Probierſtein jener Idee gemacht werden) dem Urbilde der Menſchheit unwandelbar anhängig und ſeinem Beyſpiele in treuer Nachfolge ähnlich werden, ein ſolcher Menſch, und auch nur der allein, iſt befugt, ſich für denjenigen zu halten, der ein des göttlichen Wohlgefallens nicht unwürdiger Gegenſtand iſt (Religion innerhalb d. Gr. S. 76 ff.).

Da ferner, nach Kant, der ganze moraliſche Werth des Menſchen von dem guten Willen und der guten Geſinnung abhängt, ſo iſt klar, daſs die Behauptung der Dogmatiker: „Alle Werke ſind nur dann gut und Gott wohlgefällig, wenn ſie aus dem Glauben flieſsen," mit dem Grundſatz der Kantiſchen Moral: „Nur diejenigen Handlungen haben einen moraliſchen Werth, welche aus einer moraliſch guten Geſinnung entſpringen," mit einander freundſchaftlich an einem Ziele zuſammen treffen. Vergl. Verſuch einer hiſtor. krit. Darſtellung u. ſ. w. 2. Th. S. 368—75.

Während hier die lutheriſche Kirche in der Kantiſchen Theorie ihre volle Befriedigung fand, machte die katholiſche in dem *Dogma von der Kirche* von ihr ſo ſtarken Gebrauch, daſs ſelbſt das Primat des römiſchen Pontificats in beſter Form deducirt wurde, wie oben an *Peutinger's* Exempel gezeigt wurde. Dieſer Verſuch diente dazu, den Schaden wieder gut zu machen, der aus der, den ultramontaniſchen Grundſätzen ungünſtigen, kritiſchen Geſchichte der kirchlichen Unfehlbarkeit zur Beförderung einer freyen Prüfung des Katholicismus. Frankf. a. M. 1791. (von *Felix Blau*) zu befördern war. Auch *Oberthür (Idea biblica eccleſiae Dei.* Würzburg 1790. 2. u. 3. Th. Arnſtadt 1803.) hatte die Kirche blos als ein von Gott zur Beförderung richtiger Gotteserkenntniſs, zur Belebung über unſre Pflichten und zur Erlangung der Seligkeit geſtiftetes Inſtitut betrachtet (worin ihm auch *Joh. Altenkircher* im: Einzig wahren Begriff von der chriſtlichen Kirche. 1802. beytrat), und auf ſeine Idee die Theorie eines vollſtändig entirten bibliſchen Lehrbegriffs gegründet. Hierin traf er näher mit den proteſtantiſchen Theologen zuſammen, welche die Kantiſche Anſicht von einem ethiſchen Reiche der Wahrheits- und Tugendfreunde näher beſtimmten und weiter ausführten. Unter dieſen hat *Ständlin (De notione eccleſiae et hiſtor. eccleſ.* P. I. Göttingen 1795. 4. Vgl. Götting. Biblioth. d. n. theol. Lit. 1. B. 8. u. 9. St. 3. B. 2. St.) den bibliſchen Lehrbegriff mit der Kantiſchen Deutung in Verbindung geſetzt. Der letztere allein aber folgten *Schmidt-Phiſeldeck (De moralı Chriſtianorum ſocietate ſub typo regni coeleſtis annuntiata.* Kopenhagen 1794. 4.) und *Stapfer (De natura, conditore et incrementis reipublicae ethicae.* Bern 1797.). In Abſicht auf die klare Entwickelung der bibliſchen Ideen gebührt aber unſtreitig einer inhaltsreichen Abhandlung von *Nöſſelt (De una Dei in coelis terrisque familia.* Halle 1800. 4. Vgl. *Pott's Syllogo Commentat. theolog.* Vol. III.) der Vorzug.

In der *Eſchatologie (de quatuor noviſſimis)* ward die Lehre von der *Unſterblichkeit* Hauptgegenſtand der philoſophiſch-theologiſchen Unterſuchung. *Ockel* (Palingeneſie des Menſchen nach Vernunft und Schrift u. ſ. w. Königsberg 1795.), *Kern* (Die Lehre von der Freyheit und Unſterblichkeit der menſchlichen Seele. Ulm 1797.), *Jakob* (Beweis für die Unſterblichkeit der Seele aus dem Begr. der Pflicht. Zollichau. 2. Ausg. 1794.), *Simonis* (Blicke in Walhalla, oder über den Glauben an Unſterblichkeit. Jena 1796.) und einige Andere haben, ohne der Schule etwas zu vergeben, das Verdienſt einer populären und gefälligen Darſtellung voraus. Dagegen iſt *Tilemann's* Kritik der Unſterblichkeitslehre in Anſehung des Sittengeſetzes (Bremen 1789.) und *Märklin's* Verſuch einer transſcendentalen Erörterung der Idee der Unſterblichkeit (S. *Niethammer's* Philoſoph. Journal. 1796. 4. Heft.) mehr mit einer etwas ſchwerfälligen Schul Terminologie angefüllt. *Abel (Diſquiſitio omnium tam pro immortalitate quam pro mortalitate animi argumentandi generum.* P. II. Tübingen 1793—94. 4.) und *Hügmark (De praecipuis recentior. pro animi immortalitate argumentis.* Upſal. 1792. 4.) geben das Für und Wider auf dem hiſtoriſchen Wege auf eine genügende Weiſe an. Der *aſcetiſchen* Schriften in dieſer Materie iſt eine groſse Anzahl.

(Die Fortſetzung folgt.)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, b. Richter: *Taxe der Apothekerwaaren für die Kurhannöverſchen Lande. Zweyte* verbeſſerte und vermehrte Auflage. Angefügt iſt: 1. Beſchreibung einiger neuaufgenommenen zubereiteten Arzneyen; 2. Verzeichniſs der neuern Benennungen der Arzneyen gegen die ältern; 3. Ein engliſch-lateiniſches Wörterbuch über einfache und zuſammengeſetzte Arzneyen. 1801. 112 S. 8. (20 gr.)

Die neuern Benennungen ſind nach der Preuſsiſchen Pharmacopöe aufgeführt und über die, in dieſer Taxe feſtgeſetzten, Preiſe hat ſich der Apotheker nicht zu beklagen. — Die erſte in der Mich. Meſſe 1799. erſchienene Auflage iſt Rec. unbekannt geblieben.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 12. April 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, im Schwickert. Verlage: *Joh. Gottfr. Amand. Weidners*, herzogl. Sachſen-Weimar. Hofadvocaten, *theoretiſch-praktiſcher Commentar über das Schmidtiſche Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden. Zweyter* Band. 1804. 417 S. *Dritter* Band. 1805. 471 S. *Vierter* und *letzter* Band. Mit einem Regiſter über alle *vier* Bände. 1805. 400 S. 8.

Dieſer Commentar, deſſen *erſter* Theil in der A. L. Z. 1804. Num. 122. angezeigt wurde, vereinigt in einem hohen Grade alle Fehler, welche dergleichen fortlaufenden Commentaren über Lehrbücher eigen zu ſeyn pflegen — Wiederholungen der Worte des Texts, tautologiſche Umſchreibungen, die nichts erläutern, oder wo keine Erläuterung nöthig iſt, weitſchweifige Erörterung ſolcher Sätze, die keine Schwierigkeit haben, und dagegen doch oft zu kurze Abfertigung, oder wohl gar Uebergehung der ſchwierigſten und wichtigſten Fragen. Bey einem Commentar über die Lehre von Klagen und Einreden iſt man ohnehin nur zu ſehr der Verſuchung ausgeſetzt, in das Gebiet der Inſtitutionen und Pandekten, abzuſchweifen und ſich über Dinge zu verbreiten, die nur in mittelbarer Beziehung zum Hauptgegenſtande ſtehen, und als bekannt vorauszuſetzen ſind. Man kann freylich die Vorleſungen über Klagen und Einreden als eine nützliche Wiederholung des ganzen bürgerlichen Privatrechts anſehen. Dieſs iſt aber *cum grano ſalis* zu nehmen. Und man darf deswegen doch in jene nicht alles herüberziehen, was in den Inſtitutionen und Pandekten vorzükommen pflegt. So hätte der Vf. beſſer gethan, wenn er B. II. beynahe alles, was auf den vierzehn erſten Seiten auf Veranlaſſung des §. 420. geſagt iſt, beſonders die Lehre von der Erwerbung des dinglichen Rechts, S. 223 — 232. den Abſchnitt über die mancherley Arten ungültiger Teſtamente, und B. III. S. 21 ff. S. 33. und 36. die Entwickelung des Begriffs eines Vertrags weggelaſſen hätte. Auch hätten B. III. S. 337 — 342. die allgemeinen Begriffe vom Pachtcontracte, S. 210 ff. die Geſchichte des Anaſtaſiſchen Geſetzes, S. 354 ff. die Erörterung der Frage: auf wie lange der Pachtcontract für ſtillſchweigend erneuert anzuſehen ſey, und was S. 177 ff. von der Correalverbindlichkeit und S. 234 ff. von Conſenſualcontracten im allgemeinen und dem Kaufcontracte insbeſondere geſagt wird, und ſo manches andere z. B. B. II. S. 85 — 95. B. III. S. 8 — 11. gar füglich wegbleiben, oder viel kürzer abgefertigt werden können. — Nicht ſelten ſtellt der Vf. mehrere Meynungen mit oder ohne die Gründe einer jeden neben einander, ohne ſich für eine zu entſcheiden. B. II. S. 357. beſtimmt der Vf. nicht, in wie fern eine gerichtliche Theilung angefochten werden könne, ſondern begnügt ſich, dreyerley Meynungen anzuführen. B. III. S. 35. bleibt die Frage unentſchieden, in wie fern die Veränderung der Umſtände eine Einrede gegen die *actio ex pacto* begründe; eben ſo B. IV. S. 270 ff. die Frage: in wie fern der *condictio c. d. c. n. ſ.* die Einrede entgegenſtehe, daſs der Beklagte den *modum* zu erfüllen durch einen Zufall verhindert worden. B. II. S. 266 die Frage: ob durch die *querela inoff. donat.* die ganze Schenkung umgeſtoſsen werde, oder nur ſo weit, als der Noththeil dadurch an dem Pflichttheile verkürzt worden. B. II. S. 352. die Frage: ob Enkel das, was ihr Vater erhalten hat, zu conferiren haben. u. ſ. w Zuweilen beruht die Entſcheidung auf ziemlich unbefriedigenden Gründen z. B. bey der Frage: Ob die Undankbarkeit, die zur Zurückforderung einer Schenkung berechtigt, auf die im Geſetz ausgedrückten Urſachen einzuſchränken ſey, erklärt ſich der Vf. B. III. S. 57. ſo: „ſoll ich meine Meynung ſagen, ſo möchte ich, aus Abſcheu gegen das häſsliche Laſter der Trunkenheit lieber für als wider den Schenker ſprechen, und eher eine Urſache zulaſſen, als verwerfen, am wenigſten die erſte der angeführten Urſachen auf bloſse Verbalinjurien einſchränken." Zuweilen werden Fragen, über die man hier billig eine Auskunft erwartet, gar nicht berührt. B. II. S. 246. wäre zu beſtimmen geweſen, wenn die *querela inofficioſi* für vorbereitet angeſehen werden könne. B. II. S. 112. hätte bey der Einrede, die Dienſtbarkeit ſey wieder erloſchen, die Frage nicht unberührt bleiben ſollen: ob *ſervitutes ruſticae* auch noch nach neuerm Römiſchen Rechte durch Nichtgebrauch verloren gehen. B. II. S. 161. hätten die weitern Fälle bemerkt werden ſollen, in denen der dritte Beſitzer, der hypothekariſchen Klage die Einrede der Excuſ-

Digitized by Google

fion entgegensetzen kann. Doch diese Unterlassungssünden möchten noch hingehen. Auch wollen wir nicht rügen, dass wir von den Berichtigungen und Aufklärungen, welche diese Materie durch neuere Erörterungen von Weber, Dabelow u. a. erhalten hat, beynahe nirgends eine Spur entdeckt haben. Aber bey aller Unbekanntschaft des Vfs. mit der neuern und bessern Literatur, und selbst beym sichtbaren Mangel an eigner Benutzung der Quellen, hätte doch so manche unrichtige Behauptung vermieden werden können. B. II. S. 27. behauptet der Vf. gegen die Natur der Einreden und gegen l. 2. pr. §. 2. D. de except. und Kap. 2. X. de ord. cogn., der Beklagte, der nicht nur das Eigenthum des Vindicanten läugne, sondern zugleich *exceptionem dominii* entgegensetze und beweise, werde nicht blos von der Klage entbunden, sondern es werde ihm auch zugleich das Eigenthum zugesprochen. Nach B. II. S. 73. soll die Paulianische Klage nicht allen Gläubigern, sondern blos den chirographarischen zustehen, weil die hypothekarischen durch die Hypothekarienklage bereits hinlänglich gedeckt seyen. Wie aber, wenn dem Beklagten ein vorzügliches Pfandrecht zum Nachtheil hypothekarischer Gläubiger eingeräumt worden ist? Nach B. II. S. 345. meynt der Vf., die Erbsonderungsklage könne bisweilen blos dinglich seyn, und zwar sey sie dies alsdann, wenn man lediglich auf Theilung der Erbschaft klage. Allein in jedem Falle liegt ihr eine *obligatio quasi ex contractu* zum Grunde. Und wenn man auch blos auf Theilung der Erbschaft klagt, so ist die Klage doch zugleich unabhängig vom richterlichen Amte auf persönliche Leistungen gerichtet. S. 352. sagt der Vf.: „In Deutschland liegt auch den Eheweibern die Collation ob, wenn sie den ihnen gebührenden Statutentheil haben wollen." Dies ist doch wohl nicht überall der Fall, wo eine statutarische Portion eingeführt ist. B. III. S. 193. wird unter den jedem Bürgen, nicht blos dem Schadlosbürgen, zustehenden Einreden aufgeführt, dass Kläger die Gelegenheit zu compensiren unterlassen habe. B. III. S. 284. findet sich unter den Einreden diese: dass Kläger den Vorkauf nicht für sich, sondern für einen andern zu exerciren gesonnen sey. Allein der Regel nach kann das Vorkaufsrecht abgetreten werden. B. III. S. 14. würde der Vf. die Bemerkung gegen seinen Vorgänger weggelassen haben, wenn er sich den Unterschied zwischen der Erlöschung der Klagen und der Erwerbung eines Rechts durch Verjährung deutlich gedacht hätte. Nach B. II. S. 282. darf der Anstellung der fideicommissarischen Erbschaftsklage die Abtretung nicht nothwendig vorangehen, weil nach dem neuern Römischen Rechte die *actiones utiles* auch ohne Cession auf den andern übergehen, als wenn vom Käufer einer Erbschaft und dem Uebergang der zu derselben gehörigen Klagen auf den Fideicommisserben und die *hereditatis petitio fideicommissaria* geschlossen werden könnte. Nach B. II. S. 285. scheint der Vf. unrichtig anzunehmen, dass die Zeit, binnen welcher die fideicommissarische Erbschaftsklage angestellt werden kann, schon von dem Tode des Testirers, nicht erst von der Zeit der geschehenen oder für geschehen anzunehmenden Abtretung zu laufen anfange. B. II. S. 296. hält der Vf. die prätorische Erbschaftsklage, die sich auf die *bonorum possessio secundum tabulas* gründet, deswegen für überflüssig, weil dieselbe auf den Grundsätzen einer einschränkenden Auslegung beruhe. Allein wir zweifeln, ob die prätorische Herstellung der Gültigkeit eines nach strengem Rechte ungültig gewordenen Testaments innerhalb der Gränzen der doctrinellen Auslegung liegen würde. Und dann wenn auch der Prätor bey der Einführung eines neuen Rechtsmittels diese Gränzen nicht überschritten hat: so folgt daraus noch nicht, dass man dasselbe mit seinen nähern Bestimmungen nun nicht mehr zur Anwendung zu bringen brauche. Nach B. II. S. 282. ist der Vf. der Meynung, dass nach neuerm Römischen Rechte es nicht mehr nöthig sey, den fiduciarischen Erben zur Antretung der Erbschaft zu zwingen, indem *der fideicommissarius*, wenn keine Substituten oder Miterben vorhanden seyen, solches selbst unmittelbar thun könne. Er beruft sich hiebey auf die Nov. 1. c. 1. §. 2, wo doch nicht von der Weigerung, die Erbschaft anzutreten, sondern von der Weigerung, nach erfolgtem Antritt die Legate u. s. w. zu entrichten, die Rede ist. Nach der *l. fin. C. unde lib.* bedürfen Enkel, deren Vater nach dem Grossvater gestorben ist, der *bonorum possessio*, um nach Ausschlagung der väterlichen Erbschaft noch zur grossväterlichen zu gelangen. Dies ist ihnen besonders dann vortheilhaft, wenn der Güterpfleger die grossväterliche Erbschaft zur väterlichen Concursmasse gezogen hat. Der Vf. glaubt aber B. II. S. 291. nicht, dass den Enkeln in diesem Falle die prätorische Rechtswohlthat zustehe, weil sie offenbar ihres Vaters Gläubiger verletzen würden. Allein wenn der Vater sich noch nicht in die Erbschaft eingemischt hätte: so gehörte dieselbe nicht zum väterlichen Nachlasse. War sie gleich *ipso iure* erworben, so würde es doch selbst in der Macht des Vaters gestanden haben, sich derselben zu enthalten, ohne dass die Gläubiger diese Nichterwerbung hätten anfechten können. Wir enthalten uns, weitere Beyspiele anzuführen, und schliessen mit der Bemerkung, dass der Vf. auch in diesen Bänden fortfährt, den Schmidtschen Commentar auszuschreiben. Belege zu dieser Bemerkung finden sich B. II. S. 19. 37. 42. 109 f. 140. 177. 353. B. III. S. 9. 18. 184 f. 258. 325 u. f. w. B. IV. S. 7. 44 u. a. a. O.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Amsterdam, b. Elwe: *Uitgezochte Genees- en Heelkundige Mengelschriften, of Verhandelingen over gewigtige onderwerpen der Wetenschap en Handkunst*; meerendeels door merkwärdige voorbeelden opgehelderd en bevestigd, door *Jacob van der Haar*. *Eerste* Deel. 292 S. m. 2 Kpfrn. *Tweede* Deel. 208 S. m. 3 Kpfrn. 1797. 8.

Digitized by Google

Leipzig, in d. Schäfer. Buchh.: *Jacob van der Haar*, ehemaligen Holländischen General-Chirurgus und Oberwundarztes der Militärhofspitäler, nachherigen Wundarztes in Herzogenbusch, auch Mitgliedes verfch. gel. Gesellschaften, *Auserlesene medicinische und chirurgische Abhandlungen und Beobachtungen.* Aus dem Holländischen mit Anmerkungen und Zusätzen von *J. A. Schmidt*, d. A. K. Dr. *Erster* Band. 1800. XIII u. 248 S. *Zweyter* und *letzter* Band. 1802. 306 S. m. 5 Kupfertafeln. 8.

Dieß schätzbare Werk eines scharfsinnigen Beobachters und glücklichen Praktikers ist eine Sammlung von fünf und zwanzig Abhandlungen und Aufsätzen, welche der Vf. mehrere Jahre vorher in den Schriften der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften, der Batavischen Gesellschaft der Experimental Philosophie zu Rotterdam, in den Vaderlandsche Letteroefeningen, u. f. w. bekannt gemacht hatte. — Der *erste* Theil des Originals enthält zwölf, der *zweyte* dreyzehn Abhandlungen; in der Uebersetzung aber kommen in dem *ersten* Bande nur sechs Abhandlungen vor, indem die übrigen neunzehn den *zweyten* Band ausmachen.

Der Uebersetzer gibt das Werk ganz so, wie er es in der Urschrift gefunden hat, ohne etwas wegzuschneiden, zu berichtigen, oder zu ergänzen. Indessen verdient doch die Uebersetzung allen Dank, da sie deutschen Chirurgen ein gutes Werk liefert. Da sie aber noch nicht so bekannt scheint, als sie es zu seyn verdient: so halten wir es für Pflicht, mit dem Inhalte dieses Werks genauer bekannt zu machen.

Erster Band. *Erste* Abhandlung. *Von der Entzündung, Vereiterung, Verhärtung und dem Absterben der großen Röhrenknochen.* Der Vf. bestätigt durch vier merkwürdige Fälle aus seiner Erfahrung den Ausspruch Boerhaave's, daß die Knochen, gerade in ihrer Mitte mehr als an ihren Enden, denselben Krankheiten unterworfen sind, wie die weichen Theile. Frische Geschwülste auf und in den Knochen versichert der Vf. mehrere Male dadurch geheilt zu haben, daß er den Theil mit dicken in 2 Theilen kalten Wasser und 1 Theil Essig getauchten Tüchern bedeckte und abführende Mittel gab. Bey wirklich schon vorhandenem Eiter aber räth er frühzeitig Einschnitte bis auf den Knochen zu machen. In einer Anmerkung S. 13. der Uebersetzung sagt der Vf., daß bey allen innerlichen und äußerlichen Vereiterungen nach der Mittagsmahlzeit ein Frösteln und Schauern im Rücken entsteht, worauf aus der Vereiterung durch die Lymphe etwas eiterartiger Stoff in das Blut übergeführt wird, der des Abends zwischen 5 und 8 Uhr in dem warmen Urin einen faulen Geruch gibt, und nach dem Erkalten in demselben zum Vorscheine kommt. Er versichert, durch dieses Zeichen allein vollkommen belehrt zu seyn, daß bereits eine wirkliche Vereiterung vorhanden ist. *Zweyte* Abhandl. *Bemerkungen über einige langwierige Geschwülste und die damit verbundene Steifigkeit der Gelenke, und über die besondere Art sie zu heilen.* Der Vf. empfiehlt den äußerlichen Gebrauch des kalten Wassers als Umschlag, als Tropfbad, oder das Schlagen des Gelenks mit einem naßen kalten Tuche. Auch nahm er Kalkwasser mit Salmiak dazu. *Dritte* Abhandl. *Bemerkungen über den Nachtheil erhitzender Geister und austrocknender Pulver, und den Vortheil eitermachender Mittel bey entblößtem Knochen und dem Beinfraße.* Der Vf. widerrath den Gebrauch aller geistigen Mittel und austrocknenden Pulver, weil sie das Fett der Knochen verzehren, das Wachsthum der Beinhaut hindern, die Oberfläche der Knochen tödten, und Anlaß zu einer langsamen Ablätterung des Verdorbenen geben. Sechs erzählte lehrreiche Fälle zeigen den Nutzen der von dem Vf. angewandten Heilmethode. Rec. erinnert sich hiebey eines Falles, wo ein Tagelöhner auf dem Lande sich bey der Arbeit aus Unvorsichtigkeit die erste *phalanx* des Daumens abgehauen hatte. Die aus den eiternden weichen Theilen hervorstehende zweyte *phalanx* sonderte sich bey dem Gebrauche eitermachender Mittel in äußerst kurzer Zeit ab. *Vierte* Abhandl. *Ueber das Trepaniren bey innerlichen fressenden Verschwärungen des Schienbeins, oder bey nicht vereinigten Beinbrüchen. Fünfte* Abhandl. *Bemerkungen über die rechte Zeit, den Ort und die Weise, abgestorbene Theile ohne Gefahr abzunehmen.* Der V. redet sehr den Amputationen im Gelenke das Wort. *Sechste* Abhandl. *Ueber die Verrenkung des Schenkelknochens in dem Hüftgelenke durch innerliche Ursachen.* Bey Fiebern, Pocken, Masern, Scharlachfieber, nach übel geheilter Krätze und andern Krankheiten, bey Kindbetterinnen. Nach dem Vf. sollen die meisten Schenkelknochen durch innerliche Ursachen ausgerenkt werden, und die Ausrenkung bey dem Schenkelknochen viel häufiger vorkommen, als bey andern Knochen.

Zweyter Band. *Erste* Abhandl. *Kurze Bemerkungen über die Verletzungen und Ergießungen der Mutterwilch, und über die Ursachen des Todes einer Kindbetterinn.* Dieser Aufsatz ist für unsre Zeiten von keiner Erheblichkeit, aber auch nur kurz. Eben dieß gibt die *zweyte* Abhandl. *Anweisung, die angebornen krummen Füße gerade zu machen;* erläutert durch eine Kupfertafel, die aus einer Zeit herrührt, da dem Vf. die in Deutschland, England und der Schweiz herausgekommenen Schriften über diesen Gegenstand noch nicht bekannt seyn konnten. *Dritte* Abhandl. *Bemerkungen über das Zerreißen der Flechsen, besonders der Achillesflechse;* nebst der Abbildung eines Instruments. *Vierte* Abhandl. *Bemerkungen über die Wunden der Flechsen, und über die Art und Weise, sie ohne Noth zu heilen.* Der Vf. heilte durch einen schicklichen Verband allein. Hier findet man auch eine Beschreibung und Abbildung einer Maschine, um den Vorderarm und die Hand in der zur Heilung zerhauener oder zerschnittener Flechsen der Finger nöthigen Lage zu erhalten. *Fünfte* Abhandl. *Medicinische und chirurgische Bemerkungen über das Anschwellen, die*

Digitized by Google

die Vergrößerung und das Heraustreten der Zunge durch Beyspiele erläutert. Der Vf. sieht den damit allemal verbundenen Speichelflufs als die unterhaltende Ursache des Uebels an, legt deshalb einen besondern Verband an, um die Zunge heraufzuziehen und in den Mund zurückzubringen, läst den Kopf zurückhalten, den Speichel herunterschlucken und die Zunge mit Moseler Wein, in welchen ein Eydotter gerührt ist, recht oft anfeuchten. *Sechste* Abhandl. *Fortsetzung.* Des Vfs., Verfahren zeigte sich in allen den in den zwey Abhandlungen beschriebenen Fällen von vorzüglich guter Wirkung. *Siebente* Abhandl. *Bemerkungen über den Nutzen und die Nothwendigkeit eines vorhergehenden Verbandes vor der Operation der Hasenscharte und des Lippenkrebses. Achte* Abhandl. *Kritische Abhandl. über die Sackwassersucht der weiblichen Eyerstöcke.* Ein sehr schätzbarer Aufsatz, in welchem nicht nur die Ursache und die Diagnose des Uebels, sondern auch dessen Heilung erörtert ist. Der Vf. stellt aus seiner Erfahrung zwölf Fälle auf, und zeigt, dafs ein grofser Einschnitt in den Unterleib und Sack, und die Unterhaltung eines Hohlgeschwürs allemal die einzige völlige Heilung ausgemacht hätten. *Neunte* Abhandl. *Kurze Nachricht von der Vergrößerung eines weiblichen Eyerstocks,* dessen in der vorhergehenden Abhandlung bey dem siebenten Falle schon gedacht ist, nebst einer Abbildung und Erklärung. *Zehnte* Abhandl. *Kurze Beschreibung und Abbildung eines Werkzeuges, womit man die schwammigen und schleimigen Auswüchse (fungi et polypi) der Gebärmutter und Kehle bequem abbinden kann.* Obgleich das Instrument nach des Vfs. und einiger anderer Erfahrung so brauchbar seyn soll, als es sich durch seine Einfachheit empfiehlt: so geben doch die in Deutschland bekannten Instrumente der Art demselben nichts nach. *Eilfte* Abhandl. *Bemerkungen über das so schädliche und gefährliche Herausholen der Nachgeburt unmittelbar nach der Entbindung.* Wenn gleich diese Abhandlung, die auch unter dem Titel: *J. van der Haar Aanmerkingen over het zoo schielyk als gevaarlyk afhaalen der Nageboorte, aanstonds na de Geboorte van een Kind, met eene Voorrede van den Hoogleaar A. Bonn.* Amsterd. b. Elwe 1797. 8. einzeln zu bekommen ist, für Deutsche nichts neues enthält: so ist sie doch wegen der Darstellung der Gründe, die aus der Physiologie hergeleitet werden können, lesenswerth. *Zwölfte* Abhandl. *Nachricht von vier schwammigen ein Pfund schweren Gewächsen und Geschwülsten der Nase, die glücklich abgenommen wurden,* nebst einer Abbildung. Ganz kleine Auswüchse heilte der Vf. durch das öftere Berühren mit Salzgeist. *Dreyzehnte* Abhandl. *Freye Gedanken und Bemerkungen über das nicht Ansteckende einer Ruhr in Herzogenbusch, in den J.* 1781 *und* 1783. *Vierzehnte* Abhandl. *Kurze Bemerkungen über den sogenannten Schleimgries.* Andere nennen diese Krankheit Blasenkatarrh, andere *tenesmus vesicae.* Wohl nicht immer ist aber eine Verengerung der Harnröhre Ursache der Krankheit, wie der Vf. zu glauben scheint. *Funfzehnte* Abhandl. *Bemerkungen über die Entzündungs- oder sogenannte Speckhaut auf dem aus einer Ader gelassenen Blute.* Hier ist durch verschiedene angeführte Versuche dargethan, dafs bey einem wirklich entzündeten Blute die Bildung der Speckhaut durch mancherley Umstände gehindert wird. *Sechzehnte* Abhandl. *Bemerkungen über die angemessene Nahrung neugeborner Kinder. Siebenzehnte* Abhandl. *Etwas über erbliche oder angeborne Krankheiten und Gebrechen.* Der Vf. sieht einen grofsen Theil auszehrender Krankheiten als angeboren, erblich an; läugnet aber, dafs venerische Krankheiten jemals angeboren sind. *Achtzehnte* Abhandl. *Physische und medicinische Erklärung der Worte des heiligen Johannes in seinem Evangelio Kap.* 19, *V.* 34: *Sondern der Kriegsknechte einer öffnete seine Seite mit einem Spees, und alsbald ging Blut und Wasser heraus.* Durch physiologische Gründe sucht der Vf. aus dieser Erscheinung zu beweisen, dafs der Tod Christi wirklich am Kreuze erfolgt ist. *Neunzehnte* Abhandl. *Nähere Erklärung jener Worte Joh.* 19, 34. in einem Briefe an Hn. *J. J. de Fremery*, Prof. u. Pred. zu Herzogenbusch.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in d. Lange. Buchh.: *Gedichte-Sammlung für Schulen.* Herausgegeben von *A. Hartung*, Professor an der Königl. Militär-Akademie und Vorsteher zweyer Schulen in Berlin. *Vierte* veränderte Auflage. *Erstes* Bändchen. 248 S. *Zweytes* Bändchen. 260 S. kl. 8. (1802.) (Preis 1 Rthlr.)

Die ersten Auflagen dieses Werkchens sind Rec. nicht zu Gesichte gekommen, er will also voraussetzen, dafs die Veränderungen derselben auch immer Verbesserungen gewesen sind. So wie sie da ist, kann diese Sammlung von Gedichten aller Art mit Nutzen in den mittlern Schulen gebraucht werden, für welche sie der Vf. unstreitig auch bestimmt hat. Die *erste* Abtheilung des *ersten* Bändchens besteht blofs aus Charaden, die *zweyte* aus Gesängen und Liedern, die *erste* des *zweyten* Bändchens aus Fabeln; dann folgen Gnomen, Epigrammen, Satiren, Allegorieen, Idyllen, Elegieen, Romanzen u. s. w. und einige Oden und Hymnen machen den Beschlufs. Dem Ganzen angehängt sind noch: Fragmente einer Poetik, die das Wissenswertheste derselben für Anfänger freylich nur nothdürftig erklären.

* * *

HAMBURG, gedr. b. Wichers u. Sohn: *H. J. Willerdings*, Pastor an der Hauptkirche St. Petri und Scholarchen in Hamburg, *Entwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelia. Sechszehnter* Jahrgang. 1803. 252 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Num. 326.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 15. April 1806.

Revision der theologischen Literatur in den drey letzten Quinquennien des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Wir haben bisher die wichtigsten Schriften aufgeführt, worin die Anwendung der Kantischen Principien auf die christliche Dogmatik versucht wird. Die Pflicht der Unparteylichkeit erfordert es, dafs wir auch noch der literarischen Bemühungen der Gelehrten gedenken, die sich *gegen* die Einmischung dieser Philosophie erklärt haben.

Dafs der Gebrauch dieser Philosophie den Theologen überhaupt mehr zu widerrathen als zu empfehlen sey, und dafs der Hang des Zeitalters, Alles *a priori* zu deduciren und über diesen Deductions-Versuchen, worin sich vorzüglich die jüngern Freunde der Wissenschaft so sehr gefielen, das gründliche Studium der Sprachen, Geschichte, Alterthümer u. s. w. zu vernachlässigen, zu den nicht erfreulichen Zeichen der Zeit gehöre, behaupteten mit der Gravität literarischer Triarier *Döderlein* (Betrachtungen und Wünsche über den Gebrauch der Kant. Philos. für's Christenthum S. Theolog. Journal. 1. B. 1. St. S. 29 ff.), *Herder* (sowohl in s. *Metakritik*, als auch wiederholt in s. christlichen Schriften z. B. 5 Samml. S. 200 ff., wie zum Theil schon aus dem oben Angeführten erhellet) und *Reinhard* (Vorr. zur 3. Ausg. s. Systems der christl. Moral. 1797.). Um zu verhüten, dafs die Autorität solcher Männer dem Publicum nicht imponiren und die Gründe für die philosophische Begründung der Theologie, als Wissenschaft, nicht niederschlagen möge, suchten *Stäudlin* (Ueber den Werth der kritischen Philosophie u. s. w. S. Beyträge zur Gesch. und Philos. der Rel. 3. B. S. 273 ff. 4. B. S. 83 ff. 5. B. S. 312 ff.), *Ch. W. Schmid* (Vorr. über christl. Religion u. s. w., ausführlicher in der Vorr. zu s. christl. Moral. 1. Th. S. 19 ff.) und der Verfasser der Briefe über Kant's, Forberg's und Fichte's Religionstheorie (in *Flatt's* Magazin für christl. Dogmatik. 5. St. S. 175 ff.) die Ehre dieser so sehr verkannten Philosophie zu retten. Der Un-

befangene wird urtheilen, dafs ihnen die Vertheidigung des Gebrauchs der Philosophie überhaupt und ihrer Verbindung mit der Theologie besser gelungen sey, als der Beweis, dafs die *Kantische* Religionstheorie dazu geeignet sey, allen Forderungen des denkenden und selbstständigen Theologen Genüge zu leisten.

Wichtiger als die eben genannten Universal-Gegner sind, für unsern Zweck, die Erinnerungen von drey Gelehrten, die sich gegen die *Kantische Dogmatik* erklären zu müssen glaubten, und die auf eine nähere Discussion der einzelnen Punkte selbst eingingen. Unter ihnen stehen *Storr's Annotationes quaedam theologicae ad philos. Kantii de religione doctrinam.* Tübingen 1793. 4. (Auch deutsch: Bemerkungen über Kant's philosophische Religionslehre. Aus dem Latein. nebst einem Anhange — von *Süskind* — Tübingen 1794.) oben an. Die beste Empfehlung dieser Schrift ist wohl folgendes Urtheil von *Kant* selbst: „Auf die Urtheile würdiger, genannter und ungenannter Männer über diese Schrift, habe ich in dieser zweyten Auflage nicht Bedacht nehmen können, wie ich wohl gewünscht hätte, vornehmlich in Ansehung der *Annotationes quaedam theologicae etc.* des berühmten Hn. Dr. *Storr* in Tübingen, der sie mit seinem gewohnten Scharfsinn, zugleich auch mit einem den gröfsten Dank verdienenden Fleifse und Billigkeit in Prüfung genommen hat, welche zu erwiedern ich zwar Vorhabens bin, es aber zu versprechen, der Beschwerden wegen, die das Alter, vornehmlich der Bearbeitung abstracter Ideen, entgegensetzt, mir nicht getraue." (S. Religion innerhalb den Gränzen u. s. w. 2. Ausgabe. 1794. Vorr. S. XXIV.).

Neben *Storr* verdient *Eckermann* genannt zu werden, der in seinen theologischen Beyträgen zuerst eine Prüfung von *Fichte's* Kritik aller Offenbarung (3. B. 3. St. 4. B. 1 — 3. St.) lieferte; sodann Bemerkungen über Kant's philosophische Religionslehre (6. B. 2. St.) mittheilte, und mit Zweifeln über Jakob's allgemeine Religion (6. B. 3. St.) schlofs — Alles mit ungemeinem Scharfsinn und vorzüglicher Gelehrsamkeit. Aber es ist eine eigne Erscheinung, dafs diese beiden würdigen Gegner der Kantischen Philosophie der Gabe einer leichten und gefälligen Darstellung, ja selbst der Verständlichkeit der

Digitized by Google

Schreibart, faſt gänzlich ermangeln. Der Einfall eines Recenſenten: „daſs man *Eckermann's* gehaltreiche Einwürfe in eine andere Sprache überſetzen möchte," war daher wirklich ſo übel nicht.

Die Schrift: Einige Bemerkungen über Kant's philoſophiſche Religionslehre. Kiel 1795. iſt der erweiterte Abdruck einer Recenſion in der N. Allgem. Deutſchen Bibliothek. XVI. B. In ihr verräth ſich der berühmte Skeptiker *G. E. Schulze* in Helmſtädt ſo deutlich, daſs man ſie, wenn auch dieſe Autorſchaft nicht ſchon anderwärts bekannt wäre, dieſem Vf. unbedenklich beylegen dürfte.

Mit Nachdruck und Würde erklärte ſich der anonyme Vf. einer Abhandlung in *Flenke's* Magazin. VI. B. 1. St. über die von den Kantianern vorgenommene Behandlung des dogmatiſchen Syſtems. Die moraliſche Schriftauslegung wird dabey in dieſer Beziehung beſonders in Anſpruch genommen und gezeigt, daſs der liberale Theolog einer ſolchen künſtlichen Deutung nicht bedürfe, und daſs es der kritiſchen Methode auch in praktiſcher Hinſicht nicht überall gelinge, zwiſchen Vernunft und Kirchenlehre die beabſichtigte Ausſöhnung zu Stande zu bringen.

Drey andere Schriften: Wahres Verhältniſs der Kantiſchen Philoſophie zur chriſtlichen Religion. München 1794; *Unger's* Zweifel und Erinnerungen gegen Kant's philoſophiſche Religionslehre. Halberſtadt 1795; und Etwas über den Werth der kritiſchen Philoſophie und ihren Einfluſs auf die geoffenbarte Religion, veranlaſst durch die diesfalls geäuſſerten Urtheile der gröſsten Theologen und Philoſophen unſrer Zeit, beſonders eines Reinhard's, Tieftrunk's und Stäudlin's. Leipzig 1799 (von drey kurſächſ. Predigern bey Leipzig *Troitſch*, *Schmidt* und *Oeſer*) — ſind mehr des guten Willens, als der Ausführung wegen zu loben, und verdienen der Vergeſſenheit übergeben zu werden.

Zum Schluſs ſtehe hier noch *Stäudlin's* beſonnenes Urtheil: „Die kritiſche Philoſophie hat für die Dogmatik ſchöne Ausſichten eröffnet, ſie hat dem ſeichten Naturalismus und Eudämonismus Abbruch gethan, ſie hat durch Begründung einer reinen Moral und einer Moraltheologie dem Syſteme, ſo wie der beſſern Würdigung der bibliſchen Religionslehre groſse Dienſte erwieſen; ſie hat manche Begriffe des alten Syſtems gerettet und gewürdigt, und der Glaubenslehre ſichere Principien in der reinen Vernunft angewieſen. Sie iſt aber auch oft zum Schaden derſelben misverſtanden und misbraucht worden, und enthält ſelbſt mehr die Keime zu einer befriedigenden und beruhigenden Religionslehre, als ſie dieſelben entwickelt und das Ganze vollendet hat." S Dogmatik und Dogmengeſchichte. 1. Th. S 93—94.

Es iſt noch übrig, die *dogmatiſchen Lehrbücher* kennen zu lernen, deren Verfaſſer, ohne einer beſtimmten philoſophiſchen Partey anzugehören, ſich zu den *Eklektikern* bekennen, und die in der Behandlung und Darſtellung des Syſtems und der einzelnen Dogmen ſich der ſo genannten *bibliſch-hiſtoriſch-kritiſchen Methode* bedienen. Die meiſten davon ſind bloſse Compendien, mit einer *curta-ſuppellex* ausgeſtattet. Nur einige halten das Mittel zwiſchen einem Leitfaden und einem ausführlichen Syſtem. Auf den letzten Namen kann bloſs *Eckermann's* Handbuch für das ſyſtematiſche Studium der chriſtlichen Glaubenslehre Anſpruch machen, das wenigſtens an Weitſchweifigkeit mit den ältern gröſsern dogmatiſchen Werken wetteifert.

Unter dieſen Dogmatikern ſind mehrere, die von den Freunden des alten Syſtems mit dem allgemeinen Namen *Neologen* (Neu-Vernünftler) bezeichnet zu werden pflegen. Man verſteht darunter die Dogmatiker, die, nach dem Vorgange von *W. A. Teller*, deſſen Lehrbuch der chriſtlichen Glaubenslehre (1764) eine neue Epoche in der Geſchichte der Dogmatik begründet hat, *manche in das Syſtem* aufgenommene Dogmen entweder für eine müſsige ſcholaſtiſche Speculation und daher für veraltet erklären, und ſomit die *Summa credendorum* nur auf wenige Sätze von praktiſchem Intereſſe einſchränken, oder die den bibliſchen Grund der Lehre durch Verwerfung der bisher gültigen Beweisſtellen entweder ganz erſchüttern oder beträchtlich verengen, oder die endlich die bibliſchen Vorſtellungsarten ſelbſt als bloſse *Zeitbegriffe* gelten laſſen und durch dieſe Art von Accommodation der Verlegenheit, worin ſie ſonſt mit der Autorität der heil. Schrift gerathen würden, zu entgehen ſuchen.

Den Anhängern des alten Syſtems war der Beyſatz: *„nach den Bedürfniſſen und dem Geſchmack unſrer Zeiten,"* den manche dieſer Lehrbücher führen, anſtöſsig. Man glaubte, es ſey unter der Würde des Dogmatikers, bey Darſtellung einer allgemein geltenden und allgemein gültigen Glaubenslehre, dergleichen doch die chriſtliche ſey, zu den oft nur erträumten Bedürfniſſen, oder zu dem oft ſehr verderbten Geſchmack eines Decenniums oder Quinquenniums zu condeſcendiren. Der Dogmatiker müſſe, ſtatt ſich vom Zeitalter herabziehen zu laſſen, daſſelbe auf ſeinen ſublimen Standpunkt zu erheben ſuchen. Die neuern Dogmatiker aber ſchienen den *Janus-Köpfen* zu gleichen, die mit dem einen Geſichte in die alte, mit dem andern in die neue Zeit blickten.

Dagegen fehlte es den Freunden der modernirten Dogmatik auch nicht an wichtigen Gründen zur Vertheidigung und Rechtfertigung ihres Verfahrens. Die Dogmatik, ſagen ſie, war von jeher eine Tochter der Zeit und ihres Geſchmacks. Oder haben die älteſten Kirchenlehrer etwas anders gethan, als ſich nach dem Geſchmack und Bedürfniſs *ihres* Zeitalters bequemt? Ja, was war die Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel anders, als ein Product *ihrer* Zeit? Soll die Dogmatik allein, während alle Wiſſenſchaften und Disciplinen beym Zeitgeiſt in die Schule gehen, aller Profectibilität beraubt ſeyn? Sie iſt ja doch offenbar nichts anders als das mühſame Reſultat vieler Jahrhunderte.

Digitized by Google

hunderte. Keine Kirchenverſammlung hat ſie ein für allemal decretirt; kein Infallibel ſie zu einem geſchloſſenen Ganzen geſtempelt. Iſt nicht die Annahme eines ſolchen keiner Veränderung und Verbeſſerung fähigen dogmatiſchen Kanons mit dem Geiſte des Proteſtantismus im offenbarſten Widerſpruch? Und — es iſt doch beſſer, mit feinen Blicken die alte und neue Zeit zugleich zu umfaſſen, als entweder, bey Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorſam eines blinden Glaubens, gar nicht ſehen, oder aber einfeitig, als Paläolog bloſs das Alte, oder als Neolog bloſs das Neue zu berückſichtigen.

Doch wir laſſen es bey dieſen Beſchuldigungen und Retorſionen bewenden, und führen jetzt die dogmatiſchen Lehrbücher unſers Zeitraums in der Ordnung auf, wie ſie uns ihrer Verwandtſchaft nach auf einander zu folgen ſcheinen. Es wird ſich dabey zeigen, daſs die Zeit ſelbſt dieſe Ordnung begünſtigt.

1. *J. Chr. Döderlein: Inſtitutio theologi chriſtiani in capitibus religionis theoreticis noſtris temporibus accommodata.* 1. u 2. Th. Nürnberg und Altdorf 1779. Edit. VI. cura *C. G. Junge.* 1797. *Summa inſtitutionis th. chr. — in uſum praelectionum academ.* 1782. Ed. 3 cura *Junge.* 1793. (Die deutſche Umarbeitung ſ. in der populären Dogmatik.)

2. *Epitome theologiae chriſt. futuris doctoribus relig. ſcripſit S. Fr. N. Morus.* Leipzig 1789. Ed. IV. 1789. Kurzer Inbegriff der chriſtlichen Gottesgelahrtheit für künftige Religionslehrer. Nach der 2. Ausg. aus dem Latein überſ. von *Heynatz.* Leipzig 1794. Eine andere deutſche Ueberſetzung erſchien Halberſtadt 1795. *Mori Commentarius exegetico-hiſtoricus in ſuam Epitomen* edidit *C. A. Hempel.* 2 Th. Halle 1797 - 98.

3. *Th. S. Forbiger: Theſes theologiae theoret. cum perpetua annotatione exegetica, hiſtorica, ſymbolica, auditoribus ſuis ſcripta.* Leipzig 1790.

4. *J. C. Volborth: Primae lineae theol. hiſtor-polem.* Göttingen 1790.

5. *H. G. Reichard: Initia disciplinae chriſtianae.* Leipzig 1784. Ed. 2. 1794.

6. *Mich. Weber: Theoremata rel. chr.* Wittenberg 1791.

7. *J. O. Thieſs: Theſes theologicae.* 1793.

8. *G. Göpfert: Sciagraphia partis rel. chr. theoret.* Leipzig 1799.

9. *Jac. Chriſt. Rud. Eckermann: Compendium theol. chr. theoreticae biblico-hiſtoricae.* Altona 1791. Ed. 2. 1792. Deſſelben: Handbuch für das ſyſtematiſche Studium der chriſtlichen Glaubenslehre. 4 Bände. Altona 1801 ff.

10. *C. Chr. Storr: Doctrinae chriſt. pars theoretica e ſacris litteris repetita.* Stuttgardt 1793. *Storr's* Lehrbuch der chriſtlichen Dogmatik in's Deutſche überſetzt mit Erläuter. aus andern, vornehmlich des Vfs. eigenen Schriften u. mit Zuſätzen aus der theol. Lit. ſeit dem J. 1793. verſehen von *C. C. Flatt.* Stuttgardt 1803.

11. *H. Ph. C. Henke: Lineamenta inſtitutionum fidei chriſtianae hiſtorico-criticarum.* Helmſtädt 1793. Ed. 2. 1795. Deutſch 1801.

12. *J. E. Chr. Schmidt:* Lehrbuch der chriſtlichen Dogmatik. Gieſsen 1800.

Man war geraume Zeit hindurch gewohnt, die Vff. von Nr. 1. und 2, die beide in dem Zwiſchenraum eines Monats den Wiſſenſchaften durch den Tod geraubt wurden (Morus † 11. Nov. Döderlein † 2. Dec. 1792.), als die Repräſentanten der dogmatiſchen Aufklärung in der lutheriſchen Kirche zu betrachten. Ihre Lehrbücher wurden nicht nur auf den meiſten proteſtantiſchen Univerſitäten als Compendien gebraucht (der *Epitome* von *Morus* wiederfuhr ſogar die Auszeichnung, daſs ſie unter der Regierung König Friedrich Wilhelm II. auf den Preuſsiſchen Univerſitäten durch höhere Autorität als Leitfaden des dogmatiſchen Unterrichts empfohlen wurde), ſondern auch die meiſten Schriftſteller, über dogmatiſche Gegenſtände, nahmen auf ſie beſtändige Rückſicht; ſie waren gleichſam ein neuer *„Lapis Lydius, ad quem omnia dogmata exigenda ſint et iudicanda" (Formula Concord. Epit. praef.* p. 672. Ed. Rechenb.)! Dieſs beweiſet, ſtatt aller, folgendes Urtheil in *Tieftrunks* Cenſur des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. 1. Th. S. 50: „Unter den vielen vortrefflichen Lehrbüchern unſers kirchlichen Bekenntniſſes habe ich die auf dem Titel erwähnten — von *Döderlein* und *Morus* gewählt. Jener liefert in detaillirter Vollſtändigkeit und dieſer in bündiger Kürze alles, was, meinem Erachten nach, Einer zu wiſſen nöthig hat, der nicht aus beſonderer Vorliebe oder Beruf weiter in die Sache eindringen will. Man findet zudem in beiden Schriften, bey einer verantwortlichen Treue gegen die öffentlichen Lehrbücher, eine aufgeklärte Denkungsart, gründliche Orthodoxie, ſcharfſinnige Exegetik, weitumfaſſende Beleſenheit, und, was in meinen Augen einen aufſerordentlichen Werth hat, eine dem Geiſte Chriſti angemeſſene, aufrichtige Liebe zur Wahrheit und zum Frieden."

Es iſt leichter, den Unterſchied, als die Uebereinſtimmung dieſer berühmten Dogmatiker charakteriſtiſch anzugeben. Beide gehen zwar von der Bibellehre aus; allein *Morus* verfolgt dieſelbe weiter und inhärirt ihr mit einer Beharrlichkeit, wodurch ſeine *Epitome* mehr eine bibliſche als kirchliche Dogmatik wird. *Döderlein* berückſichtigt am meiſten die Kirchenväter und ältern Symbole, und vergleicht damit die Vorſtellungsarten der Neuern (meiſtens ſeiner Zeitgenoſſen, deren Schriften er häufig citirt). Dagegen hat Morus weniger Patriſtik als *Scholaſtik*, worunter bey ihm aber die ältern Syſteme eines Melanchthon, Chemnitius, Gerhard, Muſäus, G. Calixtus, Hülfemann (Vorr. S. XVIII ff.) u. a. zu verſtehen ſind. Die abweichenden Meynungen der Neuern werden faſt nirgends berührt. Daher iſt die Literatur bey dieſem ſehr ſparſam, bey jenem aber reich und in manchen Punkten vollſtändig. Beide gehen auf Combination und Amalgamation älterer

und

Digitized by Google

und neuerer Vorſtellungen aus; aber der raſchere Döderlein verfährt in dieſer Operation gewaltſamer, als der bedachtige Morus. Hiermit hängt zuſammen, daſs Erſterer andere Meynungen zuweilen etwas ſchneidend beurtheilt und ſarkaſtiſch beſtreitet, Letzterer aber die Polemik entweder ganz ausſchlieſst, oder doch ſeinen Diſſenſus ſo leiſe andeutet, daſs er für den, der mit dem Gegenſtande nicht völlig vertraut iſt, beynahe ganz verloren geht. Bey ſchwierigen Materien weiſs Döderlein die Dialektik, die er meiſterlich in ſeiner Gewalt hat, trefflich zu ſeinen Dienſten zu gebrauchen, um entweder über Steine des Anſtoſſes hinzugleiten, oder das Ganze unvermerkt in einen andern Geſichtspunkt zu rücken. Morus weiſs dadurch, daſs er die *notiones biblicas* feſthält, mancher Schwierigkeit auszuweichen, oder ſich durch ein häufig angebrachtes *„eccleſia docet"* aus der Function des Dogmatikers in das Geſchäft des hiſtoriſchen Referenten zu verſetzen. Döderlein ſchafft zuerſt das Ganze, und berichtigt dann die einzelnen Theile, wobey jedoch Manches überſehen wird; Morus dagegen producirt aus den einzelnen Theilen, wo er ſich als ſcharfen logiſchen Zergliederer zeigt, erſt das mühſam und kunſtvoll zuſammengeſetzte Ganze. Bey Döderlein zeigt ſich mehr Genie und Geiſtesenergie; bey Morus mehr Scharfſinn, Gelehrſamkeit und Kunſt. Die Darſtellung des Erſtern iſt zuweilen ſchwerfällig und dunkel, der Periodenbau ſchleppend, der Ausdruck vernachläſſigt und unrömiſch. In letzterm erkennt man auf den erſten Blick den in der Schule der Klaſſiker gebildeten Humaniſten, die Unverdroſſenheit feiner Feile, feinen gewählten, echtrömiſchen Ausdruck.

Endlich nahmen beide gegenſeitig Rückſicht auf ihre Arbeiten. Jeder ſuchte die ſeinige durch Adoption der Vorzüge des andern vollkommen zu machen. Was Döderlein (Vorr. z. 5. Ausg. Th. 1. S. XXI—XXII.) ſo ehrenvoll von ſeinem dogmatiſchen Freunde urtheilte, das würde dieſer jenem gern wieder zurück gegeben haben: *„Quarum partem lubens gratusque profiteor me debere eruditioni et perſpicaciae Ven. Mori, qui multo pro neceſſitate temporum in Epitome tanta cautione tractavit, tanta diligentia excurſit, tanta modeſtia examinavit, tanta ſolertia ad religionis conſilium revocavit, ut ei non ſubſcribere, ab eo non repetere, quidquid reptentdum reſtabat, aut arrogantiae eſſet eorum hominum, qui ſibi omnia vindicant, aliis nihil deberi putant, aut ingratae mentis vitium, quae temporum felicitatem et doctorum ſtudia negligit!"*

Wenn man auch den verewigten Döderlein nicht gerade für den *Erſten* Theologen ſeiner Zeit halten möchte (wofür er ſich, nach einer in *Reinhard's* Vorleſungen über die Dogmat., mit literariſchen Zuſätzen von *Berger*. 1801. Vorr. S. 3. mitgetheilten, aber nur durch eine Sage verbürgten, Anekdote, ſelbſt gehalten haben ſoll), und wenn gleich das Urtheil in der Theologie der Neuern von *Nitſch* (Erfurt 1790. S. 119.): „daſs er der *Melanchthon unſrer Zeiten* ſey" — in mehr als einer Rückſicht etwas unpaſſend ſcheinen ſollte: ſo iſt doch ſo viel unläugbar, daſs ſeine *Inſtitutio* von groſſem, und man darf es behaupten, von heilſamem Einfluſs auf das Zeitalter geweſen iſt. Auch wird das *hiſtoriſche* Verdienſt derſelben noch künftig erkannt und geſchätzt werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

OEKONOMIE.

WEIMAR, b. Gädike: *Vollſtändiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik*, oder *alphabetiſche Beſchreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländiſchen, ökonomiſchen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächſe*. Von *Friedr. Gottl. Dietrich*, Fürſtl. Sächſ. Weimar. Hofgärtner u. ſ. w. *Dritter* Band, von *Chamaerops* bis *Ernodea*. 1803. 854 S. *Vierter* Band, von *Erodium* bis *Hyſſopus*. 1804. 758 S. *Fünfter* Band, von *Jabroſa* bis *Masculus*. 1805. 770 S. gr. 8. (à 3 Rthlr.)

Der fleiſsige Vf. fährt fort, ſein Werk mit rühmlicher Genauigkeit zu bearbeiten. Der Vorzug deſſelben vor dem *Millerſchen* zeigt ſich ſowohl an der weit umfaſſenden Ausarbeitung jedes Gegenſtandes, als auch an der weit gröſsern Reichhaltigkeit. So hat z. B. *Miller* nur 31 Sorten *Convolvulus*, Winde, Hr. D. 119 S. *Craſſula* der fetten Henne ſind hier 71, bey *Miller* nur 11. — *Crataegus* 19, bey *Miller* 9. — Hiebey ſagt der Vf., daſs ſie ſämmtlich durch den Samen fortzupflanzen ſeyen; aber Rec. hat gefunden, daſs ſie dabey nicht alle in ihrer echten Art bleiben, ſondern daſs ſie ſicherer durch die Veredlungsarten des Pfropfens, Okulirens u. ſ. w. fortgepflanzt werden: wie z. B. *Crataegus Coccinea* und *Crat. Crus galli*, wobey ihm zu Unterlagen der gemeine Weiſsdorn (*Crat. oxyacantha*) oder Birnwildlinge dienten. — *Cratalaria*, die Klapperſchote, hat *Miller* nicht; der Vf. hat deren 44 Sorten. Von Cypergras, *Cyperus* hat Hr. D. 76, *Miller* 2 S. Von Seidelbaſt, Kellerhals, *Daphne* Hr. D. 30, *Miller* 9 S. Von *Cytiſus*, Bohnenbaum, Geiskliee Hr. D. 24, *Miller* 11 S. Von *Digitalis*, Fingerhut Hr. D. 13, *Miller* 7 S. *Dolychus*, Phaſolen, Bohnen hat Hr. D. 83, *Miller* 4 S. Von Natterkopf, *Ecchium* Hr. D. 30, *Miller* 7 S. Von *Erica*, Heide 137, *Miller* 5 S. *Euphorbia*, Wolfsmilch Hr. D. 125, *Miller* 32 S. *Ficus*, Feigenbaum Hr. D. 29 Arten, *Miller* u. ſ. w. (Doch vermiſſen wir hier einige Sorten *M.*) Im *fünften* Bande S. 141. vermiſste Rec. eine ſeltne *Wallnuſsart*, von der er eine Frucht beſitzt. Die Schale hat die völlige Geſtalt einer Muſchel, öffnet ſich auch eben ſo, iſt ſehr dick, dunkelbraun, etwas uneben, aber nicht — wie *Juglans nigra* oder *cinerea* — gefurcht, in der Gröſse eines Enteneyes, aber muſchelartig glatt, inwendig, wo der einfache groſse nierenförmige Nuſskern liegt, kaſtanienbraun und glänzend glatt, wie polirt. Man verkauft ſie häufig zu London auf den Märkten. — Noch müſſen wir bemerken, daſs der Vf. im *vierten* Bande Nachträge zum *erſten* Bande liefert.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 17. April 1806.

Revision der theologischen Literatur in den drey letzten Quinquennien des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Von *Forbiger*, *Volborth*, *Reichard*, *Weber*, *Thieß*, *Göpfert* (Nr. 3—8.) ist weiter nichts zu sagen, als daß sie sämmtlich entweder zum Gebrauch für Akademieen oder Gymnasien die Dogmatik *in nuce* liefern. Man kann von solchen ersten Umrissen weder eine ausführliche Theorie, noch eigenthümliche Ansichten erwarten. Indeß zeichnen sich *Weber* und *Thieß* noch immer durch eine gewisse Originalität aus, wobey jedoch jener den Vorzug eines correcten und fließenden Stils hat. Die *Theses* von *Thieß* haben freylich keine solche Revolution bewirkt, wie die von Luther 1517 bekannt gemachten; allein sie können doch dazu dienen, das Nachdenken der jungen Theologen auf eine fruchtbare Weise zu wecken. Daß man bey dem Vf. von Nr. 5. reine Latinität finden werde, läßt sich von dem zierlichen Dollmetscher des N. T. im Voraus erwarten. Aber wirklich verdienen auch diese *Initia* blos der Sprache wegen gelesen zu werden.

Schon oben stellten wir *Eckermann* (Nr. 9.) und *Storr* (Nr. 10.) als Gegner der Kantischen Religionstheorie neben einander. Hier hat sie indeß mehr die Zeit als der gleiche Werth ihrer dogmatischen Werke mit einander verbunden. Wir müssen nämlich aufrichtig bekennen, daß uns die Storr'sche Dogmatik, in Absicht auf die Festigkeit der Principien, die Schärfe und Consequenz der Begriffe, die Subtilität und Gründlichkeit der Beweise und die edle Simplicität der Darstellung, den Vorzug vor der Eckermannischen zu verdienen scheint. Dieß soll aber nicht so verstanden werden, als wären bey letzterer alle Eigenschaften des Gegentheils zu finden; wir räumen vielmehr willig ein, daß sich auch bey diesem Dogmatiker exegetische und historische Gelehrsamkeit, ein Reichthum an wohlgeordneten und deutlich gedachten Begriffen, und viele einzelne treffliche Ansichten und Bemerkungen finden. Allein das πρωτον ψευδος ist die *Accommodations-Theorie*,

worüber der Vf. mit grosser Beharrlichkeit festhält, und wodurch er sich zwar die Darstellung der Bibellehre auf der einen Seite erleichtert; aber auch den biblischen Schriftstellern häufig einen harten Zwang anthut. Dieselbe Bewandniß hat es mit der damit zusammenhängenden Offenbarungs- und Wunder-Theorie, die er zwar mit ziemlicher Consequenz durchzuführen weiß, die aber auf offenbar fallchen und dem Geiste des Alterthums widerstrebenden Prämissen beruht. Das lateinische Compendium ziehen wir wegen größerer Klarheit und Präcision, und weil es eine leichtere Uebersicht der Ideen des Vfs. gewährt, dem Handbuche weit vor, dessen Weitschweifigkeit und schleppende Breite selbst den geduldigsten Leser ermüdet. Im Gegentheil ist Storr's verdeutschte Dogmatik ungleich mehr zu empfehlen, als die lateinische, deren Anordnung minder bequem ist, und die sich wegen des schwerfälligen Periodenbaues und dunkeln Ausdrucks, nicht angenehm lesen läßt. An Literatur ist der lateinische, noch mehr der deutsche, Storr reich; Eckermann dagegen arm.

Bey einer nähern Vergleichung der *Henke'schen* Lineamente (Nr. 11.) mit dem Lehrbuch von *Schmidt* (Nr. 12.) ergibt sich, als Aehnlichkeit: daß beide Compendien das Resultat einer schönen exegetischen und historisch-kritischen Gelehrsamkeit sind, daß beide Vff. liberale und helldenkende Theologen genannt zu werden verdienen, und daß ihnen das Lob einer zweckmäßigen Auswahl der für wichtig gehaltenen Lehrsätze, eine geschickte Behandlung der Beweise und eine fruchtbare Kürze und kernhafte Darstellung nicht streitig gemacht werden kann.

Allein in Absicht auf die Methode zeigt sich sogleich eine grose Verschiedenheit. Die von *Henke* befolgte ist die *historisch-kritisch-synkretistische*, d. h. er wählt unter den vorhandenen Vorstellungsarten diejenigen aus, die ihm die dem gemeinen Verstande am meisten zusagenden zu seyn scheinen. Das Kriterion ist bey ihm die *praktische Brauchbarkeit eines Dogma*. Alle Scholastik wird verabschiedet, und der Vf. mißbilligt es gar sehr, daß die Dogmatik unsrer Zeit mit zu viel altem Wust überladen werde. „*Huic igitur onomatolatriae*, (heißt es Vorr. S. 14.) *in tradenda disciplina sacra magis adhuc renunciandum, et formularum et phrasium in theologia technicarum ex-*

plicatio in hiſtoriam dogmatum reſeganda eſt." Aus dieſen Grundſätzen iſt es zu erklären, daſs die *Lineamenta* nur einen ſehr kleinen Theil von den Beſtimmungen des alten dogmatiſchen Syſtems enthalten. Wenn auch manche Lehren noch nicht geradezu ganz ausgeſchloſſen werden, ſo ſind ſie doch ſo kurz abgefertigt, daſs man daraus den Wunſch des Vfs., ſie als antiquirt betrachten zu dürfen, deutlich hervorleuchten ſieht. So iſt z. B. die ganze *Angelologie* §. 49. auf 30 Zeilen abgefertigt. So ſind auch bey andern Lehren Hauptbeſtimmungen mit Stillſchweigen übergangen und die Dogmen oft ſo dargeſtellt worden, wie ſie zwar von einigen neuern Denkern gefaſst, von den Dogmatikern aber in der That nicht betrachtet worden ſind. Dieſs iſt unter andern in der Trinitäts-Lehre der Fall. Wir ſind nicht der Meynung, daſs dem theologiſchen Studium durch ein ſolches Modernisiren und Halbiren der Begriffe ein Dienſt geſchehe. Entweder ſey künftig von einer *chriſtlichen Dogmatik* überall nicht mehr die Rede; oder man laſſe den Dogmen ihren alten Gehalt, wobey das alte Syſtem doch wenigſtens in ſich ſelbſt conſequent bleibt.

Die von *Schmidt* befolgte Methode möchten wir die *hiſtoriſch-philoſophiſche* nennen. Er gibt mit hiſtoriſcher Treue die Hauptpunkte der Kirchenlehre, wie es ſich für ein dogmatiſches Compendium geziemt, in ihrer bibliſch-ſymboliſchen Reinheit an. Darauf folgt, die von den kirchlichen Beſtimmungen unabhängige philoſophiſche Anſicht der Dogmen, wobey der Vf. eine gewiſſe Vorliebe für die *Fichte'ſche* Religionstheorie durchſcheinen läſst. Am richtigſten dürfte, in Abſicht auf den philoſophiſchen Theil, dieſes Lehrbuch mit der *Stäudlin'ſchen* Dogmatik (ſ. oben) verglichen werden. Doch hat es, unſers Bedünkens, vor jenem den Vorzug voraus, daſs der Kirchlich-hiſtoriſche und der philoſophiſche Standpunkt ſchärfer unterſchieden werden.

In Anſehung des Stils hat *Henke's* Buch viel Aehnlichkeit mit der Döderlein'ſchen Schreibart. So viel dieſe aber auch noch zu wünſchen übrig läſst, ſo ſind wir doch der Meynung, daſs es zweckmäſsiger ſey, ein für akademiſche Vorleſungen beſtimmtes Lehrbuch der Dogmatik in *lateiniſcher* Sprache abzufaſſen.

Gern möchten wir noch von *Reinhard's* Dogmatik und *Ammon's* Summa, die uns dem Ideal einer chriſtlichen Dogmatik näher zu kommen ſcheinen, als alle bisherigen Lehrbücher, ſo wie von einigen andern dogmatiſchen Verſuchen des neunzehnten Jahrhunderts, reden, wenn wir nicht fürchten müſsten, den beſtimmten Zeitraum über die Gebühr zu überſchreiten. Wir übergehen dieſe daher für jetzt mit Stillſchweigen und handeln noch kürzlich von der populären Dogmatik.

III. Die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, welches ſich im Allgemeinen als die Periode der Gemeinnützigkeit charakteriſirt, hat uns zuerſt mit einer *populären* und *praktiſchen Dogmatik* beſchenkt. Zuerſt kannte man bloſs, als einander entgegen geſetzt, *Dogmatik* und *Katechetik*, d. h. der dem Volk in den Hauptlehren des Chriſtenthums zu ertheilenden Religionsunterricht. Unter der *praktiſchen Theologie* aber verſtand man die *Moral*. Seitdem aber *Moſche de Theologia populari* (Göttingen 1773. 4.) und *Spalding* ſein treffliches Buch von der Nutzbarkeit des Predigtamtes ſchrieb; und *Leſs* ſein: Handbuch der chriſtlichen Religionstheorie für Aufgeklärtere, oder Verſuch einer praktiſchen Dogmatik (Göttingen 1779. 3. Ausg. 1789.) herausgab, war von einer *populären* und *praktiſchen* (bey Manchen: populären *oder* praktiſchen) Dogmatik die Rede. Nun kann zwar nicht geläugnet werden, daſs dieſe Benennung (in wie fern nach dem recipirten Sprachgebrauch unter Dogmatik *Speculation* verſtanden, oder derſelben der Begriff *gelehrt*, welcher das Populäre oder Ungelehrte ausſchlieſst, beygelegt wird) eine *contradictio in adiecto* enthalte, was auch von mehrern Schriftſtellern gerügt wurde. Indeſs läſst ſich dieſer Sprachgebrauch ſchon *rechtfertigen*, ſo bald nicht auf den Inhalt, ſondern auf *den Zweck* geſehen wird. (Vgl. *Nöſſelt's* Anweiſung zur Bildung angehender Theologen. 2. Th. 2. Ausg. S. 257—258.). Demnach iſt die *populäre* Dogmatik die ſyſtematiſche Darſtellung der bibliſchen Theologie, oder des kirchlichen Lehrbegriffs, die den Fähigkeiten der Nicht-Theologen angemeſſen iſt. Die *praktiſche* Dogmatik dagegen wäre die Entwickelung des Einfluſſes des kirchlichen Lehrbegriffs auf Beſſerung und Beruhigung des Menſchen (Vgl. *Bretſchneider's* ſyſtematiſche Entwickelung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe u. ſ. w. Leipzig 1805. S. 153.).

Den ganzen Unterſchied gibt *Stäudlin* (Dogmatik und Dogmengeſchichte. 1. Th. S. 44.) mit folgenden Worten an: „Der Ausdruck *praktiſche* Dogmatik bezeichnet entweder eine ſolche chriſtliche Religionslehre, in welcher man von der Moral ausgeht und die Dogmen theils auf ſie gründet, theils auf irgend eine Art mit ihr in Verbindung ſetzt, oder eine ſolche, in welcher der Einfluſs der theoretiſchen Lehren des Chriſtenthums auf Beſſerung und Beruhigung gezeigt wird. Manche verſtehen darunter zugleich auch die *populäre* Dogmatik, welche eigentlich nichts anders als eine gemeinfaſsliche Darſtellung der religiöſen Lehren des Chriſtenthums iſt, welche denn freylich deſto populärer gemacht werden können, je praktiſcher ſie ſind. Zuweilen verſteht man aber auch unter der populären Dogmatik eine Anweiſung zu einer ſolchen Darſtellung, oder zu einer Abſonderung der Materialien des chriſtlichen Volksunterrichts von der gelehrten Theologie. Bey manchen iſt die praktiſche Dogmatik auch ſo viel als chriſtliche Moral."

Der erſte Verſuch einer ſolchen ſyſtematiſchen Darſtellung der chriſtlichen Glaubenslehre, von dem gelehrten Apparat entkleidet, war (da *Leſs* mehr auf aſcetiſche Zwecke ausging) *Griesbach's* Anleitung zur gelehrten Kenntniſs der populären Dogmatik. Jena 1779 (ſeit d. 2. Ausg. 1786. unter dem Titel: Anleitung

Digitized by Google

tung zum Studium der populären Dogmatik, besonders für künftige Religionslehrer. 4. Ausg. 1789.). „Ich nenne dieſs, ſagt *Nitſch* unter andern in Beziehung auf dieſe Anleitung, den Triumph der berichtigten Theologie, daſs ſie nun zu einer gemeinnützigern Behandlung des Chriſtenthums ſelbſt angewendet wird. Ich datire aber dieſen Triumph von jener Zeit an, da man es wagen durfte, die vorhergeſchehenen (?) Bemühungen unter einen Geſichtspunkt zu vereinigen" (S. Theologie der Neuern. Erfurt 1790. S. 120.). Das Urtheil: „Vielleicht werden manche Leſer finden, daſs der Vf. zu viel aus der gelehrten Dogmatik in der populären beybehalten habe" (S. *Niemeyer's* und *Wagnitz'ens* Bibliothek für Prediger. 2. Th. S. 130.), können wir aus dem Grunde nicht unterſchreiben, weil dieſer Leitfaden ein Verſuch ſeyn ſollte, wie ſich das Kirchenſyſtem auch ohne Schul-Terminologie allgemein verſtändlich darſtellen laſſe. Daher durfte kein weſentlicher Theil des Syſtems übergangen werden; vielmehr würde jede ſolche Auslaſſung ein Hauptfehler dieſes für *Religionslehrer* beſtimmten Buchs geweſen ſeyn. Noch müſſen wir anführen, daſs dieſe Anleitung in *Herrmann's* Lehrbuch der chriſtlichen Religion zum Gebrauch in Gymnaſien und mittlern Schulen. Erfurt 1796. in der Religionslehre zum Grunde gelegt worden iſt.

Aus demſelben Geſichtspunkte ſind auch *Schulze's* Entwurf der gemeinnützigen Erkenntniſslehren des Chriſtenthums. 2 Th. Königsberg 1788. Deſſelben: *Elementa theologiae popularis.* Ebendaſelbſt 1789; *J. P. A. Müller's* neue Darſtell. der chriſtl. Glaubenslehre für Gelehrte und Ungelehrte. Leipz. 1790; und *Palmer's* Entwurf einer praktiſchen Dogmatik. Leipzig 1792. — zu betrachten. Dieſe Schriften enthalten Winke für den chriſtlichen Religionslehrer, wie er die Lehren ſeiner Kirche auf eine fruchtbare Weiſe beym Volksunterricht benutzen ſoll. Eine vollſtändige Materialien-Sammlung darf man in ihnen nicht ſuchen, und es würde von dem Prediger ſehr zwecklos gehandelt heiſsen, wenn er das ihm geſagte, in eben der Form, worin es vorliegt, wieder ſeinen Zuhörern vortragen wollte. Es wäre dieſs eben ſo viel, als wenn einer eine Predigt an Prediger von der Kanzel herab ſeiner Gemeine vortrüge!

Auch *Niemeyer's* populäre und praktiſche Theologie (4. Ausg. Halle 1799. Auch unter dem Titel: Handbuch für chriſtliche Religionslehrer. 1. Th.) iſt zunächſt mehr eine *Methodik* für den Religionslehrer; doch enthält ſie zugleich auch Materialien für den Religionsunterricht. Sie gehört übrigens nur zum Theil hieher, da ſie auch die *Moral* mit in ſich begreift. „Jedoch iſt, nach der eignen Erklärung des würdigen Vfs., die Moral kürzer abgehandelt, weil ihre Lehren ſchon an ſich mehr Popularität haben." Dagegen gehören die als Commentar mit obigem Werke in engſter Verbindung ſtehenden ſchätzbaren: *Briefe an chriſtliche Religionslehrer.* 1 – 3. Sammlung. (Halle 1796 – 99. 2. Ausg. 1803.) gröſstentheils hieher und verdienen jedem denkenden Religionslehrer als eine treffliche Anweiſung zur Popularität und echten Lehrweisheit empfohlen zu werden. *Hermes* Handbuch der Religion (4. Ausg. 2. Th. Berlin 1797.) war zwar zunächſt für Nicht-Theologen beſtimmt; allein es iſt unläugbar, daſs dieſes viel gelefene Buch auch den Religionslehrern ſehr nützliche Dienſte geleiſtet hat.

Döderlein's chriſtlicher Religionsunterricht, nach den Bedürfniſſen unſrer Zeit. Nach dem Latein. vom Vf. ſelbſt ausgearbeitet. 1 – 5. Th. Nürnberg 1785 – 91. 2. Ausg. 1794. (Nach *Döderlein's* Tode von *Ch. G. Junge* fortgeſetzt. 6 – 12 Th. Nürnberg 1796 – 1803.) iſt für Theologen und denkende und aufgeklärte Laien zugleich beſtimmt. Das Werk enthält einen groſsen Reichthum vortrefflicher Gedanken und wird von jedem Prediger als ein reichhaltiges Materialien-Magazin benutzt werden können. Allein es hat auch alle Fehler, welche allen Schriften, die ein gemiſchtes Publicum haben und dem Gelehrten und Ungelehrten zugleich Genüge leiſten ſollen, eigenthümlich ankleben. Es iſt nicht wohl möglich, ſo verſchiedenartige Bedürfniſſe und ſo verſchiedenen Geſchmack zugleich zu befriedigen. Was der einen Klaſſe zu weitläuftig dünkt, iſt der andern noch zu kurz; wo ſich der eine Leſer über zu viel Schulgelehrſamkeit beklagt, wünſcht der andere, daſs noch etwas mehr aus ihrer Tiefe geſchöpft ſeyn möchte. Indeſs fühlten ſich doch alle Leſer in Döderlein's Arbeit durch einen überall ſichtbaren Enthuſiasmus für Religion und die gute Sache des Chriſtenthums auf eine erfreuliche Weiſe ergriffen und in dieſem Betracht verzieh man dem Vf. gern die allzu häufigen Declamationen, wodurch ſich ſein Vortrag ſo charakteriſtiſch auszeichnet. Bey dem Fortſetzer iſt dieſer Fehler weniger ſichtbar. Der Ton der Unterſuchung iſt weit ruhiger, der Leſer wird nicht mit fortgeriſſen, ſondern mit in die Unterſuchung hineingezogen. Das Gefühl findet zwar weniger Nahrung; aber der Verſtand wird mehr befriedigt.

Wir wünſchen, daſs es einem Schriftſteller gelingen möchte, den kirchlichen Lehrbegriff für chriſtliche Religionslehrer ſo darzuſtellen, wie es in *Spalding's* trefflicher Schrift: Religion, eine Angelegenheit des Menſchen (Leipzig 1797. 3. Ausg. 1799.) in Anſehung der Religion überhaupt, ſo wahr, überzeugend und herzlich geſchehen iſt. *Herder's* chriſtliche Schriften, worin aus den meiſten Punkten der kirchlichen Dogmatik das allgemein Brauchbare, Aeſthetiſche und Poetiſche herausgehoben iſt, können dabey als Beyſpiel und Muſter dienen. Der verewigte Herder beſaſs zu einer ſolchen Arbeit, wie wir ſie meynen, zu wenig Stetigkeit, Ruhe und ſyſtematiſchen Geiſt; er konnte daher nur einzelne Momente mit Glück feſthalten, wie er es ſchon früher in ſeinen geiſtreichen *Funfzehn Provinzial-Blättern an Prediger* gezeigt hatte. Aber wenn das Ganze in dieſem Geiſte und in dieſer Manier bearbeitet würde: ſo würden wir ein Werk erhalten, deſſen

Nutzen

Digitized by Google

Nutzen nicht zu berechnen wäre und worauf unsre Literatur ſtolz ſeyn könnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

CHEMIE.

Leipzig, in d. Junius. Buchh.: *Handbuch der Chemie zum Selbſtunterrichte für Liebhaber derſelben, beſonders aber für Künſtler und Fabrikanten*, worin die Grundſätze dieſer Wiſſenſchaft auf eine für Jedermann verſtändliche Art vorgetragen, ihre Anwendung auf Künſte, Fabriken und Oekonomie beſchrieben und die dabey vorkommenden Erſcheinungen ſowohl nach der Stahliſchen als Lavoiſierſchen Theorie ſo viel, als möglich, erklärt werden. Mit erläuternden Kupfern. *Zweyter* Band. 1803. 318 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (Dieſer Band hat keine Kupfer.)

Dieſe Fortſetzung eines Werks, deſſen *erſten* Band wir 1799. Num. 238. angezeigt haben, iſt blos's den Metallen gewidmet. Der ungenannte Vf. hat dieſe Körper, im Ganzen genommen, eben ſo bearbeitet, wie er im *erſten* Bande die Alkalien, Säuren u. ſ. w. behandelt hatte; doch hat er bey der Erklärung mancher Erſcheinungen, die die Metalle gewähren, wenn man Verſuche auf trocknem und auf naſſem Wege mit ihnen anſtellt, auf die antiphlogiſtiſche Lehre weit mehr Rückſicht genommen, als auf das Stahliſche Syſtem, und iſt in ſo fern ſeinem Verſprechen nicht ganz nachgekommen. Wir wollen ihm aber dieſs nicht zum Vorwurf anrechnen, da er ſich, wenigſtens an einigen Orten, nicht ohne hinreichende Gründe, für die Lehre des *Lavoiſier* erklärt hat; ſondern vielmehr nur unterſuchen, ob der Vf. die Pflichten, die er ſich ſelbſt auferlegt hat, immer erfüllt habe. In dieſer Rückſicht läſst ſich nicht läugnen, daſs er mehrere Gegenſtände recht gut behandelt hat; aber oft hat er auch das Ziel, das er ſich vorgeſteckt hatte, ganz verfehlt. Bey einigen Dingen, z. B. S. 54, 95—101, 115. u. ſ. w. hält er ſich weſtläuftiger auf, als ſie es verdienten, und übergeht manche andere, über die man hier Auskunft verlangen kann, z. B. das mannheimer Gold, das Prinzmetall, die gerhardiſche Glockenſpeiſe, das auflösliche und phosphorſaure Queckſilber, den Mohnölfirnis u. ſ. w. entweder ganz mit Stillſchweigen, oder beſchreibt ſie doch nicht vollſtändig genug; er drückt ſich ferner an mehrern Stellen nicht richtig aus, oder begeht auch wirkliche Fehler, z. B. S. 4, wo er behauptet, die Dehnbarkeit der Metalle habe zur Eintheilung dieſer Körper in edle und unedle, oder ganze und halbe Metalle Gelegenheit gegeben, und wo er alſo die Benennungen *edles* und *ganzes* oder *unedles* und *halbes* Metall für gleichbedeutend ausgibt; S. 5, wo er ſagt, daſs die regelmäſsige Geſtalt, die einige Metalle unter gewiſſen Umſtänden annehmen, etwas uneigentlich eine Kryſtalliſation genannt werde, und wo er auch den ſpröden Metallen eine gröſsere Geneigtheit zum Kryſtalliſiren zuſchreibt, als z. B. dem Silber, das doch bekanntlich ſehr oft regelmäſsig geſtaltet in Gängen und Klüften vorkommt, und das auch durch Kunſt leicht in eine Kryſtallengeſtalt gebracht werden kann; S. 19, wo er die aus einer Auflöſung des Goldes in Königswaſſer angeſchoſſenen Kryſtallen zu den Salzen zählt, die keine Säure in ſich haben; S. 29, wo er dem Scheidewaſſer die Kraft, Gold aufzulöſen, zuſchreibt; S. 77, wo er die kohlenſauren Alkalien unter die Fällungsmittel rechnet, welche das Queckſilber aus der Salpeterſäure in der Geſtalt eines weiſsen Pulvers niederſchlagen; S. 114, wo er zwey von einander ziemlich verſchiedene Bleypräparate als gleichartig ausgibt; S. 116. und 128, wo er Hn. *Trommsdorff* ein Paar Entdeckungen zuſchreibt, die dieſem Schriftſteller nicht angehören, u. ſ. w. An andern Orten widerſpricht er ſich z. B. S. 19. vergl. mit S. 30. und 58. Z. 20. S. 212. Z. 11. vergl. mit S. 214. Z. 25. u. f. w., oder wiederholt ſich z. B. S. 24. Z. 5. 7. vergl. mit Z. 20. 21. S. 92. Z. 13. vergl. mit S. 93. Z. 7, S. 145, Z. 18. vergl. mit S. 153. Z. 2, 3. u. ſ. w. Auslaſſungen ſind z. B. S. 39., wo wir eine Anzeige der Verſuche vermiſſen, die Hr. *Vauquelin* in der Abſicht angeſtellt hat, um auf trocknem Wege das Daſeyn der Platina im Golde und Silber zu entdecken und jenes Metall von dieſen zu ſcheiden, S. 137, wo die Benutzung des Bleyes zum Saigern des Goldes vom Kupfer nicht erwähnt iſt. Auch ſtehen S. 89, 257, 263. u. ſ. w. Vorſchriften zur Bereitung einiger Producte, die gegen beſſere hätten vertauſcht werden ſollen, u. ſ. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Neuere Sprachenkunde. *Kopenhagen*, b. Profit: *Kleine Sammlung Ruſſiſcher Wörter* nach ihrer Ausſprache, mit Deutſcher (Dänik, Swenſk) Erklärung. Ohne Zahlzahl (1802.) 16 S. 8. (4 gr.) — Vermuthlich zum Gebrauch auf Reiſen oder im Kriege ſind die nothigſten Wörter zum Eſſen und Trinken, Wäſche und Kleidung, Hausgeräthe, Muſik, Kriegsweſen und Pferden, zum Schreiben, Rechnen, Geld und Zeit in vier Spalten Ruſſiſch, Dänisch, Schwediſch und Deutſch, meiſtens nach der Folge der Ruſſiſchen Buchſtaben, aber alles in lateiniſcher Schrift zuſammen geſtellt; und den Beſchluſs machen einige kurze Redensarten. Aber weit mochte damit nicht zu kommen ſeyn, denn auf die Fragen Warum? Wer hat dich gelehrt? Was beliebt Ihnen? u. ſ. w. können ja ſehr verſchiedene Antworten erfolgen, die der Reiſende hier doch nicht verſtehen lernt, und wozu dient wohl das ſchöne Compliment: Geh zum Henker, du Teufel! Wer auch nur einen Bogen drucken laſſen will, der ſollte doch erſt darüber denken.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 19. April 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Cassel, b. Griesbach: *Archiv für die Pharmacie und ärztliche Naturkunde*, herausgegeben von *J. Schaub* und *G. H. Piepenbring*. *Erſten* Bandes *viertes* Stück. 1803. v. S. 351. — 460. *Zweyten* Bandes, *erſtes* bis *viertes* Stück. 1803. 1804. 439. S. 8. (Die *drey* letzten Stücke von Hn. *Piepenbring* allein bey Perthes in Gotha) (Jedes St. 12 gr.)

Schon früher (A. L. Z. 1803. Num. 173.) haben wir die 3 erſten Stücke dieſes Archivs angezeigt; jetzt wollen wir die Leſer auch mit den wichtigern Aufſätzen der Fortſetzung bekannt machen, mit Uebergebung der minder bedeutenden, oder aus andern Schriften entlehnten Abhandlungen. *Erſtes* Bandes *viertes* Stück. Hr. *Piepenbring* ſtellt einige *Betrachtungen über das ſydenhamiſche Laudanum* an, und theilt zugleich eine *Vorſchrift zu einem beſſern Laudanum* mit. Er meint, die mit Safran bereitete Mohnſafttinktur wirke ſanfter, als das Laudanum, das bloſs aus Opium und Wein oder brennbarem Geiſte bereitet worden ſey; auch befördere jene Drogue wegen ihres Seifenſtoffes die Auflöſung des ſonſt ſchwer im Branntweine zergehenden Harzes des Mohnſaftes, und er glaubt daher, daſs der Safran in dieſer Tinktur beybehalten werden könne. Die Vorſchrift, nach welcher er das Laudanum zubereiten lehrt, iſt folgende: *Rec. Opii elect. pulverif. Unc. unam, Scrup. unum, Croci conciſi, Drachm. duas, Aqu. comm. deſtill. Spirit. Vini rectificatiſſ. ſingulor. Unc. quatuor, Sacchar. cand. fuſc. pulveriſ. Unc. ſem. M. diger. per IV. dies in calore 96° Fahr.* Wir haben nichts dawider, daſs man etwas Safran zu dieſer Tinktur nimmt, bezweifeln aber ſehr, daſs dieſe Drogue bey dieſem zuſammengeſetzten Mittel das leiſten könne, was der Vf. davon erwartet; die Beymiſchung des Zuckers hingegen iſt nicht zu billigen, und die eckardtiſche Tinktur, die Hr. *P.* tadelt, iſt gewiſs in vielen Fällen brauchbarer, als jenes *Laudanum*. Uebrigens iſt es eine bekannte, ſchon von *Lewis* und andern erwieſene Wahrheit, daſs die ſydenhamiſche Tinktur nicht 10 Gran Mohnſaft im Quentchen enthält, und der Vf. hätte alſo dabey nicht ſo lange verweilen ſollen. — *Ueber den allgemeinen Einfluſs der verſchiedenen Grade der äuſſern Wärme.* Hr. *Baur*, der Vf. dieſes Aufſatzes iſt, redet von den verſchiedenen Wirkungen, welche die Wärme und die Kälte im menſchlichen Körper hervorbringen, und gedenkt zugleich der Verſuche, die *Fordyce*, *Solander* und andere Naturforſcher in ſehr geheizten Stuben angeſtellt, und der Erſcheinungen, die dieſe Gelehrten dabey an ſich beobachtet haben. Auch handelt er von dem Einfluſſe der Temperatur in dem ſüdlichern und nördlichern Clima auf die Seele des Menſchen, und ſucht zu beweiſen, daſs eine ſtarke und groſse Seele die urſprüngliche Anlage der unter einem kalten Himmel gebornen Menſchen ſey, daſs aber dieſe Stärke der Seele den leicht erregten Gemüthern der Bewohner des Orients fehle u. ſ. w. Wir können uns hier nicht in eine weitläuftige Beurtheilung dieſer Behauptung einlaſſen; aber das iſt doch wohl ausgemacht, daſs ein gemäſsigtes, mehr ſüdliches als nördliches Clima die Entwickelung der groſsen Anlagen, die ſich nicht in den Bewohnern einer Gegend allein, ſondern im ganzen menſchlichen Geſchlechte finden, mehr, als ein zu kalter Himmelsſtrich, begünſtigt. — *Unterſuchung einer vom franzöſiſchen National-Inſtitute gemachten Entdeckung, den Galvanismus betreffend*, von *Schaub*. Der Vf. beſchreibt einige Verſuche, die er in der Hinſicht angeſtellt hat, um zu entdecken, ob wirklich trockne Subſtanzen die Stelle von Flüſſigkeiten in der voltaiſchen Säule vertreten können, oder nicht; er hat Kraftmehl, Kochſalz, Kalkleber und pulveriſirte Kohlen mit Zink und Kupfer zur Verfertigung einer ſolchen Säule benutzt, aber bey den damit unternommenen Arbeiten weder eine Spur von Galvanismus bemerkt, noch eine Zerſetzung des Waſſers beobachtet; er macht alſo den Schluſs, daſs ſolche trockne Subſtanzen zur Darſtellung einer wirkſamen voltaiſchen Säule nicht anwendbar ſeyn, und daſs ohne einen feuchten ſauerſtoffhaltigen Zwiſchenkörper kein Galvanismus in einer ſolchen Säule hervorgebracht werden könne. Noch behauptet Hr. *S.*, daſs der Galvanismus eine eigentliche und vollkommne chemiſche Operation ſey, wodurch nicht allein der ſauerſtoffhaltige Zwiſchenkörper, ſondern auch der Dunſtkreis zerlegt werde; daſs ohne eine dieſer Bedingungen durchaus kein Galvanismus ſtatt habe, und daſs ſich während

Digitized by Google

dieſer Operation eine Säure eigner Art bilde, die wahrſcheinlich ein Product aus Sauerſtoff, Waſſerſtoff und Wärmeſtoff (vielleicht auch unter gewiſſen Umſtänden einer metalliſchen Baſis) ſey u. ſ. w. — *Berichtigung einer Stelle im dritten Stücke dieſes Archivs, die Geſchichte des Galvanismus betreffend.* Hr. *Schaub* theilt hier den vollſtändigen Titel einer Schrift von *Boyle* mit, die, wie er wähnt, Nachrichten von ältern Verſuchen über den Metallreiz enthalten ſoll. Es iſt eben die Schrift, auf die wir (A. L. Z. a. a. O. S. 646.) den Vf. aufmerkſam gemacht haben; da ſie jedoch längſt bekannt iſt: ſo hätte Hr. *S.* ſich kürzer faſſen können. — *Von der Lösbarkeit der Erden im Waſſer, und von ihrer Fähigkeit, eine chemiſche Verbindung mit dem Schwefel einzugehen.* Der Vf. Hr. *Schaub*, will bemerkt haben, daſs die Talkerde im Waſſer auflöslich ſey und, mit Waſſer und Schwefel einige Zeit gekocht, oder digerirt, eine Schwefelleber darſtelle, aus der ſich durch Säuren Schwefelnikth fällen laſſe; wir geſtehen, daſs wir dieſe Erſcheinungen bey der Bearbeitung der reinen Talkerde nie gewahr worden ſind, wir vermuthen daher, daſs die Erde, die zu den hier beſchriebenen Verſuchen benutzt worden iſt, nicht vollkommen rein geweſen ſeyn mag.

Zweyten Bandes. *Erſtes* Stück. *Ueber die vegetabiliſche Kohle, oder ältere und neuere Erfahrungen über die nützliche Anwendung und über die Eigenſchaften der vegetabiliſchen Kohle in der Chemie, Pharmacie und Arzneykunde durch eigne Verſuche und Beobachtungen beſtätigt.* Hr. *Schaub*, der auch dieſen Aufſatz verfaſst hat, äuſsert zuerſt ſeine Verwunderung darüber, daſs man bisher nicht häufiger vegatabiliſche Kohle als ein Heilmittel verordnet hat (man hat aber doch ſchon ſeit langer Zeit, und ehedem ſehr oft, ſchwarzes antepileptiſches Pulver gebraucht und von der Lindenkohle, die einen anſehnlichen Beſtandtheil deſſelben ausmacht, viel erwartet; man hat ferner ſogenannten vegetabiliſchen Mohr und gebrannten Schwamm, welche bekanntlich viel Kohle enthalten, zu klihiſchen Verſuchen benutzt, auch häufig Kohle als Zahnpulver angewendet); dann redet er von den verſchiedenen Eigenſchaften der Holzkohle, ſowohl in pharmaceutiſcher, als in mediciniſcher Hinſicht, und ſucht endlich zu erweiſen, daſs dieſe Subſtanz, indem ſie z. B. das Fleiſch gegen die Fäulniſs ſchützt, nicht mechaniſch, ſondern chemiſch, wirke, und daſs ſie ihre antiſeptiſche Kraft auf Koſten (ſo drückt ſich Hr. *S.* aus) der Zerlegung der atmoſphäriſchen Luft äuſsere. Wir laſſen den Beobachtungen, welche die längſt bekannte fäulniſswidrige Eigenſchaft der vegetabiliſchen Kohle beſtäti gen, oder darthun, daſs dieſe Subſtanz die Eigenſchaft beſitzt, mehrern gefärbten Brühen ihre Farbe und manchen ſtark riechenden Dingen ihren Geruch u. ſ. w. zu benehmen, ihren Werth; aber den Vortrag des Vfs. können wir nicht loben; Hr. *S.* ſpricht nicht nur von Dingen, die hierher nicht gehören, z. B. vom Verkohlen der hölzernen Pfähle an ihren äuſsern Theilen, die in die Erde gebracht werden ſollen, von der Anwendung der Kohle unter Gränzſteine u. ſ. w., er wiederholt ſich auch mehrere Male (ſo redet er z. B. S. 14, 19 und 24. von der Benutzung eines über geſtoſſene Kohlen abzogenen Eſſigs zur Bereitung eines weiſſen Blätterſalzes), ſchreibt viel aus andern allgemein geleſenen Schriften, z. B. aus dem Journale der Chemie, ab, u. ſ. w. — *Bemerkungen über den mediciniſchen Nutzen und Gebrauch der Kohle von Hunold.* Dieſer Arzt hat die vegetabiliſche Kohle mit Rum vermiſcht wider einen Hautausſchlag, den man in Nordamerica den Ringwurm nennt, ferner, mit Chinarinde verſetzt, bey faulem ſkorbutiſchem Zahnfleiſche u. ſ. w. angewendet und gute Wirkungen davon beobachtet; bey einigen Lungenſüchtigen hat er mit *Garnett's* Mittel, das aus Schwefelleber und geſtoſsenen Kohlen beſteht, Verſuche angeſtellt; aber faſt mehr Schaden, als Nutzen, bewirkt. — *Kurze Bemerkungen.* Hr. *Schmidt* erzählt uns, daſs er einsmals Ringelblumen, die wahrſcheinlich mit Safrantinktur getränkt waren, ſtatt echten Safrans erhalten habe; Hr. *Schaub* verſichert, daſs der Lakrizenſaft und die Tamarinden zuweilen Kupfer enthalten; Hr. *Piepenbring* benachrichtigt die Leſer, daſs die Königsſchina die urſprüngliche officinelle peruvianiſche Rinde ſey, und daſs unſere gewöhnliche braune Rinde und die rothe China von einem und demſelben Baume herſtamme u. ſ. w. — *Zweytes Stück. Apothekerordnung für Apotheker, welche gewüthigt ſind, Gehülfen zu halten,* von *Piepenbring.* Der Vf, der, wie er ſelbſt ſagt, von jeher viel Unglück mit ſeinen Gefellen erlebt, und bald Trunkenbolde, bald Schwärmer, bald faule, oder diebiſche, oder in andern Betracht unmoraliſche Menſchen zu Gehülfen in ſeiner Officin gehabt hat, theilt hier eine Sammlung der Geſetze mit, welche ſeine Gefellen bey der Verfertigung der officinellen Arzneyen und der Mittel, die von Aerzten oder Wundärzten verſchrieben worden ſind, ferner bey dem Taxiren der bereiteten Arzneyen, bey dem Handverkaufe, bey der Betreibung der Geſchäfte im Laboratorium u. ſ. w. zu befolgen haben, und erläutert zugleich mehrere dieſer Vorſchriften mit Beyſpielen. Wir empfehlen dieſen Aufſatz den Apothekern, die nicht ſelbſt im Stande ſind, einen ausführlichen Contract zwiſchen ſich und ihren Gefellen zu entwerfen. — *Bemerkungen über Volta's elektriſche Säule, und Anwendung der durch dieſelbe erregten Elektricität bey verſchiedenen Formen des Uebelbefindens.* Die Hn. *M.* und *St.* haben einige taubſtumme und ſchwerhörige Perſonen, und einige mit dem ſchwarzen Staare behaftete Kranke in der Cur gehabt, aber bey den Patienten, die an den Augen litten, weit weniger Vortheil durch den Galvanismus bewirkt, als bey denen, die taubſtumm waren, oder ſchwer hörten; auch haben ſie ein ſogenanntes Ueberbein von der Gröſse eines Taubeneyes, welches einer ihrer Gehörkranken an der rechten Hand hatte, verſchwinden ſehen, obgleich der Reiz nicht an die Verhärtung, noch um dieſelbe herum,

Digitized by Google

herum, angebracht worden war; aber einem Patienten, der über freywilligen Harnabgang und über heftige Schmerzen im Unterleibe klagte, haben sie durch jene Elektricität wenig Nutzen verschaffen können. — *Vortheilhafte und wohlfeile Methode, den Schwefeläther zu bereiten* von *Weitsched*. Einige Schriftsteller haben die Bemerkung gemacht, dafs eine, einige Zeit fortgesetzte, Digestion des Gemisches aus Alkohol und Schwefelsäure, das man auf Aether benutzen will, die Erzeugung dieser Flüssigkeit begünstige; unser Vf. belehrt uns aber, dafs eine solche Vorarbeit mehr schädlich, als vortheilhaft sey; und dafs schon eine 18 stündige Digestion jenes Gemisches einen beträchtlichen Verlust an Naphtha verursache; übrigens will er auch beobachtet haben, dafs die englische Schwefelsäure besser zum Aether sey, als das rauchende Vitriolöl, und dafs, wenn die Flüssigkeit in der Retorte gleich zum Kochen gebracht, und bis zum Ende der Operation im starken Wallen erhalten wird, nicht so viel unzersetzter Weingeist übergehe, als wenn man ein schwächeres Feuer giebt. Wir können versichern, dafs wir das sächsische Vitriolöl immer mit dem gröfsten Nutzen zur Bereitung der Naphthe angewendet, und ein gemäfsigtes Feuer schicklicher, als eine zu grofse Hitze, zu dieser Destillation gefunden haben, und wir tragen daher Bedenken, jene Vorschläge des Vf zu unterschreiben. — *Bereitungsart des eisenhaltigen Schwefeläthers.* Hr. *Flafshof*, den dieser Aufsatz zum Vf hat, empfiehlt, statt zweyer Unzen salzsauren Eisenliquors, 6 Drachmen trocknes salzsaures Eisen zu nehmen, dieses unmittelbar zu dem Aether zu thun, dafs Gemisch einige Stunden stehen zu lassen, und dann die klare Flüssigkeit von dem Bodensatze abzugiefsen; er behauptet, auf diese Art einen schönen goldgelben Aether erhalten zu haben, der viel Eisen in sich hatte (von dem er doch in den ersten Tagen eine kleine Portion unter der Gestalt eines Kalkes fallen liefs), und der zum medicinischem Gebrauche sehr tauglich war — Die übrigen Abhandlungen, z. B. *über die beste Bereitungsart des phosphorsauren Natrons, über den Kupfergehalt des Lakrizensaftes* u. f. w. die der Herausg. in dieses Stück aufgenommen hat, sind den Lesern entweder schon aus dem allgemeinen Journale der Chemie bekannt, oder sie sind von keinem Belange, und bedürfen also keiner genauern Anzeige. — *Drittes* Stück. *Bemerkungen über Apothekerassecuranzen, nebst einem Plane und Vorschlage zu einer solchen Assecuranz für die kurhessischen Lande* von *Rink*. Der Vf. theilt seine Gedanken über die Vorschläge einiger Adotheker zur Einrichtung einer solchen Assecuranz, mit und entwirft einen neuen Plan zu einem solchen Institute. Der Gegenstand ist wichtig genug, um die Aufmerksamkeit der Regierungen und der Apotheker zu verdienen, und wir hoffen, dafs ihn besonders die Letztern beherzigen, und ihre Gutachten über die hier gethanen Vorschläge öffentlich bekannt machen werden. — *Ueber das Einschreiben der Recepte in ein besonderes Buch* von *Piepenbring*. Einige Sanitätscollegien haben es unlängst den ihnen untergeordneten Apothekern zur Pflicht gemacht, ein besonderes Buch zu halten und in dieses alle in der Apotheke eingelaufene Recepte einzutragen; Hr. *P.* glaubt aber, dafs dieses Einschreiben keinen Nutzen bringe, sondern nur Zeit raube und Aufwand verursache; er hält es für besser, die Originalrecepte in der Apotheke aufzubewahren; diese gäben ein schicklicheres Mittel ab, als das Receptbuch, unmenschliche oder auch nur nachlässige Aerzte zur Menschlichkeit und Aufmerksamkeit anzuhalten, in Streitigkeiten über Tod und Leben das ärztliche Verfahren auszumitteln, und andere gute Zwecke, die man bey der Einführung eines Receptbuches in die Apotheken zur Absicht hatte, zu erreichen u. f. w. Die Gründe des Vf. verdienen Beherzigung. — *Darstellung der Versuche mit Volta's Säule an Taubstummen und Harthörigen* von *Flafshof*. Der Vf. hat auf eben die Art, auf welche Hr. *Sprenger* einige ähnliche Kranke mit aufserordentlichem Glücke behandelt zu haben verfichert, 3, 4, 6 und mehrere Wochen lang galvanisirt, aber keine vortheilhaften Resultate erhalten; seine meisten Patienten blieben faft eben so taub und stumm, als sie vorher waren, und selbst bey denen, bey welchen das Mittel einigen Nutzen zu leisten geschienen hatte, war die Aenderung von sehr geringer Bedeutung, so dafs diese Heilmethode nur für eine Palliativcur gehalten werden kann. — *Noch einige Bemerkungen über den Wasserfenchel und dessen Nutzen in der Lungensucht von Fleisch.* Dieses Arzneymittel, in Pulverform oder in der Gestalt eines Aufgusses gegeben, hat sich bey einigen Lungenschwindsüchtigen, welchen es vom Vf empfohlen worden war, sehr wirksam gezeigt, und es gehört, diesen und andern Erfahrungen zufolge, unter die Arzneyen, von welchen man sich, zumal wenn es anhaltend fortgebraucht wird, bey anfangenden Lungensüchten Nutzen versprechen kann u. f. w. Hr. *Piepenbring*, der selbst an dieser Krankheit leidet, giebt als Zusatz einige Nachricht von den Arzneyen, deren er sich zur Verbefferung seiner Gesundheitsumstände bedient, und rühmt besonders das Einhauchen des Kohlenstaubes, um dem Auswurfe eine gute Beschaffenheit zu geben, und den innerlichen Gebrauch der Salzsäure, um das Fieber zu besänftigen. Vom Wasserfenchel, der doch den Gegenstand des Aufsatzes des Hr. Fl. ausmacht, scheint er gar nicht Gebrauch gemacht zu haben, und so steht also seine Anmerkung hier wohl nicht am rechten Orte. — *Kurze Bemerkungen.* Hr. *Bucholz* will gefunden haben, dafs der Zinnober keinen Sauerstoff enthalte; Hr. *Ehrhard* glaubt beweisen zu können, dafs der Grund des Verschwindens und Zurückkehrens der gelben Farbe der Beftuchefischen Nerventinktur durch die Einwirkung des Sonnenlichts blofs im nicht ganz entwäfferten Alkohol liege u. f. w. — *Viertes* Stück. *Kurze Darstellung der ursprünglichen Gewichtsverhältnisse, nebst den wichtigsten Resultaten, die sich aus meiner neuen Darstellung der Maafse und Gewichte herleiten lassen,*

Digitized by Google

der Staatsgeschäfte; die Personen, welche die Staatsgeschäfte zu verrichten haben, ihre Eigenschaften, ihre Vorbereitung, ihre Verhältnisse, sowohl unter sich und zu einander, als auch zum Staat; die Gegenstände der Staatsgeschäfte, sowohl der *unmittelbaren* (Gesetzgebung, Militärwesen, auswärtige Geschäfte), als der *mittelbaren* (Justizverwaltung, Polizeyverwaltung, Schul- und Kirchenwesen, Kameral- und Finanzverwaltung); die formale Betreibung der Staatsgeschäfte überhaupt, mit besonderer Anwendung auf die unmittelbaren und mittelbaren. Diese bestimmen die Ordnung und Folge, worin die Staatsgeschäfte verrichtet werden müssen, überhaupt; die Eintheilung und wesentliche Einrichtung der in einem Staat nothwendigen Collegien; die möglichst zweckmäfsige Verbindung der Collegien unter einander; die Commissionen und ihre Verhältnisse zu den Collegien.

In beiden Abschnitten, vorzüglich in dem ersten, kommen viele Sätze vor, die wohl eigentlich der Theorie der Staatswissenschaft angehören; wir wollen hier aber nur einiges ausheben, das sich zunächst auf die Verwaltung der Geschäfte bezieht.

Ueber die Grade der *Publicität* hat sich der Vf. nicht erklärt: gleichwohl ist dieser Punkt einer der wichtigsten, und der schwersten bey der Organisation der Geschäftstreibung. Es läfst sich so leicht sagen, die Regierung müsse offen vor den Augen des Volks handeln, wenn es nur auch in der Anwendung so leicht wäre. Manche Geschäfte ertragen die Publicität durchaus nicht z. B. die auswärtigen, die Gründe der Befetzung der Staatsämter: andere ertragen sie nur zum Theil, wie die Militärfachen, die Finanzverwaltung, die Gründe der Gefetzgebung. Ueberschreitet man die Gränzen, so schadet man, statt zu nutzen: gibt dem unverständigen Rinde ein scharfes Schneideinstrument in die Hand. Vielleicht gibt es keine sichere Regel, als die: man übe Publicität bey allen Geschäften, welche, vermöge ihrer Natur, von dem Publicum controllirt und beurtheilt werden können. Freylich scheint auch sie bey dem ersten Anblick in der Anwendung schwankend: allein eine genauere Ueberlegung dürfte zeigen, dafs der blofse gesunde Verstand leicht genug die Scheidelinien auffindet, durch deren Befolgung Regierung und Unterthanen ihr beiderseitiges Interesse am besten befördern, und auch am meisten mit einander zufrieden sind. So würde es nach diesem Mafsstab leicht zu entscheiden seyn, ob die Sitzungen der Gerichte vor offenen oder verschlossenen Thüren gehalten werden sollen: da das Publicum unmöglich die Verhandlungen beurtheilen kann, und nur berechtigt ist, solche Urtheile zu erfahren, die das Ganze, interessiren wie z. B. die Todesurtheile.

Was der Vf. über die *Vertheilung der Geschäfte* unter die verschiedenen Departements sagt, scheint uns meistens richtig und angemessen. In gröfsern Staaten würden wir jedoch ein Conseil aus den Chefs aller Departements, unter des Regenten Vorsitz für zweckmäfsig halten. Nur auf diesem Wege erhält der Regent eine vollkommne Ueberficht aller einzelnen Zweige der Verwaltung, wodurch er in den Stand gesetzt wird, wahrhaft gemeinnützige, nicht blofs einseitige, auf diese oder jene Seite sich neigende Beschlüsse zu fassen. Freylich versteht es sich, dafs man dabey voraussetzt, dafs die Chefs der Departements nicht blofs den Namen hergeben, sondern auch ihrem Posten wirklich ein Genüge thun können: allein wo diese Voraussetzung unstatthaft wäre, da würden auch die besten Regeln nie viel ausrichten. Auch hat man sich bey der Verbindung zwischen den verschiedenen Departementern sorgfältig vor einer zu grofsen Verwickelung zu hüten. Die Geschäfte werden durch ein solches Hin- und Herschreiben zwischen den Collegien unendlich erschwert und verzögert. Gleichwohl finden sich, in allen gröfsern Staaten wenigstens, Beyspiele genug von Verstöfsen gegen diese Regel. So beziehen sich die meisten, allerdings gegründeten Klagen einsichtsvoller Beamten, selbst im Preufsischen, eben auf diese weitläuftigen Schreibereyen, welche selten einen verhältnifsmäfsigen Gewinn bringen.

Die *Prüfung* der Fähigkeit der Candidaten zu den Staatsämtern dürfte noch im Ganzen mehr zu individualisiren seyn. Meistens verfehlen auch die schweren und weitläuftigen Prüfungen ihres Zwecks, ungeachtet man alle Sorgfalt darauf wendet. Es kommt weit mehr darauf an, zu erforschen, ob der Candidat für diese oder jene Art der Geschäfte ein vorzügliches Talent habe, als ob er ein Mann von universellen Kenntnissen sey. Nur der Ausschlag jener Prüfung gibt dem Staat ein sicheres Kennzeichen, ihn auf die für das Ganze vortheilhafteste Weise anzusetzen, die zugleich auch, wenigstens in der Folge, ihm selbst die erwünschteste seyn mufs.

Aufrücken müssen die Beamten, die sich übrigens gut im Dienst betragen, allerdings, jedoch unter einer zwiefachen Einschränkung. Zuerst ist es in mehrern Rücksichten sehr rathsam, die expedirenden Beamten von den beschliefsenden zu trennen, wenn von dem Aufrücken die Rede ist. Man wird nie gerechte Erwartungen befriedigen, nie vollkommen taugliche expedirende Bediente erhalten, wenn man diese Gränzlinie übertritt. Jede Klasse mufs ihre Ordnung für sich haben: und keiner mufs aus der andern dazwischen treten. Man gebe dem ersten expedirenden Secretär oder Kanzleydirector, wie man ihn oft nennt, ein sehr reichliches Gehalt, grofse äufsere Auszeichnungen: aber er müsse keinen Anspruch auf eine Rathsstelle haben, weil er sich sonst nie dem Secretariat eigends und ganz widmet. Ferner gibt es in allen Staatsämtern ein Alter, über welches hinaus man dem Staat nicht mehr mit aller Kraft dient. Wer das Alter überschritten hat, dem kann nicht blofses Dienstalter Anspruch auf einen Posten geben, dem er nicht mehr gewachsen ist. Besser sorgt auf alle Weise die Regierung für sie, wenn sie ihnen im Alter eine anständige Versorgung gibt, durch eine angemessene Ehrenbezeugung gewürzt.

Das

Digitized by Google

Das beste Mittel, die Beamten, insonderheit die Unterbehörden zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten, und manchen Vergehungen vorzubeugen, ist eine genaue, festgesetzte *Aufsicht*; wodurch man sich, zu unvorhergesehenen Zeiten, bis in das kleinste Detail von der Befolgung der gegebenen Vorschriften überzeugt. Dieser wichtige Zweig der Verwaltung ist insonderheit im Preußischen sorgfältig organisirt; allein selbst hier wäre noch manches nachzutragen.

Die *Commissarien*, deren der Vf. erwähnt, sind blos die vollziehenden, nicht die, aus Mitgliedern mehrerer Collegien zusammengesetzten, *berathenden*. Gleichwohl hätte an der letztern um desto mehr erwähnen sollen, da oft eben auf diesem Wege wichtige, in das ganze Interesse des Staats eingreifende, allgemeine Beschlüsse am leichtesten und besten sich einleiten lassen.

Dem *zweyten* Theil, der auch den besondern Titel: Anleitung zur gesammten Geschäftsführung für Juristen und Kameralisten führt, hat der Vf. eine Einleitung vorangesetzt, worin er den Begriff und Unterschied der besondern Staatsgeschäftslehre von der allgemeinen weiter entwickelt, und von Inhalt, Umfang, Zweck, Nutzen und Literatur dieser Wissenschaft handelt. Nachher werden die einzelnen Materien in eben der Ordnung erörtert, als in dem *ersten* Theil. Das erste Hauptstück zeigt die Anwendung der allgemeinen Grundsätze in Ansehung der möglichst zweckmäßigen Betreibung der Staatsgeschäfte auf besondere Gegenstände, sowohl überhaupt, als derer, welche zu den unmittelbaren und mittelbaren Staatsgeschäften gehören. Bey jenen wird gehandelt von der Vorbereitung zu Vorträgen, von mündlichen und schriftlichen Vorträgen, von der Schreibart in Staatsgeschäften oder dem Geschäftsstil, von den Curialien oder dem Kanzleyceremoniel. Bey der Lehre von den unmittelbaren Staatsgeschäften mit Rücksicht auf die geltende Praxis, werden die Verhandlungen und Verträge erörtert, welche die innern und äußern Verhältnisse des Staats betreffen, vorzüglich die dahin gehörenden allgemeinen und besondern Verordnungen. Die Vorschriften in Ansehung der formalen Beschaffenheit der mittelbaren Staatsgeschäfte, mit Rücksicht auf die geltende Praxis, betreffen die Verhandlungen und Vorträge bey der Justizverwaltung überhaupt, bey dem Civilprozeß, den fiscalischen Untersuchungen und dem Criminalprozeß, den Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit, der Polizeyverwaltung, dem Schul- und Kirchenwesen, den Kameral- und Finanzgeschäften, dem Expeditions-, Kanzley-, Registratur- und Archivwesen. Das zweyte Hauptstück entwickelt die Grundsätze des Geschäftsgangs in Ansehung der besondern Praxis bey Unterbehörden, bey den Oberbehörden und bey Deputationen oder Commissionen. Dabey wird allenthalben, auch zu den einzelnen Paragraphen, die gemeinnützigste Literatur angeführt, so wie auch in der Einleitung ein Verzeichniß der brauchbarsten allgemeinen Schriften mitgetheilt ist.

Im Ganzen scheinen uns die meisten von dem Vf. angegebenen Regeln und speciellen Vorschriften richtig und angemessen, nur daß er oft in ein zu großes Detail hinein geht. So wünschenswerth und vorzüglich auch bey einer solchen Abhandlung eine gewisse Vollständigkeit ist: so veranlaßt man dennoch eher verwirrte und unbestimmte Vorstellungen, wenn man Regeln über die Form aller speciellen Geschäfte geben will, die sich durchaus nur nach den Umständen richtet. Der geschickte Arbeiter bedarf ihrer in keinem Fall, und hat eine hinlängliche Anleitung an den Grundsätzen, deren Anwendung er selbst bestimmen muß; für den mittelmäßigen sind dergleichen Anweilungen immer noch unzureichend, und weit minder nützlich, als die fast mechanische Nachahmung guter Muster, die er vorfindet.

Ein sehr wichtiges, ganz allgemein brauchbares Hülfsmittel bey irgend umständlichen Geschäftsaufsätzen aller Art sind die *Entwürfe*. Kenner sehen es einer Arbeit bey dem ersten Blick an, ob ihr ein solcher ordentlicher Grundriß unterliegt, und wie sehr die Arbeit an sich dadurch erleichtert wird, sollte ein Laye sich kaum vorstellen. Wir würden daher recht dringend anrathen, hierauf weit mehr, als es bisher geschehen ist, bey dem wissenschaftlichen Unterricht Rücksicht zu nehmen, und wir können aus mannichfaltiger, vieljähriger Erfahrung die Vergleichung solcher Entwürfe mit der nachherigen Ausarbeitung als eins der wirksamsten Bildungsmittel für angehende Geschäftsmänner empfehlen.

Bey den *Protocollen* dürfte ohne Unterschied eine gleichförmigere Einrichtung vorzuschreiben seyn. Nicht allein wird dadurch die Arbeit sehr erleichtert, sondern auch die Controlle und die Vergleichung zu allgemeinen Resultaten, wozu man sie sonst nicht ohne große Mühe und nie mit völliger Zuverlicht brauchen kann. Wir würden für jede besondere Gattung von Protocollen Schemata vorschlagen, die im ganzen Lande gleich seyn müßten; bey einigen, wie z. B. den Schuld- und Pfandprotocollen, würden wir sogar durchaus gedruckte Blankets empfehlen. Der Vortheil, auch für die Genauigkeit der Protocollführung, ist unverkennbar, und, anstatt einen größern Aufwand zu machen, ist der Druck sogar beträchtliche Ersparung, wenn man, wie billig, auf den Zeitaufwand bey dem Liniren und Rubriciren, gehörige Rücksicht nimmt.

Ueber die Art, wie die *Stimmen*, es sey in einem Collegio oder in Gerichten, gegeben, gezählt und gewogen werden, sind allerdings spezielle Vorschriften erforderlich. Hierin müssten Gesetze und Instructionen den Präsidenten und Directoren völlig die Hände binden: denn die Heiligkeit des Rechts, seine Meynung unverholen zu sagen, ist eine der größten Stützen der Gewissenhaftigkeit. Aus eben diesem Grunde ist es auch jedem Mitgliede eines Collegii durchaus vorzubehalten, seine, allenfalls von der Mehrheit abweichende, Meynung durch den Weg des gewöhnlichen Vortrags, in seinen selbst gewählten

Digitized by Google

gewählten Worten, unmittelbar dem Regenten vorzulegen: und die schwersten Strafen müssen, ohne Unterschied der Person, den Referenten treffen, der sich hier die mindeste Verschweigung oder Verdrehung erlaubte.

Zu den Gegenständen einer besondern Anweisung für die Unterbeamten müssen auch die *Register* gerechnet werden. Man übersieht nur zu oft die Wichtigkeit dieses Geschäfts, worin doch die Erfahrung jeden Beamten, ohne Ausnahme, in seinem Wirkungskreise so überzeugend belehrt. Auch hier ist die Gleichförmigkeit der Regeln eine ungemeine Erleichterung der Arbeit selbst und der Benutzung derselben durch die Behörden.

So sehr sich die Nützlichkeit *tabellarischer Darstellungen* bey vielen Gegenständen bewährt, so selten findet man dennoch Kenntnisse und Fertigkeit in dergleichen Ausarbeitungen. Auch auf diesen Mangel bey der Anweisung angehender Geschäftsmänner müssen wir aus vielfältiger Erfahrung aufmerksam machen. Es wäre daher sehr zu wünschen, dafs sich ein auch mit dem praktischen dieser Arbeiten vertrauter Mann entschliefsen wollte, die allgemeinen Grundsätze der Tabellenwissenschaft vollständig und bestimmt zu entwickeln, und solche durch gut gewählte Muster in allen verschiedenen Gattungen zu erläutern, weil die Verfinnlichung hier fast unentbehrlich ist. Bis jetzt haben wir noch kein irgend hinlängliches Werk dieser Art, weder in der deutschen noch in einer andern Sprache: und die darin einschlagenden Versuche sind alle mehr oder weniger unvollkommen und mangelhaft.

OEKONOMIE.

Riga, b. Hartmann: *Grundsätze zu einer theoretischen und praktischen Verbesserung der Landwirthschaft in Liefland.* Nach den zweckmäfsigsten ökonomischen Schriften entworfen und für Liefland bearbeitet von *W. Ch. Friebe*, beständigem Secretär und Ehrenmitgliede der liefländischen gemeinnütz. u. ökonom. Societät u. f. w. *Zweyter* Bändchen, die Viehzucht in Liefland betreffend. 1803. 176 S. 8. m. 1 K. (14 gr.)

Der Vf. dieses Werks, dessen *erster* Band in der A. L. Z. 1803. Num. 111. recensirt worden, fährt rühmlichst fort, seine Landsleute über das, was zur Verbesserung und Aufnahme der Landwirthschaft in Liefland zu thun nothwendig ist, zu belehren, und beschäftigt sich in dieser Hinsicht in dem *zweyten* Bande, welchen wir hier anzeigen, mit der Behandlung der Wiesen, des Futterbaues und der Viehzucht. Wie weit man dort in der Cultur der Landwirthschaft noch zurück ist, und welche Hindernisse dem Emporkommen der Zweige, welche den Gegenstand dieser Abhandlung ausmachen, entgegen stehen, erfieht man aus mehrern Stellen, besonders auch aus dem Abschnitt, in welchem der Vf. von der Menge der Wölfe redet, die man noch in Liefland findet. Im Durchschnitt wird, nach der hier aufgestellten Berechnung, in manchen Gegenden jährlich das sechste Schaf, eben so viel an Ziegen und Schweinen, das zehnte bis zwölfte Pferd, und oft auch eine gleiche Anzahl von Rindvieh, eine Beute der Wölfe. Nicht blofs im Sommer, sondern auch im Winter, brechen die Wölfe, besonders bey den Bauern in die oft nicht genugsam verwahrten Ställe ein, wo sie denn nicht selten den ganzen Viehstand des Bauern, seinen einzigen Reichthum, vernichten. Der Vf. dringt daher mit Recht auf thätige Anstalten im ganzen Lande zur Ausrottung dieser Raubthiere, und macht hiezu zweckdienliche Vorschläge. Ueberhaupt müssen wir der Ausarbeitung dieses *zweyten* Bändchens denselben Beyfall ertheilen, den wir schon bey der Anzeige des *ersten* Bandes geäufsert haben. In einer sehr natürlichen Ordnung geht der Vf. von allgemeinen Betrachtungen über die Oberfläche in Liefland in Rücksicht auf die Viehzucht, und über das Verhältnifs der Wiesen zum Ackerbau und zur Viehzucht, zum eigentlichen Wiesen- und Futtergewächsbau über. Jeder Haltung des Viehstandes, dem Rindvieh, den Pferden, Schafen, Ziegen, Schweinen, ja selbst dem Federvieh ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Bey jedem Gegenstande macht der Vf. mit der Schilderung der lokalen Gebrechen und Unvollkommenheiten und ihrer Folgen den Anfang, und zeigt dann die zweckmäfsigsten Mittel zur Verbesserung, gestützt auf die Vorschriften klassischer Schriftsteller, und mit Hinzufügung anschaulicher Berechnungen von dem zu erwartenden Nutzen. Durchweg herrscht im Vortrage eine gereinigte edle Sprache, gleich weit entfernt von unnützem Wortkram, wie von unbefriedigender Kürze. Für den gemeinen Landmann sind freylich diese Belehrungen nicht passend, auch nicht bestimmt; aber um so wichtiger sind sie für den Gutsbesitzer in Liefland. Dieser mufs durch die hier geschehene Darstellung gereizt werden, zur Erhöhung des Werths seiner Güter, die von dem Vf. empfohlnen Verbesserungen nach und nach zur Ausführung zu bringen, und diese Beyspiele werden alsdann auch bey dem gemeinen Landmann Nachahmung bewirken. Selbst für den Ausländer wird das vorstehende Werk, wenn es vollendet seyn wird, immer ein treffliches Repertorium bleiben, und wir wiederholen daher den Wunsch, dafs es dem Vf. gefallen möge, in einer der Fortsetzungen eine Vergleichung der Lieflandischen Mafse und Gewichte, mit irgend bekannten in Deutschland, z. B. dem Magdeburgischen Feldmafs, und dem Berliner Scheffel und Gewichtsmafs zu liefern: so wie auch, am Schlufs des ganzen Werks, ein alphabetisches Register den bequemen Gebrauch dieses Handbuchs sehr befördern wird.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 24. April 1806.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

ZÜRICH, b. Orell, Füsli u. Comp.: *Neues Militärarchiv*, bearbeitet von einer Gesellschaft erfahrner deutscher und schweizer Officiere. *Ersten* Bandes *drittes* bis *sechstes* Heft. *Zweyter* Band. 1804 u. 1805. Der *erste* Band 480, der *zweyte* 416 S. 8. mit ein Paar Karten.

Den Anfang dieser Zeitschrift haben wir in der A. L. Z. 1804. Num. 339. recensirt. Wir sprechen von der Fortsetzung mit so viel mehr Vergnügen, da die Vff., auf die Vervollkommnung ihrer Arbeit emsig bedacht, wirklich seit einiger Zeit viel mehr Interesse darein gelegt und durch Aufsätze von Wichtigkeit ihr einen eigenthümlichen Werth gegeben haben. Zwar finden sich anfangs noch zu viele Aktenstücke über *projectirte* oder ausgeführte Organisirung militärischer Corps in der Schweiz wörtlich eingerückt, welche, da sie sich nicht sehr merkwürdig unterscheiden, kaum im Lande selbst einiges Interesse haben können. Hievon ist man, seit Th. 2, 324. abgegangen; spätere werden auszugsweise geliefert. Hingegen ist manches Lehrreiche in den Urkunden und Berichten der militärischen Einrichtungen von Frankreich und Oestreich; am allermeisten zeichnen sich die zumal in der letzten Hälfte des *zweyten* Bandes häufigern eigenen Abhandlungen aus. Von diesen und jenen geben wir eine kurze Anzeige. Von erstgenannten Aktenstücken ist genug, zu wissen, dass man sie hier in möglichster Vollständigkeit findet. Nennen wollen wir, als die merkwürdigsten, die allgemeine Organisation des schweizerischen Militärs (für das Contingentcorps von 15000 Mann. d. 22. Jun 1804; Th. II, 114.) und die neuen Capitulationen der Schweizerregimenter in Frankreich (d. 27. Sept. 1803; Th. I, 277 vgl. wie es sonst gewesen S. 312.) und in Spanien (d. 2. Aug. 1804; ebendas. S. 217.). Von auswärtigen Nachrichten können sowohl die über die Einrichtung des französischen Generalstabs, die zwar schon in Posselt's Annalen war, als die (aus dem *memorial topographique militaire* genommene) von dem Hauptkriegsdepot (Th. II, 1. 81.) nicht genug zur Nachahmung verbreitet werden (Th. I, 212.). Ueber die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten der Landung eines zu entscheidenden Thaten hinreichenden Truppencorps in England wird I, 438. mit Einsicht gesprochen, so dass dieselbe nicht unmöglich, aber sehr, sehr schwer erscheint. Die vom Erzherzog Karl eingeführten Reformen sind zum Theil erzählt; jene berühmten vier oder fünf Fundamentalrescripte waren eines vollständigen Auszugs würdig. Ueber das, eine kurze Zeit erlaubt gewesene, Kaufen von Officiersstellen (I, 472.) werden gute Anmerkungen gemacht, welche aber durch Lokalbetrachtungen berichtigt werden könnten. Unter die vorzüglichen Aufsätze gehören die Bemerkungen über die nördliche Gränze der Schweiz (ebendas. 453.) und noch mehr die, mit einer guten Karte begleitete, Recognoscirung des Schwarzwaldes (II, 145.). Auszeichnende Erwähnung verdient auch die Correspondenz eines preussischen und eines schweizerischen Officiers über die Zahl derjenigen französischen Truppen, welche 1798 den Umsturz der alten Eidgenossenschaft bewirkten (Th. II, 289.). Der letztere rechnet 36000, ersterer nicht viel über 20000 Mann, und wir sind geneigter, diesem zu glauben: *Seine* Angaben gründen sich auf eigene Beobachtungen, *jene* auf Listen, welche aus vielen Ursachen trügerisch zu seyn pflegen; man weiss die mannichfaltigen Künste, wodurch die eigentliche Zahl dieser Truppen fast unerforschlich gemacht wird; man wird einst mit beschämendem Erstaunen erfahren, wie unsre Zeit auch hierin sich hat lassen täuschen. Das Mehr oder Weniger der Unehre für die Besiegten kann hier nicht in Betracht kommen. Was für Widerstand war möglich, im Schrecken des den meisten unerwarteten Ueberfalls von Seiten einer allgemein gefürchteten Macht, welche, wenn sie voritzt auch nur wenige sandte, durch unaufhörlichen Nachschub übermannen musste, und im Augenblick einer auf das Höchste gebrachten Gährung, welche die meisten alten Obrigkeiten zu dem sonderbaren Entschluss gebracht hatte, in der grössten Noth des Vaterlandes die Zügel aus der Hand fallen zu lassen, und in einer Zeit ausserordentlicher (seither nicht unerhörter) Verblendung, da jeder Canton durch Nichterfüllung der natürlichen und beschwornen Bundespflicht sich zu retten vermeynte! Die Erinnerung dieser Zeit führt natürlich auf die Th. II, 253. vortrefflich beleuchtete (für mehr als Ein Land wichtige)

Digitized by Google

wichtige) Frage, *was denn für die Schweiz nun zu thun ſey?* Da kann von hingebender Verzweiflung, die zu nichts als zu ſchnöder Vernichtung führt, keine Rede ſeyn; und nicht weniger verderblich wären unbeſonnene Verſuche, deren Ausgang eine erdrückende Erſchwerung des Jochs ſeyn würde. Die allgemeine Lehre iſt: *Schicket euch in dieſe Zeit, ohne zu verſäumen, euch einer beſſern würdig zu machen.* Den Schweizern wird angerathen, ihrer Miliz die möglichſte Vollkommenheit zu geben, und durch Ehrgefühl und Vaterlandsliebe die Kraft derſelben zu erhöhen. Dadurch werden ſie in ihrer ſtarken Lage bedeutend, dadurch Freunden und Feinden reſpectabel. Zeit, Ereigniſſe, was können die nicht herbeyführen! *Das* ſollten alle Staaten bedenken, daſs, da der gröſste von ihnen ganz militäriſch wird, alle verloren ſind, welche, in blindem Vertrauen auf die regulirten Truppen, verſäumen, das Volk ebenfalls zu tapferer Selbſtvertheidigung zu organiſiren. Wenn jeder bewaffnet, jeder unterrichtet iſt, welchen Nachbaren, unter welche Führung er ſich anzuſchlieſsen hat, und Gefühl für Nationalehre mit der Begierde ſein *Eigenthum* zu retten ſich vereinigt, wird es wohl alsdann auch ſo leicht ſeyn, bey einer kraftvollen Nation wie in den Hürden wehrloſer Schafe herum zu wühlen, welche nun einmal da ſind, um geſchoren zu werden? Und hiezu iſt *wollen*, iſt muthiger Entſchluſs hinreichend: denn was die Natur eingibt, wozu *ſie* aufruft, iſt leicht, weit leichter, als Hohn und Raub zu ertragen. Wir bemerken groſse Einſicht in der Abhandlung der Frage, ob es vortheilhafter ſey, ſämmtliche leichte Infanterie mit der Linieninfanterie zu verbinden, oder beſonders beſtehende leichte Bataillons zu haben (II, 371.)? Daſs beiderley Manier nützlich und nach Umſtänden nothwendig iſt, ergibt ſich als Reſultat; wichtiger iſt aber die Ausführung durch das Andringen auf beſſere Bildung des *Geiſtes der Armee.* Das Steife, Maſchinen- und Paradenmäſsige des auf einen Leiſten berechneten Liniendienſtes hat ihn beynahe erſtickt. Wie könnte dieſer ohne Gedanken, ohne eigenen Eifer, ohne lebendige Theilnahme und Gemeingeiſt gegen Truppen beſtehen, die, für den Zweck(wäre es auch nur Beute und Ruhm) begeiſterungsvoll, von Feldherren geführt werden, die freyen Spielraum haben in Erfindung aller Mittel zu deſſen Erreichung? Iſt ſichs groſs zu wundern, wenn über den kalten Mechanismus der Regulirten und über die Unanſtelligkeit der Miliz (wo etwa von derſelben einige alte Spuren ſind) die Oberhand für den Feind unzweifelhaft wird? Oder ſollten, unſrer Schläfrigkeit zu gefallen, Kühnheit im Unternehmen und Raſchheit in der That ihre inwohnende Kraft verlieren! Die Schwachſinnigkeit iſt erſtaunenswürdig, nach der die alten Ideen von Ehre, Freyheit, Religion (die ſelbſt für Friedrich ſo viel gethan) mit der elenden Vorſpiegelung einer gemeinen *Sache der Fürſten* vertauſcht worden: als wäre die Erhaltung der Verfaſſungen, des Eigenthums und einer Nationalehre nicht *Sache der Völker*, zu denen auch die Heere gehören. Im übrigen zeigt der Vf. der Abhandlung, welche uns zu dieſen Betrachtungen veranlaſste, beyläufig den Schaden, welchen Joſephs II. und Laſcy's Reformen dem öſtreichiſchen Heer durch die Umſchaffung jener unter Thereſia ſo vortrefflichen leichten Völker in ſchwere Infantere zugefügt haben. Aber, ſo iſts: Der Depotismus glaubt zu können, was er will; und Lokalitäten und Nationalität behalten ihre Rechte; wer es gegen ſie aufnimmt, wird immer nur etwas halbes machen, und den Zweck verfehlen. Die Unterſuchung, wer der Erfinder des excentriſchen und des Flankenrückzuges ſey (II, 366), iſt durch verſchiedene Stellen des Buchs vom Geiſte des neuern Kriegsſyſtems veranlaſst worden, deſſen Vf. der erſte hat ſeyn wollen, der dieſe Regeln aufgeſtellt. Es wird gezeigt, wie Friedrich ſie ſchon vor faſt fünfzig Jahren ins Werk geſetzt, und ihren Grundſatz ausgeſprochen. Dieſe und ähnliche Aufſätze geben der Sammlung ein Leben und einen Werth, welche den Wunſch ihrer Dauer, und alſo gehöriger Unterſtützung erregen. Wir verbinden hiemit den der Einführung jener Th. I, 428. vorgeſchlagenen Centralſchule für das Militärweſen und die Artillerie: Nichts iſt wichtiger, als daſs der militäriſche Geiſt bey der Nation wieder empor komme; (er hätte nie einſchlafen ſollen; Landbau und Waffen ſind die wahren Stützen der Freyheit), und daſs ſie hierüber in keiner neuen Idee zurückbleibe. Hiezu ſind Recenſionen wie die von des Obriſten von G. höherer Taktik und des Majors von Brixen Terrainslehre (II. 279 397.), auch Anzeigen wie die von Zeugherrn Breitinger's vortrefflichem Plan der Stadt und Gegend von Zürich (II, 350.) beſonders nützlich.

NATURGESCHICHTE.

Braunschweig, b. Reichard: *Claſſification und Beſchreibung der europäiſchen zweyflüglichen Inſekten. (Diptera Linn.)* Von *Johann Wilhelm Meigen* u. ſ. w. *Erſter* Band *zweyte* Abtheil. 1804. S. 153 — 314. u. Tabb. IX — XV. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Das Lob, welches Rec. in der A. L. Z. 1805. Num. 54. der *erſten* Abtheilung beygelegt hat, gebührt nicht minder dieſer *zweyten* Abtheilung. Denn wenn der die Bearbeitung der Gattungen *Tipula* und *Stratiomys* den Fleiſs und den Scharfſinn des verdienſtvollen Vfs. beurkundet, ſo iſt dieſs hier nicht minder der Fall mit den ſchwierigen Gattungen *Tabanus*, *Bombylius* und *Aſilus*. Für den Entomologen iſt es unnöthig weitläuftig auszuführen, wie chaotiſch es bisher in der Ordnung der Zweyflügler in den Inſektenſyſtemen ausgeſehen habe, wie Keiner vor Hn. M. an dieſes unbebaute Feld mit ganz glücklichem Erfolg Mühe und Fleiſs verwandte; für den übrigen Theil der Leſer dieſer Blätter würde aber vollends eine ſolche Deduction ſehr trocken ſeyn. Rec. begnügt ſich daher, blos Rechenſchaft von den neuen

Digitized by Google

neuen von Hn. M. herrührenden Gattungen zu geben, um eines Theils den Werth dieſer Arbeit im Allgemeinen zu belegen, und andern Theils diejenigen Entomologen, welche das Werk noch nicht beſitzen, darauf aufmerkſam zu machen, welche Schätze ſie hier finden können.

Sechs und dreyſsig Gattungen kommen in der erſtern, in dieſer Abtheilung aber ein und dreyſsig vor, und zwar von der ſieben und dreyſsigſten *Xylophagus* an, bis zur ſieben und ſechzigſten *Trineura*. Im *zweyten* Bande haben wir alſo die noch übrigen ſechs und vierzig Gattungen zu erwarten. Anfänglich ſollte die Zahl ſämmtlicher Gattungen ſich zwar auf 114 belaufen; allein die Einziehung der Gattung *Platyptera* und deren Verbindung mit *Empis* zeigte ſich als nothwendig, und brachte daher die Zahl auf 113 herab; vergl. die Note S. 219. — Nun zu den neuen Gattungen. *Xylophagus*; die aufgeführten Arten *ater* und *maculatus* kommen bey keinem andern Schriftſteller vor; Degeer aber rechnete eine dritte hierher zu zählende, Hn. M. jedoch nicht näher bekannte, zur Gattung *Nemotelus*, unter dem Namen *cinctus*. *Heptatoma*; mit nur einer Art *bimaculata*, von Schäffer tab. 72. fig 7. in den *Icon. Inſ. Ratisb.* abgebildet. Die Linneiſch-Fabriciſche Gattung *Tabanus* iſt in die Gattungen *Chryſops*, *Haematopota*, *Tabanus* und *Tanyglossa* aufgelöſt. Zur erſtern ſind die bekannten Arten *ridsatus*, *caecuticus* und *lugubris*, ſo wie auch die beiden neuen *italicus* und *flavipes* gerechnet; zur zweyten *pluvialis* und *italica* (Panzers *pluvialis?*) gezählt; bey der dritten mit Hinzufügung der neuen Arten *taurinus*, *ferrugineus* (3), *micans*, *ferrugineus* (10) und *ochroleucus*, die ältern *bovinus*, *morio*, *autumnalis*, *borealis*, *tropicus*, *bromius* und *ruſticus* gelaſſen; zur vierten endlich iſt die neue Art *ferruginea* aus Portugal geſtellt, und dazu ſind auch noch muthmaſslich geſellet (denn Hr M. ſah ſie nicht ſelbſt) die Arten *hauſtellatus* und *proboſcideus* Fabr. und *mauritanicus* Gmel. Ein Uebereilungsfehler iſt es, daſs in der Gattung *Tabanus* zwey Arten, die dritte nämlich und zehnte, den Trivial-Namen „*ferrugineus*" erhielten. Mikan, der ſich um die Geſchichte der Böhmiſchen *Bombylien* ein ungemein groſses Verdienſt erwarb, hat dennoch Hn. M. zu thun übrig gelaſſen, der es für nöthig hielt, dieſe Gattung in drey abzutheilen; in der erſtern *Bombylius*, blieben die meiſten Arten der alten Gattung ſtehen; zur zweyten *Conophorus*, konnte bisher nur die einzige Mikan'ſche Art *maurus*, ſo wie zu der dritten *Phtiria*, nebſt der neuen Art *fulva*, nur die Mikan'ſche Art *B. pulicarius*, hier *Phtiria nigra* (warum nicht *Phtiria pulicaria?*) gebracht werden. Einige der Mikan'ſchen Bombylien blieben freylich Hn. M. unbekannt; dagegen aber ſtellte er mehrere Arten auf, die Mikan in Böhmen nicht fand. *Sachydromia;* von bekannten Arten konnte M. hier nur des Fabr. *Muſca curſitans* und *cimicoides* unterbringen, acht neue ſind ihnen aber zugeſellt, von denen die vierte *lineata* tab. XII. fig. 5 als Muſter der Gattung abgebildet iſt. Zur Gattung *Hybos* iſt eine von der Gattung *Empis* getrennte Art, *clavipes* Fabr., hier *funebris* genannt, nebſt der neuen *flavipes* gebracht. Da die keulenförmigen Füſse einen Charakter der Gattung auszumachen ſcheinen: ſo rechtfertigt ſich hierdurch die Abänderung des Fabriciſchen Trivial-Namens „*clavipes*" in *funebris*. Rec. kommt nunmehr zu den bedeutenden Reformen, welche die Linneiſch-Fabriciſche Gattung *Aſilus* erfahren hat, und welche um ſo wichtiger ſind, als es bisher darin noch ſehr verwirrt ausgeſehen hat. Das Reſultat der Unterſuchungen des Hn. M. war, daſs ſtatt einer ſchwankenden Gattung das Syſtem fünf auf ſichern Grundfeſten ruhende erhielt, als: a. *Leptogaſter*, zu welcher nebſt dem *A. tipuloides* Fabr., die neue Art *fuſcus* gerechnet iſt; b. *Aſilus*, bey welcher die bekannten Arten *crabroniformis*, *barbarus*, *germanicus*, *aeſtivus* und *forcipatus* ſtehen blieben und mehrere neue Arten hinzu kamen; c. *Daſypogon*, in welcher auſser den neu entdeckten Arten, die bekannten *teutonus*, *punctatus* (von welcher *diadema* der Mann iſt) und *cinctus* untergebracht ſind; d. *Dioctria*, welche auſser den bekannten Arten *hyalipennis*, *oelandica* und *feneſtralis*, noch fünf neue in ſich faſst; e. *Laphria* endlich, zu welcher nicht nur folgende *Aſili* des Fabricius als *gibbosus*, *ephippium*, *flavus*, *gilvus*, *violaceus* und *marginatus*, ſondern auch fünf neue gezählt ſind. Die neue Gattung *Cinocera* faſst nur eine neue Art *nigra*, ſo wie die Gattung *Atherix* nur zwey bis dahin unbeſchriebene Arten *maculatus* und *immaculatus* in ſich. Neu ſind endlich noch die Gattungen *Platypeza*, *Callomyia* und *Trineura*, welche alle aus Arten, von denen weiter kein Schriftſteller Erwähnung thut, errichtet worden ſind.

Uebrigens ſind die neuen durch Hn. M. in den von ihm beybehaltenen Gattungen aufgeſtellten Arten reich an Zahl und richtig beſtimmt; auch laſſen die beygefügten erläuternden Figuren, ſo wie die der erſtern, in Anſehung der Genauigkeit nichts zu wünſchen übrig.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Bohn: *Joann. Jac. Rambach Sylloge Diſſertationum ad rem literariam pertinentium.* 1790. 27 u. 270 S. 8. (18 gr.)

Neun Programme und Diſſertationen, die der würdige Mann (ſeit 1780 Paſtor und Scholarch zu Hamburg) noch als Rector zu Quedlinburg geſchrieben. Da bekanntlich keine ſtarken Auflagen von dergleichen Produſionen gemacht werden, die vorliegenden, einzeln abgedruckten, ſich zeitig vergriffen hatten, noch immer aber Nachfrage blieb: ſo konnte der mit nachahmenswürdiger Beſcheidenheit hierüber ſich erklärende Vf. nicht länger umhin, einer neuen Ausgabe der zum Theil vor mehr als zwanzig Jahren bereits von ihm gefertigten kleinen *lateiniſchen* Schriften die Hand zu bieten. Schon die Ueberſchriften der Abhandlungen werden Jeden anlocken,

Digitized by Google

locken, der über Gegenstände dieser Art entweder noch Belehrung sucht, oder was andre Sachkenner darüber gedacht haben, doch auch wissen will. Da sie insgesammt vor Beginn unsrer A. L. Z. erschienen sind, und der verdiente Beyfall ihnen längst geworden ist, glaubt man bey blosser Inhaltsanzeige der in die Sammlung aufgenommenen Stücke es für diesmal bewenden lassen zu dürfen. Also: *De ingeniis desultoriis — de stolida docendi ratione — de Poetarum Lyricorum inter Romanos paucitate — de Hegesia Πεισιθανάτῳ — de historia romana magnam partem incerta et impedita — de scholarum fama, Prolusiones tres — de ratione scribendi historiam scholarum — de Adiaphoris in utroque Sacramento obviis — Oratio de eo, quod iucundum est in vita scholastica.*

Freylich ist über alle diese Materien bereits in Menge, zum Theil umständlich genug geschrieben worden. Wer indefs erwägt, dafs hier ein Schriftsteller sich hören läfst, der gleichfalls aus vieljähriger *Erfahrung* spricht, und wo es auf Belesenheit, Scharfsinn und Unparteylichkeit ankam, in Werken gröfsern Umfangs sich hinreichend damit ausgerüstet zeigte, wird um desto geneigter seyn, auch für kürzere Aufsätze, wo nur das Anziehendste Platz finden darf, ihm sein Ohr zu leihen. Ueberdiefs drückt der Vf. sich in einer Schreibart aus, die weder gesucht noch vernachlässigt ist, sondern der Beschaffenheit des Gegenstandes überall angemessen bleibt. Dafs die neue Ausgabe der Tractätchen nicht ohne Berichtigungen und Zusätze geblieben, versteht sich bey einem so besonnenen Philologen von selbst; hier also noch mitgetheilt zu erhalten, was ein von dem verdienstvollen Manne auch in seinem Kirchenamte noch fleifsig fortgesetztes Studium der alten Literatur ihm an die Hand gab, ist eine der empfehlenden Seiten mehr, wodurch der neue Abdruck sich auszeichnet.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Prag*, b. Widtmann: *Ausführliche Beschreibung der*, am 15. Nov. 1800 gehaltenen, *Jubelfeyer der k. k. Normalschule in Prag*; nebst einer kurzen fünf und zwanzigjährigen *Geschichte* dieser Schule, von *Alex Pawlasek*, Direct. d. naml. k. k. Normalschule u. Ehrendomherrn zu Leitmeritz. 1801. 77 S. 8. (6 gr) — Auf die Anzeige der Feyerlichkeit selbst folgt eine Geschichte der Anstalt, mit welcher 1775 die bessere Einrichtung der niedern Schulen (wir würden sie, der Lehrgegenstande wegen, *Bürgerschulen* nennen) in Böhmen begann. Die Einweihungsrede ward damals von dem berühmten Dechant *Perdinand Kindermann*, nachherigen Ritter von *Schulstein* und Bilchofstein Leitmeritz gehalten, welchem dann die Oberdirection über diese Normalschule sowohl als über alle übrige Schulen des Landes übertragen wurde. Der Gedanke war vortrefflich, eine solche *Provinzialmusterschule* als Richtschnur für die übrigen Schulen des Landes, und als Bildungsort für künftige Lehrer an Schulen und Erzieher in Privathäusern anzulegen, und der Nutzen ist sehr grofs gewesen. 1779 legte man für diese Präparanden besonders ein *Lesekabinet* nach liberalen Grundsätzen an. 1777 erschien das erste gedruckte Prüfungsprogramm, welches die Geschichte der Schule und einen Auszug der inzwischen erlassenen Schulverordnungen enthält, und seitdem alle halbe Jahr fortgesetzt wird. Indefsen bemühte man sich, die Unterrichtsmethode je länger je mehr zu verbessern: denn Stillstand und Dünkel von Vollkommenheit ist freylich der Tod aller menschlichen Institute. Der übermäfsige Gebrauch der *Tabellen*, worauf die Gelehrtsmanner so viel zu halten pflegen, und welche sie ganz unzweckmäfsig auch ins Erziehungsfach hinübertragen, ward vermindert. Verstandesübungen, Selbstdenken, mehr Abwechselung, nach Sokratik eingeführt, ein schatzbarer Apparat von Naturalien, physikalischen Werkzeugen, Modellen, Malchinen, Landkarten und historischen Bildern angeschafft, so wie die Zeichnungsklasse verschiedene Zeichnungsmodelle von Valen, Büsten und Figuren aus Gyps, erhielt. Schuldisciplin nach den neuern bessern Grundsätzen. Nachher seit 1780 kam noch eine Madchenschule, 1785 eine Industrialklasse dazu. 1786 erhielt die Anstalt, die nun ein förmliches Lehrerseminarium bekommen hatte, einen grofsen Garten vom Kaiser geschenkt, der den angehenden Lehrern und reifern Normalschülern zur Erlernung der Baumcultur und Gartenindustrie dient. Der Kürze wegen übergehen wir einige andere Punkte dieser Geschichte, welche viel lehrreicher hätte ausfallen können und sollen; deren Vortrag jedoch sehr gut ist. Die grofse Vorzüglichkeit und Nutzbarkeit dieser Anstalt leuchtet von selbst in die Augen, und bedarf keiner weitern Auseinanderlesung. Möchte doch *jedes* Land eine, solche Musterschule besitzen!

BÜCHERKUNDE. *Leipzig: Catalogue des livres françois, allemands, anglois, hollandois, italiens, latins*, livres d'estampes etc., qui le trouvent chez *Paul Jacques Besson*, libraire à Leipsic. 1803. 152 S. 18. — Zu dem wenigen Guten, was die jetzige, immer mehr merkantilisch werdende, Verfassung des deutschen Buchhandels noch herbeygeführt haben mag, gehört unstreitig die dadurch vielmehl befordernde Erleichterung unseres Verkehrs mit der Literatur unsrer benachbarten Nationen. In dieser Absicht verdient vornehmlich das Unternehmen des Hn. Buchhändlers *Besson* zu Leipzig, der daselbst ein Lager von auslandischen Büchern etablirt hat, von dem der vorliegende, an mehr als 4000 Artikel starke Catalog Rechenschaft gibt, empfehlungswürdig genannt zu werden. Besonders zeichnet sich darin der Reichthum an *französischer* Literatur aus, von der, sowohl alterer als neuerer, Hr. *Besson* gewifs gegenwärtig eins der vollständigsten Sortiments in Deutschland besitzt, das er noch jährlich durch regelmäfsige Nachtrage zu vergröfsern gedenkt, wenn ihm die Unterstützung des Publicums darin begünstigt. Die grofse Billigkeit, die er zugleich in der Stellung der Preise durchgangig beobachtet hat, erhebt den gerechten Wunsch zur Hoffnung, dafs diese Unterstützung seinem Unternehmen, das, mit sehr ansehnlichem Kostenaufwand begonnen, der literarischen Industrie Deutschlands gewifs zu einer besondern Zierde gereicht, nicht fehlen werde.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 26. April 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Bohn: Dr. *Anton Friedrich Büschings Erdbeschreibung. Dreyzehnter* Theil, welcher Amerika begreift. Die vereinten Staaten von Nordamerika. *Sechster* Band. Ausgearbeitet von *Christoph Daniel Ebeling*, Professor der Geschichte am Hamburgischen Gymnasium und Bibliothekar. 1803. 528 S. ohne die Inhaltsanzeige 8.

Auch unter dem Titel: *C. D. Ebelings Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika* u. s. w. (1 Rthlr. 8 gr.)

In diesem Bande findet man keine *Erdbeschreibung* von *Pensylvanien;* sondern blos die *Geschichte* dieses Landes. Diese ist nun zwar merkwürdig genug, um vollständig beschrieben zu werden, zumal da dieser Staat hauptsächlich aus unserm Vaterlande bevölkert worden ist; allein es wäre doch für die Leser angenehmer gewesen, erst das Lokale kennen zu lernen, ehe die auf demselben vorgefallenen Begebenheiten erzählt wurden. Das Werk ist auch einmal, seiner Hauptbestimmung nach, eine Erdbeschreibung, und die Geschichte hätte vielleicht, ohne Nachtheil deutscher Leser, hie und wieder abgekürzt werden können. Doch dieses abgerechnet, hat dasjenige, was uns Hr. E. hier mit seiner gewohnten Gründlichkeit mitgetheilt hat, immer seinen eigenen Werth; es ist die erste deutsche schätzbare Geschichte eines Landes, das immer so viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Keine unter allen Kolonieen, sagt er mit Recht, ward gleich bey ihrer ersten Gründung nach einem so menschenfreundlichen Plan angelegt; keiner war der Charakter ihres Stifters tiefer eingedrückt; keine entwickelte sich seinen Grundsätzen der Duldsamkeit, Freyheit und Friedensliebe gemäfser, und gedieh schneller als *Pensylvanien.* Sie war die letzte aller brittischen vor dem achtzehnten Jahrhundert entstandenen; allein es währte nicht lange, so ragte sie an Volksmenge, Anbau und Wohlstand über die meisten ihrer ältern Schwestern hervor. Jedermann weifs, dafs dieses das Werk des edeln *William Penn* gewesen ist, der diese Kolonie im Jahr 1682 gründete, nachdem ihm Karl II. im vorhergehenden einen Freyheitsbrief über das völlige Eigenthum und die Regierung des Landes ertheilt hatte. Sein Leben geht voran. Geboren zu London im J. 1644, der Sohn eines verdienten Englischen Admirals, von früher Jugend an ein eifriger Quäker, reifte, predigte und schrieb er für die Ausbreitung dieser Partey; kam mehr als einmal deswegen in Gefangenschaft, blieb aber unerschüttert und zeigte sich zugleich als den aufgeklärtesten seiner Sekte; als redlichen, für reine Tugend und Menschenwohl thätigen, Mann, voll Bescheidenheit, Aufrichtigkeit und sanfter Ueberredung; der, wenn er etwas hellere Einsichten gehabt hätte, diese Sekte zu einer der wohlthätigsten für die Menschheit hätte machen können. In dem ihm geschenkten Landstriche in Amerika verlieh er jedem Bürger, der einen Gott und eine Vorsehung glaubte, und sich im Gewissen verpflichtet hielt, in der bürgerlichen Gesellschaft ruhig und gerecht zu leben, die vollkommenste Freyheit; entsagte feyerlich jedem Gewissenszwange; und die Gesetze, welche er seiner Kolonie gab, theils politischen, theils ökonomischen Inhalts, einige auch moralischen, waren sowohl überdacht, dafs sie in Kurzem sehr zahlreich und blühend wurde. Seine lange Abwesenheit aus derselben, seit dem J. 1684, die hauptsächlich der Zustand seiner Glaubensbrüder in England nothwendig machte, veranlafste Mifshelligkeiten, welche sie zerrütteten. Unter andern entstand zwischen den Quäkern in Pensylvanien, und *Georg Keith*, einem berühmten Schriftsteller und Vertheidiger ihrer Partey, der auch seine Anhänger hatte, ein heftiger Streit, und seit dem J. 1692 eine förmliche Trennung. Er hielt es für unrechtmäfsig, dafs sie weltliche Aemter bekleideten, und Strafgesetze vollzögen; wich auch in Grundsätzen von ihnen ab, indem er behauptete, dafs das innere Licht zur Seligkeit nicht hinlänglich sey. Er wurde nachmals Prediger der Englischen Kirche. Bey der berühmten Revolution des J. 1689. betrug sich die Kolonie ziemlich zweydeutig; lange verwaltete man daselbst die Gerechtigkeit noch im Namen des abgesetzten *Jacobs II. Penn* mufste es also vielleicht selbst nicht ungern sehen, dafs der K. *Wilhelm* ihn

Digitized by Google

der Regierung beraubte, und im J. 1692 einen königlichen Statthalter von Pensylvanien, und dem ihm anhängigen Gebiete der Delaware Grafschaften bestellte, ohne dafs freylich *Penn* sein Recht als Eigenthümer verloren hätte. Doch im J. 1694 wurde ihm von neuem die Verwaltung seiner Provinz und ihre Regierung durch eine öffentliche Urkunde zugesichert. Er kehrte zwar im J. 1699 dahin zurück; es zeigte sich aber bald, dafs er nicht mehr die alte Liebe und Anhänglichkeit daselbst befafs. Es waren viele Fremde hinzugekommen; das Band der Vereinigung zwischen beiden Kolonieen war durch die Herrschaft der Quäker vielmehr gelöst, als fester geknüpft worden, und diese letztern selbst durch seine funfzehnjährige Abwesenheit, durch das Betragen, sowohl seiner Statthalter, als der königlichen, von ihm abwendig gemacht worden; den Gesetzen der Provinz fehlte noch vieles; und die Rechte der Einwohner auf ihr Landeigenthum waren noch nicht völlig gesichert. Er that viel, um das gute Vernehmen wieder herzustellen, und der Kolonie mehr Festigkeit zu geben. Dennoch konnte er es nicht verhindern, dafs ihm eine Klagschrift wider ihn selbst, aber eigentlich wider seinen Statthalter, übergeben wurde. Er hörte darum nicht auf, für seine Provinz am Hofe kräftig zu sorgen. Er hatte auch, sowohl für dieselbe, als für die Sache der Quäker überhaupt, einen grofsen Theil seines Vermögens mit der Sorglosigkeit aufgeopfert, die solchen, mit grofsen patriotischen Planen beschäfftigten, Männern so oft eigen ist. Daher mufste er eine beträchtliche Summe anleihen, für welche er seine Provinz verpfändete. Ja im J. 1712 war er schon mit seiner Königin über die Abtretung sowohl derselben als des Delaware-Gebiets einig geworden; wofür er 12000 Pfund Sterling bekommen sollte. Allein die Gesellschaft, an welche die Provinz verpfändet war, that so nachdrückliche Vorstellungen wider diesen Kauf, dafs er unterblieb. *Penn* starb im J. 1718. Er bewirkte mit geringen Kräften grofse Dinge; überwand mächtige Hindernisse mit ausdauernder Geduld und rastlosem Eifer. Sein Verhältnifs zu den stets abwechselnden Hofparteyen und Grundsätzen der Englischen Regierung machte ihm eben so viel Mühseligkeit, als die in seiner Provinz früh entstandenen Parteyen. Ihm selbst gab seine Pflanzstadt keinen Ersatz für alle Arbeiten, Sorgen und Aufopferungen; erst seine Nachkommen konnten reichliche Früchte davon geniefsen. Wenn ihn *Montesquieu*, *Raynal* und andere als Gesetzgeber priefen: so folgt daraus nicht, dafs man die verschiedenen Regierungsformen, die er seine Pflanzstadt gab, als Muster anzusehen habe. Blofs die Grundsätze, welche er dabey befolgte, waren es, die ihn hoch über seine Zeiten erhoben. Die strengen Beurtheiler dieses edeln und wahrhaft grofsen Mannes, zu welchen sich auch *Franklin* gesellt hat, haben gesagt, dafs er Taubeneinfalt mit Schlangenklugheit verband: vielleicht, weil sie glaubten, einem Quäker könne nur jene zukommen; allein der Zustand, worin er sein Vermögen hinterliefs, beweift wenigstens, dafs Eigennutz nicht die Quelle dieser Klugheit war. Seine Söhne zweyter Ehe, *John Thomas* und *Richard Penn*, folgten ihm als Erbeigenthümer und seine Nachkommenschaft dauert noch fort; aber *Pensylvanien* selbst schlofs sich nun seit dem J. 1776 an den Congrefs an, und wurde einer von den vereinigten Nordamerikanischen Staaten. Wir übergehen ihren Antheil an dem damaligen Kriege, und die bekannten Verdienste eines *Washington* und *Franklin*. Der Staat hatte im J. 1790 eine Bevölkerung von 434,000 und zehn Jahre später von 602,000 Menschen. Die Hauptstadt *Philadelphia* fafste im J. 1801 über 58000 Einwohner in sich. Ihre Ausfuhr betrug im gedachten Jahre auf 17,438,000 Dollar. Selbst nach Neu-Orleans hatte sich die Schifffahrt der westlichen am Ohio gelegenen Landschaften Pensylvaniens ausgedehnt. Die Geschäffte der drey Banken in der Hauptstadt hatten einen so lebhaften festen Fortgang, dafs die halbjährige Gewinnvertheilung der Pensylvanischen im Jahr 1800 schon 18 Dollar für die *Actie*, oder 4½ vom Hundert betrug. Auch die Manufakturen gediehen immer mehr; unter welchen besonders die Gewehrfabriken beträchtlich wurden. *Philadelphia* hielt im J. 1802 die zweyte Amerikanische Büchermesse; sie hat mehrere unternehmende Buchhändler; wiewohl bisher ihr Hauptgeschäfte im Nachdrucke Englischer Bücher bestand. Die einheimischen Schriftsteller haben sich bis jetzt nur durch Schriften über den Staat, die Arzneywissenschaft und die Naturkunde hervorgethan. Die Amerikanische philosophische Gesellschaft erweckt immer mehr zu gemeinnützlichen Untersuchungen. Blühend ist die medicinische hohe Schule in der Hauptstadt; eben daselbst hat sich eine chemische vereinigt. Die vom Staate begünstigten Erziehungsanstalten und andere Schulen vermehrten sich; und dadurch wurde, wenigstens in Ansehung der reichen Bürger, die Vernachläfsigung des öffentlichen Unterrichts, welche sich die Regierung zu Schulden kommen liefs, einiger Mafsen ersetzt. Ein gewisser Dr. *Driscol* gab zwar eine Schrift wider das Christenthum, unter der Aufschrift: *the Temple of Reason*, als Zeitung heraus; sie starb aber schon in den ersten Tagen ihres schwachen Lebens, aus Mangel an Lesern. Das Arbeitshaus zu *Philadelphia* ernährte und beschäfftigte mehr als 6000 Arme. Auch die zur Abschaffung der Negersklaven vereinigte Gesellschaft setzte ihre Bemühungen unermüdet und mit glücklichem Erfolge fort; diese Menschengattung genofs daselbst, als Brüder, bis auf wenige, alle Rechte freyer Bürger.

Zürich, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *J. G. Ebel, M. D. Anleitung, auf die nützlichste und genufsvollste Art die Schweiz zu bereisen.* Mit drey geätzten Blättern der Alpenkette, einer Schweizerkarte, einer Profilkarte u. f. w. *Zweyte* ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. 1804. *Erster*

Digitized by Google

ster Theil. VI u. 269 S. *Zweyter* Theil. 440 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Schon eine blofs flüchtige Vergleichung der *zweyten* Ausgabe mit der im J. 1793 erfchienenen *erften* Ausgabe diefes äufserft nützlichen Reife-Handbuchs ergibt die fehr bedeutenden Verbeflerungen und Zufätze der erftern. Sie ift an Seitenzahlen fchon jetzt über das doppelte vermehrt; und es wird noch ein Theil oder wahrfcheinlicher werden noch zwey Theile folgen, bis das Werk vollftändig ift. Es ift von dem Vf. mit grofsem Fleifs, und Umficht auf die Erforderniffe und Befriedigung jedes Reifenden in der Schweiz, in den einzelnen Abfchnitten überarbeitet, vervollftändigt, erweitert; die Stellung der Materien ift hie und da zweckmäfsiger geordnet; die Behandlung verfchiedner neuer Materien ift mit mehrern neu hinzugekommenen Abfchnitten eingefchaltet — und fo, im eigentlichen Verftande mit diefer *zweyten* Ausgabe des Handbuchs ein *neues* Werk entftanden, das jedem in der Schweiz Reifenden, wie jedem Forfcher der innern Länderkunde, unentbehrlich ift. — Hier blofs eine kurze Ueberficht der *Erweiterungen* des Inhalts diefer *zweyten* Ausgabe; da die *erfte* zu ihrer Zeit ausführlich in diefen Blättern angezeigt worden (1794. Num. 347.). — Das Werk umfafst *jetzt* die *ganze* Schweiz, nach ihren neunzehn Cantonen; ferner das Walliferland, das Fürftenthum Neufchatel und Valengin, fo wie auch die Städte Genf und Biel; überdem noch die merkwürdigften Gegenden von Savoyen und Piemont, die man zu dem Zirkel einer *Schweizerreife* zu rechnen gewohnt ift; und dann noch die der Schweiz zunächft angränzenden Gegenden der Lombardey (des jetzigen Königreichs Italien), Schwabens und Frankreichs. — Der *erfte* (theoretifche) Theil enthält Alles, was fowohl zur nothwendigen und nützlichen Vorbereitung und Vorkenntnifs einer Schweizerreife gehört, nebft der Angabe der wichtigften Quellen, woraus eine noch nähere und vollftändigere Kenntnifs der einzelnen Theile des Landes gefchöpft werden kann, als auch was während der Reife felbft zur örtlichen Nachweifung dient. Hauptfächlich find die verfchiedenen Gegenftände des Zwecks folcher Reifenden — die zur Stärkung oder zur Wiederherftellung ihrer Gefundheit die Schweiz bereifen, mit Vollftändigkeit, und grofser Sach- und Ortkunde in einigen neuen Abfchnitten behandelt worden. — Das räfonnirende Verzeichnifs der fämmtlichen Schweizerreifen ferner ift durch die vielen feit der Erfcheinung der *erften* Ausgabe hinzugekommenen Werke (es find ihrer vier und zwanzig) anfehnlich vermehrt, obgleich nur die einiger Mafsen bedeutendern diefer Werke, mit Hinweglaffung der vielen in Monatsfchriften, Magazinen und Kalendern erfchienenen Aufsätze u. dergl., genannt find. Diefer Abfchnitt liefert folgende nicht unintereffante Ueberficht. Im fechzehnten und fiebenzehnten Jahrhundert erfchienen zwölf Schriften von einigem Werth über die Schweiz. Die Zahl der im achtzehnten Jahrhundert (befonders in deffen letztem Viertel) erfchienenen Werke beläuft fich über hundert, wovon hier achtzig beurtheilt find; nämlich, in den erften fünf und fiebenzig Jahren neun Werke; vom J. 1775, wo das Bereifen und Befchreiben der Schweiz erft recht an die Tagesordnung kam, bis 1785 ein und dreyfsig Befchreibungen; von 1785 bis 1793 zwanzig Schriften; und von 1794 bis 1804 zwanzig Reifen. — In dem räfonnirenden Verzeichnifs der in Handzeichnungs-Manier, in Kupferftichen und farbigten Blättern herausgekommenen Darftellungen von Schweizer Gegenden (wovon wir eine ungeheure Maffe von eigentlichen Fabrikwerken haben) find nur die Werke der vorzüglichften Künftler genannt, nämlich *Gesner*, *Dunker*, *Heft*, *Gmelin*, *Aberli*, *Meyer*, *Rieter*, *Biedermann*, *Lory*, *Lafond*, *Wolf*, *Louterburgh*, *Link*, *Hackert*, *Biermann*, *Wocher*, *Füfsli*, *König* und *Freudenberger*. — Ein neuer Abfchnitt enthält, in alphabetifcher Ordnung, eine Sammlung eigenthümlicher Ausdrücke der fchweizerifchen Mundart. — Die am Schlufs des *erften* Bandes beygefügten Gebirgskarten und Alpenumriffe find, im Vergleich mit den in der *erften* Ausgabe derfelben erfchienenen Blättern, berichtigt, vergröfsert und mit einer Landkarte der Schweiz und einer Profilkarte vermehrt. Die wefentlichfte Vermehrung und Erweiterung aber hat der *zweyte* Theil des Werks erhalten, und der Vf. hat ihm, zur beftimmtern Bezeichnung feines Inhalts, den folgenden befondern Titel beygefügt: „Vollftändiger Unterricht über alle Naturfchönheiten, geographifche, phyfifche und hiftorifche Merkwürdigkeiten, fo wie auch über die mineralogifche und geognoftifche Befchaffenheit des Alpengebirges der Schweiz, und der angränzenden Theile von Savoyen, Piemont und der Lombardie; von Deutfchland und Frankreich. Nebft einer geognoftifchen Karte über den Profildurchfchnitt der Gebirge von Zug bis Am Stäg im K. Uri. Als zweyter Theil von der Anleitung die Schweiz zu bereifen. Erfter Abfchnitt. A — H." — — In der *erften* Ausgabe diefes (damals zufammen nur 211 Seiten enthaltenden) *zweyten* Theils hatte der Vf. nämlich nur auf folche Reifende Rückficht genommen, welche wegen des Genuffes der Naturfchönheiten der Schweiz fie bereifen; für den eigentlichen wiffenfchaftlichen Unterricht wifsbegieriger Reifenden war nur fehr wenig geforgt. In diefer *zweyten* Ausgabe aber ift der Gefichtskreis fehr erweitert, und auch aus der Botanik, Mineralogie und Geognofie find nun alle Merkwürdigkeiten aufgenommen, welche die Schweiz in fo reichem Mafse darbietet. Was auf diefem reichhaltigen Felde von Naturforfchern bereits gefchah, ift aus den vielen darüber erfchienenen Werken bekannt. Unfer Vf. hat von allen folchen Unterfuchungen die Refultate geliefert, und in allen mineralogifchen und geognoftifchen Artikeln keine *Meynungen*, fondern nur die fich darbietenden *Thatfachen* dargelegt. „Ein Jeder" — fagt er — „lehe, prüfe, beftätige, oder berichtige; *So* allein kann *Naturwiffenfchaft* wachfen."

VERMISCHTE

Digitized by Google

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Jakobäer: *Allgemeines Handbuch zur sittlichen Bildung des weiblichen Geschlechts.* 1801. VI u. 400 S. 8. (1 Rthlr)

Der Vf. dieses nützlichen Buchs bemerkt in der Vorrede ganz richtig, dafs *Marezolls* bekannte Schrift für das weibliche Geschlecht *lange* das einzige Werk blieb, welches mit Rücksicht auf die *erhöhtern* Bedürfnisse der zu vervollkommenden Bildung dieses Geschlechts geschrieben war. Gegenwärtig freylich haben wir uns nach den Schriften von Brandes, Knigge, Pokels, Sophie la Roche u. a. m. auch in dem besondern Fach der weiblichen Pädagogik eben nicht über literarischen Mangel zu beklagen. Indefs ist das vorliegende Handbuch immer noch eine schätzbare Bereicherung dieses Faches mehr. Die Absicht des Vfs. war nicht, ein vollendetes System der weiblichen Erziehung darin aufzustellen, sondern in einzelnen Abschnitten mannichfaltiger Form, die Mängel derselben anzudeuten, und den Weg zu bezeichnen, auf dem sie am sichersten gehoben werden können. Diesem Zweck gemäfs, hat er, ohne sich an eine systematische Folge zu binden, in vier und dreyfsig Fragmenten, in denen Scherz und Ernst, Prosa und Poesie, abwechseln, die Gegenstände der Ehe und Liebe, der Lectüre und häuslichen Bildung, der Schönheit und des Putzes u. s. w. lehrreich behandelt, und zugleich die vornehmsten Ideen von Hume, Kant und Herder darüber, so wie mehrere in den Plan passende Gedichte, z. B. Schillers Würde der Frauen, seinem Vortrag mit eingeflochten. Von der eignen Darstellung des Vfs. fügen wir unsrer Anzeige aus folgender Stelle über die *gelehrten* Frauen, als eine Probe hinzu, die unser Urtheil, dafs dieses Buch mit wesentlichem Nutzen in die Hände der weiblichen Jugend gegeben werden kann, belegen mag.

S. 33. „Das *gelehrte* Weib vermeidet den Umgang mit Personen seines Geschlechts, weil diese seine geistigen Bedürfnisse angeblich nicht zu befriedigen vermögen. Es drückt oft mitleidsvoll sein Bedauern darüber aus, wie man für die grofsen Angelegenheiten des speculativen Nachdenkens so wenig Empfänglichkeit haben könne; Es hat keine geringere Absicht, als die verlornen oder freywillig und sorglos aufgegebenen Rechte des weiblichen Geschlechts wieder herzustellen, und versammelt am liebsten einen Kreis von Gelehrten um sich her, um sich in der Huldigung derselben zu gefallen. Es spricht von Kant, Reinhold und Fichte. Es liest alle gelehrten Zeitungen, deren es habhaft werden kann; es politisirt über Pitt und Bonaparte, macht Friedensschlüsse und vertheilt die eroberte Welt; es macht sich reichliche Excerpte und starke Collectaneen-Bücher; spöttelt über die gewöhnlichen weiblichen Arbeiten, hafcht nach den Schmeicheleyen der Schriftsteller, und gilt um diesen Preis für ein *gelehrtes Weib.* — Selten nur wird eine Gattin dieser Art die Mittelstrafse des Schicklichen finden. Immer wird sie sich im *Ueberspannten* gefallen, immer durch *Eigenheiten*, die die Bürgen von Originalität seyn sollen, Sensation erregen wollen. Das Annehmen des Scheins eines *männlichen* Sinnes und Betragens ist eigentlich ihre Absicht; aber eben dieser Hang verwischt die schönsten Züge der Weiblichkeit und die Zartheit der Empfindung geht nicht selten durch ihn verloren."

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Leipzig*, b. Schäfer: *Monumentorum typographicorum Tridecas.* Conquisitam p. p. *Jo. Gottlob Lanze*, Scholae ad D. Nic. Conr. 1801. 48 S. 8. (4 gr.) — Ein dergleichen Zehend bibliographischer Notizen, das *Panzers Annales typograph.* sollte berichtigen und ergänzen helfen, ist von Hn. *L* bereits 1799 herausgegeben und in der A. L. Z. jenes Jahres Num. 416. angezeigt worden. Hier nunmehr eine *Tridecas* eben solcher Bemerkungen und Zusätze, die jedem willkommen seyn werden, der aus Beruf oder Liebhaberey sich nach Kenntnissen dieser Art umsehen will oder mufs. Auch diese *Tridecas* fängt mit dem Jahre 1470 an und geht bis 1499. Nur ein Paar Artikel, und die von keiner besondern Erheblichkeit sind, scheinen in den Panzerschen Annalen gänzlich zu fehlen; die Angabe der von Hn. L. in andern Exemplaren gefundnen Abweichungen aber will, wie natürlich, in den davon gelieferten Notizen selbst nachgesehen seyn. Eben so wenig läfst die Vermuthung des Rec. in der Kürze sich erhärten, dafs manches unter den von *Panzer* aufgeführten Druckfücken doch wohl eine und eben dieselbe Ausgabe gewesen seyn könne, die Hr. *L.* vor sich fand. Wenn übrigens auch hier wiederum mehrere Ausgaben *Ciceronischer* Schriften sich zeigen, denen *J. A. Ernesti* ein und andres beygemerkt hat: so rührt dieses von dem Umstande her, dafs der sämmtliche Apparat dieses berühmten Mannes über den Römer in die Leipziger Rathsbibliothek übergegangen. Hr. *L.* aber, wenn Rec. anders recht berichtet worden, einer der Aufseher gedachten Büchersaales ist. Mit Ausnahme der *Triarii* des *Petrarca*, Bologna 1475 Folio, des in's Italiänische übersetzten *Justinus*, Venedig 1477. eben dergl. Formats, und des von *Crespon.* 1481 zu Mailand gleichfalls in Folio besorgten, äufserst seltenen, griechischen Plutters, sind es nur *lateinisch* geschriebene Bücher, wovon diese *Tridecas* handelt. Da übrigens die in sehr gutem Latein gefafsten Notizen des Vfs. auch durch ihre Genauigkeit sich empfehlen: so durfte sein Fleifs allerdings sich die Aufmunterung versprechen, womit der leidem verstorbene *Panzer*, dem er diese Fortsetzung gewidmet, ihn, laut des Vorberichts, schon erfreut hatte.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 29. April 1806.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Unger: *Geschichte der europäischen Staaten* von *Karl Ludwig Woltmann*. *Zweyter* Band; oder *Geschichte Großbritanniens*. *Erster* Band. 1799. X, XIX u. 529 S. 8. (2 Rthlr.)

Durch welche Zerstreuungen in Krieg und Friede, durch wie viele Reisen, Arbeiten, Veränderungen des Rec., die Anzeige der Fortsetzung dieses Werks, von welchem wir in der A. L. Z. (Jahrg. 1798. Num. 63.) den *ersten* Theil recensirt haben, so viele Jahre unterblieben, dieses entschuldigungsweise zu erzählen, möchte weitläuftig seyn: eben so wie eine *ausführlichere* Nachricht von einem, dem Publicum durch andere Wege indefs bekannt gewordenen Buche wohl überflüssig seyn würde. Unterlassen können wir aber nicht, unser Urtheil darüber in diesen Blättern niederzulegen, und aufrichtig bedauern wir, es nicht viel früher gethan zu haben; die öffentliche Stimme würde uns in jeder andern Periode längst zuvorgekommen seyn: nur in den Kriegen, welche während dieser Jahre nicht weniger die literärische als politische Welt erschüttert haben, scheint die verdiente Aufmerksamkeit diesem Werk noch nicht geschenkt worden zu seyn; wenigstens uns, bey zwar nicht eben ausgebreiteter Journalenlectur, ist dieses so vorgekommen.

Rec. nimmt keinen Anstand, diese Geschichte Englands bis auf die *Magna Charta* für das bey weitem *beste Werk* zu erklären, welches der geistvolle Vf. im historischen Fach geliefert hat (das spätere, von der Kirchenreform, hat Rec. noch nicht gelesen); es ist ungemein vollkommner als der *erste*, Frankreich beschreibende, Theil, und ein wirklich treffliches *Muster* von ästhetisch schön und mit kritischem Fleifs bearbeiteter Geschichte; zugleich wahrer Gewinn. Wir haben über dieses Land in jenen Zeiten bisher nichts dergleichen gehabt: *Sprengel's* Arbeit ist lange nicht so genau und gut; der Vf. ist oft in dem Fall, hievon Beweise anzubringen; auch die englische Literatur, obschon das zwölfte Jahrhundert besonders gut bearbeitet worden, und obschon ihre Producte darüber dem deutschen Geschichtschreiber erleichternd zu Statten gekommen, wird durch viele nähere Berichtigung, die letzterer aufspürte, und über die ältern Zeiten durch das gesunde, *unparteyische* Urtheil desselben (über zum Theil sehr wichtige Punkte der Verfassung) nicht wenig gewinnen. Die Quellen sind am Rande, etwas ausführlichere Bemerkungen auf den letzten achtzig Seiten als Beylagen, zu finden; wodurch man hat verbinden wollen, was das Interesse der Wahrheit, und der verzärtelte Geschmack unsrer eleganten Lesewelt, erfordert. Man kann mit dieser Manier auch so lange immer zufrieden seyn, bis wieder ein Geschlecht auftritt, welchem zweckmäfsige Noten an Ort und Stelle unter dem Text keine Vapeurs mehr machen. *Uns* scheint indessen unbequemer, auf die Zurückweisungen zu achten, und die Erörterungen an einem andern Ort aufzusuchen. Die Aufmerksamkeit wird mehr unterbrochen, als durch einen Blick auf den Rand. Diese Anführung der Quellen ist *eine* der Vervollkommnungen, welche uns diese Arbeit des Vfs. besonders werth machen: Die schöne, bestimmte, nicht neu philosophisch-gedrechselte, sondern der Natur getreue Schreibart ist eine zweyte; die reife Mäfsigung des Urtheils verdient das dritte Lob. Wir haben bereits erinnert, dafs wir für unzeitig halten, von einem schon sechs bis sieben Jahre alten Werk einen Auszug oder umständliche Proben zu liefern: Doch können wir nicht unbemerkt lassen, wie richtig S. 449 f. die Fragen über *Ossian* betrachtet werden; wie schön die Einführung des Christenthums beleuchtet wird; die gute Bemerkung über die in Ina's Gesetzen liegende Ursache der vorzüglichern Stärke des westsächsischen Reichs S. 55; die meisterhafte Schilderung von Alfred, die treffliche Beschreibung der Schlacht bey Haftings, die Kunst und Billigkeit in der Erzählung von Thomas Becket, die glückliche Durchführung des Charakters von Heinrich dem Zweyten durch so mannichfaltige Auftritte seiner langen Laufbahn. Es gibt auch sehr glückliche und wahre allgemeine Resultate: wie S. 497: „dafs in der Geschichte des Mittelalters überhaupt bey weitem nicht so viele Widersprüche sind, als man gemeiniglich glaubt, und die Beschränktheit neuerer Bearbeiter viele Schwierigkeiten herein gebracht hat, welche in den Quellen nicht sind;" wie S. 499: „dafs Gelehrsamkeit und genaue Forschung unter den Hi-

storikern unendlich seltner sind, als man glauben sollte, wenn man die Urtheile, besonders aus neuern Zeiten, liest. „Wir *verzeihen* uns gegenseitig," sagt der Vf., „durch zu grosse Schonung, wo nicht gar unredliche Schmeicheley." (Auch Rec. ist bisweilen der Vorwurf gemacht worden, mit Lob zu freygebig, im Tadel zu schonend zu seyn. *Je n'ai pas l'esprit desapprobateur*, möchte er mit Leibnitz sagen, und dass, da selten ein Buch vorkommt, aus dem er nicht Etwas lerne, er dafür sich verpflichtet glaubt: doch überhaupt möchte das geschehen, wenn redlicher Fleiss und patriotischer *Zweck* Ermunterung zu verdienen schien; einzelne Mängel haben wir auch an berühmten Schriftstellern nicht unbemerkt gelassen; was zur Beförderung der Verderbnifs des Zeitalters führte, nie vergeben.) S. 503. wird mit sehr vieler Wahrheit beklagt, „dafs die neuern Zeiten überhaupt sowohl die Geschichtschreiber des Alterthums als die Quellen des Mittelalters auf eine viel zu leichtsinnige Weise behandeln."

Bey S. 69. hätten wir von den Studien zu Bangor, von den merkwürdigen geographischen Arbeiten des Mönchs *Dikul*, vielleicht auch von jenen uralten Handschriften auf Jona, wobey der ganze Salluft gewesen seyn soll, ein Wörtchen erwartet. Bey S. 107. könnte bemerkt werden, dass, wenn durch Nachahmung der mosaischen die Gesetzgebung Alfred's der Geistlichkeit günstig ward, auch das (S. 79. erwähnte) die Menschheit an dem Sklaven ehrende Gesetz dieselbe Quelle hatte. S. 142 sollte statt Königs Harold *Harfagar*, der zweyhundert Jahre älter ist, Harold *Haardrade* genannt seyn Es wird wohl kein Falerner gewesen seyn, womit man zu Heinrichs des Ersten Zeit (S. 208.) sich zu London berauschte: schon als der ältere Plinius schrieb, taugte dieler Wein nicht mehr. S. 432. wird *Miramoulin* wie Name einer Person erwähnt; es war Titel der Würde, verdorben aus Emir-el Mumenin, und wahrscheinlich war Abu Mohammed Abdul Hakk, der erfahrne weise Greis, derjenige Fürst, welcher Johann's tolles Anfinnen mit überlegener Vernunft von sich wies.

Wir wünschen recht sehr die baldige Fortsetzung und vollständige Ausführung dieses Werks, welches unsre Literatur bey einer Nation ehren wird, die über ihre eigene Sachen von Ausländern zu lernen nicht gewohnt ist, jedoch schon vor hundert Jahren zu liberal dachte, um Rapin's damaliges Verdienst zu miskennen. Aber auch ohne diese Rücksicht kann eine solche Darstellung der merkwürdigen ausdrucksvollen Charaktere und Sitten des Mittelalters einen heilsamen Einfluss auf die Berichtigung vieler, auf dem dramatischen und politischen Schauplatz verwirrten Begriffe nicht verfehlen, auch die Schriftsteller belehren, dafs man, um zu interessiren, keine historischen Romane zu schreiben braucht, sondern besser thut, die Quellen zu studiren.

KIRCHENGESCHICHTE.

Braunschweig, b. Vieweg: *Religionsannalen*, herausgegeben von Dr. *Heinrich Philipp Konrad Henke*. *Eilftes* Stück. 1804. S. 501—628. *Zwölftes* St. 1805. S. 629—784. 8. (*Beide* Stücke 1 Rthlr.)

Eilftes Stück. I. *Breve des Papstes Pius VII., dafs der Kurfürst Erzkanzler das Bisthum Regensburg verwalten soll*, vom J. 1803 Die geistliche Macht ergänzte hier, was ihr die politische noch übrig gelassen hatte, um ihr Ansehen einiger Mafsen aufrecht zu erhalten, in dem alten emphatischen Stil. II. *Ausfichten für die Aufklärung in den Königl. Preufsischen Entschädigungsprovinzen: Hildesheim, Paderborn und Münster.* Diese Ausfichten sind weit geringer, als man hätte erwarten sollen. Die geistlich-politische Souveränität hat zwar in den gedachten Ländern aufgehört; und diese physische Stütze der verketzernden und verfolgenden Orthodoxie ist gefallen. Allein die kirchliche Souveränität ist dem Bischof nicht allein geblieben; sondern sogar vergröfsert worden, in so fern er nun keinem Metropolitan mehr unterworfen ist. Das katholische Kirchen-, Prediger und Schulwesen bleibt unter seiner unmittelbaren Aufsicht; mithin wird an und für sich derselbe Geist des Katholicismus darin fortdauern; und gerade durch jene Execution, so sehr sie übrigens durch politische Gründe motivirt seyn mag, ist der Aufklärung nur noch ein Weg mehr verstopft, und dem geistlichen Despotismus in seinem Wirkungskreise ein freyerer Spielraum gelassen worden. Der besser denkende Religionslehrer oder Schulmann hängt jetzt blofs von dem willkührlichen Verfahren des Bischofs ab, und kann, wenn er gedrückt wird, sich nicht mehr, wie ehemals, an eine höhere Instanz zum Schutz wenden. Die Landesregierung hat mit dem Religiösen nichts zu schaffen; sie hat es einzig in die Hände des Bischofs gelegt. Als daher der von dem Bischof von *Paderborn* und dessen Anhange als Ketzer verfolgte Vicar *Becker* sich bey der Königl. Preufs. Civil-Commission zu Paderborn über ungerechte Bedrückungen und Mifshandlungen beschwerte: wurde er von dieser an den Bischof und dessen Commissarien zurück verwiesen, und sogar ermahnt, sich wieder in sein Inquisitionsgefängnifs, in welches er ohne Urtheil und Recht geworfen war, zu versetzen. Der Mönchsgeist wirkt unaufhaltsam und mächtig fort; die Aufhebung der Klöster ist der Sache der Aufklärung mehr hinderlich, als beförderend, indem sich nun die aufgehobenen Mönche desto freyer herum treiben, und überall ihren Einfluss verbreiten. Auch sind zwar die Abteyen und reichen Klöster eingezogen, weil dadurch dem Souverän beträchtliche Fonds zufielen; aber die ärmern Klöster der Bettelmönche sind geblieben: und gerade diese sind es, welche den Aberglauben am meisten befördern. III. *Charakterzüge der Religion und der Sitten des Volks in Böhmen;* eine Fortfetzung der Nachrichten im *ersten* Stücke. In den Gegenden von *Melnik*, *Collin*, *Chrudim* und *Pardubiz* gibt

Digitized by Google

gibt es so viele *Arianer* und *Sociinianer*, dafs sich ganze Gemeinden derselben bilden würden, wenn es ihnen verstattet wäre, Prediger, Unterricht und Gottesdienst nach ihrem Sinne zu haben. Sie halten sich äufserlich zur katholischen Kirche, und glauben in derselben ihren Ideen ruhiger nachhängen zu können, als unter Lutheranern und Reformirten. In der Gegend von *Krznozors* bey *Kollin* gab es noch vor kurzer Zeit unter dem Landvolke sogenannte *Sionisten*, die man vieler Ausschweifungen beschuldigte. Ihren Namen führen sie von einer Anhöhe, die ihnen heilig, ihr *Zion*, oder Jerusalem war. Sie verachten die Taufe; einige wollen lieber noch die Beschneidung, und werden *Abrahamiten* genannt. In gewissen Gegenden gibt es noch eine andere Art von *Abrahamiten*; diese verdanken wohl ihren Ursprung einer Zahl von Städten entfernter, in Bergen und Wäldern eingeschloffener Dorfbewohner, die weder Kirche noch Schullehrer hatten, und durch häufigen und vertrauten Umgang mit Juden für die patriarchalische Religion eingenommen wurden. Zur Zeit der Toleranz hofften viele Juden auf grofsen Zuwachs ihrer Partey. Weil nämlich beynahe alle Protestanten in ihren Stuben anstatt des Crucifixes oder eines Heiligenbildes, die zehn Gebote zierlich gelchrieben oder gedruckt, unter Glas und Rahmen gefafst, an der Wand hängen hatten: so nahmen unwissende Juden dieses für ein Zeichen naher Verwandtschaft und bevorstehender Apostafie vom Christenthum. Im *Churdimer* Kreise ist noch eine schwärmerische Sekte, eine Abart der alten Böhmischen *Adamiten* (so fern solche wirklich in dieser Gestalt vorhanden waren). Sie arbeiten und ackern am hellen Tage ganz entkleidet; nach der Arbeit versammeln sie sich eben so nackt zum Beten, Schmausen und Tanzen. Sie nennen sich unter einander, wie die Gichtelianer, Engelsbrüder und Engelsschwestern; ihren Tanz den Engelstanz. Auch die Sitten der Böhmen haben viel Eigenthümliches. Alles übertrifft ihre Abneigung vom Soldatenstand; hingegen will alles Bauer oder Handwerker seyn. Das Protestantische Kirchenwesen steht in diesem Lande noch auf keinem festen Fufse, und die reformirten Prediger insonderheit klagen darüber, dafs diese Nation mit ihrem Glaubensbekenntnisse nur eine solche Freyheit gesucht habe, Kraft welcher sie keinem Geistlichen etwas zu zahlen schuldig seyn wollte. IV. *Letzter Briefwechsel zwischen Spalding und Lavater*, vom J. 1788. Lehrreich zu lesen, vornehmlich in der Rücksicht, welche Geistesüberlegenheit der bedachtsam religiöse Spalding vor dem enthusiastischen religiösen Lavater hatte. V *Religionsalterthümer in Bayern*. Darunter werden die vielen Gnadenplätze, wunderthätigen Bilder, Wallfahrtsörter und Heiligthümer aller Art verstanden, dergleichen vielleicht in solcher Menge kein Land von gleichem Umfange auf dem ganzen Erdboden besitzt. So befinden sich im Rentamte München 88 wunderthätige Bildnisse, Crucifixe, Bildsäulen, Wallfahrtsorte; unter denselben sind 55 gnadenreiche Bilder der Mutter Gottes; im Rentamte Landshut gibt es 86 solcher Bilder und Heiligthümer, von der heil. Jungfrau 53 u. s. w. VI. *Zwey besondere Privatinstitute in Kursachsen. Masius*; das andere desto rühmlichere von dem Diaconus zu Schneeberg, Hn. M. *Hahn*. VII. *Verantwortung des Superintendenten Augsb. Confession zu Pesth, Daniel Crudi, gegen die ungegründete Angabe eines gesetzwidrigen Verfahrens bey Kirchenvisitationen*. Eine von den vielen Neckereyen und Auflaurungen der dortigen katholischen Geistlichkeit gegen die Protestanten. VIII. *Kurfürstl. Würtembergische Verordnung, das Separatistenwesen betreffend*, vom J. 1803. Mit weiser Mäfsigung abgefafst. Solchen Separatisten, welche selbst in die bürgerliche Ordnung Eingriffe zu machen wagen, und ihrer rechtmäfsigen Obrigkeit die schuldige Ehrerbietung versagen, werden keine Versammlungen verstattet; und jedes Auflehnen derselben gegen Gesetze und Obrigkeit soll streng bestraft werden. Andere hingegen von dieser Partey, welche keine bürgerliche Abhängigkeit dulden wollen, können zwar blofs religiöse Versammlungen anstellen, die aber nicht über funfzehn Personen anwachsen dürfen und nirgends anders, als in dem Hause eines angesehenen Bürgers, und nur an Sonn-, Fest-, Feyer- oder Bufstagen gehalten werden sollen; jede geistliche Uebung und Handlung ist ihnen in diesen Versammlungen verwehrt; die Prediger des Orts, welche überhaupt sich bemühen sollen, die getrennten Kirchenglieder durch Sanftmuth und vernünftige Belehrung zurecht zu bringen, sollen trachten, ihr Zutrauen so weit zu gewinnen, dafs sie von Zeit zu Zeit ihre Versammlungen besuchen können; doch ohne sich ihnen aufzudringen; auch müssen sie sich den polizeylichen Visitationen der Ortsobrigkeit von Zeit zu Zeit unterwerfen, um nachsehen zu lassen, ob nichts gegen die Ordnung vorgenommen werde. Eben so billige Verordnungen werden noch über das Verhältnifs der Separatisten gegen den Staat, gegen die Landeskirche und Kirchengesetze, ingleichen über die Collisionen der Kirchengesetze mit der elterlichen Gewalt, besonders bey Taufen, Schulunterricht und Confirmation, gegeben. IX. *Erinnerungen an die leidensvollen Schicksale, welche das Christenthum und die Lehrer desselben in Frankreich, vornehmlich in Strasburg vom J. 1793 bis 1799 betroffen haben*. Die Nachwelt würde es kaum glaublich finden, mit welcher blinden, zum Theil lächerlichen Wuth der Atheismus das Christenthum verfolgt habe, wenn nicht andere Scenen genug aus jenen Zeiten das: *Omnia iam fient, fieri quae posse negabam* glaublich machten. X. *Concordat zwischen der Italiänischen Republik und dem Römischen Stuhl*, vom 16. Sept. 1803. Bekannt zwar; aber doch werth, in authentischer Form aufbehalten zu werden, da es, wie hier richtig bemerkt wird, auch seine Beziehung auf das vorhergegangene Concordat zwischen Frankreich und Rom hatte. XI. *Letzte Seufzer der katholischen Klöster im Fürstenthum Halberstadt*. Es ist eine mit vieler

Geschick-

Digitized by Google

Geschicklichkeit, aber dennoch fruchtlos, aufgesetzte, und zu Berlin gedruckte Vorstellung gegen die Aufhebung der Klöster im gedachten Fürstenthum; die den Abt *Isidorus* zu Kloster Huisburg zum Vf. haben soll.

Zweifles Stücke. Es ist ganz mit einer Nachricht *von dem Ursprunge, Fortgange und der Verfassung der Quäkergemeinde zu Pyrmont, von ihren bürgerlichen Verhältnissen und von den Charakterzügen der Quäkerpartey überhaupt* angefüllt, die von dem Hn. *F. C. E. Schmid* zu Pyrmont herrührt. Die Seltenheit dieser Erscheinung rechtfertigt ihre ausführliche Beschreibung. Eine neue Kirchenpartey, die gewissermaßen einen Staat im Staate bildet, erhält ihre gesetzmäßige Freyheit; und diese Quäker zu *Pyrmont* sind mit denen zu *Preußisch-Minden* die einzige Gesellschaft dieser Sekte, nicht nur in Deutschland, sondern auch auf dem ganzen festen Lande von Europa, Frankreich ausgenommen. Im Jahr 1786 erschienen zu *Rinteln* drey Missionarien der Englischen Quäker, unter welchen sich auch eine Frauensperson befand. Sie versprachen sich daselbst eine desto günstigere Aufnahme, weil die Hessischen Kriegsvölker von den Quäkern, während des Kriegs in Amerika, viel Gutes erfahren hatten; und sie betrogen sich auch nicht in ihrer Erwartung. Allein besonders gewannen sie einige von der Gesellschaft *der Frommen*, einer Sekte von Separatisten, die sich in jenen Gegenden schon längst ausgezeichnet hatten. Zunächst erschienen sie nun in *Pyrmont;* und hier waren ihre Bemühungen noch fruchtbarer. Auch zu *Preußisch-Minden* zogen sie sechs Familien an sich. Seit dem Jahr 1790 fingen *die Frommen* an, sich näher mit ihnen zu verbinden. Anfänglich zogen sie sich zu *Rinteln* durch ihre Seltsamkeiten, besonders durch die Weigerung, ihre Kinder taufen zu lassen, obrigkeitliche Abndungen zu. Allein schon im Jahr 1791 wurden sie von dem Fürsten von Waldeck, als eine besondere, zu *Pyrmont* bestehende, Kirche in den öffentlichen Schutz genommen; doch unter der ausdrücklichen Einschränkung, dass sie, nach wie vor, die *iura stolae* und andere Priester- und Kirchenabgaben entrichten sollten. Unter den Proselyten dieser neuen Quäkergemeinde that sich besonders *Ludwig Seebohm*, ein Kaufmann, hervor. Er liess im Jahr 1792 eine Vertheidigungsschrift für seine Partey drucken, die als die erste gedruckte Urkunde, und insonderheit als die erste Bekenntnisschrift einer deutschen Quäkercolonie, merkwürdig genug war, um hier (S. 654—671.) ganz eingerückt zu werden. Es erfolgte zwar eine Trennung in der Gemeinde; doch erhielt sie sich im Ganzen, und verstärkte sich. Vergebens suchte sie gänzliche Befreyung von den kirchlichen Abgaben. Hingegen erbauete sie sich im J. 1800 eine öffentliche Kirche, oder, weil ihnen dieses Wort verhasst ist, ein Versammlungshaus. Die ganze Versammlung zu *Pyrmont* besteht aus 24 bis 26 Familien, und ungefähr aus 80 Personen. Ein Theil derselben wohnt in *Pyrmont* selbst; die meisten aber wohnen zu *Friedensthal*, am Fusse des nahe bey Pyrmont gelegenen Königsberges, wo sie mehrere blühende Fabriken angelegt haben; zwey Familien in dem nahe dabey liegenden Dorfe *Löwenhausen;* eine in dem zwey Stunden von Pyrmont entfernten Lippischen Dorfe *Sonnenborn*, und eine zu *Bückeburg;* welche letztere sich zu den gottesdienstlichen Versammlungen ihrer Glaubensgenossen (gewöhnlich *Freunde* genannt,) zu *Minden* hält. Die Eigenheiten und die Verfassung der Quäker sind von England, ihrem ersten Vaterlande, her, bekannt. Doch verdient bemerkt zu werden, dass ihnen in dieser Nachricht, als eine der vorzüglichsten Seiten ihres Charakters, ihre Duldsamkeit, ferner eine natürliche und immer gleiche Herzlichkeit, und ein ungezwungenes freymüthiges Wesen gegen jedermann ohne Unterschied, beygelegt wird; auch sollen sie auf einer gewissen glücklichen Stufe der Geistesbildung stehen. Zwar sind es, seit ihrer Entstehung, noch immer drey Stücke, welche ihre Aufnahme in eine bereits bestehende bürgerliche Gesellschaft bedenklich machen: dass sie weder selbst Kriegsdienste thun, noch auf irgend eine Art dem Kriege einigen Vorschub leisten; dass sie eben so hartnäckig den Eid verweigern, und keine Kirchenabgaben entrichten wollen. Doch für den deutschen kleinen Staat, wo sie zuerst volle Gewissensrechte und Bürgerfreyheiten erhalten haben, hat dieses eben keine nachtheiligen Folgen.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Strasburg*, b. Reitmayr: *Wilhelm und Lieschen*, oder *die Folgen des Friedens;* eine Operette in zwey Aufzügen von *Will d. J.* 1802. 139 S. 8. (9 gr.) — Schwerlich hätte der Vf. noch etwas Geschmackloseres erfinden können, als diese Operette, soviel Unsinn und Widersinn spricht aus allen Zügen dieses Stücks. Nicht einmal eine prosaische Wirklichkeit hat er zu kopiren, geschweige dem Ganzen eine poetische Idee einzuhauchen gewusst. Ein gemeiner Soldat, der aus dem Kriege als Hauptmann zurückkehrt, und sich darüber so ausdrückt: „Die Mezze Fortuna habe ihn auf dem Pfade des Lebens umarmt!" ein Paar Bauernpursche und Bauernmädchen, ein herumziehender hungernder Poet, dessen Geliebte plötzlich wie eine *deus ex machina* erscheint, und ihn heirathet u. s. w., sind die Hauptpersonen des Stücks, die bald in Versen, bald in Prosa sich vernehmen lassen, und im zweyten Akt alle mit einander recht glücklich werden. Von den Versen nur ein Pröbchen:

Der Verwalter (auf die Kniee sinkend, und burlesk [der Vf. schreibt purlesk!] zärtlich):
Sieh, Sprödе, sieh, zu deinen Füssen
Den treusten Schäfers Thränen fliessen!
Lieschen: Ich stehe fest bey meiner Pflicht,
Beschämt Sie denn ihr Winseln nicht? u. s. w.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 1. May 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmanns: *L. Annaei Senecae philosophi opera omnia, quae supersunt.* Recognovit et illustravit *Frid. Ern. Ruhkopf*, Dir. Gymnas. Bielefeld. Vol. *I.* 1797. XVIII u. 590 S. (1 Rthlr. 18 gr.) Vol. *II.* 1800. XVIII u. 372 S. (1 Rthlr. 8 gr.) Vol. *III.* 1805. 438 S. gr. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Als die Weidmannische Buchhandlung sich wegen Veranstaltung einer neuen Ausgabe der philosophischen Werke des Seneca an den Hn. *G. J. R. Heyne* gewendet und ihn um Auswählung eines der Besorgung dieses Geschäfts gewachsenen Mannes ersucht hatte: übertrug es dieser dem Hn. Dir. *Ruhkopf*, der schon in seiner Uebersetzung von Seneca's *Quaestiones naturales* eine gute Bekanntschaft mit diesem Schriftsteller an den Tag gelegt hatte. Der Erfolg hat die getroffene Wahl vollkommen gerechtfertigt, und Hr R. liefert eine Handausgabe, welche die Bedürfnisse und Erwartungen genügsamer und billiger Leser sicher befriedigt.

Eine ganz neue Bearbeitung des Textes oder Recension lag ausser den Gränzen, welche sich die Verlagshandlung bey dem Unternehmen vorgesteckt hatte; der Herausg. unternahm nur eine Ueberarbeitung oder Recognition des Textes, die so ausgefallen ist, wie sie ein fleisiges Studium des Seneca und die sorgfältige Benutzung der Ausgaben und Commentare desselben, vorzüglich von Gruter, Lipsius und Gronov, so wie der Observationen von Heusinger, Triller u. a. möglich machte. Auch einige Collationen von Handschriften einzelner Abhandlungen wurden dem Herausg. durch Hn. Hofr. *Harles* und Hn. Pr. *Matthiä* (jetzt in Frankfurt) mitgetheilt. Das Verzeichniss und die Sichtung der Lesarten nebst der Beleuchtung und Berichtigung verdächtiger und verdorbener Stellen ist in kurzen Anmerkungen zunächst unter dem Text enthalten. In der Beurtheilung und Auswahl zeigt der Herausg. Nachdenken und eine geübte Hand, und Scharfsinn in den, übrigens nicht zahlreichen, eignen Versuchen, das Verfälschte zu verbessern. Aus diesem allen ging ein in den meisten Stellen glücklich berichtigter Text hervor. Dass ein Herausg. in jedem einzelnen Falle genug thun sollte, ist nicht zu erwarten. So wurden wir, um nur Einer Stelle vorläufig zu gedenken, nicht bey *de vita beata* 2, 1. befriedigt, wo Seneca von dem Pöbel *(vulgus, ὄχλος)* vgl. Ruhkopf zu Ep. 7, 2.) im Gegensatz der Weisen spricht: *„Vulgum autem tam chlamydatos quam coronatos voco."* Dies ist freylich Lesart aller Handschriften, die man verschieden zu erklären oder zu verbessern bemüht gewesen ist. Dass angesehene und unangesehene, vornehme und gemeine Leute zu verstehen sind, ist richtig; aber erlaubt der Sprachgebrauch in dieser Verbindung des Herausg. Erklärung der einzelnen Worte? *„Chlamydati, peregrina veste induti, ideoque non conspicui, quibus ii, qui coronis erant ornati, e. c. triumphatores, opponuntur."* Braucht nicht Seneca in derselben Schrift *chlamydatus* von einem Prachtkleide 25, 2. *„praetextatus et chlamydatus, quam nudis scapulis aut femitectis."* Und sagt nicht der Herausg. bey letzterer Stelle selbst: *„et praetextam et chlamydem fuisse praestantiorum vestium genera constat. Cf. Ernesti Clav. Cic.?"* Kann also nicht auf etwas bessers gerathen werden: so ist immer noch des Lipsius Vorschlag: *„tam candidatos quam coloratos,"* den er sowohl in seinen *Electis*, als in den Noten zu dieser Stelle vorgetragen, so kühn er auch scheint, vorzuziehen. *Colorati* sind nämlich so viel als *pullati*, worunter oft die *plebecula* verstanden wird. Dass aber Seneca auf die Farbe der Kleider anspielt, beweisen seine zunächst folgenden Worte.

Das Hauptaugenmerk des Herausg. ging auf die Erklärung der Worte und Sachen, oder auf Wegräumung der Schwierigkeiten, die aus der Sprache, vornehmlich dem philosophischen Redegebrauch der Zeit und der Schule, und aus den eignen Lehren der Stoa oder Seneca's philosophischem Eklekticism entstehen. Der Herausg. dachte sich bey seinen Kräuterungen solche Leser des Seneca, die, keineswegs mit der alten Literatur unbekannt, doch der erklärenden Winke und vergegenwärtigenden Erinnerungen bedurften. Ein warmer Verehrer der grossen Verdienste Lipsius und Gronovs um seinen Schriftsteller, webte er das Wichtigere und für seinen Zweck Gehörende aus ihren Commentaren seinen Anmerkungen ein. Von der Wichtigkeit guter

Digitized by Google

Einleitungen in einzelne Schriften überzeugt, verwandte er vorzüglich nach Lipsius vielen Fleiss auf die Ausarbeitung derselben, und begleitet in ihnen jedesmal die Angabe des Inhalts mit der Kritik der Schrift, der Bestimmung der Zeit, wenn sie abgefasst, des Plans und Zwecks, und mit Unterfuchung der philosophischen Quellen, aus denen Seneca geschöpft oder der Schriften der Philosophen über dieselben Gegenstände bis auf Seneca herab. Dieser historische Theil der Argumente ist, so wenig er auf Vollständigkeit Anspruch macht, (den Schriftstellern περὶ ὀργῆς kann man jetzt den Philodemus beyfügen, dessen Abhandl. hierüber sich unter den Herculanischen Handschriften gefunden hat) eine sehr schätzbare Zugabe. Ein Muster einer gründlichen Ausarbeitung ist die Einleitung zu dem Trostschreiben an den Polybius, deren Unechtheit zwar auch von andern vermuthet, aber noch nicht bis zu dem Grade der Wahrscheinlichkeit, theils aus chronologischen, theils aus andern innern Gründen, welche diese parasitische Schrift als des Weisen ganz unwürdig darstellen, hingeführt worden ist.

Den erklärenden Anmerkungen dürfen wir insonderheit das Lob grammatischer Genauigkeit und einer gründlichen Erläuterung der Philosopheme, unter andern durch Vergleichung und Hinweisung auf die griechischen Quellen, des Stobäus, Arrianus, Antoninus u. f. w. nicht versagen. Wenn für Leser, wie sie der Herausg. in Gedanken hatte, hie und da eine Bemerkung mehr nicht überflüssig gewesen seyn würde: so wären dem Herausg. auf der andern Seite manche, an sich gute, aber zu bekannte und aus dem ersten, besten Hülfsbuch leicht zu gewinnende antiquarische, historische, literarische Erläuterungen zu erlassen gewesen. Ein kleiner Uebelstand ist es, dass der Herausg. gewisse Anmerkungen an mehr als einer Stelle vorträgt, dass er bisweilen dieselbe Sache an verschiedenen Orten auf verschiedene Weise angibt, oder die eine Note durch die andere ergänzt und berichtigt. So erklärt er *de tranqu. an.* 14, 4. den *ludus latrunculorum*, und abermals *de brev. vit.* 13, 1, jedoch bestimmter, nach Wielands Abhandl. über die Erfindung des Schachspiels. Die Anmerkung *tranq. an.* 11, 5, dass die Leichen der Kinder *ad faces et cereos*, *wahrscheinlich* in der Stille der Nacht, hinausgetragen worden, wird *brev. vit.* 20, 4 wiederholt, nur dass es hier bestimmter heifst: „*Hoc autem noctu fiebat.*" Seneca fagt *de conft. fap.* 18, 5. von Socrates: „*comoediarum publicatos in fe et fpectatos fales in partem bonam accepit.*" Die Anmerkung, worin diefes eine Anfpielung auf den Ariftophanes und Amipfias heifst, wird zu *vit. beat.* 27, 2. mit Erweiterungen und mit der genauern Beftimmung wiedergegeben, dass vorzüglich Ariftophanes, Eupolis und Amipfias den Socrates auf die Bühne gebracht; denn auf ihrer mehrere führt ja beftimmt die letzte Stelle des Seneca: „*Praebui ego aliquando Ariftophani materiam iocorum: tota illa mimicorum poetarum manus in me venientes fales fuos effudit,*" wo, um es beyläufig zu bemerken, die Lesart *mimicorum* wohl die ausgefuchtere ist, obgleich die andere Stelle des Seneca für Gronovs *comicorum* angeführt werden könnte. Wie manchen Worten *mimus* und *mimicus* weichen müffen, davon fehe man einen ganzen Wald voll Beyfpiele bey Burmann z. Anthol. lat. T. 1. p. 224 f. Die Anmerk. über das *tormentum Circenfe* de vit. be. 25, 2. wird zu Epp. 20, 8. berichtigt und erweitert.

Da der *erfte* Band diefer Ausgabe fchon vor mehrern Jahren erfchienen und in mehrern öffentlichen Blättern beurtheilt worden ift: fo halten wir es für das Zweckmäfsigfte, noch mehr auf die letzten Bände zu achten und eine Revifion einiger Stellen in Seneca's Briefen und der dazu gehörigen Anmerkungen, anzuftellen.

Ueber Seneca's Briefe, die Zeit ihrer Abfaffung, ihre Eigenthümlichkeit, verbreitet fich die einleitende Vorrede des *zweyten* Bandes. Es ift ein herrlicher Genufs, zu lefen, wie der alte Seneca feinen jüngern Freund mit dem Ernft und der Würde der ftrengen Regel, aber zugleich mit Humanität und Milde in alle Weisheit leitet; wie er der Wahrheit nichts vergibt, ohne doch fchonungslos mit der menfchlichen Schwachheit zu verfahren; welche Schätze von Erfahrungen und Lebensweisheit er eröffnet; wie parteylos er das Gute und Wahre mehrerer philofophifchen Schulen ausbeht, und wie es ihm nur um die Sache und die Wahrheit, nicht um die Perfon und Partey zu thun ift. Die individuellen, auf Zeit, Umftände und Verhältniffe des Freundes berechneten Ermunterungen und Rathfchläge, viele einzelne Züge und Angaben, machen uns glauben, dafs diefe Briefe nicht erdichtet, fondern wirklich an den Freund gefchrieben und auch wahrfcheinlich von ihm beantwortet worden. Wenn aber gleich einige Aeufserungen des Seneca (Ep. 38, 1 75, 1.) von dem Nutzen eines folchen vertrauten Briefwechfels und der nachläffigen, zwanglofen Sprache, die in ihm herrfchen dürfe, auf eine blofse Privatbeftimmung diefer Briefe hinzudeuten fcheinen: fo wünfchte doch wahrfcheinlich Seneca felbft, dafs ihnen ein ausgedehnterer Wirkungskreis zu Theil werden möchte, und er glaubte (nach Ep. 21, 3—6.), feinem Freund eben das verfprechen zu dürfen, was Epicurus feinem Freund und Schwager Idomeneus, dafs er in feinen Briefen fortleben würde. Was nun den Lucilius Junior, den Freund betrifft, an den diefe Briefe, fo wie einige andere Schriften Seneca's, gerichtet find: fo hat der Herausg. das zufammengeftellt, was man von ihm weifs oder vermuthen kann. Der Wernsdorfifchen und ehemaligen Matthiäifchen Hypothefe, dafs er der Vf des Gedichts Aetna fey, welches fonft den Namen des Cornelius Severus an der Stirn trug, trat der Herausg. noch in der Einleitung zu der Schrift *de providentia* T. 1. p. 297. bey; jetzt fucht er den für diefelbe aus Seneca Br. 79. geführten Beweis zu entkräften und zeigt, dafs hier gar nicht von einem für fich

beftehenden

Digitized by Google

beſtehenden Gedicht über den Aetna die Rede ſey, dergleichen Lucilius etwa zu ſchreiben Willens geweſen (und wie der Aetna des Pſeudo-Severus wirklich iſt), ſondern nur von einer Abſchweifung (*locus*) auf den Aetna, die einem umfaſſendern Gedicht eingeflochten werden ſollte. Vor allen Dingen muſste man über die Lesart der etwas verdorbenen Stelle des Seneca aufs Reine zu kommen ſuchen, für deren Verbeſſerung weder Ruhkopf noch Wernsdorf etwas gethan haben. Nachdem Seneca zu erkennen gegeben, daſs ſeine Erwartung auf naturhiſtoriſche Ausbeute von ſeines Freundes Wanderung durch Sicilien geſpannt ſey, thut er verſchiedene Fragen, den Aetna betreffend, an ihn, worauf einige ſcherzhafte Worte folgen, (in die nur folgende beſſere Interpunction und Aenderung eines einzigen Wortes (*ut* für *donec*, welches aus dem vorhergehenden entſtand, da die Mſſ ſtatt *mandaret* finulos: *daret, dabit, manducare*, laſen) eingeführt zu werden braucht: „*Non eſt autem, quod iſtam curam imputes mihi (morbo enim tuo daturus eras, etiamſi nemo mandaret tibi), ut Aetnam deſcribas in tuo carmine, et hanc foetenem omnibus poetis locum attingas*" d. h. „Du darfſt es aber nicht etwa auf mich ſchieben — denn du würdeſt deinem Drange dazu, auch ohne Aufforderung von Jemand, gefolgt ſeyn — daſs du den Aetna in deinem Gedichte beſchreibſt und dieſen allen Dichtern gewöhnlichen Tummelplatz betreteſt." Lucilius, ſo viel lehrt dieſe Stelle, wollte vermuthlich ein Lehrgedicht ſchreiben, ſey es überhaupt über die Natur, etwa wie Empedocles, oder ein geographiſch-naturgeſchichtliches über Sicilens Merkwürdigkeiten, in deren einem oder dem andern der Aetna eine glänzende Epiſode abgeben konnte, zu welcher Seneca ſeinen Freund nicht gerade auffordert, wie der Herausg. annimmt, vielmehr ſeine Fragen über den Aetna ja nicht ſo auszulegen bittet, aber die er doch auch im Folgenden nicht mifsbilligt.

Wir gehen zu einzelnen Stellen der Briefe fort. Br. 6, 5. ſtellt Seneca unter den Schülern des Socrates, die noch mehr durch ihres Meiſters multerhaften Wandel als durch ſeinen Unterricht gewonnen haben, den Plato und Ariſtoteles zuſammen. Will man hier nicht die Erwähnung des Ariſtoteles, der kein perſönlicher Schüler des Socrates war, mit dem Herausg. auf Rechnung einer Uebereilung ſetzen: ſo könnte man wohl annehmen, Seneca habe geſchrieben: „*Plato et Antiſthenes.*" Bey Br. 7, 2. 3. konnte man einen Wink über *matutina* und *meridiana ſpectacula* erwarten, worüber bey andern Stellen, doch unbefriedigend, geſprochen wird. Bey den Frühſpielen wurden wilde Thiere theils mit einander ſelbſt zuſammengehetzt, Senec. de ira 3, 43, 2. Ovid. Met. 11, 26. theils mit Menſchen Senec. Ep. 7, 3 70, 20.; bey den Mittagsſpielen aber kämpften Menſchen gegen Menſchen, Senec. Ep. 7, 2. 3. Mancher Leſer wird ſich nach einer andern Erklärung (als der beygefügten: „*togatas comoedias, quae argumenta romana tractabant, et admodum iudicra.*" Vgl. Ruhkopf zu Ep. 89, 6) der *togatae noſtrae* Ep. 8, 7. umſehen, von denen geſagt wird, daſs in ihnen ein gewiſſer Ernſt herrſche und daſs ſie das Mittel zwiſchen Luſtſpiel und Trauerſpiel halten; und wenn ebendaſelbſt die *excalceati* in Beziehung auf den Mimendichter P. Syrus, den *cothurnatis* entgegengeſetzt werden: ſo hat man bey jenem Wort wohl nicht mit dem Herausg. an den komiſchen Soccus, ſondern mit Ziegler de mimis p. 9. an die Planipedes, die ihre Füſse nicht durch den Cothurn erhöhten, ſondern auf platten Solen gingen, zu denken. Br. 9 wird von dem Zuſtand des Weiſen, der ſich ſelbſt überlaſſen iſt, gehandelt. Im einſamen Gefängniſs, in der Fremde, verſchlagen an ferne Küſten, iſt ſeine Lage §. 13 „*qualis eſt Iovis, quum relicto mundo, et diis in unum confuſis, paulisper ceſſante natura, acquieſcit ſibi, cogitationibus ſuis traditus.*" Dem Herausg., der ſonſt ſo fleiſsig Arrians Auſſatze des Epictet vergleicht, iſt hier eine merkwürdige Parallele deſſelben entgangen „Wenn, läſst Arrian den Epictet 3, 13, 4. dagegen, die Einſamkeit hinreicht, um verlaſſen zu ſeyn: ſo mufst du ſagen, daſs auch Zeus, wenn die Welt durch Feuer vertilgt iſt, verlaſſen ſey und über ſich ſelbſt klage: O ich Armer, ich habe weder Here, noch Athene, noch Apollo, überhaupt keinen Bruder, keinen Sohn, keinen Enkel, keinen Verwandten mehr! Das laſſen ihn auch wirklich Einige nach dem Weltbrand thun" Vermuthlich hatten poetiſche oder philoſophiſche Spötter der Stoiſchen Lehre von der Weltverbrennung dem Zeus dieſe Klagelieder in den Mund gelegt. Dagegen ſagt Epictet von dem einzig übrig gebliebenen Zeus faſt wie Seneca: Ὡς ὁ Ζεὺς αὐτὸς ἑαυτῷ σύνεστι καὶ ἡσυχάζει ἐφ' ἑαυτοῦ καὶ συνεστὴν διοίκησιν τὴν ἑαυτοῦ οἶδε κτλ u. ſ. w. und nun wird weiter ausgeführt, welche Selbſtbetrachtungen der Weiſe in ſeiner Einſamkeit anſtellen ſoll. Ueber die Lehre von der Weltverbrennung macht übrigens der Herausg. des Seneca an drey Stellen Anmerkungen, die ſich wechſelsweiſe ergänzen und berichtigen. ad Polyb. 20, 2. ad Marciam 26, 5 und bey der Stelle des neunten Briefes, von der wir eben geſprochen haben. Wenn Seneca Br. 13, 10. verſchiedene augenſcheinliche Todesgefahren aufzählt, aus denen manchmal der Menſch unerwartet gerettet werde: ſo ſchwebten ihm wohl dabey Beyſpiele vor, die vom Herausg. hätten nachgewieſen werden können. Sollte S. nicht bey „*incendium ad fugam patuit*" an die fratres Arapos Pſeudo-Severi Aetna 625 ff. Claudia. v. 3. oder an den Aeneas, von dem Statius ſagt S. 3, 3, 188 f. „*patrem cervice vehenti Sacra Mycenaeae patuit reverentia flammae*" gedacht haben? Zu den nächſt folgenden Worten: „*quosdam molliter ruina depoſuit*" gehörte die Anm., die man erſt bey Ep. 30, 3 hielt. In der hier angeführten Stelle Br. 23, 7. mufs man leſen: „*alia proxima ripa* (ſtatt *proximae ripae*) — *depoſuit.*" Das lehrt ſchon der Gegenſatz: „*alia torrens impetus iecit in mare.*" Sollte nicht Seneca Br. 14, 3. bey den

Digitized by Google

den Worten: „*morbi silentio subeunt*" u. f. w. vgl. mit §. 5, an die bekannte Stelle des Hesiodus, T. u. W. 102—4. gedacht haben? Νούσοι δ' ἀνθρώποισιν — Αὐτόματοι φοιτῶσι, κακὰ ζυγτοῖσι φέρουσαι Σιγῇ etc.

(Der Beschluß folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in Comm. b. Hirschfeld: *Die Letten in Kurland;* oder Vertheidigung meines Vaterlandes gegen die Angriffe von G. Merkel in dessen Letten. Kurlands Edlen gewidmet von *Georg Friedr. von Firks.* 1804. 276 S. 8.

Der bekannten Merkelschen Schrift über *die Letten in Liefland* wird bey aller Leidenschaft, mit der die Wahrheit darin gesagt ist, immer ihr grosses Verdienst bleiben, sich einer sehr gedrückten Klasse von Menschen kräftig und nicht ohne gute Folgen angenommen zu haben. Jedoch kann dieses Urtheil nur so weit gelten, als der Inhalt jenes Werks seinem Titel wirklich entspricht und lediglich den Zustand der *Liefländischen Letten* betrifft. Allein durch die, gleich auf einer der ersten Seiten des Buchs geäusserte Behauptung: „das *ihre* Sache auch die der *kurischen* Letten sey," schien daselbe mit allen die Menschheit empörenden Schilderungen, die es enthält, eben sowohl auf *Kurland* als auf Liefland bezogen zu seyn. Dagegen übernimmt nun in vorliegender Schrift Hr. *von Firks*, aus einer der ersten Familien Kurlands, die Vertheidigung seines Vaterlandes, und führt sie bey dem lebhaftesten Enthusiasm für die Sache, zugleich mit einer rühmlichen Mäßigung des Tons.

Eben darum gewährt seine Schrift, auch *ohne* ein polemisches Interesse, das sie bereits durch die Gegenerklärung des Hn. Merkel, in Nr. 201. seines Freymüthigen, dafs er jene angezogene Stelle nicht in dieser Allgemeinheit verstanden wissen wolle, verloren hat, als ein schönes und in unsrer Zeit seltnes Denkmal von Vaterlandsliebe, eine anziehende Unterhaltung. Den Statistiker bereichert sie überdem mit manchen nicht unwichtigen Beyträgen zur Erweiterung seiner Kenntnifs von Kurland, die mit eben so viel Einsicht als Wahrheitsliebe geschrieben sind. Der Vf. handelt in dem *ersten* Abschnitt seines Werks von *dem Charakter der Kurländer überhaupt*, in dem *zweyten* und *dritten* von *dem Charakter und dem Zustand* der kurischen *Letten*, im *vierten* von *ihren Frohnen und Abgaben* und im *fünften* von *ihren Rechten*. Der *sechste* und letzte Abschnitt enthält einige Vorschläge, die *Leibeigenschaft* in Kurland noch mehr zu erleichtern, denen Rec. jedoch nur in so fern als ihre Ausführung den *Uebergang* zu der gänzlichen Aufhebung der Leibeigenschaft machen müfste, vollkommen beypflichtet, indem er sich überzeugt hält, dafs ein Culturgeschäft von dieser Wichtigkeit, nicht ohne die gröfste Gefahr für die Menschenklasse, die es trifft, durch einen *Sprung* geschehen könne.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Nürnberg*, in d. Felsecker. Buchh.: *Kurze Darstellung des Wichtigsten vom Forstwesen bey Privat- und Communen-Wäldern; dann von der bürgerlichen und landwirthschaftlichen Baukunst*; für Gutsbesitzer, Beamte, Oekonomie- und Gutsverwalter, bürgerliche Holz- und Bauhandwerker in Municipal-Städten und Märkten, und jeden gebildeten Bürger, der Gebäude besitzt. Von *J. C. W. von Schaurl* von Defersdorf, Hofmarkt Vorra und Schwarzenbruck, Reichsstadt Nürnb. Stadt- und Ehegerichts-Assessor. 1802. 118 S. 8. (8 gr.)

— Der Vf. hat diese Schrift für diejenigen Personen bestimmt, welche die theuern und kostbaren Werke in der Forstwissenschaft und bürgerlichen Baukunst sich selbst anzuschaffen oder zu benutzen keine Gelegenheit hatten; überhaupt solche, die auf keine Art sich die nöthigen Kenntnisse erwerben konnten und doch in den Fall kommen, Waldungen und Gebäude administriren zu müssen. Der erste Gegenstand des Vfs., die Forstwissenschaft, zerfällt in elf Abschnitte, worin von der Behandlung und Cultur der Kiefern, Fichten, Tannen und der vermischten Nadelhölzer die bekannten Grundsätze aufgestellt und so weit, als der Zweck des Buchs es erfordert, ausgeführt sind. Von den Laubhölzern behandelt der Vf. vorzüglich die Eiche und Buche, Birke, Ulme, Ahorn, Aesche, Erle, Pappel, Aspe und Weide, die Akazie, den Vogelkirschbaum, Elsbeerbaum und die Linde; sodann auch einige ausländische Holzgewächse. Das vorzüglichste von der Cultur und Benutzung dieser Holzarten findet man hier ausgehoben und sehr gut zusammengestellt. Als Anhang zu dieser Abtheilung handelt der Vf. von der Cultur oder sumpfigter, mit Gras stark verwachsener Plätze, so wie von der Mefslung und schädlicher Ausrottung der Holzer, eben nichts vorzüglich.

In dem zweyten Abschnitt von der bürgerlichen Baukunst handelt der Vf. in mehrern Abschnitten vom Grund, vom Mauerwerk, von Schornsteinen und Herden, von Kalk, Ziegeln und Sand, vom Bauholze, von Gewölbern und Kellern, von holzernen Gebäuden, von Bequemlichkeit der Privatgebäude, von Oefen, von Thüren, Laden, Fenstern und Treppen, von Dächern, von Reparatur schadhafter Mauern und Gebäude, von Ställen, von heimlichen Gemachern und von Anszierung und Anstrich, kurz, doch genügend. Rec. empfiehlt daher das Werk einem jeden, für den der Vf. dasselbe bestimmte, als eine nützliche Lectüre.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 3. May 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmanns: *L. Annaei Senecae philosophi opera omnia, quae supersunt.* Recognovit et illustravit *Frid. Ern. Ruhkopf*, u. s. w.

(Beschluss der in Num. 52. abgebrochenen Recension.)

Bey Br. 15, 5. 6. wundern wir uns, dass den Commentatoren nicht die Verwirrung des Vortrags aufgefallen ist, die aus der nachlässigen Umgangssprache, welche Seneca in den Briefen nachahmt, nicht wohl zu erklären ist. Der Weise spricht von den Leibesübungen und Bewegungen, und zwar erstens von der *gestatio*, dann von der *ambulatio*, hierauf von der *intentio vocis*, dann wieder von der *ambulatio*, dann wieder von der *contentio vocis*. Ein einziger Satz §. 6. „*Quodsi velis — produxerit*" scheint uns von seiner unrechten Stelle etwas zurück gerückt werden zu müssen, und das Ganze erscheint dann in folgender guten Ordnung: „*Gestatio et corpus concutit et studio non officit: possis legere, possis dictare, possis loqui, possis audire: quorum nihil nec ambulatio quidem vetat fieri. Quodsi velis deinde, quem admodum ambules, discere, admitte istos, quos nova artificia docuit fames — produxeris. Nec tu intentionem vocis contenderis: quam veto te per gradus et certos modos attollere, deinde deprimere. Quid ergo? a clamore protinus et a summa contentione vox tua incipiet? Usque adeo naturale est, paulatim incitari etc.*" Seneca empfiehlt mässige körperliche Bewegung, die aber mit möglichst wenigem Aufwand von Zeit verbunden und der Natur gemäss sey. Man soll sich spatzieren tragen lassen oder sich im Gehen üben, aber nicht im künstlichen Tanzen; im Lautsprechen und Declamiren, aber nicht nach allen Regeln der Redekünstler und Schauspieler. Br. 24, 7. wird die auch in der neuen Ausgabe fortgepflanzte Interpunction, nach welcher sich der Satz mit *fervaverat* schliesst, Irrungen veranlassen können. Wir interpungiren so: *Cato id agendum existimavit, ne cui Catonem aut occidere liceret, aut servare contingeret, et stricto gladio, quem usque in illum diem ab omni caede purum fervaverat: „Nihil," inquit, „egisti, fortuna, — Cato deducatur in lutum!"* Man thut doch wohl dem vom Seneca so gepriesenen Dichter Lucilius Junior Unrecht, wenn man ihn in einem philosophischen Gedicht desselben Br. 24, 10. folgenden lahmen, cäsurlosen Hexameter vorbringen lässt: „*Mors non ultima venit; quae rapit, ultima mors est.*" Es sey denn, dass man ihn mit Lipsius in zwey Anapästen zerlegte. Aber da der in Lucilius Gedicht ausgeführte Satz vom Seneca so angegeben wird „*non repente nos in mortem incidere, sed minutatim procedere*" und „*hanc, quam timemus, mortem extremam esse, non solam:*" so scheint Muretus Verbesserung der Preis zu gebühren: „*Mors non una venit, sed, quae rapit, ultima mors est.*" Dass Seneca Ep. 31, 2. von einer Klippe (*scopulus*) der Sirenen spricht, da sie doch, nach Homer, auf einer Wiese sitzen, glaubt der Herausg. damit *vielleicht entschuldigen* zu können, dass Seneca bey einer Insel, auf der sie sich ja auch nach Homer befanden, an ein schroffes Felsengestade gedacht habe. Sagte denn nicht aber schon Maro (Aen. 5, 864.): „*Iamque adeo scopulos Sirenum advecta subibat*" und spielt nicht Cicero de or. 2, 37. mit demselben Worte darauf an: „*tanquam ad aliquem libidinis* (die Lesart *Sirenum* ist wohl Gloss'em) *scopulum, sic tuam mentem ad philosophiam appulisti*" und waren es denn nicht wirklich Klippen, welche man für die ehemalige Wohnung der Sirenen hielt? Der Freund, will Seneca, soll jeder Verlockung sein Ohr verstopfen. Unrichtig wird „*surdum te amantissimis tui praefia*" erklärt: „*vel maximo amore te prosequi simulantibus.*" Nein, sie meynen es wirklich gut; nur weil sie falsche Begriffe von dem haben, was wahrhaft glücklich macht: so wünschen sie dem Freund in der besten Absicht schädliche Dinge: „*Bono animo*, sagt S. deutlich genug, *male precantur.*" Als Commentar dazu wäre Br. 32, 4. 6o, 1. anzuführen gewesen. Statt: „*Non sunt ista bona, quae in te isti volunt congeri*" finden wir in einer alten Ausgabe von Seneca's abgekürzten Briefen. Leipz. 1508. die sonderbare Variante: „*Non —, quae in istius vitae voluntur congerie.*" Den Schluss des 51sten Briefes finden wir auffallend verändert in der oben angezogenen alten Ausgabe: „*Voluptates praecipue extirpa, inter res vitiosimas habe, quae (latronum more) in hac nos amplectuntur, ut strangulent. Vale.*" Wenigstens wird hier „*latronum more*" richtig zu „*amplectuntur*" gezogen, statt dass die andere Interpunction ohne Sinn: „*Voluptates — invitiosimas*

Digitized by Google

vifiſſimas habe, latronum more" verbindet. Allein die wahre Interpunction des ganzen Satzes iſt wohl dieſe: „*Voluptates praecipue exturba et inviſiſſimas* (nicht: *inſeſtiſſimas?*) *habe. Latronum more, quos Philetas Aegyptii vocant, in hoc nos anſpectuntur, ut ſtrangulent.*" Daſs Aegypten voll Gauner war, wuſsten wir ſchon aus den Adoniazuſen V. 47—50.; aber von der beſondern Art von Strafsenräubern oder Mördern, die, unter dem Schein einer freundſchaftlichen Umarmung, erwürgten, iſt ſonſt wohl nichts bekannt, und der Herausg. hätte ſo hierauf als auf die befremdliche Erſcheinung aufmerkſam machen ſollen, daſs Seneca als eine eigenthümliche Benennung dieſer Böſewichter in Aegypten anführt, was bey den Griechen ganz gewöhnlicher Ausdruck für heimliche oder nächtliche Diebe war. Wenn dieſes nicht etwa den Verdacht begründet, daſs hinter den Varianten: *Philiſtas*, *Preſtiliſtas* irgend ein anderer Name verborgen iſt: ſo möchten wir wenigſtens die hier genannten Philetae nicht von *Φιλήτης* oder *Φιλήτας*, der griechiſchen Benennung der Diebe, ableiten, ſondern von *φιλητής*, der Liebhaber, weil dieſe ägyptiſchen Würger diejenigen, welche ſie zu ihrer Beute erkohren hatten, gleich Liebhabern zärtlich umarmten. Aus guten Gründen vertheidigt der Herausg. Br. 71, 11. „*praetuga et vita excidere*" ſtatt der Lesart *excedere*, wiewohl noch die witzige Verbindung des Zeitworts mit den zwey Prädicaten zu bemerken und eine ähnliche des Ovid Met. 2, 312. „*animaque rotisque Expulit*" beyzubringen geweſen wäre. Br. 72, 12. war bey „*genus eorum, qui ſapientiae alludunt*" wohl der Urſprung der tropiſchen Redensart, *alludere*, *προσπαίζειν*, vom Anſchlagen der Meereswellen ans Ufer, zu bemerken. S. Hemſterhuys bey Valck. Theocr. 6, 12. Br 94. 20. ſagt Seneca, der Arzt heile nicht nur die kranken Augen, ſondern er gebe auch Verhaltungsvorſchriften. Zu der: „*Non eſt quod poſt cibum ſtudeas*" hätte wohl der Herausg. etwas darüber erinnern können, ob die Augen durch das Studiren nach dem Eſſen mehr angegriffen werden. Bey den folgenden Sätzen iſt einiges zu erinnern und zum Theil erinnert worden: „*non eſt quod plenis oculis ac tumentibus imperes. Affiatum et vim frigoris in os occurrentis evita: alia eiusmodi, quae non minus quam medicamenta proficiunt. Adiicit remediis medicina conſilium.*" *Pleni et tumentes oculi* werden in der Note des Herausg. ſehr gekünſtelt von Lipſius erklärt. Es wird, nach dem Zuſammenhang, der Zuſtand der Augen gemeynt, wo die eigentliche Entzündung zwar gehellt, die Augen aber doch noch dick und aufgelaufen ſind. Statt *imperes*, welches ſo abſolute geſetzt, Schwierigkeit macht, ſchlägt der Herausg. vor: *ambules* oder: „*ingeras affiatum — in os incurrentis: evita alia etc.*," worin das Scharfſinnige nicht zu verkennen iſt. Wie kam es aber, daſs man nicht an dem identiſchen Schluſs des Ganzen Anſtoſs nahm? „Der Arzt fügt noch andere Vorſchriften hinzu, welche eben ſo heilſam ſind als die Mittel. Die Medicin begleitet ihre Heilmittel mit Rathſchlägen." Wenn die Worte: „*Adiicit remediis medicina conſilium*" nicht etwa vom Rand, wo ſie als Summarium der ganzen Ausführung ihre Stelle hatten, in den Text gekommen ſind: ſo müſſen ſie, glauben wir, beſſer mit dem Vorhergehenden verſchlungen werden. Wir verſuchen nämlich dem Ganzen folgende Geſtalt zu geben: „*Non eſt, quod — imperes affiatum et vim frigoris in os occurrentis. Alia eiusmodi, quae non minus quam medicamenta proficiunt, adiicit remediis medicina.*" *Imperare affiatum frigoris* iſt mit nachdrucksvoller Kürze geſagt: Du darfſt den noch aufgedunſenen Augen nicht *zumuthen*, ſich der kalten Luft auszuſetzen. *Evita* halten wir für die Gloſſe von: „*Non eſt, quod imperes.*" *Conſilium*, was wir am Ende weggeworfen haben, ſcheint einer falſchen Interpunction ſein Daſeyn zu verdanken. Denn nachdem man hinter *proficiunt* ein Punkt geſetzt hatte, ſchien bey „*Adiicit remediis medicina*" ein Wort zu fehlen, das man durch *conſilium* ergänzte. Br. 104, 11. wird eine dunkle Stelle aus den Handſchriften hergeſtellt und aufgeklärt. Es iſt eben ſo thöricht, ſagt S., den Verluſt unſrer Lieben zu beweinen als das Abfallen des Laubes. „*Quidquid te delectat, aeque vide, ut videris, dum virent.*" Bloſs der Pluralis des letzten Wortes ſcheint Conjectur zu ſeyn; man ſoll *folia* hinzudenken. Den Sinn gibt der Herausg. ſo an: „*Quidquid te delectat, eodem oculo conſidera, quo conſiderare ſoles illa folia.*" §. 22. ſetzt der Herausg. zwar die Lesart eines einzigen Codex: „*aperte tela fortunae — excipere*" in den Text; allein er gibt in der kritiſchen Anmerk. der Lesart der übrigen Handſchriften *ad portum* den Vorzug, doch mit dem Zuſatz, daſs ihm die Stelle noch nicht ganz geheilt ſcheine. Uns kommt *ad portum* als eine bloſse Interpretation vor, die Jemand zu *flare fidenter* ſetzte; hier im Texte ſelbſt iſt aber *ad portum* nicht zu dulden, da es müſſig und unmittelbar vorher *portus* ſteht. *Aperte* aber wäre eben ſo müſſig, und iſt wohl nichts als ein Gloſſem von „*adverſo pectore, non latitantem, nec tergiverſantem.*" Demnach hätte denn Seneca geſchrieben: „*Unus enim eſt huius vitae fluctuantis et turbidae portus, eventura contemnere, flare fidenter, tela fortunae adverſo pectore excipere etc.*" Br. 107, 10. will Seneca einige Verſe aus Cleanthes Hymne überſetzen: „*Ciceronis, viri diſertiſſimi, exemplo. Si placuerint, boni conſules: ſi displicuerint, ſcies me in hoc ſecutum Ciceronis exemplum.*" Wenn man bey „*ſi placuerint*" und bey „*boni conſules*" beide Mal *verſus* hinzudenken wollte: ſo käme ein identiſcher Satz heraus: „Wenn dir meine Verſe gefallen, ſo werden ſie dir gefallen, oder, ſo nimm damit vorlieb." Aber vielleicht iſt nach „*boni conſules*" zu ſuppliren: „*inſtitutum meum, Cleanthis verſus in noſtrum ſermonem mutandi.*" Gefallen dir meine Verſe: ſo wirſt du dir es gefallen laſſen, daſs ich den Cleanthes überſetzt habe. Daſs Seneca hier zweymal des Vorgangs vom Cicero, gleich hinter einander, ſollte gedacht haben, kommt uns auch nicht recht glaublich vor; daher wir das Ganze ſo leſen möchten: „*quos (verſus Cleanthis) mihi in noſtrum ſermonem mutare permittatur. Si placuerint, boni conſules: ſi displicuerint, ſcies me in hoc*

Digitized by Google

hoc fecutum Ciceronis, viri disertissimi, exemplum." Durch eine glückliche, nachher von einer Ausgabe unterstützte Conjectur ſtellt der Herausg. Br. 108, 30. eine Stelle aus dem Cleanthes her: „*spiritus noster clariorem sonum reddit, quum illum tuba per longi canalis angustias tractum potentiorem novissimo exitu effudit*" ſtatt der Vulgata: *patentiore novissime.* Noch einer Stelle gedenken wir zum Beſchluſs aus Br. 121, 6. Der Maler, ſagt S., ſtellt ſeine bunten Farben vor ſich hin „*et inter ceram opusque facili vultu ac manu commeat.*" Eine ſehr anſchauliche Schilderung des Mechaniſchen der Malerey, wovon der Sinn in die Augen zu ſpringen ſcheint: „Auge und Hand geht immer zwiſchen dem Farbenkaſten (*cera,*' worin die Wachsfarben oder farbige Wachsſtifte waren) und ſeinem Gemälde hin und her." Denn unter *opus* mit dem Herausg. ein Original zu verſtehen, was der Maler copirt, ſehen wir nicht hinlänglichen Grund. Eben ſo wenig ſtimmen wir bey, wenn die unmittelbar darauf folgende Stelle auf die eigentlichen Pantomimen bezogen wird: „*Mirari solemus saltandi peritos, quod in omnem significationem rerum et effectuum* (lies: *affectuum.* Senec. de ira 2, 17, 1. von den Schauſpielern: *saepe id quod veri affectus non effecissent, effecit imitatio affectuum*) *parata illorum est manus, et verborum velocitatem gestus assequitur.*" Die letzten Worte zeigen, daſs von einem Schauſpiel die Rede iſt, worin auch geſprochen oder geſungen wurde. Bekannt iſt, daſs in Rom von der Zeit des Livius her die Geſticulation oder Action und der Geſang getheilt war. Liv. 7, 2. Vgl. Lucian vom Tanz 30.

Die Erinnerungen, welche wir uns hier mitzutheilen erlaubt haben, beweiſen wenigſtens ſo viel, daſs in Seneca's Briefen, auch nach der geſchickten Bearbeitung des Vſs., noch Stoff zu manchen Bemerkungen vorhanden iſt. Der Herausg. vergönne uns noch die Bitte, daſs er, bis zu Erſcheinung der folgenden Bände, nicht wieder ſo lange Pauſen eintreten laſſe, wie zwiſchen den erſten Bänden.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Matzdorff: *Heimlichkeiten* oder *Begattung und Fortpflanzung am Himmel und auf Erden.* Herausgegeben von *G. Müller* und *E. Schulz. Zweyter* Theil. 1805. 283 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Was von dem *erſten* Theile in der A. L. Z. 1804. Num. 342. geſagt worden iſt, gilt auch von dieſem *zweyten*, welcher eben ſo zwecklos, aus mancherley Zeitſchriften und Büchern ohne Kritik zuſammengeſchrieben iſt. Um dem Zuſatze *am Himmel* auf dem Titel zu genügen, ſind Nachrichten von Meteorſteinen aufgenommen. Ueberhaupt finden ſich hier Nachrichten von ſehr guten Beobachtern neben den unverbürgten, womit manche periodiſche Schriften ihre Lücken ausfüllen, und nur der Kenner, der übrigens des Büchleins nicht bedarf, wird ſie ſichten können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, in d. Wayſenhausbuchh.: *Hergynisches Archiv*; herausgegeben von *Ph. Holzmann. Erſter* Band *drittes* Stück. 1805. 12 Bog. 8. (12 gr.)

Mit Beziehung auf unſer Urtheil über die beiden erſten Hefte dieſer Zeitſchrift (A. L. Z. 1805. Num. 180.) geben wir gegenwärtig die Inhaltsanzeige des vorliegenden, woraus ohne unſere Bemerkung ſich von ſelbſt ergibt, daſs das Intereſſe derſelben keinesweges vermindert ſey. Der wichtigſte Aufſatz in demſelben iſt ohne Zweifel die erſte Numer, unter der Ueberſchrift: *Ueber Goslar, ſeine Bergwerke, Forſten und ſchutzherrliche Verhältniſſe, eine hiſtoriſche Darſtellung* von *Chriſtian Wilhelm von Dohm*, geweſenen Organiſations-Commiſſarius der Stadt Goslar. Göslar iſt das nicht mehr, was es durch Zeitumſtände begünſtigt vor dem Jahre 1552 war, in welchem, durch einen Vergleich mit dem Herzoge Heinrich dem Jüngern zu Braunſchweig, ſeine neuere Verhältniſſe gegen den Harz, deſſen Forſten und Bergbau beſtimmt wurden: dieſs iſt das Thema der Schilderung, deren Tendenz jedoch nach der kurzen Vorrede nur *rein-hiſtoriſch* iſt. Der Name des würdigen Vfs. ſichert dem Aufſatze die Aufmerkſamkeit des gelehrten Publicums, und er verdient ſie um ſo viel mehr, als ſein Gegenſtand auf nähere Erörterungen und Aufſchlüſſe über die nicht unwichtige Geſchichte Goslars, und des dortigen Bergbaues führt. Einen Auszug leidet die Darſtellung nicht, und wir bemerken daher nur noch für diejenigen, welche von dieſer Angelegenheit ſich weiter unterrichten wollen, daſs im 53ſten Hefte des Häberlinſchen Staatsarchivs ſich eine, von einem entgegengeſetzten Geſichtspunkte ausgehende, Darſtellung deſſelben Gegenſtandes von dem Archivar *von Schmidt Phiſeldeck* zu Wolfenbüttel befindet, deren Bekanntmachung durch die vorliegende Abhandlung veranlaſst worden. II. *Goslarſche Rechtserkenntniſſe* von *P. J. Bruns.* Eine Fortſetzung der Rechtserkenntniſſe und Rechtsſchreiben in den verdienten Vſs. Beyträgen zu den deutſchen Rechten des Mittelalters. Mit Bedauern ſieht Rec. aus der Eingangsbemerkung, daſs auf die von demſelben verſprochene neue Ausgabe des Goslarſchen Stadtrechts, aus Mangel an Debit, nicht zu rechnen iſt. III. *Urkunden zur Geſchichte, beſonders von Magdeburg, mit Anmerkungen und Erläuterungen* vom Diaconus *Kinderling.* Nur zwey davon ſind von Originalen abgedruckt, die andern von angeblich archivaliſchen Copieen. Sie ſind ohne alle diplomatiſche Merkwürdigkeit, und in Anſehung ihres Inhalts gröſstentheils nur für denjenigen von Intereſſe, der die ſpeciellſte Geſchichte der Gerechtſame des ehemaligen Erzſtifts Magdeburg, oder einzelner darin und daran gelegener Gegenden zu ſtudiren Beruf hat: daher es völlig zweckwidrig wäre, bey deren Inhalte hier zu verweilen. Wir bemerken nur, daſs die hiſtoriſchen Anmerkungen zum Verſtehen des Inhalts der Urkunden ſowohl, als zur weitern Aufklärung der darin

Digitized by Google

darin enthaltenen Thatsachen sehr dienlich und zweckmäfsig, auch mit vieler Kenntnifs des Details der Geschichte ausgearbeitet sind; dafs es aber wenig Vertrauen zu der diplomatischen Genauigkeit des Einsenders erweckt, wenn man die zweyte Urkunde vom Jahr 1234 also überschrieben findet: *der Kaiser* Heinrich VI. (nach andern, VII.) beschenkt u. s. w., da dieser Sohn des Kaisers Friedrich II. nie Kaiser wurde, als römischer König bey seines Vaters Leben starb, und selbst in der vorliegenden Urkunde sich *Romanorum Rex* nennet. Ein Diplomatiker mufs dergleichen Versehen zu vermeiden suchen, besonders wenn er sich es herausnimmt, andere so bitter tadeln zu wollen, wie hier S. 463. in der dreyzehnten Note gegen den allgemein geschätzten *Gercken* geschehen ist, der ohnehin diese Rüge nur dann verdient haben würde, wenn nachgewiesen werden könnte, dafs sein Abdruck der hier unter Nr. 3. nach einer bessern Abschrift anderweit gelieferten interessanten Urkunde nicht mit der Abschrift übereinstimme, welche er in Händen hatte. IV. *Erasmus Ebener Bericht an Herzog Julius von Braunschweig vom* 26. *Jan.* 1572, *mit mineralogischen, metallurgischen und chemischen Anmerkungen* vom Zehntner *Meyer* und vom Bergamts-Auditor *Hausmann*. Der Bericht enthält eine Aufzählung der mineralogischen Produkte des Harzes, und besonders des Rammelsberges, mit beygefügten kurzen Bemerkungen darüber, wie dieselben damals gewonnen und benuzt wurden. Er ist merkwürdig theils zur Geschichte des Harzischen Bergbaues, theils zum Belege der grofsen Fortschritte, welche Metallurgie und Mineralogie, so wie die gesammten Berg- und Hüttenwerks-Wissenschaften, seit zwey Jahrhunderten gemacht haben. Wichtiger wird der Bericht aber noch durch die *Meyer*- und *Hausmannschen* Anmerkungen, deren erstere, und besonders die zu den drey ersten Numer, vorzüglich in historischer, letztere in mineralogischer Hinsicht interessant sind. Bey der ersten Numer hätte übrigens Rec. gewünscht, den S. 510. angeführten Bestätigungsbrief vom J. 1428 über einen Bergtheil des Klosters Schirmbeck am Rammelsberge abgedruckt zu sehen. V. *Das Erzstift Mainz im Besitze des dritten Theils von dem Schlosse und Gerichte Herzberg im funfzehnten Jahrhundert*; vom Kanonikus *Wolf* zu Nörten. Ein mit der am Vf. gewohnten Gründlichkeit und Belesenheit geführter Beweis, dafs das Erzstift Mainz im funfzehnten Jahrhunderte, wenigstens eine kurze Zeit, einen Theil des Schlosses Herzberg am Harze im Besitz gehabt habe: ein Umstand, den die Braunschweigschen Geschichtschreiber unberührt gelassen haben, dessen Grund aber, ob's vermöge eines Pfand- oder irgend eines andern Vortrages geschehen sey, der Vf. nicht hat nachweisen können, da derselbe der aufgestellten Vermuthungen ungeachtet, wohl schwerlich in dem angeblichen Verkaufe vom Jahr 1342, der nicht zur Rechtsbeständigkeit kam, (vergl. *Scheid* zu Mosers Braunschweig-Lüneburgischem Staatsrechte S. 86. in der Note) sondern eher in irgend einer unbekannt gebliebenen, nur ein bald wieder aufgehobenes temporäres Recht gewährenden Uebereinkunft zu suchen seyn dürfte. — Die mitgetheilten beiden ersten Urkunden, wenn es mit deren Authenticität seine Richtigkeit hat, setzen den damaligen Mainzischen Mitbesitz von Herzberg aufser Zweifel, und sind daher als Beleg zu diesem speciellen Punkte der Mainzischen und Braunschweigischen Geschichte angenehm, so wie die dritte, der Söhnebrief zwischen dem Erzbischofe und den Herzogen vom Jahr 1439, als ein längst gewünschter Beytrag zu der Geschichte beider Staaten unter gleicher Voraussetzung, ihres übrigens unverbrüchlichen Inhaltes ungeachtet, nicht unwichtig ist. VI. *Beurtheilungen und Anzeigen.* VII. *Kurze Notizen, Berichtigungen u. s. w.*, welche hier einzeln anzuziehen zu weit führen würde, wovon jedoch, so unerheblich der eine Theil derselben ist, der andere des Herausg. Bestreben nach Gründlichkeit und historischer Wahrheit zu seiner Ehre darlegt.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtags-Episteln.* Von Dr. *Joh. Wilh. Rau. Dritter* Band, *zweyte* und *dritte* Abtheilung nebst Register über alle *drey* Bände. *Zweyte*, veränderte, hie und da umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1803. 187—669 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Num. 2. und 1803. Num. 142.)

Erfurt, b. Keyser: *Termino-teologie-technisches Wörterbuch* oder Erklärung der in Reden und Schriften häufig vorkommenden fremden Wörter und Redensarten in alphabetischer Ordnung. Herausgegeben von *Friedrich August Schröter. Dritte* vermehrte Auflage. 1803. 586 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1789. Num. 44. 1799. Num. 210. und 1800. Num. 333.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 6. May 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

Florenz, b. Cambiagi: *Catalogus codicum ſeculo XV impreſſorum*, qui in publica *Bibliotheca Magliabechiana Florentiae* aſſervantur: auctore *Ferd. Foſſio*, ejusdem Bibliothecae Praefecto. Tomus *I*—*III*. 1793—95. Tomus *I*. XII u. 812 S. Tomus *II*. VIII u. 964 S. Tomus *III*. XXXII u. 330 S. mit Einſchluſs der vierfachen Regiſter und der Errata-blätter. gr. Fol. (12 Rthlr.)

Auctionskatalogen anſehnlicher Bücherſammlungen, dergleichen in England, Frankreich, Holland, beſonders in Deutſchland, noch immer gedruckt werden, und worüber ein *raiſonnirendes* Verzeichniſs kein unnöthiges Unternehmen ſeyn dürfte, kommen in *Italien* gar nicht zum Vorſchein; es müſste denn, woran doch ſehr zu zweifeln iſt, ſeit kurzem erſt ſich damit geändert haben. Was hingegen gedruckte Verzeichniſſe des *Handſchriftenvorraths* berühmter, noch ſtehender Bibliotheken anlangt, hat dieſes Land verhältnifsmäſsig deren wohl eben ſo viel aufzuweiſen als irgend eines ſeiner Nachbarn. Auch an durch die Preſſe vervielfältigten Katalogen bedeutender Privatbücherſäle hat die Eitelkeit der Beſitzer, oder Verkaufsabſicht ihrer Erben es nicht ganz fehlen laſſen; worunter man z. B. nur an die gedruckt vorhandnen der Cardinäle *Slufius*, *Barberini*, *Imperiali*, oder die des Patriziers *Capponi* zu Rom und des Senators *Zeni* zu Venedig erinnern will: zu öffentlichen Verſteigerungen indeſs gedieh es mit dergleichen Sammlungen doch niemals. Von ſolchen die in Italien ſeſshaft geweſene Ausländer anlegten, wie in Venedig z. B. *Smith*, in Florenz unſer Landsmann *Stoſch*, in Livorno *Stackon*, ſcheinen die Verzeichniſſe zwar in dieſer Abſicht gedruckt; die Sammlungen aber doch im Ganzen, und das nach dem Alles verſchlingenden *England* verkauft worden zu ſeyn; als wohin die vor wenig Jahren erſt feilgebotne des Venezianers *Pinelli*, von der unter Aufſicht des gelehrten St. Markus-Bibliothekars *Morelli* ein ſo trefflicher Katalog erſchien, gleichfalls wandern muſste.

Eben dieſe Engländer, oder weſſen Beutel nicht ſchlechter verſehen war, hatten in Betreff der herrlichen, in Italien gedruckten, anderwärts aber äuſserſt ſchwer aufzutreibenden Primär-Ausgaben griechiſcher, lateiniſcher und italiäniſcher Schriftſteller alles irgendwo Verkäufliche längſt ſchon weggeſchickt, eh' es den Literatoren und Bibliographen jener Gegenden einfiel, ſich nach dem Ertrage ihrer Preſſen ſeit Einführung der Kunſt im Ernſt umzuſehn, und ſichre Verzeichniſſe davon anzufertigen. Seit ein paar Jahrzehnten etwa ſind dergleichen denn endlich in ziemlicher Anzahl zum Vorſchein gekommen, die entweder ganze Provinzen ihres Vaterlandes, oder einzelne Plätze, auch wohl einzelne Druckoffizinen nur, mit bald mehr bald weniger Erfolge, zum Gegenſtande des emſigſten Nachforſchens gemacht hatten. Ein paar unbedeutende Verſuche ausgenommen, war indeſs noch von keinem Aufſeher wichtiger öffentlicher Bibliotheken der ganze Vorrath unter ſeinem Beſchluſſe ſtehender, im XVten Seculo gedruckter Bücher, mittelſt eigner Verzeichniſſe bekannt gemacht worden: vermuthlich weil die daſigen Sofier, wegen geringer Anzahl für ſo etwas geſtimmter Käufer noch weniger ihre Rechnung dabey zu finden glaubten, als ihre Mitbrüder in Deutſchland; denen übrigens die Luſt zu dergleichen Unternehmungen doch auch vergangen ſeyn muſs, weil ſeit einiger Zeit von Nomenclaturen dieſer Art bey uns gleichfalls nichts weiter ſich hören läſst.

Höchſt wahrſcheinlich alſo iſt es auf damals Groſsherzogliche Koſten, oder wenigſtens mit Unterſtützung von Seiten des Fürſten geſchehn, wenn *H. Foſſi*, Aufſeher der Magliabech'ſchen Bibliothek zu Florenz, vorliegenden mühſam genug verfertigten, auch prächtig gedruckten Katalog der gelehrten Welt endlich mittheilen konnte. Wer dieſer 1633 zu Florenz geborne und ebendaſelbſt 1714 verſtorbne *Anton M.* geweſen, braucht man dem echten Literarhiſtoriker freilich nicht zu ſagen, als bey welchem in dankbarem Andenken zu ſtehen, eben nicht bändereiche Werke oder neue Syſteme erforderlich ſind. Auch *M.* war kein vielſchreibender oder anſs Unerhörte losſteuernder Gelehrter; was ihn dennoch unvergeſslich gemacht, iſt die muſterhafte Dienſtfertigkeit, womit er In- und Ausländern aus den Schätzen der ſeiner Aufſicht anvertrauten Groſsherzogl. Bibliothek ſowohl, als der von ihm ſelbſt geſammelten bis an ſein Lebensende ſo unermüdet an die Hand ging, daſs wenig literariſche Unternehmungen gewagt wurden, ohne bey dem Florentiner Li-

Digitized by Google

terator sich Raths zu erholen; daher denn auch sein Name in Vorreden jener Zeit, in Briefsammlungen, Reisebeschreibungen u. s. w. eben so häufig sich darbiet, als der irgend eines durch Polygraphie, oder sonst wodurch berühmt gewordnen Mannes. Den Reisegaffern galt er schon wegen seiner entschiednen Gleichgültigkeit gegen Schein und Aeufseres für ein Curiosum; wie denn die von ihm noch zahlreich vorhandnen gemahlten und in Kupfer gestochnen Bildnisse wirklich belegen helfen, dafs der gute Mann hierin seiner Laune sich gar zu willig preis gegeben habe. Dieser kleine Cynismus, so wie die Kunst auch seine übrigen physischen Bedürfnisse auf ein fast unglaublich Weniges zurückzubringen, und doch 81 Lebensjahre fröhlich zu erreichen! erlaubte ihm nebenbey nicht nur einen sehr ansehnlichen Büchervorrath zu sammeln, sondern auch zu künftiger Vermehrung desselben etwas zu erübrigen. Beides, Museum und Gelderspanisse, legirte seine Dankbarkeit den gewesenen Brodherren; erst im Jahre 1747 aber, wie man aus dem Vorbericht erfährt, ist seine durch ein paar andre Sammlungen seitdem verstärkte Bibliothek auf Befehl Kaisers Franz I dem Publico völlig geöffnet worden; und noch 30 Jahre später erst entledigte das Kloster *St. Mariae Novellae* zu Florenz sich der Pflicht, die Asche des in seiner Kirche begrabnen Gelehrten durch marmornes Denkmahl und Inschriften zu ehren.

Die Totalsumme der in dieser Bibliothek aufbewahrten Druckstücke des XV. Jahrhunderts findet sich zwar nicht angegeben, mag aber doch wohl gegen anderthalb tausend betragen. Zu ihrer Beschreibung hat Herr *Fossi* die alphabetische Namensfolge gewählt; wogegen sich auch nichts erinnern läfst, da durch angehängte *chronologische* und andre Register für geschwindere Uebersicht hinreichend gesorgt worden. In genauer Angabe der Zeit, der Blätterzahlen, Signaturen und aller übrigen Aufsenseiten eines Buches, steht er, soweit Rec. bisher Vergleichungen anstellen können, keinem unsrer sichersten Bibliographen nach. Auch was aus Vorreden, Dedicationen, Endschriften u. s. w. zur Geschichte des Buchs oder seines Verfassers sich etwa brauchen liefs, wird sorgfältig und überall von ihm beygebracht. Sogar hat der fleifsige Mann seinen Dienstfeifer bis dahin ausgedehnt, von den Lebensumständen der Autoren, wenn nämlich darüber etwas aufzutreiben war, das Nöthigste zu erzählen. Freilich suchen *deutsche* Bibliologen dergleichen Notizen nicht *hier*, sondern wenden, mit den nöthigen Thatsachen schon vorher bekannt, sich erst an solche Bücherlisten; wer indefs wird den Naehbar darüber tadeln, Kenntnisse, die in jenem und vielen andern Ländern sich hey weitem nicht so leicht, wie bey uns, erwerben lassen, in sein Werk mit eingeflochten zu haben? Auch *deutsche*, zum Theil vorzügliche, Bibliographen sind mit Dank von ihm benutzt worden, und dafs er sie nicht alle gekannt, wird man dem Florentiner Gelehrten gern verzeihen. An *Panzers* Annalen wurde damals erst zu drucken angefangen.

Die hervorragendste Seite der Sammlung sind eine grofse Menge trefflicher Primärausgaben griechischer und römischer Autoren, solcher besonders, die in Italien zum Vorschein gekommen: denn ausländische erste Drucke drangen, wie natürlich, schon seltner bis Florenz. Sodann eine bedeutende Anzahl die Geschichte Italiens betreffender, anderwärts ganz unsichtbar gewordner Schriften und Schriftchen. Ferner ein ziemlich beträchtlicher Vorrath in Italiänischer Sprache schon im XV Sec. zu Florenz hauptsächlich und da herum gedruckter Stücke, mit deren Seltenheit anderwärts es dieselbe Bewandnifs hat. Um die Vorspiele der Druckerey, in Holz noch geschnittne Tafeln, sehr früh schon gedruckte Calender, oder andre die Entstehung der Kunst begleitende und zu ihrer Aufklärung beytragende *Curiosa* scheint *M.* sich nicht sonderlich bekümmert zu haben. Wenigstens erwähnt der Katalog ihrer nirgend, und vielleicht hat *M.* bey aller seiner übrigen Bücherkenntnifs selber noch nicht viel davon gewufst: denn bekanntlich ist seit dem Hintritte des Mannes erst in die Geschichte des *ersten* Buchdrucker-Jahrhunderts nach und nach etwas mehr Licht gebracht worden; manche sehr beschwerliche Dunkelheit indefs noch immer zurückgeblieben. Dafs die Sache nicht blofse Kleinigkeiten betreffe, ergiebt sich schon aus der Ungewifsheit, Verwirrung, und den Widersprüchen, in die sonst hochverdiente Literatoren und Philologen geriethen, wenn es auf Werthbestimmung und Benutzung eines ohne Zeit- und Ortsangabe in gedächtem Seculo gedruckten Buches ankam. Hätte der übrigens scharf genug sehende *M.* — *ignoti nulla cupido* — hiervon etwas mehr gewufst, so würde seinem Bücherlust vermuthlich auch an dergl. Merkwürdigkeiten es keineswegs gefehlt haben: denn zu jener Zeit und bey seinem nie unterbrochnen Verkehr mit dem Auslande, mufs es unendlich leichter und weniger kostspielig als jetzt gewesen seyn, dergleichen Seltenheiten sich zu verschaffen. Mit einigen ganz vorzüglichen, in Deutschland also, zum Vorschein gekommenen Druckerstlingen indefs, z. B. dem Mainzer *Rationale* von 1459, und der eben daselbst gedruckten lateinischen Bibel von 1462, beide auf Pergamen und vortrefflich erhalten, hat *M.* sein Museum doch ausstaffiren können. Das solches mit ersten Druckstücken, der nach *Italien* gewanderten Künstler und ihrer nächsten Nachfolger daselbst, ungleich reichlicher besetzt sey, versteht sich von selbst. Umständlicher sich darauf einzulassen, verbietet der Raum; zu einem Belege mehr jedoch, wie unzureichend es mit dieser Art von Kenntnissen zu *M—s* Zeiten noch ausgesehn, kann der Umstand dienen, dafs sein ältestes, in Italien erschienenes und mit Jahrzahl versehenes Druckstück nur erst von 1467 datirt, da im Kloster *Subiaco*, unweit Rom, doch schon 2 Jahre früher ein *Lactantius* gedruckt worden, von welchem dem Rec. wohl ein halbes Dutzend in Privatsammlungen befindlicher Exemplare bekannt sind. Das Buch von 1467 ist ein *Augustinus de civitate Dei*, der Hrn. *Fossi* gleichfalls aus der

Officin

Digitized by Google

Officin des Klosters *Subiaco* zu seyn scheint, eben so gut aber auch schon unter der Presse der beiden Deutschen zu Rom geschwitzt haben kann.

Uebrigens enthalten die beiden ersten *Tomi* des Katalogs nichts als von *M.* selbst gesammelte Bücher; der dritte hingegen das ein paar hundert Nummern starke und gar nicht unerhebliche Supplement erst später sich vorgefundener oder seit dem hinzugekommener. Im Vorberichte dieses Supplementbandes erörtert Hr *F.* von neuem die Geschichte der im Kloster *St. Jacobi de Ripoli* zu Florenz 1476 von Dominikanermönchen angelegten Druckerey, und ergänzt den *Fineschi*, der solche schon beschrieben hat; wobey sich abermals zeigt, dafs *M.* auch von dieser Officin, die in seiner eignen Vaterstadt eine Menge Druckstücke lieferte, nur wenig erst gewufst; weil seitdem weit mehr Producte derselben als seine Bibliothek aufweisen kann, ohne grofse Schwierigkeit sich vorfinden liefsen. Auf den die Supplemente enthaltenden Abschnitt folgt ein, wie schon erwähnt, um so willkommneres *chronologisches* Register, da der eigentliche Katalog selbst, durch die mit unter gar zu genaue Umständlichkeit des Florentiner Bibliographen für den ihn befragenden Bücherfreund etwas unbequem geworden. Hierauf ein eben so erwünschtes alphabetisches Verzeichnifs der Officinen, welche die beschriebenen Bücher druckten, und endlich ein *Index generalis*; wo man z. B. nur unter den Nahmen *Aristoteles, Cicero, Savonarola, Th. Aquinas* sich umzusehen braucht, um von dem Reichthum der Bibliothek an Druckstücken des XV Jahrh. und den mancherley Ausgaben derselben sich einen Begriff zu machen. Dafs Hr. *F.* die Aufmunterung geworden, sein Unternehmen vom Allerheiligsten Vater, Papst *Pius* VI. gebilligt zu sehen (der selbst eine schon sehr erhebliche gewordene Privatsammlung solcher Druckseltenheiten angelegt, und das Verzeichnifs davon ihm mitgetheilt hatte) und deshalb auch das Päpstliche Belohungsdecret eingerückt hat, wird man dem frommen Sohne der Kirche gern gönnen. — Zum Trost für unsere Landsleute, denen diese *drey* — in einen Band jedoch ganz wohl zu heftenden und beinah 20 Thaler kostende *Tomi* etwas zu theuer seyn möchten, dient die Nachricht, dafs Hr. *Panzer* mit dem rein bibliographischen Ertrage derselben, noch die Supplemente seiner nicht genug zu lobenden *Annal. Typograph.* hat bereichern können; wodurch indefs der *Fossische* Katalog nichts von seinem übrigen Werthe verliert, weil dieser nämlich doch Manches noch beybringt, was zwar in Panzer's Plan nicht gehörte, zu andern Zwecken aber brauchbar bleibt. Ob die Befürchtung ungegründet sey, dafs auch der Bücherschatz des guten *M.* den Zufpruch habfüchtiger Nachbarn sich werde haben müssen gefallen lassen, weifs Rec. diesen Augenblick nicht anzugeben; wohl aber, dafs wenn auch dieser Zuwachs der ehemaligen Nationalbibliothek zu Theil geworden wäre, das gelehrte Publikum doch wenig dabey gewinnen würde; weil nämlich dieser immer unübersehlicher werdende Bücherhaufen unausbleiblich *mole ruet sua*. — Wer eine ungemein zahlreiche, blofs aus *italiänischen* Büchern, auch der spätern Jahrhunderte, bestehende, und an die 8000 Numern (nicht Bände nur) enthaltende Sammlung will kennen lernen, wird solche in dem 1774 bey *Crefonnier* zu Paris in zwey Octavbänden gedruckten *Catalog della Libraria* des dafigen Parlaments-Advocaten und königl. Censors *Floncel*, verzeichnet finden. Die Vorliebe dieses Mannes für Italiänische Literatur erhellet schon daraus, dafs Mitglied von nicht weniger als 24 gelehrten Gesellschaften jenes Landes gewesen! Seine doch auch Druckseltenheiten genug aufweisende Bibliothek wurde indefs, wie Rec. aus einem mit den Auctionspreisen versehenen Katalog erfieht, mit unter schlecht genug bezahlt. — An Erfüllung des von Hrn. *Fossi* mehrmals wiederhohlten Verfprechens, das Leben *Magliabechi's* umständlicher zu beschreiben, als bisher von Andern geschehn, scheinen die auch über Italien seitdem ausgebrochnen politischen Ungewitter den fleifsigen Mann gehindert zu haben. Wenigstens ist nichts davon zur Kenntnifs des Rec. gekommen.

Leipzig, b. Schwickert: *Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten* von *Joh. Matth. Schröckh*, Professor der Geschichte zu Wittenberg. Neue umgearbeitete Ausgabe. 1790. *Erster* Theil VIII u. 304 S. *Zweiter* Theil IV u. 456 S. gr. 8. Mit den von Schule nach Cranach und Mirevelt fauber gestochnen Bildnifse *Luthers* und *Grotius*. (2 Rthl.)

Ein ziemlicher Vorrath von *Bildnissen* mehr oder weniger berühmten Gelehrten, meist jedoch *Theologen* nur, die vor geraumer Zeit schon andern periodischen Schriften hatten zum Zierath dienen müssen, und wovon die zum Theil brauchbar gebliebnen Kupferplatten noch vorhanden waren, brachte die Leipziger Verlagshandlung als Besitzerin derselben auf den Einfall, sich nach einem Literator umzusehen, der den abermaligen Abdruck gedachter Platten mit kurzgefafsten Lebensbeschreibungen der darauf dargestellten Ehrenmänner zu begleiten Luft hätte. Hr. *S.*, damals noch in Leipzig, fügte sich diesem Auftrag; anfänglich zwar ohne sich zu nennen, mit so vielem Beifalle seiner Leser jedoch, dafs unter der Aufschrift: *Abbildungen und Lebensbeschreibungen ber. Gelehrten* mehrere (drey Bändchen nämlich ausmachende) Sammlungen vom Jahr 1764 bis 69, zum Theil in neuen Auflagen, die Presse beschäftigen konnten. Wirklich empfahlen diese kurzen Biographien sich auch durch angenehmen Vortrag und manche andre rühmliche Seite; der leichen unfre biographische Literatur *bis dahin* noch selten, oder wohl gar nicht in der Mutterfprache aufzuweifen hatte. Ihr Vf. selbst indefs, der das, im Fache der gelehrten Geschichte besonders, durchaus unentbehrliche Bedürfnifs einer so weit als möglich ausgebreiteten *Belesenheit* sehr bald zu fühlen anfieng, noch aber ein junger Mann war, blieb mit seiner Arbeit am wenigsten zufrieden, und fand es weit rathfamer, mit dergleichen Versuchen vor der Hand inne zu halten. Mit was für glücklichem

chem Erfolg er nach verdoppelter Ein- und Umſicht das biographiſche Feld von neuem betreten, kann Niemanden unbekannt ſeyn, der aus den ſpätern Beiträgen des verdienſtvollen Mannes ſich hat unterrichten wollen.

Die *erſte* Ausgabe der vorliegenden hatte ſich endlich ganz und gar vergriffen, und am liebſten wär'es dem Vf. geweſen, ſie auch völlig *vergeſſen* zu ſehen. Da ein neuer Abdruck aber nicht füglich ſich ablehnen ließ, ſo geſchah zu Ausſtattung deſſelben wenigſtens alles, was vom Fleiſſe eines hiſtoriſche Gründlichkeit und das Publikum reſpektirenden Schriftſtellers zu verlangen war. Ganze Seiten der ältern Ausgabe finden ſich ausgeſtrichen und durch neue erſetzt, beſſere Quellen und neuere Hülfsmittel benutzt, weſentliche Puncte ſchärfer in's Auge gefaſst und erörtert. Auch der Vortrag, wie leicht zu erachten, hat an Correctheit gewonnen, und empfiehlt überhaupt ſich durch eine Klarheit und Anſpruchsloſigkeit, die in unſern hiſtoriſchen Schriften leider von neuem immer ſeltner werden. Da von einer vor Anfang unſers Inſtituts urſprünglich gefertigten Arbeit hier die Rede iſt, wird man keine umſtändlichere Anzeige derſelben in dieſen Blättern erwarten, und noch weniger ſolche Bemerkungen, die im Betreff der angegebenen Quellen, oder der von den gelehrten Männern geſchriebnen Bücher und ihrer Ausgaben vielleicht noch hier und da beyzubringen wären. Genug daſs man in ihrer jetzigen Geſtalt dieſe Lebensbeſchreibungen dem jungen Freunde der Literaturgeſchichte ohne Vorbehalt anpreiſen darf; wie denn auch der mit eigner Belehrſamkeit ſchon ausgerüſtete, dann und wann, vielleicht aus ſubjectivem Grunde nur, anders urtheilende Kenner hier keineswegs leer ausgehen, ſondern der Unbefangenheit und Sachkenntniſs des Verfaſſers willig Lob zollen wird. Dem Zuſchnitte der Arbeit ſcheinen die ehedem ſo beliebt geweſenen, mit unter auch jetzt noch brauchbaren *Mémoires* des Barnabiten *Niceron* zum Muſter gedient zu haben; den unſer Landsmann aber an Unparteilichkeit, Umſicht und eigner Beobachtungskraft weit übertrifft.

Was für Namen man in der nunmehr auch *chronologiſch* geordneten Gallerie zu ſuchen habe, glaubt Rec. doch noch angeben zu müſſen. Mit Ausnahme des Arztes *Theophr. Paracelſus*, der jedoch auch in theoſophiſche Grillen ſich vertiefte, und der gelehrten Nonne *Roswitha*, die gleichfalls es gröſstentheils auf Erbauung anlegte, finden im *erſten* Bande ſich folgende 18 *Theologen* aufgeſtellt: Papſt *Pius II.*, *Savonarola*, *Luther*, *Zwingli*, *Eck*, *Bugenhagen*, *Brentz*, *Flacius*, *Bucer*, *Georg*, *Fürſt von Anhalt*, *Hyperius*, *Major*, *Joh. Pfeffinger*, *Fiſcher*, *Biſchof von Rochefter*, *David Joris*, *Poſtel*, *Campanella*, *Arias - Montanus*. Hierunter nimmt, wie billig, Martin Luther einen hervorragenden Platz ein. Nicht nur 108 Seiten füllt ſeine Lebensbeſchreibung, ſondern ſie fand auch ſo vielen Beyfall, daſs man ſich die Freiheit nahm, ohne Vorwiſſen des Vf. beſondre Abdrücke davon zu veranſtalten. — Im *zweiten* Bande erſcheinen 28 gelehrte Männer, worunter, wie man ſogleich ſehen wird, die meiſten noch immer aus der theologiſchen Facultät ſind; nämlich: *Grotius*, *Hoe von Hohenegg*, die Jungfer *Schurman*, *Epiſkopius*, *Sirmond*, *Janſenius*, der Cardinal *Pallavicini*, *Ant. Arnauld*, *Tillemont*, *Jurieu*, *Coſmus* Biſchof zu *Durham*, der Schwärmer *Kuhlmann*, Veit von *Seckendorf*, *Boileau*, der Abt *Fabricius*, *Bourdaloue*, *Boſſuet*, *N. H. Gundling*, *Lenfant*, *I. A. Fabricius*, *I. B. Rouſſeau*, *C. S. Cyprian*, *I. D. Köhler*, *C. F. Börner*, *Doddridge*, der Cardinal *Querini*, *Pellotier*, *Bengel*. Niemand wird hier dem in ſo mancherley Hinſicht vortrefflichen *Grotius* gewidmeten, mehr als ein Fünftel des ganzen Bandes alſo betragenden, 94 Seiten miſsgönnen; geſetzt auch, daſs ſeine Geſchicklichkeit als Staatsmann und Negociateur ſich etwas gar zu hoch angeſchlagen fände. Deſto weniger wird man etwas gegen die Wahl einzuwenden haben, ſein, wie ſchon geſagt, auch gut und neu geſtochnes Bildniſs dieſem Bande vorgeſetzt zu ſehen. Daſs man alle die Bildchen der frühern Ausgabe wegliefs, war übrigens ſehr wohl gethan. Mögen auch *einige* derſelben, wie man nicht in Abrede leyn kann, die Phyſionomien der Männer ziemlich treu dargeſtellt haben; bey den meiſten war, den äuſserſt geringen Kunſtwerth unbeachtet, dieſes doch keineswegs der Fall. So z. B. zeigte ſich da der berüchtigte Dominikaner *Thomas Campanella* wohlbeleibt, mit einer ganz gefälligen Geſichtsbildung, und einem nichts weniger als widerlichen Zuſchnitte des Mundes; da er, gar nicht feindſchaftlich geſinnten Reiſenden zu Folge, dieſen doch bis nah an's Ohr reichend gehabt haben, und die Anſicht des Mannes überhaupt zurückſtoſſend geweſen ſeyn ſoll. Freilich mag die mehr als einmal ausgeſtandne und als ſehr grauſam beſchriebne Folter zu Neapel zu Verunſtaltung ſeiner Geſichtszüge auch das ihrige beigetragen haben!

ARZNEIGELAHRTHEIT.

Weimar, im Induſtrie-Comptoir: *Theoretiſch-praktiſches Handbuch der Geburtshülfe*, zum Gebrauche bey akademiſchen Vorleſungen und für angehende Geburtshelfer, von Dr. *Ludw. Friedr. Froriep* Prof. u. ſ. w. *Zweyte* vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. 1804. XII u. 472 S. gr. 8. m. K. (2 Rthl.)

Dieſe *zweyte* Ausgabe hat weſentliche Vorzüge vor der erſten. (S. A. L. Z. 1803. Num. 339.) Der Vf. hat die in den verſchiedenen Recenſionen ſeiner Schrift befindlichen Vorſchläge und Winke benutzt, um ihr mehr Genauigkeit und Vollkommenheit zu verſchaffen. Ganz, oder zum Theil, umgearbeitet, mit lehrreichen Bemerkungen verſehen, und oft bedeutend erweitert ſind vorzüglich die Paragraphen 174. 205. 229. 365. 366. 449 u. m. a., wodurch auch das Buch ſtärker als die erſte Ausgabe geworden iſt. Mit Recht kann daher Rec. gegenwärtige Schrift ſowohl zu Vorleſungen, als auch allen jungen Geburtshelfern zum eigenen Studium empfehlen.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 8. May 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Martini: *Neues Museum der Philosophie und Literatur.* Herausgegeben von *Friedrich Bouterweck. Zweyten* Bandes *erstes* Heft. 1804. 168 S. *Zweytes* Heft. 1804. 172 S. *Dritten* Bandes *erstes* Heft. 1805. 142 S. 8. (Jedes Heft 16 gr.)

Diese Zeitschrift erhält ihr eigenthümliches Interesse nicht sowohl durch Abhandlungen von grossem wissenschaftlichen Werthe, als durch die Tendenz, worauf alle ihre Aufsätze gerichtet sind, nämlich, die nachdrückliche Behauptung der guten Sache der gesunden Vernunft und des guten Geschmacks, und die Bestreitung der phantastischen Auswüchse der neuern Philosophie, der neuern Aesthetik und Poesie. Der gröste Theil der Aufsätze sind diesem Zwecke zufolge polemisch, aber nur für die gute Sache der Menschheit, nicht irgend einer Partey oder Sekte. Der Herausg., von dem die meisten Aufsätze herrühren, ist im Ganzen auch weit glücklicher im Bestreiten als im Aufbauen eines eigen Systems. Für eine geistreiche Unterhaltung und Belehrung sorgen die auf Literatur sich beziehenden Aufsätze; daher man gern zu ihnen von der Lectüre jener zurückkehrt. Wir werden den Inhalt jedes Hefts so kurz als möglich, mit einigen Bemerkungen darlegen.

Zweyten Bandes *erstes* Heft. 1. *Orphischen Gesang nach einem griechischen Fragmente beym Stobaeus. Nebst einer Nachschrift.* Eine freye Uebersetzung des bekannten, zuerst von Stobäus vollständig gelieferten, Gesanges, in welchem der Pantheismus mit dichterischer Begeisterung besungen wird. In der Nachschrift eifert der Vf. gegen die allerneueste Philosophie, welche den Pantheismus und Hylozoismus, der nur als Poesie verständlich sey, als reine Philosophie aufzustellen vermeynt, und gegen die schon gemachten Versuche, diese Fetischmacherey in die grosse und elegante Welt einzuführen, „damit der zarte Herr und das zarte Mädchen nicht etwa mit poetischer, sondern mit recht philosophischer Andacht, und ernstlich wie die Hottentotten, den heiligen Mond anbete, um zu dem *frommen Kinderglauben* der Vorwelt zurückzukehren." 2. *Von der philosophischen Anschauung.* Vom *Herausgeber.* Die Tendenz dieses *Ergänzungsblätter.* 1806. *Erster Band.* Aufsatzes ist polemisch und eigentlich gegen die neueste Philosophie, welche eine intellectuelle Anschauung annimmt, gerichtet. Mit Kants Anschauungslehre ist er auch nicht zufrieden. Die Gründe, worauf sich die verschiedenen Theorieen stützen, sind nicht immer deutlich entwickelt, und auch nicht widerlegt; was gegen Kant gesagt wird, zeigt, dass der Vf. von der Idee einer durch ihn zu vollendenden Transcendentalphilosophie geleitet, in den Kriticismus einen Sinn hineinlegte, welchen kein unbefangener Prüfer in demselben finden kann. Kant habe, sagt er, mit bewunderungswürdiger Bündigkeit bewiesen, dass die Wahrnehmung des Mannichfaltigen und Veränderlichen in der Natur nicht die Basis der Begriffe des Raums und der Zeit sey; aber er habe sich nicht begnügt, die unveränderlichen Bedingungen der Möglichkeit einer menschlichen Wahrnehmung überhaupt als menschliche *Erkenntnissform* zu erläutern, sondern nur auch eine *reine Natur des menschlichen Gemüths fingirt (?)* und diese durchaus mit der reinen Vernunft verwechselt, da sich doch die menschlich relative Nothwendigkeit und Allgemeinheit der sogenannten Erkenntnis *a priori* mit gleicher Bündigkeit aus den unveränderlichen Gesetzen der menschlichen Organisation erklären lasse. Zuletzt liefert der Vf. noch zur Theorie, nicht des Anschauungsvermögens, — denn davon als einer besondern Seelenkraft darf nach dem Vf. weder in der Psychologie, noch in der Transcendentalphilosophie die Rede seyn, — sondern der Anschauungsarten, eine Anschauungstabelle, welche so aussieht: A. Bewusstseyn der gesetzmäfsigen Richtung der Geisteskräfte, 1. im Wissen. Speculative Anschauung, a. mathematische, b. dynamische, a. empirische, β. philosophische Anschauung, 2. im Wollen. Moralische Anschauung, 3. im Glauben. Religiöse Anschauung. B. Bewusstseyn der freyen Entwickelung der Geisteskräfte. Aesthetische Anschauung. Es würde nur Zeitverschwendung seyn, aus dieser Tabelle den Begriff des Vfs. von Anschauung zu entwickeln oder ihn mit dem vorher gegebenen: — Anschauung ist der Anfang aller objectiven Functionen des Bewufstseyns; es ist der Act der ursprünglichen Vereinigung der Abstraction mit der Empfindung — zu vergleichen. 3. *Von der Wiederherstellung der Moralphilosophie.* Vom *Herausgeber.*

Digitized by Google

(Fortgesetzt im *zweyten* Hefte.) Auch in diesem Aufsatze tritt der Vf. als Bestreiter aller bisherigen Versuche einer Moralphilosophie und als Reformator derselben auf, mit demselben Glück, wie er es schon in seiner Apodiktik versucht hatte. Wir vermissen bey ihm das Talent der Sagacität durchaus, welches Kant in so vorzüglichem Grade besafs, und dessen gröfserer oder geringerer Mangel alle nach ihm aufgetretenen (schöpferischen Philosophen so wesentlich von ihm unterscheidet. Darum macht er sich Schwierigkeiten und Probleme, nur um etwas durch subtilen grüblerischen Verstand zu lösen; darum glaubt er auch endlich den Schlüssel alles philosophischen Wissens in dem Unbegreiflichen oder Absoluten, das sich nicht erkennen, aber glauben läfst, gefunden zu haben. Nach einer lichtvollen, meistentheils treffenden Darstellung der ältern Moralsysteme und der neuern Versuche für die Moralphilosophie, schliefst er die erste Abtheilung des Aufsatzes mit folgendem Urtheil über Kants Verdienst: „Nach solchen Erscheinungen in der neuern Moralphilosophie war der *kategorische Imperativ der Kantischen Vernunftkritik* nichts Geringeres als ein Blick aus hellem Himmel. Einer neuen Darstellung dieses Imperativs bedarf es hier nicht. Kants Verdienst, die Moral wieder zu ihrer Würde hervorgerufen zu haben, ist unter allen Verdiensten des unsterblichen Mannes das gröfste. Aber dafs die Kantische Moralphilosophie, die den Menschen zu einem ungleich edlern Heroismus, als der stoische war, begeistern kann, *als Philosophie sich selbst zerstört; daß sie auf einer Verwechselung der Vernunft mit dem Verstande und auf einer grundfalschen Entgegensetzung der Sinnlichkeit und Sittlichkeit beruht; daß sie selbst im unmittelbaren Bewufstseyn, auf das sie doch gegründet ist, nicht weniger niederreifst, als erbauet.*" — dieis soll in dem zweyten Theile gezeigt werden. Das Erstaunen über diese höchst auffallenden und einander zum Theil selbst zerstörenden Ausspruche macht eben nicht sehr begierig nach dem in dem *zweyten* Hefte versprochenen Beweise, von dem man vorher wissen kann, dafs er sich in Nichts auflösen werde. Wirklich findet man auch nichts weiter als dieses. Wenn man fragt: was denn eigentlich und im Grunde die gebietende Kraft im Bewufstseyn sey: so erhalte man keine befriedigende Antwort. Denn die angeblich reine Vernunft, die sich selbst genügen will, mache theoretisch das Absolute, oder den idealen Grund aller Gründe zu einer inhaltlosen Idee, und könne schon deswegen, wenn sie durchaus consequent seyn wolle, keine *unbedingte Ueberzeugung* in irgend einer Hinsicht gelten lassen, noch eine solche gewähren, wenn man sich selbst frage, ob man sich nicht auch mit einem sogenannten Moralprincip selbst täusche. Es bleibe ihr nichts übrig, als ein Machtspruch. „Du sollst! sagt sie. Was soll ich denn zunächst und apodiktisch? Dieser Formel (!!) gehorchen! Einer Formel? Und gerade dieser Formel? Warum denn? Weil du sollst." Aus diesem Zirkel will und kann die Kantische Philosophie nicht heraus! — Aber wie erhebt sich denn der Vf. über diesen Zirkel, er, der behauptet, alle unbedingte Ueberzeugung sey von der Idee des Absoluten unzertrennlich, das Absolute selbst aber kein Gegenstand der Erkenntnifs weder durch Anschauung noch durch Schlüsse, alle Philosophie also Skepticismus? Durch den Glauben, welcher nichts anders ist, als der schlechterdings unvermeidliche Akt des Bewufstseyns oder der Vernunft, *wodurch sie sich an die Idee aller Ideen* (das Absolute) *ergibt, vor welcher die ganze Natur und mit ihr alles Wissen verschwindet.* Dieser Glaube wird dann verständig und aufgeklärt, „wenn man sich seiner Endlichkeit überhaupt in Beziehung auf das Unendliche so bewufst wird, dafs man unmittelbar kraft dieses von keiner Phantasie geblendeten, und durch keine Natur und keinen Syllogismus befriedigten, Bewufstseyns *der gebietenden Kraft gehorcht, die, wie aus einer andern Welt, als Stimme einer Unvernunft, unsre denkende Natur durchdringt, und uns des moralischen Gefühls fähig macht, dessen Gesetzg dann nach diesem Glauben, als das Gesetz einer andern, unserer Einsicht unzugänglichen Welt für uns das höchste aller Gesetze ist,*" so stehen wir also wieder in dem Anfange. Es ist Factum unsers Bewufstseyns, dafs die Vernunft eine unbedingt gesetzgebende Gewalt in Bestimmung der Willkür ausübt, deren wir uns eben durch das heilige Gesetz bewufst werden. Noch fragen zu wollen, ob uns die Vernunft durch Causalität nicht täusche, ist erstens eine unüberlegte Subtilität, da es keine Erkenntnifs, sondern den Bestimmungsgrund des Handelns betrifft, und zweytens eine vergebliche Frage, weil man doch nicht über Vernunft hinausgehen kann.

4. *Ueber die Hauptmomente der stoischen Sittenlehre nach Epiktets Handbuche.* Von *H. Kunhardt.* Fortsetzung und Beschluss in dem *zweyten* Hefte. Hr. K. vollendet in diesen beiden Heften seine strenge, aber meistens richtige, nur zuweilen die Gränzen überschreitende Kritik nicht der stoischen Sittenlehre überhaupt, sondern der in dem Epiktetischen Handbuche befindlichen populären mehr die Anwendung als die Grundsätze betreffenden Darstellung. Bey aller Erhabenheit und Würde, welche sich in diesem System ausspricht, kann es doch nicht fehlen, dafs sich die Anwendung der Grundsätze, in welchen Vernunft und Sinnlichkeit entgegengesetzt, aber Princip, Object und Triebfeder der praktischen Vernunft von der Reflexion nicht ganz rein aufgefafst worden, nicht bald als heroischer Enthusiasmus in Ueberschätzung der menschlichen Kräfte, und einem Ringen nach einer Unabhängigkeit von der Natur, die die Vernunft nicht fodert, vielmehr die Zwecke der Menschheit zernichtet, bald als stolze Eigenliebe und Selbstliebe, welche die sittliche Selbstständigkeit mit der physischen verwechselt und das Mittel zum Zwecke macht, offenbaren sollte. Diese Mängel sind hier in Anmerkungen zu den gröfstentheils überfetzten Sittenvorschriften des Epiktets beleuchtet worden. Das Resultat seiner Prüfung ist: die ganze stoische Moral, ist unbefangen geprüft, nur ein

Digitized by Google

ein Syſtem eigennütziger mit dem Zwecke der Menſchheit durchaus unverträglicher Selbſtliebe. Sie erkaufen Ruhe der Seele, ungeſtörte Genügſamkeit durch naturwidrige Verzichtleiſtung, durch ſtrafbare Gleichgültigkeit gegen die Irrthümer und den verkehrten Sinn der Welt, durch Abſtumpfung der reinſten Gefühle, mit einem Worte, durch paſſives Verhalten, bey welchem nichts wahrhaft Groſſes und Göttliches ausgerichtet werden kann. — In Anſehung der kraftvollen Ueberſetzung haben wir nur bey einer Stelle (1. Heft. S. 75. 2. Kap. des Originals) Anſtoß gefunden. Die Worte: την ορεξιν δε ταυτελως στι του παροντος αναλε, überſetzt Hr. K.: *Erhebe überhaupt deine Neigung zu dem, was im Gebiete deiner Wirkſamkeit liegt.* Wir können uns nicht überzeugen, daſs τα παροντα eben das bedeute, was τα εφ' ημιν; aus dem Zuſammenhange und dem Commentare des Simplicius erhellet, daſs Epiktets Meynung dahin ging: Es iſt im Ganzen leichter, ſich negative als poſitive Maxime des Willens zu bilden. Es iſt alſo rathſam, daſs ein erſt angehender Schüler der Weisheit, abgerechnet, was er durch Naturtriebe begehren muſs, wobey nur Mäſsigung empfohlen wird, ſich kein beſtimmtes Object des vernünftigen Wollens ſetze, weil er noch nicht weiſs, was unter das Gebiet der Freyheit gehört, und was zu begehren ſittlich gut iſt, und ſich nur auf die Vermeidung des dem Sittlichen entgegengeſetzten einſchränke. 5. *Ueber den Begriff der Mythologie und den philoſophiſchen Sinn der alten Mythen.* Von *H. Kunhardt.* Der Begriff eines Mythen iſt, ungeachtet ſo mannichfaltiger, trefflicher mythologiſchen Schriften, noch ſo unbeſtimmt und ſchwankend geblieben, und dieſes hat ſo mannichfaltigen Einfluſs auf die Bearbeitung der Mythologie gehabt, daſs des Vfs. Bemühung, den Inhalt deſſelben nach logiſchen Regeln zu beſtimmen, allen Dank verdient. Nach der beſtimmten Bedeutung eines Mythen als Sage überhaupt, welche auf keinen hiſtoriſchen Gründen beruht, begreift die Mythologie alles, was zu allen Zeiten unter jedem Volke als geſchehen erzählt, oder als Gedanke in die Form der Begebenheit eingekleidet ward, für deſſen Wahrheit man aber nicht durch Anweiſung auf unläugbare Monumente, redende oder ſtumme, durchaus glaubwürdige Zeugen einen Ueberzeugungsgrund anführen kann. Dieſes wird auf die Eintheilung der Mythen und die Beſtimmung des Inhalts der Mythologie angewandt, aus welcher mit Recht der Cultus eines mythologiſchen Götterweſens als zur Geſchichtserzählung gehörig ausgeſchloſſen wird. 6. *Salomon Maimon's Geſchichte ſeiner philoſophiſchen Autorſchaft in Dialogen. Aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren.* (Beſchluſs im *zweyten* Hefte.) Nicht ohne Intereſſe, ungeachtet die wenigen Data aus ſeiner Lebens- und Bildungsgeſchichte ſchon aus ſeiner Lebensbeſchreibung und ſeine Unzufriedenheit mit der Kantiſchen Philoſophie und das zur Ergänzung derſelben beſtimmte Princip der Beſtimmbarkeit bekannt ſind. 7. *Diogenes unter den Büchern, oder: wo fehlt es der deutſchen Literatur.* Eine derbe, doch nicht inhumane, und bey manchen Uebertreibungen nicht grundloſe Kritik des deutſchen Literaturweſens, die vorzüglich den Mangel an einem beſtimmten Charakter, Geiſte und Geſchmacke zur Sprache bringt. „Nirgends wird die wiſſenſchaftliche Literatur ſo mit Modekram, bald pedantiſchem, bald phantaſtiſchem Modekram ausſtaffirt, als unter den ſonſt ſo ſoliden Deutſchen. Und weil ihr das Neue noch immer nicht neu genug haben könnt: ſo freut ihr euch nicht neuer Gedanken und Entdeckungen, durch die ein Gelehrter nach dem andern die Wiſſenſchaft erweitert, ihr nehmt nur für den Partey, der alles Oberſte zu unterſt kehren, und ſchlechthin von vorn anzufangen ſcheint; und habt ihr endlich bemerkt, daſs die neue Pyramide ſo wenig wie die alte auf der Spitze ſtehen will: ſo wendet ihr euch von ihr, und möget von dem Manne gar nichts lernen, der euch die Köpfe nicht umdreht. Dieſs iſt die kurze Geſchichte namentlich eurer Philoſophie." — In der äſthetiſchen Cultur der Deutſchen griff noch nie ein Rad in das andere. Genieſprünge und Bocksſprünge wechſelten mit platter Nachahmerey ab." — „Nirgends in der neuern Welt treten die jungen Gelehrten mit ſolcher Impertinenz auf die Schultern der ältern, und ſuchen mit ſolcher Ruhmredigkeit auf Koſten ihrer Lehrer ſich zu erheben als in Deutſchland." Es wäre zu wünſchen, Diogenes möchte aus ſeiner Tonne nicht recht geſehen haben; er hat nur vor den Schreyern nicht das reſpectable Publicum bemerkt, welches mit ſelbſtſtändiger Kraft ſeiner Ueberzeugung folgt und im Stillen wirkt, ohne auf den Lärmen der Modehelden mehr, als es werth iſt, zu achten. 8. *Literariſche Scherze. Deduction des Tintefloſſs nach Principien des Hn. Prof. Schelling.*

Zweytes Heft. 1. *Die letzte Kriſe der Syſteme, oder, von der Moralität und Immoralität der Ueberzeugung.* Vom *Herausgeber.* Die Ueberſchrift iſt nicht ganz klar. Es iſt hier die Rede von dem Verhältniſs der ſpeculativen Ueberzeugung zu der moraliſchen. Es gibt ein theoretiſches und praktiſches Intereſſe der Vernunft; beide können in keinem wirklichen Widerſtreite ſtehen. Wenn aber ein Philoſoph das Wiſſen zu ſeinem höchſten Ziele macht mit Aufopferung des praktiſchen Intereſſe: ſo nennt der Vf. die Ueberzeugung, in welcher er ſeine höchſte Befriedigung ſucht, etwas unverſtändlich immoraliſch; nicht als wenn er das Gewiſſen als letzte Inſtanz für die Entſcheidung der Angelegenheiten der Speculation betrachtete, ſondern um nur die Entzweyung der Vernunft mit ſich ſelbſt in den neueſten Syſtemen zu bezeichnen, welche wirklich zur höchſten Kriſis gekommen iſt. Was der Vf über den Materialismus, den Fichtiſchen und Schellingiſchen Idealismus, (den letzte betrachtet er als dasjenige Syſtem, welches den Triumph der Speculation über die Moralität vollendet,) iſt in mehr als einer Hinſicht intereſſant. 2 *Von der Naturphiloſophie nach der Idee einer Apodiktik.* Vom *Herausgeber.* Beſchluſs der im *erſten* Hefte des *erſten* Bandes abgebrochenen Abhandlung. Der Vf.

Digitized by Google

Vf. verbreitet sich über den Begriff der Naturphilosophie, ihren Elementarbegriff, das Leben, und ihre Aufgabe: zu zeigen, *daß jede Naturbegebenheit eine objective Bedingung des Lebens sey.* Er unterscheidet seine Naturphilosophie von der Schellingischen, die er als ein Product der schwärmenden Vernunft eifrig bestreitet — und nimmt also sein enthusiastisches Lob zurück, das er ihr in dem *ersten* Hefte des *ersten* Bandes gegeben hatte. Uebrigens kommt man in diesem Beschluss der Abhandlung um keinen Schritt weiter, und man sieht sich umsonst nach einer Rechtfertigung dieses Begriffs, und nach einer Deduction der Möglichkeit der Naturphilosophie, welche *den Causal-Nexus aller Naturbegebenheiten auf ein Princip zurückführen soll*, um. 5. *Ueber Hn. Reinholds neueste Expositionen der Verwandlung der Logik in religiöse Metaphysik.* Der Vf. entwickelt nicht nur das dialektische Gewebe und den ersten Grundfehler der einzigen Logik, die Verwechselung des Princips des Denkens mit dem absoluten Urgrunde aller Realität, einleuchtend, sondern zeigt auch, wie Reinhold durch seine religiöse Denkart bestimmt wurde, den absoluten Idealismus mit einem logischen Realismus zu vertauschen, weil aller Idealismus zuletzt auf Atheismus führe. 6. *Idee einer Literatur.* Fortsetzung und Beschluss. *Ueber die Nothwendigkeit einer scharfen Trennung der Poesie von den Wissenschaften in jeder gebildeten Literatur.* Ein wahres Wort zu seiner Zeit gesprochen, gegen die in der Schellingischen Schule erträumte Identität der Poesie und Philosophie, welche allen reinen Sinn für Wahrheit niederschlägt. Plato, den diese so gern nachäfft, trennte beide, wie es einem Denker zukommt, wenn er auch oft seine Ideen in ein dichterisches Gewand kleidete. Treffend wird der Geistescharakter dieses grossen Mannes (so wie Herders, der bey aller Platonischen Sinnesart doch kein deutscher Plato war) gezeichnet, gegen welche das Platonisiren einiger neuern Philosophen eben so abstieht, wie Affectation gegen Natur. 7. *Ideen und Plane zu neuen Untersuchungen. Aus Sal. Maimons hinterlassenen Papieren.* Maimon war ein trefflicher Kopf. Wie viel die Welt durch seinen zu frühen Tod verloren hat, sieht man hier aufs neue, wo er sich über Erfindungsmethoden, über das Verhältniss der verschiedenen Erkenntnissvermögen zu einander sowohl als zu dem moralischen Charakter über den wahren Werth der Erfindungen, Aesthetik des Intellectualen, die Gränzen des Gebrauchs menschlicher Vollkommenheiten, psychologische Erklärung der Irregularitäten in der Sprache mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne verbreitet. 8. *Literarische Scherze. Poetisch-prophetische Construction der Geschichte der Kantischen Philosophie* (aus Bürgers Lenore) *nebst einem geschwänzten Sonnete und einer neuesten Epoche in der deutschen Poesie.*

(Der Beschluss folgt.)

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Dieterici u. LEIPZIG, in Comm. b. KÖHLER: *Reminiscenzen aus den Feldzügen am Rhein in den Jahren 1792 bis 1795.* Von einem Mitgliede der damaligen preuss. Rheinarmee. 1802. XII u. 392 S. 8.

Diese lebhaften, sehr freymüthig und unterhaltend geschriebenen Schilderungen betreffen theils individuelle Kriegsvorfälle, die der Vf. als Augenzeuge ansah, oder von Augenzeugen unmittelbar erfuhr; theils das Betragen der Heere und tausend kleine Züge, die einen sehr anschaulichen Begriff von Campagne-Leben gewähren; theils die Beschaffenheit der Gegenden und Oerter, wohin der Vf. mit der Armee oder auf seinen angestellten Excursionen kam; theils den Einfluss, den der Revolutionskrieg auf Politik, Sitten, Gebräuche, Denkungsart und Religion in den Ländern hatte, die zum Kriegsschauplatz dienten; theils Szenen des häuslichen Lebens, denen die meisten Leser ihre Theilnehmung sicher nicht versagen werden. Wir können daher diess Buch als eine allgemein interessante Lectüre mit Fug und Recht empfehlen, und müssen noch insonderheit bemerken, dass der aufmerksamere Beobachter hier manche Darstellungen findet, die ihn scharfe und richtige Blicke in den Geist dieses wundersamen Krieges und in die Ursachen seiner so höchst abweichenden und oft völlig unerwarteten Erfolge thun lassen, so wie nebenbey mehr als eine gelegentlich eingestreuete, in ihren Folgen höchst fruchtbare Lehre, wie z. B. von den herrlichen Wirkungen des humanen Betragens eines Obergenerals an *Kalkreuths* Beyspiel, von den durchaus heilsamen Folgen einer guten Disciplin in Feindes und Freundes Land u. u. m., die man nicht oft und nicht laut genug predigen kann. Ueber die kriegerischen Begebenheiten selbst gibt der Vf. seinem Zweck gemäss mehr Nachrichten zur Kenntnis des Details als des Ganzen: doch kommen hie und da einige nicht unerhebliche Bemerkungen vor, wie z. B. über die sonderbare Terminologie, welche eine Flucht *Retirade*, Dislocation *Positionsänderung* u. s. w. nannte; über die nachtheiligen Folgen, welche oft selbst durch grösern Menschenverlust daraus entstehen, dass man zu ängstlich Menschenblut schonen will, ganz entgegen Friedrichs II. Art Krieg zu führen; über die Muthlosigkeit, die öftere Rückzüge begleitet. Sonst scheint uns der Vf. ziemlich unparteyisch zu seyn; nur redet er von dem östreichischen Heer, besonders in Rücksicht auf Disciplin, in einem Ton, der doch wohl bisweilen zu hart ist, wenn gleich demselben manches zur Last fällt, und der preussischen Rheinarmee in mehr als einer Hinsicht der Vorzug gebührt.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR - ZEITUNG.

Sonnabends, den 10. May 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Martini: *Neues Muſeum der Philoſophie und Literatur.* Herausgegeben von *Friedrich Bouterweck* u. ſ. w.

(Beſchluſs der in Num. 55. abgebrochenen Recenſion.)

Dritten Bandes *erſtes* Heft. 1. *Von der allerneueſten Ueberzeugung, oder: wie man noch immer durch Einfälle überzeugt wird.* Vom *Herausgeber.* In keinem Zeitalter iſt es ſo nöthig geworden, gegen die Täuſchungen der Einbildungskraft zu warnen, als in dem jetzigen, wo eine Partey abſichtlich darauf ausgeht, den Unterſchied zwiſchen Dichten und Philoſophiren aufzuheben, und das Denken in ein reines Schaffen umzuwandeln. Gegen dieſe Schwärmerey erhebt Hr. B. ſeine Stimme ſehr nachdrücklich, und ſetzt überhaupt das Verhältniſs der Einbildungskraft zum Denken und Erkennen auf den verſchiedenen Stufen der Entwickelung menſchlicher Geiſtesthätigkeit aus einander, und zeigt, wie die Gewalt der Einfälle anders auf die natürliche, anders auf die gelehrte, anders auf die philoſophirende Vernunft wirke. So treffend die Bemerkungen ſind, ſo wenig befriedigt des Vfs. Theorie der Einbildungskraft ſelbſt, welche nur kurz angedeutet iſt. Die Einbildungskraft, ſagt er, als Kraft an ſich iſt *nichts.* Jede ſogenannte Seelenkraft an ſich iſt *nichts.* Das pſychologiſche Zerſpalten der Geiſtesthätigkeit in ſogenannte Seelenkräfte hat die Philoſophie ſchon zu lange verwirrt. Die menſchliche Geiſtesthätigkeit iſt Eine Thätigkeit. Dieſe Eine Thätigkeit findet ſich ſelbſt als ein *Bewuſtſeyn.* Aber indem ſie ſich ſelbſt als ein Bewuſtſeyn findet, löſet ſie ſich ſelbſt in den urſprünglichen Dualismus entgegengeſetzter Functionen auf, die wir Denken und Empfinden nennen. Keine von beiden Functionen iſt die Einbildungskraft. Was iſt ſie denn alſo? Sie iſt nichts anders als die *Geiſtesthätigkeit überhaupt im zufälligen Durcheinanderfallen der Empfindungen ſowohl als der Gedanken* — eine Erklärung, die dunkler iſt, als das zu Erklärende, und nur aus dem nicht genug geregelten Streben, alles auf Einheit zurückzuführen, entſpringen konnte. 2. *Erinnerung an die Naturphiloſophie einiger Aerzte, Kabbaliſten und Roſenkreuzer aus den vorigen Jahrhunderten. Von einem Ungenannten.* Ein guter Beytrag zur Kenntniſs und Geſchichte der Naturphiloſophie der idealiſtiſchen Schule. So auffallend im Ganzen das Unternehmen iſt, die Natur aus den Geſetzen der Geiſtesthätigkeit zu deduciren: ſo fehlt es doch nicht an ähnlichen Beyſpielen nicht allein in der griechiſchen, ſondern auch vorzüglich in der neuern Geſchichte. Es liegt in dem menſchlichen Geiſte ein tiefer Keim zur Schwärmerey verborgen, und ſie iſt nichts, als das Streben nach gränzenloſer Ausdehnung und abſoluter Einheit der Erkenntniſs ohne Diſciplin der Vernunft. Der tranſcendentale oder abſolute Idealismus iſt nichts anders als eine hervorgegangene Schwärmerey aus der miſsverſtandenen Kantiſchen Kritik, die daher auch in einer andern Geſtalt auftritt, als die ältere, obgleich ſie mit dieſer daſſelbe Ziel, die Erforſchung des Abſoluten, des letzten Realgrundes alles Realen gemein hat, und daher auf ein Emanationsſyſtem oder einen Pantheismus hinausgeht, die Natur entweder in die abſolute Intelligenz verſenkt, oder aus dieſer hervorſtrömen läſst. Die kurze Ueberſicht dieſer Schwärmereyen von den Alexandrinern an, — denn Plato und Ariſtoteles waren bey allen Keimen zur Schwärmerey, die in ihren Philoſophemen lagen, doch ſelbſt immer zu nüchterne und kalte Philoſophen, um ſich ſelbſt in das Ewige zu verſenken, — bey den Arabern, *Tofail* und *Averroës*, bey *Caeſalpin, Patritius, Agrippa, Paracelſus, Flood, Pordage*, die Verſchiedenheit ihrer Geſtalt, je nachdem ſie mehr paſſiv oder mehr activ war, und die Vergleichung derſelben mit der neuern Panſophia, verſtattet übrigens keinen Auszug, ſo intereſſant ſie auch iſt, und ſo vielfachen Stoff zum Nachdenken ſie enthält. 3. *Die vier groſsen Nationen des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Fragment zur Philoſophie der Weltgeſchichte.* Vom *Herausgeber.* Ein Plan, den das Schickſal mit der Menſchheit ausführt, von dem wir nur nicht wiſſen, wohin er am Ende führen ſoll, liegt *hiſtoriſch* am Tage. Das Schickſal will die Menſchheit *europäiſiren.* Eine Form des Europäismus, das iſt freyes Emporſtreben der Vernunft, iſt im Werden. Durch den Conflict der Schwerter und der Meynungen wird jetzt eben die Einheit befördert, gegen welche der Nationalismus ſich ſträubt. Und der Geiſt des allgemeinen Europäismus,

Digitized by Google

mus, der im Werden ist, wird fürs erste der vereinigte Geist derjenigen Nationen seyn, die man im wahren, im welthistorischen Sinne die *großen Nationen* nennen kann, weil das Schicksal sie unverkennbar bestimmt hat, die moralische und intellectuelle Cultur des Jahrhunderts zu leiten. Dieses sind die Franzosen, Engländer, Deutschen, Russen. Wie der Europäismus von den Zeiten der Griechen an, welche ihn zuerst gründeten und von manchen Seiten erreichten, sich gebildet und verbreitet, unter dem Kampf und Drang mancherley Gestalten angenommen, wie jene genannten Nationen ihre gegenwärtige Cultur und weltgeschichtliche Wichtigkeit erhielten, und was von ihnen für die Cultur der folgenden Zeiten zu hoffen und zu fürchten ist, dieß ist der Gegenstand dieser gehaltvollen Abhandlung. Besonders ist die Würdigung des Charakters der vier Nationen dem Vf. trefflich gelungen. 4. *Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Poesie in Beziehung auf das Lehrgedicht. Von einem Idealisten. Mit Anmerkungen* vom *Herausgeber*. Kein Lehrgedicht, am wenigsten das philosophische, befriedigt vollkommen. Wie vortrefflich es auch im Einzelnen seyn mag, der Totaleindruck ist nicht rein, und das Vergnügen einzelner Stellen wird zu sehr durch andere geschwächt, die jene verbinden sollen. Der Stoff und die Form scheinen sich zu widersprechen, und man mag das Werk als Poesie oder als Philosophie ansehen; keine befriedigt vollkommen, so wenig als ihre Verschmelzung. Woher also dieses Unbefriedigende? Die Beantwortung dieser Frage gibt hier ein Idealist der neuern Schule aus den Principien des absoluten Idealismus, aber auf eine so geistreiche Art und mit einer gewissen Liberalität der Denkungsart, daß man diese Abhandlung mit Vergnügen liest. Die Beantwortung ist den Ansichten des Idealismus vollkommen angemessen und ein strenges Räsonnement aus den Principien; nur dringt sich die Frage nach der Gültigkeit derselben um so mehr auf, je deutlicher sie dargelegt werden. Philosophie und Poesie sind Eins: denn alle menschlichen Bestrebungen gehen alle auf ein und dasselbe Ziel, den Gegensatz zwischen Geist und Welt aufzuheben; nur einige suchen das Ziel mit Umgehung der Aufgabe zu erreichen, durch deren Lösung die Philosophie es allein erreichen will. Sie hat die Aufgabe, den Gegensatz zwischen Ich und Welt, zwischen Sub- und Objectiven völlig aufzuheben. Sie muß daher alles begreifen, und, falls ihr etwas unbegreiflich bleiben sollte, so muß sie dieses Unbegreifliche begreifen als unbegreiflich d. h. alles begreifen. Sie muß eine Einheit zwischen Ich und Welt zu Tage fördern, die nicht etwa zusammengesetzt ist, sondern die ursprünglich und absolut ist. Ihr letzter oder, wenn man will, ihr erster Satz muß die Antwort auf alle Zweifel, muß die Auflösung aller Gegensätze und Unterscheidungen in sich enthalten. Philosophie ist nur eine einzige Einsicht in diese Einheit, die nicht bewiesen, nur beschrieben werden kann; die Einsicht muß also für sich und an sich eben eingelehen werden ohne Weiteres. In dem Wesen der Philosophie liegt durchaus kein Grund, warum das Aeußere der Körper derselben in eine bestimmte Form gebracht werden müßte. Wird nur ein System der Einsichten erzeugt: so ist es schlechterdings gleichgültig, wodurch es bewirkt wird. Der Philosoph kann und darf im Philosophiren gar nicht an sich selbst denken, als nur um sich zu vernichten; er darf nicht als Einzelner hervortreten, weil ja sonst ewig wenigstens Zweyheit bliebe, sondern er, der Denkende, muß im Denken aufgehen und verschwinden. Dagegen erhält sich der Dichter in seiner Individualität, und gerade sie ist es, welche er, aber nur in Verbindung mit dem Allgemeinen darstellt. Der Philosoph hebt die Trennung dadurch auf, daß er zeigt, sie ist nicht; der Dichter hingegen sucht den Menschen zur Welt hinüber zu führen; er gibt also die Trennung zu, und bleibt dadurch der gewöhnlichen Ansicht viel näher, doch so daß die Aufhebung des Gegensatzes fühlbar wird. Wie vielfach man sich auch die poetischen Darstellungen denken mag: in jeder wird die eine Idee zu erkennen seyn — die Trennung zwischen Welt und Menschen muß aufgehoben werden, ohne daß von dem letztern das Hingeben eben streng verlangt würde. Die Poesie ist also nur eine freundliche Täuschung; sie bewirkt mit der Philosophie einerley; aber diese mit ernsterer Strenge; jene mit schmeichelnder Milde — Ein Gedicht als Gedicht kann also schlechthin nicht philosophisch seyn. Philosophie und Poesie haben einerley Organ, die Sprache; aber in der Poesie wird durch ihre Form, die Verse und die Sylbenmaße die Allgemeinheit des Gedankens, welche, in so fern der Gedanke wahr ist, Absolutheit ist, aufgehoben, nicht als solche; denn das ist unmöglich, sondern dadurch, daß sie in Verbindung mit dem Individuellen den Augen entrückt wird. Die regelmäßige Wiederkehr gemessener Sprache bezeichnet die Dauer im Wechsel und Individualität; diese ist der Poesie eigne Form, und darum widersprechen sich diese Form und Philosophie, weil die Philosophie alle Individualität gerade aufheben will. 5. *Die dramatische Literatur der Deutschen. Ein kritischer Umriß. Von einem Ungenannten.* Die Deutschen, behauptet der Vf., sind keine dramatische Nation. Das Talent zu *repräsentiren*, mit Leichtigkeit und Anstand einen bestimmten Charakter in ihrer eignen Person äußerlich darzustellen, ist ihnen nicht einmal im gemeinen Leben eigen. Dieses gilt von der deutschen Nation als Regel, welche aber ihre Ausnahmen hat. Das Talent der äußern Darstellung und das dramatische Dichtungsvermögen sind zwar verschiedene Talente, aber sie liegen nicht so weit aus einander, als man glaubt. Wo jenes fehlt, da wird sich auch der Mangel eines dramatischen Nationalgeistes in den vorzüglichsten Werken der größten Schauspieldichter verrathen. Denn wo das wirkliche Leben so wenig Dramatisches hat, wie in Deutschland, woher soll denn da dem Dichter die natürliche Anschauung kommen, deren die nachbildende Phantasie,

Digitized by Google

sie, selbst zur Stütze des Idealen, in der dramatischen Dichtung bedarf. Wären die Deutschen eine dramatische Nation: so hätten wir längst ein Nationaltheater und eine ganz andere Art von dramatischer Literatur. Eine flüchtige Uebersicht der dramatischen Literatur, wie sie wirklich ist, und der zwanzig verschiedenen Arten dramatischer Gedichte, beweist dem Vf., dass sie noch nicht die Höhe einer selbstständigen, wenn auch nicht klassischen, Bildung erreicht hat, und nie erreichen wird. Ungeachtet dieses Resultat, wie uns scheint, noch gar nicht begründet ist, und aus den Prämissen zu viel geschlossen wird: so ehren wir doch die Absicht des Vfs., zur Veredlung der deutschen Cultur mitzuwirken. Er warnet vor aller Begünstigung einer blossen Nachahmerey der Alten, und der romantischen Formen des spanischen Theaters, und schliesst mit folgendem Aufruf an die deutschen Schauspieldichter, welche Einfluss haben: „ein *deutsches* Schauspiel erfindet, ihr deutschen Schauspieldichter, wenn ihr zeigen wollt, dass ihr wirklich erfinden könnt. Merkt auf die herrlichen Anlagen der Nation, die zwar keine dramatische ist, und die, als Publicum, nie sein competentes Urtheil über den Werth eurer Arbeit haben wird, die aber eure ganze Hochachtung verdient, und die euch so gern eine höhere Bildung ihres beschränkten Schönheitssinnes verdankte."

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Wien, b. Binz: *Institutiones pharmacologicae sive materiae medicae.* Communicat in usum tironum *Jos. Val.* Nobil *ab Hildebrand*, praxeos clinicae therapiaeque specialis in Univ. Leopoldina Prof. ordin. Reg. Brit. Götting. Acad. Scientiar etc. Sodalis. 1802. 652 S. 8.

Der Vf. dieser, in ziemlich gutem Latein geschriebenen, Pharmacologie hat seinen Gegenstand, im Ganzen genommen, zweckmäfsig behandelt, und überall die nöthige Literatur beygebracht. Er theilt sein Werk in den theoretischen und praktischen Theil ein, und handelt die Materialien in *zwölf* Kapiteln ab. Im *ersten* wird im Allgemeinen von der *materia medica* gehandelt; der Begriff und der Gegenstand derselben werden aufgestellt, und die Hülfswissenschaften angeführt. Im *zweyten* liefert der Vf. die Geschichte; im *dritten* die Literatur, besonders die neuere dieser Wissenschaft. Im *vierten* spricht er von Medicamenten im Allgemeinen, bestimmt den Begriff derselben, führt ihre verschiedenen Wirkungsarten und Eintheilungen an. Vorzüglich interessant ist der *fünfte* Abschnitt: von den Kräften der Medicamente überhaupt, und von der Methode, ihre Wirkungsart zu erforschen. Ganz richtig bemerkt der Vf., dass, um die Veränderungen, welche die Arzneymittel im lebenden menschlichen Körper und seinen Organen hervorbringen, zu erforschen und zu bestimmen, man von richtigen physiologischen und pathologischen Principien ausgehen müsse. Man habe nach den neuesten physiologischen Ansichten des Organismus angenommen: Das Leben bestehe in der Einwirkung der Reize auf den Organismus, und in der Reaction des Organismus auf jene; dem zufolge wären die Medicamente blofs als Reize zu betrachten. Er bemerkt dabey, dass nicht aller Arzneymittel Wirkungsart sich blofs auf Reizung beschränke, indem einige gleich den Nahrungsmitteln in die *Natur* (?) und Substanz des Körpers verwandelt werden; andere von lebenden Organen gleichfam *verzehrt* zu werden scheinen (?), und noch andere beynahe auf eine materielle Art die Form und Mischung der Organe umändern. Man müsse bey der unmittelbaren Anbringung der Medicamente eine doppelte Wirkung in dem Organismus annehmen, eine *unmittelbare* und zwar eine materielle und eine dynamische; bey der erstern gehe eine Veränderung in der Materie, in Ansehung ihrer Mischung, Form, Menge u. s. w. vor; die zweyte beziehe sich auf die Lebensthätigkeiten der einzelnen Organe, welche durch den Einfluss der Arzneymittel bald erhöhet, bald deprimirt, bald verschiedentlich modificirt werden; — und eine *mittelbare*, die durch Einsaugung oder Eindringung der Medicamente, oder durch den Consens der festen Theile unter einander, und vermittelst der allgemeinen Ausbreitung der Lebenskräfte durch den ganzen Körper geschieht. (Aber läfst sich denn irgend eine Veränderung in der Materie eines lebenden Körpers denken ohne dynamische Einwirkung der Potenzen auf denselben? Wo äufsere Potenzen *chemisch* auf den Organismus zerstörend einwirken, da ist freylich eine augenblickliche Entmischung, aber auch Auswetzung der Erregbarkeit vorhanden.) — Es gebe Arzneymittel, die aus den ersten Wegen in die zweyten nicht aufgenommen werden, und die von der Haut nicht in die einsaugenden Gefäfse übergehen; sie müfsten also durch die *Incitabilität*, *Irritabilität* und *Sensibilität* auf entfernte Theile durch Hülfe der Nerven, der Membranen u. s. w. und anderer Organe, zu denen sie eine nähere Verwandtschaft haben, wirken. (Der Vf. hat irrigerweise den Begriff der Incitabilität, Irritabilität und Sensibilität bestimmt; daher ist auch diese feine Aeufserung äufserst schwankend. — Die Annahme einer Affinität erklärt die Sache, wovon die Rede ist, gar nicht.) — Die Wirkung der innerlich genommenen Arzneyen geschehe *meistens* im Magen (davon mögen die flüchtigen Arzneymittel zum Theil eine Ausnahme machen), und von diesem Mittelpunkt der Sensibilität werde sie gleichfam Strahlenweise den übrigen Theilen des Körpers mitgetheilt. Es gebe Arzneymittel, die, sie mögen innerlich genommen, oder äufserlich auf die Haut angebracht werden, besondere Wirkungen auf bestimmte Organe äufsern — Reiz, Incitament seyen allgemeine Ausdrücke, die, nur sehr entfernt, die Wirkungsart der Medicamente andeuten. — Was der Vf. unter

Digitized by Google

ſten, welche bey den mehreſten Menſchen durch den erſten Blick erregt werden, und die Sinnlichkeit iſt ſchon angefüllt, wenn der Verſtand ſuchen wollte, das Schöne zu genieſsen: alsdenn iſt es nicht die Schönheit, die uns einnimmt, ſondern die Wolluſt. Dieſer Erfahrung zu Folge werden jungen Leuten, bey welchen die Lüfte in Wallung und Gährung ſind, mit ſchmachtenden und brünſtigen Reizungen bezeichnete Geſichter, wenn ſie auch nicht wahrhaftig ſchön ſind, Göttinnen erſcheinen, und ſie werden weniger gerührt werden über eine ſolche ſchöne Frau, die Zucht und Wohlſtand in Geberden und Handlungen zeigt, welche die Bildung und Majeſtät der Juno hätte."

In Anſehung der Geneſis des Schönen bey Bildung eines Kunſtwerks ſcheinen beide nur ſo lange nicht einſtimmig, als man bey *Winkelmann* nicht über das Nächſte hinausgeht. Hört man ihn oft von *Empfindung des Schönen* reden, und ihr auf die früheſten, den Schönheitsſinn reinigenden, Umgebungen einen ſo hohen Werth legen: ſo kann man zu glauben verfucht werden, er ſetze alle Bildung ſchöner Kunſtwerke in Nachahmung, ſchreibe der Auſsenwelt, der Uebung mehr Antheil daran zu, als dem Genie. Dann aber hat man *Winkelmanns* Geiſt gewiſs nicht erahndet. *Göthe* ſprach ganz in dieſem Geiſte, als er im Wilhelm Meiſter ſagte: „Das erſte und letzte, Anfang und Ende möchte ein glückliches Naturell wohl ſeyn und bleiben; aber in der Mitte dürfte dem Künſtler manches fehlen, wenn nicht Bildung das erſt aus ihm macht, was er ſeyn ſoll, und zwar frühe Bildung: denn niemand glaube die erſten Eindrücke der Jugend verwinden zu können." Man nehme hier zur *Geſchichte der Kunſt* die Abhandlung *von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunſt* zu Hülfe, um tiefer in *Winkelmanns* Geiſt einzudringen. „Dieſe Fähigkeit — heiſst es da — iſt, wie der poetiſche Geiſt, eine Gabe des Himmels, bildet ſich aber ſo wenig, wie dieſer, von ſelbſt, und würde ohne Lehre und Unterricht leer und todt bleiben. Der Himmel hat ſie allen vernünftigen Geſchöpfen, aber in ſehr verſchiedenem Grade, gegeben. Durch gute Erziehung wird ſie erweckt und zeitiger gemacht, und meldet ſich eher, als in vernachläſſigter Erziehung, welche dieſelbe aber nicht erſticken kann. Bey angehender Jugend iſt ſie, wie eine jede Neigung, in dunkle und verworrene Rührungen eingehüllt, und meldet ſich wie ein fliegendes Jucken in der Haut, deſſen eigentlichen Ort man im Kratzen nicht treffen kann. Das wahre Gefühl des Schönen gleichet einem flüſſigen Gypſe, welcher über den Kopf des Apollo gegoſſen wird, und denſelben in allen Theilen berührt und umgibt. Das Werkzeug dieſer Empfindung iſt der äuſsere Sinn, und der Sitz derſelben der innere: jener muſs richtig, und dieſer empfindlich und fein ſeyn." Bisher ſpricht *Winkelmann* immer von der *Empfänglichkeit* für das Schöne, als der Bedingung, ohne welche dem gebornen Künſtler dereinſtige *Bildung* deſſelben unmöglich ſeyn wird; und räth darum denen, an welchen ſich die Spuren jener Fähigkeit finden, das Schöne mit zartem Sinn aufzunehmen, dieſen Sinn an vollendeten Muſtern zu üben, weil die Begriffe der Schönheit ſich bey den mehreſten Künſtlern aus unreifen erſten Eindrücken bilden, welche ſelten durch höhere Schönheiten geſchwächt oder vertilgt werden. Weil er in den Antiken jene vollendeten Muſter fand, darum dringt er ſo ſehr auf das Studium derſelben, und ermahnt ſo eifrig den jungen Künſtler, daſs Rom ſein Hauptaugenmerk ſey. Damit aber iſt keineswegs behauptet, derjenige Künſtler könne kein Schönes bilden, welcher nicht in Rom die Antiken nachgeahmt habe, und *Winkelmann* iſt ſo weit davon entfernt, den Griechen das ausſchlieſsliche Privilegium des Schönheitsſinnes zuzuſchreiben, daſs er vielmehr offenbar denſelben als allgemein annimmt (vgl. *Monumenti inediti* Tratt. prelim. C. I.). Nothwendig folgt nun, daſs auch die Geneſis des Schönen bey Bildung eines Kunſtwerks *allgemein* ſeyn müſſe, nicht etwas bloſs Griechiſches, ſondern etwas Menſchliches ſey; ſonſt wäre die Erzeugung des Schönen bey den Griechen ein Wunderwerk. Die Griechen bildeten nur *das Schönſte*, weil ſie in ihren Umgebungen Sinn und Phantaſie an *dem Schönſten* weiden konnten. Solche Umgebungen nun ſoll auch der junge Künſtler ſich verſchaffen, aber nicht glauben, daſs es damit genug ſey, ſondern nun ſoll er auch *im Geiſt der Griechen bilden*, und wird das wohl auch, wenn anders echter Künſtlergenius ihn beſeelt.

Die Frage iſt: *in welchem Geiſte bildeten die Griechen?* „Die Bildung der Schönheit iſt entweder *individuell*, d. i. auf das Einzelne gerichtet, oder ſie iſt eine Wahl ſchöner Theile aus vielen einzelnen, und Verbindung in eins, welche wir *Idealiſch* nennen. Die Bildung der Schönheit *hat angefangen* mit dem einzelnen Schönen, in *Nachahmung* eines ſchönen Vorwurfs." — „Die Natur aber und das Gebäude der ſchönſten Körper iſt ſelten ohne Mängel, und hat Formen oder Theile, die ſich in andern Körpern vollkommner finden oder denken laſſen, und dieſer Erfahrung gemäſs verfuhren die weiſen Künſtler, wie ein geſchickter Gärtner, welcher verſchiedene Abſenker von edlen Arten auf einen Stamm pfropfet; und wie eine Biene aus vielen Blumen ſammelt: ſo blieben die Begriffe der Schönheit nicht auf das individuelle einzelne Schöne eingeſchränkt, ſondern ſie ſuchten das Schöne aus vielen ſchönen Körpern zu vereinigen. *Sie reinigten ihre Bilder von aller verſinnlichen Neigung, welche unſern Geiſt von dem wahren Schönen abzieht.* — — — Der Geiſt vernünftig denkender Weſen hat eine eingepflanzte Neigung und Begierde, ſich über die Materie in die geiſtige Sphäre der Begriffe zu erheben, und deſſen wahre Zufriedenheit iſt die Hervorbringung neuer und verfeinerter *Ideen*. Die groſsen Künſtler der Griechen, die ſich gleichſam als neue Schöpfer anzuſehen hatten, ob ſie gleich weniger für den Verſtand, als für die

Digitized by Google

die Sinne arbeiteten, suchten *den harten Gegenstand der Materie zu überwinden*, und, wenn es möglich gewesen wäre, *zu begeistern*: dieses edle Bestreben desselben auch in frühern Zeiten der Kunst gab Gelegenheit zu der Fabel von Pygmalions Statue. Denn durch ihre Hände wurden die Gegenstände heiliger Verehrung hervorgebracht, welche, um Ehrfurcht zu erwecken, Bilder von höhern Naturen genommen zu seyn scheinen mussten. Zu diesen Bildern gaben die ersten Stifter der Religion, welches *Dichter* waren, die hohen Begriffe, und *diese gaben der Einbildung Flügel, ihr Werk über sich selbst und das Sinnliche zu erheben.* Was konnte menschlichen Begriffen von sinnlichen Gottheiten würdiger, und für die Einbildung reizender seyn, als der Zustand einer ewigen Jugend, und des Frühlings des Lebens, wovon uns selbst das Andenken in spätern Jahren fröhlich machen kann? Dieses war dem Begriffe von der Unveränderlichkeit des göttlichen Wesens gemäss, und ein schönes jugendliches Gewächs der Gottheit erweckte Zärtlichkeit und Liebe, welche die Seele in einen süssen Traum der Entzückung versetzen können, worin die menschliche Seligkeit bestehet, die in allen Religionen, gut oder übel verstanden, gesucht werden. — — — Die Jugend der Götter hat in beiderlei Geschlecht ihre verschiedene Stufen und Alter, in deren Vorstellung die Kunst alle ihre Schönheiten zu zeigen gesucht hat. Es ist dieselbe ein Ideal, von schönen Körpern genommen, und durch ein über die Menschheit erhabenes Gewächs erhöhet: daher sagt Plato, dass *göttlichen Bildern nicht die wirklichen Verhältnisse, sondern welche der Einbildung die schönsten geschienen, gegeben worden.* — — — Die Bildung der Götter war unter allen griechischen Künstlern so allgemein bestimmt, dass dieselbe scheint durch ein Gesetz vorgeschrieben zu seyn. Das Gesetz waren *die schönsten Bilder der Götter*, von den grössten Künstlern hervorgebracht, *die ihnen durch besondere Erscheinungen geoffenbart zu seyn geglaubt wurden, so wie sich Parrhasius rühmte, dass ihm Bacchus erschienen sey, in der Gestalt, in welcher er ihn gemalet.*"

Nicht die Götter allein, auch die Genien, Heroen, und, welche die unterste Stufe in den Kunstbildungen einnehmen, die Satyren und Faunen erhielten *auf diese Weise* ihr bestimmtes Daseyn; jede Gestalt ausdrückend einen innern, beständigen Charakter; alle jene Gestalten zusammen ausmachend — um mit *Herder* zu reden — den hellen Zodiakus der sichtbar gewordenen, bedeutenden Menschheit.

Auf diese Weise! — Auf welche? — Natürlich auf dem Wege des Ideals! — Welches aber ist dieser Weg? — „*Ideal* — sagt *Herder* in der Kalligone — kommt von *Idee;* es ist die reinste Idee eines Dinges, aus seiner innern Natur geschöpft, von allem Unwesentlichen und Unlautern scharf gereinigt." — „Aus mehrerem Schönen sammelte Zeuxis, nach einer bekannten Geschichte, ein Ideal der Schönheit: was heisst dies? Hatte der wählende, der sammelnde Künstler kein *Ideal des Ganzen* in seiner Seele: so konnten ihm einzelne Ideen, wenn sie auch die schönsten waren, dazu nicht helfen; und setzte er sie ungeschickt zusammen: so verfehlte er gewiss seines Endzwecks. War aber das *Ideal des Ganzen* in ihm fest: so wusste er, wozu er sie wählte. Er liess jedem Charakter das Seine, und stellte aus ihnen seine Idee dar." Das ist gewiss im Sinn und Geiste *Winkelmanns* gesprochen; nur dürfen wir auch hier nicht stehen bleiben, sondern müssen weiter fragen: wie kam eine solche Idee denn in des Künstlers Seele? Nicht durch die Sinne? Nicht durch das Auge? Musste er das Ideal nicht ganz oder theilweise mit Augen gesehen haben, bevor es in seiner Seele leben sollte? Einige sind dieser Meynung, andre glauben an ein blos geistiges Ideal. *Raphael* schrieb an den Grafen *Castiglione: essendo carestia di belle Donne, io mi servo di certa idea, chi mi viene alla mente.* So ungefähr wars auch bey Phidias der Fall, den bey Bildung seines Zeus kein Muster, sondern das Bild leitete, welches von Zeus ihm aus Homers Gesange vor der Seele schwebte. Zu sagen, der Dichter sey hier dem bildenden Künstler vorangegangen, Zeus sey längst vor Phidias im Geiste geschaffen, nur sinnliche Darstellung durch den Meisel sey Phidias Werk gewesen, heisst hier die Untersuchung nur zurückschieben, weil man dann nur von neuem fragen müsste, wie denn in die Seele Homers jenes Ideal gekommen sey. Nun denn, allerdings zum Theil durch Anschauung, aber gewiss nicht blos der Sinne, sondern durch Phantasieanschauung, nicht ohne Mitwirken des Verstandes. Alles streng erwogen, wird Philostrat wohl Recht behalten, dass die Phantasie eine klügere Künstlerin als die Nachahmung sey; dies aber ist auch *Winkelmanns*, den blosen Kopisten nicht sehr günstige, Meynung.

Der nur kann solche Phantasieanschauungen haben, bey dem der innere Sinn, wie *Winkelmann* sich ausdrückt, fertig, zart und bildlich ist. „*Fertig und schnell muss derselbe seyn, weil die ersten Eindrücke die stärksten sind, und vor der Ueberlegung vorhergehen. Dieses ist die allgemeine Rührung, welche uns an das Schöne zieht. — Wer hier von Theilen auf das Ganze gehen wollte, würde ein grammatisches Gehirn zeigen, und schwerlich eine Empfindung des Ganzen und eine Entzückung in sich erwecken. — Zart muss dieser Sinn mehr als heftig seyn. Alle heftige Empfindungen gehen über das Mittelbare hinweg zum Unmittelbaren. Es sind daher sehr feurige, flüchtige Köpfe zur Empfindung des Schönen nicht die fähigsten. Hier ist kein Pegasus nöthig, durch die Luft zu fahren, sondern eine Pallas, die uns führet. — Die dritte Eigenschaft ist eine Folge der beiden ersten, und nicht ohne jene, aber ihre Kraft wächset, wie das Gedächtniss, durch die Uebung, welche jenen nichts beyträgt. — Zu fehr ins Getheilte gehen wollen, macht das Ganze verhieren. Man muss aber durch nöthige Uebung seine Einbildung erhöhen und stärken, dass dieselbe fähig wird, ein anschauliches Bild nach allen*

Digitized by Google

Fällen eine vollständige Anschauung seiner Menschheit. Solche Fälle würden einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beiden andern in ihm zusammen wirken, einem jeden derselben, einzeln betrachtet, entgegen gesetzt seyn würde. *Schiller* nennt diesen Trieb den *Spieltrieb*. Der Gegenstand des sinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt *Leben;* ein Begriff der alles materiale Seyn und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt *Gestalt;* ein Begriff, der alle formale Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also *lebende Gestalt* heißen können; ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung *Schönheit* nennt, zur Bezeichnung dient. Hiemit wäre denn die Schönheit als nothwendige Bedingung der Menschheit aufgestellt.

Wenn durch die Schönheit oder die lebende Gestalt die Menschheit vollendet, jene aber durch den Spieltrieb erzeugt wird: so fragt sich, *wie* das geschehe. Es lassen sich drey verschiedene Stufen der Entwickelung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung nothwendig und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen. Der Mensch in seinem *physischen* Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem *ästhetischen* Zustand, und er beherrscht sie in dem *moralischen*. In der ersten Epoche ist ihm die Welt bloß Schicksal, noch nicht Gegenstand; alles hat nur Existenz für ihn, so fern es ihm Existenz verschafft. Entweder er stürzt auf die Gegenstände, und will sie in sich reißen in der Begierde; oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stößt sie von sich in der Verabscheuung. In beiden Fällen ist sein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare *Berührung*. Die *Betrachtung* ist das erste liberale Verhältniß des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Aus einem Sklaven der Natur, so lang er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, so bald er sie denkt. Die ihn vordem nur als *Macht* beherrschte, steht jetzt als *Object* vor seinem Blicke. Was ihm Object ist, hat keine Gewalt über ihn: denn um Object zu seyn, muß es die seinige erfahren.

Auch die Schönheit ist das Werk der freyen Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen, aber was wohl zu bemerken ist, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bey Erkenntniß der Wahrheit geschieht, die ganz das reine Product der Absonderung ist. Die Schönheit, ist also zwar *Gegenstand* für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein *Zustand unsers Subjects*, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber ist sie Leben, weil wir sie fühlen. Mit einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsre That. Eben aber, weil sie beides ist, dient sie zu einem siegenden Beweis, daß durch die nothwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freyheit keineswegs aufgehoben werde. Und da beym Genuß der Schönheit oder der *ästhetischen Einheit* eine wirkliche *Vereinigung*, und Auswechselung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor sich geht: so ist eben dadurch die Vereinbarkeit beider Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen.

Nie aber werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in jenem glücklichen Gleichmaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit und die Bedingung der Menschheit ist, ohne die Freude am (ästhetischen) *Schein* und ohne die Neigung zum *Spiel*. Die Realität der Dinge ist das Werk der Dinge; der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüth, das sich am Scheine weidet, ergötzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es thut. Die Natur selbst aber führt den Menschen von Realität zum Scheine, indem sie ihn mit zwey Sinnen ausrüstete, die ihn bloß durch den Schein zur Erkenntniß des Wirklichen führen. In dem Auge und Ohr ist die andringende Materie schon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Object entfernt sich von uns, das wir in den thierischen Sinnen unmittelbar berühren. Der Gegenstand des Auges und des Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen. Durch Reichthum an solchen Formen entsteht das Spiel mit denselben: denn aller Ueberfluß organischer und geistiger Kraft reizt zu einer *freyen Bewegung*. Reichthum an jenen Formen weckt *das Spiel einer freyen Ideenfolge*, woraus das *ästhetische Spiel* entsteht, so bald der gesetzgebende Geist das willkürliche Verfahren der Einbildungskraft seiner unveränderlichen ewigen Einheit unterwirft, seine Selbstständigkeit in das Wandelbare, seine Unendlichkeit in das Sinnliche legt. Bald ist nun der Mensch nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen; er will selbst gefallen, anfangs zwar nur durch das, was *sein* ist, endlich durch das, was *er* ist. So wie sich von außen her, in seiner Wohnung, seinem Hausgeräthe, seiner Bekleidung allmählich die Form nähert, so fängt sie endlich an, von ihm selbst Besitz zu nehmen, und anfangs bloß den äußern, zuletzt auch den innern Menschen zu verwandeln. Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt, und ihn von allem, was

Zwang

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 22. May 1806.

Reviſion der Aeſthetik in den letzten Decennien des verfloſſenen Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Aus dieſem Verfahren ſoll eine, der Natur-Wirklichkeit entgegenſtehende, Kunſtwahrheit reſultiren, welche, nach *Göthe*, nur durch tiefes Studium erworben werden kann. Iſt nun Darſtellung der Kunſtwahrheit echte Idealiſirung: ſo entſpringt das Idealiſiren aus der beſtimmteſten logiſchen, und der tiefſten phyſiologiſchen *Erkenntniſs*, dem Ernſthafteſten im ganzen Gebiete des Ernſtes. Ein ſo ernſter Ernſt aber, wie kann der vergnügen? „Man darf, ſagt *Göthe* ſelbſt in den *Propyläen*, es weder zu ernſt, ſtreng und ängſtlich, noch zu leicht und loſe nehmen: auf beiden Seiten wird gefehlt, in der Mitte liegt die Wahrheit; nur aus innig verbundenem Ernſt und Spiel kann wahre Kunſt entſpringen.“ Dieſem Ausſpruch gemäſs ſtellt er folgendes Schema der Erforderniſſe des vollkommenen Kunſtwerks auf:

Ernſt allein.	*Ernſt und Spiel* verbunden.	*Spiel* allein.
Individuelle Neigung.	*Ausbildung ins Allgemeine,*	*Individuelle Neigung.*
Manier.	*Styl.*	*Manier.*
Nachahmer.	*Kunſtwahrheit.*	*Phantaſieen.*
Charakteriſtiker.	*Schönheit.*	*Undulationen.*
Kleinkünſtler.	*Vollendung.*	*Skizziſten.*

„Der *Gattungsbegriff* — wird uns geſagt — läſst den menſchlichen Geiſt kalt, das *Ideale* erhebt ihn über ſich ſelbſt; nun aber möchte er in ſich ſelbſt wieder zurückkehren, er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individuo gehegt, wieder genieſſen, ohne in jene Beſchränktheit zurückzukehren, und will auch das Bedeutende, das Geiſterhebende nicht fahren laſſen. Was würde aus ihm in dieſem Zuſtande werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Räthſel glücklich löſte! Sie gibt *dem Wiſſenſchaftlichen* erſt Leben und Wärme, und indem ſie das Bedeutende, Hohe mildert und himmliſchen Reiz darüber ausgieſst, bringt ſie es uns wieder näher. Ein ſchönes Kunſtwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es iſt nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfaſſen, das wir uns zueignen können.“

Wüſsten wir jetzt nur auch, *wie* die Schönheit eintritt und das Räthſel löſt! Soll die Wahrheit hier ſtets in der Mitte liegen: ſo muſs, wie Kunſtwahrheit die Mitte iſt zwiſchen Naturwirklichkeit und vagem Phantaſiespiel, Schönheit die Mitte ſeyn zwiſchen Charakteriſtik und Undulismus. Was aber ſoll das ſeyn? Was iſt die Mitte zwiſchen Bedeutſamkeit und Unbedeutſamkeit? Nach *Göthe* beſteht ſie in der Scheinbarkeit, wodurch das Ideal dem Sinne angenehm und erfreulich wird. Freylich iſt dieſe mehr Annehmlichkeit, höchſtens Anmuth, als Schönheit; allein dieſe beiden mit einander verwechſelt zu ſehen, iſt bey *Göthe* gewöhnlich. Zwar unterſcheidet er beide an einer Stelle ausdrücklich (Prop. 1, 3), und nennt die Anmuth ſinnliche, ſo wie die Schönheit geiſtige Schönheit: allein gewiſs thun wir ihm nicht Unrecht, wenn wir behaupten, er habe überall, wo er ſonſt von Schönheit gemeinhin ſpricht, nur an die ſinnliche gedacht.

Und ſo wären wir ja wohl zu der Frage berechtigt: ob *Göthe* nicht die Schönheit blofs für eine *angenehme Zugabe* bey dem Kunſtwerk halte? Allerdings klingt dieſe Frage, wenn ſie bey einem *Göthe* aufgeworfen wird, ziemlich ſonderbar; und doch, ſo ſehr wir alle überzeugt ſind, daſs *Göthe* ſie nimmermehr bejahen würde, liegt ſie wirklich zu nahe, als ſie nicht aufzuwerfen. Es liegt am Tage, daſs ihm das Ideal ein Wiſſenſchaftliches iſt, und wiefern er dieſes, als das Stilerzeugende, für die höchſte Forderung hält, kann die Schönheit nicht anders, denn als eine bloſse Zuthat erſcheinen. Und was iſt es, das ſie eigentlich hinzuthut? Hören wir *Göthen* ſelbſt.

„*Anmuth.* Der Gegenſtand und die Art, ihn vorzuſtellen, ſind den ſinnlichen Kunſtgeſetzen unterworfen,

Digitized by Google

worfen, nämlich der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung u. s. w., wodurch er für das Auge schön, d. h. anmuthig wird."

„*Schönheit*. Ferner ist er dem Gesetze der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maß entsteht, welchem der, zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen, gebildete Mensch alles, sogar die Extreme, zu unterwerfen weiß."

Man sage, ob hier *Göthe's* Anmuth etwas anders sey, als die *technische Form*, und seine geistige Schönheit etwas anders, als eine an der Gränze des Gebiets schöner Formen ausgestellte Wache. Kein Zweifel also, daß wir schon bey *Göthe* eine andre Idealität, Formalität und Schönheit finden, als bey *Schiller*, und es ist vielleicht nicht überflüssig, noch auf den Unterschied aufmerksam zu machen, daß *Göthe* an den Künstler die Anforderung einer *Ausbildung ins Allgemeine*, *Schiller* hingegen einer *in sich beschlossenen Vollendung* macht. Dieser Unterschied, kann man einwenden, sey nicht sehr bedeutend, wie fern eine in sich beschlossene Vollendung sich schon als Ausbildung ins Allgemeine ankündige, da der in sich vollendete Mensch zugleich die Allgemeinheit seiner Gattung repräsentire. Wäre es nur schon ausgemacht, daß *Göthe* eben dieses unter jenem Ausdruck sich gedacht habe. Der Ausdruck: *Ausbildung ins Allgemeine*, läßt eine mehrfache Erklärung zu: denn er kann sich einmal beziehen auf die Objecte, die Welt, und dann auf das Subject, wie fern durch den Gebrauch der formalen Vermögen desselben nicht Fälle, sondern Gesetze gegeben werden, wodurch eben eine Allgemeinheit im Individuum ausgebildet wird. Hat sich *Göthe* jenes gedacht: so hat er als Naturforscher, oder wenn man lieber will, als Weltkenner; hat er dieses, als Moralphilosoph gesprochen. Aus dem, was wir bereits über ihn gesagt haben, dürfte die Vermuthung mehr nach dem Ersten hinneigen, und diese Vermuthung noch dadurch Gewicht erhalten, daß er bey dem, der als Stilist arbeiten wolle, immer darauf dringt, *des Aehnlichen möglich viel zu vergleichen, das Unähnliche von einander abzusondern, und einzelne Gegenstände unter allgemeine Begriffe zu ordnen*. Indeß, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, müssen wir bekennen, daß er weder dieses noch jenes gedacht habe. „Der Mensch — sagt er, Prop. II, 80. — ist nicht bloß ein denkendes, er ist zugleich ein empfindendes Wesen. Er ist ein Ganzes, eine Einheit vielfacher, innig verbundener Kräfte, und zu diesem Ganzen des Menschen muß das Kunstwerk reden, es muß dieser reichen Einheit, dieser einigen Mannichfaltigkeit in ihm entsprechen." Dieses ist nur dann möglich, wenn die Kräfte des Künstlers bey der Hervorbringung schon als einige Mannichfaltigkeit zusammen gewirkt haben. Daß sie dieß nach *Göthe* sollen, scheint daraus zu erhellen, daß er der Ausbildung ins Allgemeine die individuelle Manier entgegenstellt. Kann nämlich die individuelle Manier auf eine zweifache Art einseitig werden, entweder durch ausschließlichen Ernst oder ausschließliches Spiel, und entsteht der Ernst aus dem Verstande, wie das Spiel aus der Phantasie: so kann die Ausbildung ins Allgemeine, welche Ernst und Spiel vereinigen soll, nichts anders bedeuten, als eine allseitige Ausbildung der Vermögen der geistigen Menschennatur, namentlich des Verstandes und der Phantasie zugleich.

Hiedurch entsteht ein Anschein von Einigkeit zwischen *Göthe* und *Schiller*, von welchem verführt schon mancher die nähere Prüfung aufgegeben hat. Ungeachtet der Einigkeit aber in den Resultaten, weichen doch die Wege, worauf beide am Ende sich in einem Punkte begegnen, himmelweit von einander ab. Beide auf ihren eignen Wegen bloß beobachtend, haben wir bisher noch gar nicht gefragt, welcher wohl auf dem richtigen wandle: jetzt aber dürfte es Zeit seyn, nähere Erkundigung darüber einzuziehen. Um diese desto sicherer zu erhalten, werfen wir die sehr bestimmte Frage auf: *Wie erreicht der Schönkünstler wohl am sichersten seinen Zweck, durch Göthe's logisch-physiologische oder Schillers moralische Idealität?*

Wer diese Frage zu beantworten unternimmt, stößt sicher auf manche Bedenklichkeit. Zuerst von der *Göthe'schen* Idealität. Angenommen, daß der Künstler logisch idealisire: so kann sein ganzes Verfahren nichts anders als eine Verstandesoperation, seine logische Idee bloß ein Abstractum seyn, das im lebenleeren Raume erstarrt. Und wo liegt hier die Brücke, auf welcher man von da aus ins Gebiet der Schönheit kommt? Und gesetzt, man fände eine: so stellt doch kühn zu wetten, die Idee wird dennoch nicht schön, sondern bekommt nur einen scheinbaren Putz, Schimmer statt der Schönheit. So sind *Klopstocks* Oden über die Grammatik z. B. nicht diejenigen, welche des großen Dichters Dichterruhm bewähren, die poetischen Phrasen machen die Gedichte des Aratos zu Reinen schönen, und die Metamorphose der Pflanzen darf nicht mit dem neuen Paulus um den Preis zu ringen wagen. Wollte man vielleicht sagen, jene Ideen seyen bloß der Stoff, der noch auf seine Form harre, in der Form allein liege die Schönheit: so würde man damit freylich etwas sagen, das häufig gehört wird, das wir aber demungeachtet genauer unterfuchen müssen. Mit den Ausdrücken: Stoff und Form, wird ein seltsames Spiel getrieben, welches bey einigen so weit geht, daß wir wohl behaupten möchten, sie wissen gar nicht einmal, womit sie spielen. Deshalb bemerken wir denn vorher, daß beide Begriffe sehr relativ seyen. So wie ein vom Steinmetz zugehauener Stein, an sich betrachtet, schon Form hat, für den aber, der ihn nun ins Ganze einfügt, wieder bloßer Stoff ist, so auch unsre Gedanken. Jeder Gedanke, als solcher, hat seine Form, welche Form wieder als bloßer Stoff zu betrachten ist, so bald derselbe in ein anderes Ganze eingefügt werden, als Mittel höheren Zwecken dienen soll. Auf die gleiche Weise würden jene logischen Ideen, an sich schon Formen, allerdings bloßen Stoff abgeben, und

Digitized by Google

und es würde sich jetzt nur fragen, ob sie in Verbindung ein Schönes bilden werden. Erinnern wir uns nun, dafs die neue Form, welche sie erhalten sollen, keine andre ist, als die technische, welche Symmetrie, Proportion, Ordnung, Faßlichkeit u. f. w. in den zur Einheit verbundenen Stoff bringt: so werden wir ja wohl behaupten können, dafs Linné's System der Natur oder Willdenows Classification des Pflanzenreichs der wahre Doryphorus für die Schönkünstler sey. Diese aber wenden sich blofs an den Verstand, der Schönkünstler soll Verstand und Gefühl zugleich und harmonisch in Bewegung setzen. Recht wohl; aber auch hier ist die alte Verlegenheit wieder: die Brücke in das Gebiet der Schönheit fehlt. Wollte jemand diese Verlegenheit recht genau kennen lernen, der dürfte nur aufmerksam *den Sammler und die Seinigen* von *Göthe* lesen, und er würde bald fühlen, der Vf. wolle immer noch etwas, das ihm aber selbst nicht klar genug ist. Die Brücke ists aber, die er sucht, und wir müssen bekennen, *Göthe* komme uns hier vor, wie ein Geograph, der in seinem eignen Hause nicht recht bekannt ist. Darum begegnete ihm einmal, dafs er ein fremdes Haus für sein eignes ansah. Deshalb können wir unmöglich annehmen, dafs der Künstler durch die logische Idealität seinen Zweck erreiche, und wer das, weil doch *Göthe* so etwas behauptet hat, nicht glauben wollte, dem könnten wir erforderlichen Falls durch ein *argumentum ad hominem* davon überführen, indem wir ihm zeigten, dafs *Göthe* den treffenden und ehrenden Beynamen des freudigen Apoll, den ihm *Voß* ertheilt, nicht auf dem genannten Wege verdient habe.

Also vielleicht auf *Schillers* Wege, ohne das selbst zu wissen? Bevor wir diese Frage beantworten, fey es uns vergönnt, noch einer Partey zu gedenken, welche an *Göthen* sich innig anschlofs, und dessen eigne Urtheile zu berichtigen versucht hat. Dafs wir jetzt die *Schelling - Schlegelsche* Partey im Sinne haben, erräth sich leicht. Durch sie wurde *Göthe* eine Zeitlang der Mittelpunkt der Philosophie und schönen Kunst, und es fehlt wenig, dafs ihn die Schüler dieser Meister nicht geradezu zum Gott erert haben, was aber, hoffen wir, auf *Göthe's* Nachruhm keinen Einfluss haben soll, zumal da wir dem Dichter Iphigenie nie Gröfse genug zutrauen, elende Kriecherey gebühren zu verachten. Man sey deshalb nicht ungerecht, entweder in *Göthe*, so lange man der Nemesis nicht gedenken *mufs*, die wahre Gröfse zu verkennen, oder Uebertreibungen unverständiger junger Leute ihren Lehrern aufzubürden. Die Lehrer selbst gingen nicht ganz so weit: denn *Fr. Schlegel*, ungeachtet er eine barocke Behauptung eben nicht scheut, erklärt blofs (Eur. I, 44): „*Göthe* hat in jeder Periode seines Lebens mächtig gewirkt. Doch oft nicht gleich im Moment, oft erst geraume Zeit nachher; befonders die vortrefflichsten Werke aus der Sammlung, die in den letzten achtziger Jahren erschien, wurden nach ihrem ganzen Werth erst viel später anerkannt, und diese Anerkennung war meistens eine Folge des philosophischen Lichtes, des Idealismus, dieses gröfsten Phänomens der neuesten Literatur." So wäre denn dieser Idealismus allerdings die Basis, auf welchem *Göthe's* Monument sicher ruhte. Da indefs, wie wir gezeigt haben, diese Sicherheit auf *Göthe's* eignem Idealismus so gar sicher nicht ist, gleichwohl aber der Idealismus dieselbe begründen soll: so werden wir wohl auf jeden Fall von einem ganz andern, als dem *Göthe'schen*, Idealismus hören. Und so ists! „*Gewissen Lobrednern der vergangenen Zeiten unserer Literatur* — lautet es im *Athenäum* — *darf man kühnlich antworten, wie Sthenelos dem Agamemnon: wir rühmen uns viel besser zu seyn, als unsre Väter.* Heil uns alfo, denn nun wird uns die Sonne der Wahrheit aufgehen! Nur dafs niemand zu früh frohlocke: denn „*zunächst rede ich nur mit denen, die schon nach dem Orient sehen.*" „*Nur derjenige kann ein Künstler seyn, welcher eine eigne Religion, eine originelle Ansicht des Unendlichen hat.*" und ohne Zweifel gehört auch etwas von dem dazu, um nur den Künstler und das, was über Kunst gesagt wird, zu verstehen. Nur ein solcher vermag es zu fassen, dafs „*eine Idee ein bis zur Ironie vollendeter Begriff, eine absolute Synthesis absolutur Antithesen, der stets sich selbst erzeugende Wechsel streitender Gedanken ist.*" — Sieht alfo der Leser nicht bereits nach dem Orient, wie wollen wir ihm dann helfen! Aber vielleicht doch: denn wie wäre es, wenn wir ihn herum zu drehen suchten, dafs er nach dem Orient sehen *müfste*? Versuchen wir das alfo, was wir den genannten Gelehrten schuldig sind, die man häufig genug nach ihrem eignen Grundsatz behandelt hat, den Gegner, „*kraft der polemischen Fiction, so viel als möglich zu Repräsentanten der objectiven Dummheit und der objectiven Narrheit zu idealisiren.*" Wäre der Art etwas unsre Absicht: so dürften wir nur die kleine Bosheit nachahmen, die Hr. *Aft* in seiner *Kunstlehre* beging, durch Ausschreibung des Barockesten, Unverständlichsten und Widersinnigsten ein bis zur Ironie vollendetes System anfzustellen, die absolute Synthesis absoluter Antithesen, den stets sich selbst erzeugenden Wechsel streitender Gedanken dadurch *ad oculos* zu demonstriren, und könnten gewifs seyn, etwas unendlich Interessantes geliefert zu haben. Allein wir polemisiren nicht, wir referiren und urtheilen blofs, und halten es noch für unendlich interessanter, auch da das Gute und Wahre auszufinden, wo manche es gar nicht suchen mögen. Gerechtigkeit! war unser Wahlspruch. Ihr haben wir jetzt genug gethan; in dem wir die Tollheiten rügten, wir wollen aber auch den reinen Eifer und die tiefere Fähigkeit nicht verkennen. Der Student, der viel Leuten die Leviter einwirft, ist unstreitig ein ungezogener Student, aber ein Dummkopf ist er darum nicht, und wer weifs, ob der jetzige Renomist nicht dereinst noch ein wackerer Mann wird. Wir haben's ja an der Genieperiode erlebt, die hier in der jüngern Zeit verjüngt wiederkehrt. Wenden wir alfo den Blick von den Tollheiten weg, nur auf das Gute! So ist es

Digitized by Google

es z. B. recht gut bemerkt von *Fr. Schlegel*: „*Seit die Nothwendigkeit des Ideals in der Kunst so dringend eingeschärft worden ist, sieht man die Lehrlinge treuherzig hinter diesem Vogel herlaufen, um ihm, so bald sie etwa nahe genug wären, das Salz der Aesthetik auf den Schwanz zu streuen.*" Das Sonderbare hiebey ist nur, dafs es vornehmlich seine Anhänger sind, die sich in diesem Kunststück üben, und nicht ohne seine Schuld. Zwar sagt er an einer Stelle; „*Ehedem wurde unter uns die Natur, jetzt wird das Ideal ausschliefslich gepredigt: Man vergifst zu oft, dafs diese Dinge ewig vereinbar sind, dafs in der schönen Darstellung die Natur idealisch, und das Ideal natürlich seyn soll;*" allein dessen mufs er wohl nicht wieder gedacht haben, als er in der Europa alles Heil von dem sogenannten transfcendentalen Idealismus ableitete, und zur Erleuchtung seiner heiligen Trias, der Philosophie, Physik und Poesie, kein anderes Licht wufste, als das der intellectuellen Anschauung. Da mifsverstand er sich selbst, und nöthigte durch seine Confusion die Schüler zu dem vergeblichen Versuche, mit dem Salze hinter dem Ideal drein zu laufen; aber noch hat keiner demselben das Salz auf den Schwanz gestreut.

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUERE SPRACHKUNDE.

Riga, b. Hartknoch: *Slowar Njemzsko-Rossyskij i Rossijsko-Njemezkij staroanem Z. — Deutsch-Russisches und Russisch-Deutsches Wörterbuch von Johann Heym*, Russisch-Kaiserlichen Collegien-Assessor, Professor und Unterbibliothekar der Kaiserlichen Moskowschen Universität. *Erster* oder Deutsch und Russischer Theil. 1795. 785 S. *Polnij Rossijsko-Njemezkij Slowar* po bolsichomu Slowarju Rossijskoj Akademii sotschinennój J. — *Vollständiges Russisch-Deutsches Wörterbuch*, nach dem grofsen Wörterbuche der Russischen Akademie bearbeitet von *J. H.*, Russisch-Kaiserlichem Hofrath. *Zweyter* oder Russisch und Deutscher Theil. 1798 — 1800. 1170 S. gr. 8. (6 Rthlr. 12 gr.)

Je mehr die Russische Sprache mit der Bildung des Volks selbst auch für die Wissenschaften, besonders Geschichte, Erdbeschreibung und Naturkunde wichtiger zu werden anfängt, desto nöthiger ist auch ein vollständiges Wörterbuch, und das gegenwärtige ist daher eine verdienstliche Arbeit des auch schon durch eine Sprachlehre bekannten Vfs. Er hat dabey das sechs Quartbände ausmachende Wörterbuch der Russischen Akademie zum Grunde gelegt, dessen etymologische Ordnung aber zu Erleichterung des Aufschlagens für Anfänger in die alphabetische umgearbeitet. In der Vollständigkeit der Wörtersammlung läfst er daher seine Vorgänger weit hinter sich, und die Anzahl beläuft sich leicht über 40000, so dafs er um ein Viertel mehr hat, als Nordstadt bey seiner stärkern Bogenzahl. Nicht nur die gemeine Sprache, sondern auch viele altslawonische und fremde Wörter sind eingetragen, und es werden gewifs nur wenige zu vermissen seyn, wie etwan *Grusija*, Georgien, *Elsarch*, der Stellvertreter des Patriarchen, *Kwit*, die Quitte, *Konzenil*, die Cochenille, *Kumüs*, der Milchbranntwein, *Tjulpan*, die Tulpe, *Frunt*, das Vorderglied der Truppen, *Zesarka*, das Perlhuhn. Von jedem Wort ist auch die richtige Aussprache durch das Tonzeichen bestimmt, die zweyte Endung und das Geschlecht der Hauptwörter, die Geschlechtsbeugung der Beywörter, die zweyte Person, das Perfectum und der Infinitiv der Zeitwörter angegeben. Die Erklärung der Bedeutungen ist kurz, aber deutlich und bestimmt, insonderheit auch bey Naturfachen der lateinische Kunstname beygesetzt. Redensarten haben die Kürze wegen zwar nicht viel beygefügt werden können; es fehlt aber doch nicht an den nöthigen sonderbaren und schweren, so dafs Anfänger im Lesen Russischer Bücher gut damit fortkommen werden.

Im Deutsch Russischen Theil hätte der Vf. mit Hülfe des *Adelungschen* Wörterbuchs in Absicht der Vollständigkeit wohl etwas mehr leisten können. Die ganze Wörterzahl mag sich kaum über 20000 belaufen. So fehlen z. B. Aar, der Raubvogel, Ausfliege, Aaskopf, die Bauzierrath, Aasleite in der Gärberey, Achfelader, Achfelstück, Achter, Aechten, Aechzen, Ackerspark, Ackerstrausgras, Ackerwinde, Ackerwurz, Bär für Rammklotz, Hund für Erzkarren, Katze, Kätzchen für Amentum, Katzensilber für Glimmer, Katzenschwanz für Schafthau. Auch ist von den Bestimmungen der Sprachkunst nichts angegeben als das Geschlecht der Hauptwörter durch Vorsetzung des Artikels, und die Abweichung der Zeitwörter. Dagegen ist bey manchen Wörtern ein unnützer Ueberflufs gemeiner Redensarten angeführt und übersetzt, die jeder Anfänger nach der Bedeutung des Wortes ganz von selbst verstehen und übersetzen kann z. B. bey Jahr: zwey Jahr, zehn Jahr, im verwichenen Jahre, zu Ende des Jahres, er ist im zwanzigsten Jahre gestorben, ein Jahr ums andre, übers Jahr, von Jahr zu Jahr; bey Schlagen: sich an die Brust schlagen, an die Glocke schlagen, einem etwas aus der Hand schlagen, den Takt schlagen, jemanden ins Gesicht schlagen, einen mit dem Stocke schlagen, der Donner schlägt in ein Haus u. f. w. Das graue Papier hätte die sonst gar nicht karge Verlagshandlung für den Preis wohl besser nehmen können,

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 24. May 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ROSTOCK u. LEIPZIG, b. Stiller: *Abhandlungen einiger vorzüglichen Gegenstände des deutschen Staats- und Privatrechts* von D. *Ad. Fel. Heinr. Posse*, Prof. des Staats- Lehn- u. deutschen Rechts zu Rostock (itzt zu Erlangen). *Zweytes* Heft. 1804. 212 S. 8. (18 gr.)

Die Fortsetzung dieser Abhandlungen, deren *erstes* Heft 1804. Num. 282. angezeigt worden, wird dem Wunsche jedes Rechtsgelehrten, der vorzüglich gegen historische Gründlichkeit nicht gleichgültig ist, entsprechen; er wird auch hier auf manche Resultate reifer Forschung stofsen, wenn er gleich zuweilen von der Meinung des Vfs. abzuweichen, sich gezwungen fühlt. In der *ersten* Abhandl. soll gezeigt werden, dafs *das Polizeyrecht kein besonderes Hoheitsrecht sey*, und dafs *der Unterschied zwischen hoher und niederer Polizey anders und genauer, als bisher geschehen ist, bestimmt werden müsse.* Der *aristotelische* Begriff von *Politia*, woraus das Wort *Polizey* entstanden ist, umfafst alle Regierungsrechte und deren Anwendung. Unter der Grundlage dieses Begriffs rechnete man auch in Deutschland, nach dem Sprachgebrauch vor der systematischen Bearbeitung des Staatsrechts, zur Polizey solche Gegenstände, die nicht durch das fremde Recht, sondern durch die eigene, allgemeine deutsche oder besondere Territorial-Gesetzgebung ihre Bestimmung erhalten hatten; die Gerichtsbarkeit war davon ausgeschlossen, weil sie im römischen Rechte ihre eigene Stelle hatte. Alles, was man in der Folge unter die nahmhaft gewordenen Hoheitsrechte nicht begreifen konnte, blieb unter der alten Hauptclasse *Politia* stehen. — Ganz recht! aber warum sollen wir bey einer scientifischen Bearbeitung des deutschen Staatsrechts an einseitige Begriffe früherer Jahrhunderte gebunden seyn, auf die zu recurriren nur dann rechtlich nothwendig wird, wenn aus denselben Gesetze und Verträge zu erklären sind? Da offenbar der heutige Sprachgebrauch in Hinsicht des Worts *Polizey* mit dem des 16ten Jahrhunderts nicht übereinstimmt, was wäre gewonnen, diesen frühern, ausgedehnten und negativen Begriff wieder zurückzurufen? Die *niedere* Polizey, im Gegensatze der *Landes*polizey, erstreckt sich nach dem Vf., nur auf die Communen, und auf dasjenige, was im strengsten Sinne als eine nothwendige Folge der auf ihre Zwecke gerichteten genossenschaftlichen Berechtigung betrachtet werden mufs. *Zweyte* Abhandl. *Ueber die erlöschende Verjährung der gutsherrlichen Bauerndienste, nebst einem Versuche, die Hauptgattungen der deutschen Bauern genauer von einander zu unterscheiden.* Nach einem richtigen Blick auf den Ursprung und das rechtliche Verhältnifs der Bauern im allgemeinen unterscheidet der Vf. vier Classen derselben: den Zeitpachtbauer; den Erbpachtbauer; denjenigen, dem man ein *dominium utile* an seiner Besitzung zuschreibt; und den, welcher an seinem Gute freyes Eigenthum hat. Der Grundsatz, dafs das Recht Bauerndienste zu fordern, keine *res mera facultatis*, folglich der Verjährung unterworfen sey, weil kein naturrechtlicher Zustand, sondern ein eigener Contract zum Grunde liege, wird durch die verschiedenen Gattungen der Bauerngüter, deren Eigenheiten hiebey entwickelt werden, durchgeführt, und die besondern Fragen, die in Hinsicht der mancherley Arten der Dienste selbst und ihrer Surrogate an Geld vorkommen können, erörtert. Wir glauben diese Abhandlung mit Recht unter die vollständigsten und scharfsinnigsten neuern Bearbeitungen dieser Materie rechnen zu können. *Dritte* Abhandl. *Ueber die Natur der deutschen Erbgebühr der Ehegatten, oder der fictutarischen Portion.* Die Verlassenschaftsquarte des überlebenden Ehegatten nach dem römischen Rechte ist kein gesetzlicher Pflichttheil, sie beruht auf keinem Erbrechte, und es können daher auf dieselbe die römischgesetzlichen Verbindlichkeiten von Erben nicht angewendet werden. Justinian, indem er das dem Ehegatten in Absicht der Erbfolge ungünstige Civilrecht abänderte, wollte die Veränderung doch den Erben so wenig als möglich fühlbar machen, wie aus der *Nov.* 53. und 117. gezeigt wird: in zweifelhaften Fällen ist daher der Armentheil des überlebenden Ehegatten nicht zum Nachtheil der Erben zu erklären. Bey den deutschen Gesetzen ist darauf zu sehen, ob dem überlebenden Ehegatten ein Antheil an der Verlassenschaft des Verstorbenen, ohne alle die Modificationen und Beschränkungen, die dem römischen Rechte eigen sind, zugestanden wird; ist dieß der

Digitized by Google

Fall, dann können auch die römischen Bestimmungen von dieser Erbgebühr der Ehegatten von keiner Anwendbarkeit seyn, und das deutsche Gesetz muss eher zum Vortheil der statutarischen Portion erklärt werden, weil die deutsche Gesetzgebung stets bemüht war, nur das am römischen Rechte in Hinsicht dieses Gegenstandes zu verändern, was aus der Justinianischen Aengstlichkeit, ein altes unpassendes Recht zu erschüttern, hergeflossen ist. Ist in dem deutschen Gesetze der überlebende Ehegatte zum Erben des ganzen Nachlasses oder eines solchen Theils erklärt, dass er nicht wohl als ein bloser Güterheilempfänger angesehen werden kann: so treten für ihn die Rechte und Verbindlichkeiten eines Erben nach deutschen Grundsätzen, ein. — Man sieht aus diesem Hauptumrisse der hier vorgetragenen Theorie sogleich, dass es auch hier wieder auf die noch immer bestrittene Frage von der rechtlichen Existenz eines gemeinen deutschen Privatrechts ankommt. Zwar soll der Gang dieser speciellen Untersuchung durch den S. 181 ausgesprochenen Grundsatz geleitet werden: „Die Aufnahme des fremden Rechts hat das schon vorhandene deutsche Recht da nicht verdrängen können, wo letzteres naturrechtliche und ersteres ganz positive und der römischen Verfassung eigene Grundsätze enthält; und wenn deutsche Gesetze über solche Gegenstände verfügen, und das römische Recht nicht ausdrücklich aufnehmen, vielmehr von demselben abweichende Bestimmungen enthalten, dann sind die von jeher geltend gewesenen deutschen Rechtsgrundsätze und nicht die römischen aushülflichen Recht." Allein eben dieses Princip ist es, gegen das in *thesi* und in gegenwärtiger Anwendung der vom Glauben an ein gemeines deutsches Privatrecht, nach bisherigem Umfange, Abtrünnige mehrere Zweifel in Bereitschaft hat; er wird unbefriedigt noch weiter fragen: ob in Deutschland je *eigene, allgemeine* Grundsätze von Rechten und Verbindlichkeiten der Erben existirt haben? und durch welche Beweise ihre Erhaltung hergestellt ist? immer wird er ihre Anwendung an die Bedingung knüpfen; dass solche Grundsätze in den Particulargesetzen des Landes, wo der Fall sich ereignet, *ausdrücklich* anerkannt und zum Grunde gelegt sind.

Schwerin u. Wismar, in d. Bödner. Buchh.: *Archiv für die Rechtsgelahrtheit in den Herzoglich-Mecklenburgischen Landen*, herausgegeben von *Christian Carl Friedrich Wilhelm* Freyherrn von *Nettelbladt*, Herzogl. Mecklenburg-Schwerinschen Canzleyrath zu Rostock. *Zweyter* Band. 1804. 383 S. 8.

Der Herausg. ist dem, im vorigen Jahrg. 1804. Num. 102. umständlich angegebenen, Plan zwar getreu geblieben, er hat aber, wie Rec. mit Vergnügen bemerkt, diesen *zweyten* Band nach einer weit planmäfsigern Auswahl, als sich bey dem *ersten* Bande zeigte, besorgt, obgleich ihm auch jetzt kaum mehr, als das Verdienst des Sammelns und Herausgebens gebührt, da nur *eine einzige* Abhandlung (S. 332 — 346.) für eigene Arbeit ausgegeben werden kann. Der *erste* Abschnitt (S. 1 — 126.) enthält zwanzig theils bürgerliche, theils peinliche *Rechtsfälle*, welche fast alle von besonderem Interesse für das Mecklenburgische Provincialrecht sind. Der Bearbeitung nach zeichnen sich die unter Nr. 4. 5. 6. und 8. besonders aus; bey den ersten drey Rechtsfällen vermisst man jedoch ungern eine Erörterung der Rechtsgrundsätze, aus welchen die beiden, hier abgedruckten, Urtheile geschöpft sind; der achtzehnte aber hätte nicht mit aufgenommen werden sollen, da er nichts weiter, als die Bestätigung des allerbekanntesten und unbezweifeltesten Grundsatzes ist; und dem zwanzigsten, der nicht ohne Interesse ist, ist wenigstens für die Fortfetzung mehr Gedrängtheit zu wünschen. Der *zweyte* Abschnitt enthält *Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten*, nämlich 1. über die besondern Rechte einzelner Mecklenburgischen Städte und 2. Fortfetzung der vorigen Abhandlung; beide Abhandlungen, erstre vom Professor *Eschenbach* zu Rostock, letztere vom Herausgeber, enthalten aber nicht das, was man darin suchen dürfte, sondern nur die Abdrücke des, für die Städte Plau, Gadebusch und Gnoyen erlassenen, landesherrlichen Stadtreglements; weshalb beide Abhandlungen, wenn Rec. nicht sehr irrt, richtiger in den dritten, der Gesetzgebung gewidmeten, Abschnitt zu verweisen gewesen wäre. Rec. schätzt das Unternehmen, auf diesem Wege die einzelnen Statutarischen Rechte bekannt zu machen, kann aber eine genaue Auswahl nicht genug empfehlen und den Wunsch nicht unterdrücken, dass Aufsätze dieser Art, mit kleineren Lettern abgedruckt, so interesselose aber als der S. 28. abgedruckte Grenzvergleich weggelassen werden mögen. 3. Verzeichniss der Mecklenburgischen Städte, in welchen das Lübsche Recht gilt. Die bisherigen Verzeichnisse dieser Städte sind mangelhaft, da man in ältern Zeiten so geneigt war, von einer jeden Abweichung von Römischen Recht, besonders von der, oft durch Gewohnheitsrecht eingeführten, statutarischen Portion des überlebenden Ehegatten auf das Lübsche Recht zu schliefsen. In dieser Abhandlung werden dreyzehn Mecklenburgische Städte, für welche die gemeine Schule bisher das Lübsche Recht annahm, aus der Reihe der, damit bewidmeten, Städte gelöfcht und die Gültigkeit dieses Rechts seinem ganzen Umfange nach nur für zwölf, in einzelnen Rechtsgegenständen aber nur für drey Städte angenommen; in zwey andern Städten hat dasselbe vormals gegolten, ist aber durch ausdrückliche Landesherrliche Vorschrift und durch eine Derogator-Observanz abgeschafft. Rec. wünscht eine solche Revision auch in andern deutschen Landen angestellt zu sehen. Nr. 4. enthält eine Reihe Verhandlungen über die Frage: können die Landes-Superintendenten bey Processen der *piorum corporum* gegen diese zu Zeugen vorgeschlagen und dürfen von den Mecklenburgischen Landesgerichten Ladungen an sie erlassen

Digitized by Google

werden? auch diese Abhandlung gehört, nach Rec. Erachten, in den Abschnitt der Gesetzgebung; auch bemerkt Rec. beyläufig, dafs der Ausdruck: *Landes* - Superintendenten, seit der Einkreifung des ganzen Landes in befondre Superintendenturen nicht mehr angemeffen fey, weil dadurch der Begriff eines Landesfuperintendenten, wie er vormahls war, aufgehört hat. No. 5. ift das Verzeichnifs der im Jahr 1803 bey der Herzogl. Juftiz-Canzley zu Roftock erkannten Decrete und gefprochenen Urtheile; ohne die Communicationsdecrete und Ladungen zur Aktenintrotulation und Urtheilsanhörung, wurden in dem angeführten Jahre 5544 Decrete erlaffen, unter welchen vierzig, in loco abgefafste, Civilurtheln waren. Nr. 6. enthält einige Bemerkungen über die Appellationen von den Juftiz - Canzleyen an das Hofgericht, wobey der Herausg. S. 333 in einer Anmerkung zur Michaelismeffe 1805 ein *Handbuch des Mecklenburgifchen Proceffes* ankündigt. Der, *der Gefetzgebung* gewidmete *dritte* Abfchnitt, befchäftigt fich mit zwey Gegenftänden derfelben, nämlich mit der rechtlichen Wirkung der Adjudicate, worüber das S. 350 bis 361 abgedruckte, Gutachten des Landfyndicus *Mantzel* vorzüglich bemerkenswerth ift, und mit Abhelfung der Koftbarkeit der Proceffe, worüber hier ein, 1748 an die Canzley zu Roftock erlaffenes, Refcript und der Bericht der letztern abgedruckt ift. Der *vierte* Abfchnitt, der planmäfsig der Literatur des Mecklenburgifchen Rechts beftimmt war, ift auch diefsmal übergangen, weil, wie es in der Vorrede heifst, dadurch intereffantern Gegenftänden der Raum geraubt feyn würde und überdem die Schriften vaterländifcher Schriftfteller auch anderweitig hinlänglich angezeigt find. Mit beiden Gründen ftimmt Rec. aber nicht überein; durch weife Oeconomie ift hiezu der Raum leicht zu erfparen und eine vollftändige Literatur des Mecklenburgifchen Rechts würde das jetzige und künftige Intereffe diefes Archivs ohne allen Zweifel beträchtlich erhöhen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Würzburg, b. Baumgärtner: *Allgemeines Archiv für Sicherheits - und Armenpflege* von *Gruner* und *Hartleben*. *Zweytes* Heft. S. 73 — 144. 4. (Der Band von 6 Heften 5 Rthlr.)

Der *erfte* Heft wurde in der A. L. Z. d. Jahrs Num. 10. angezeigt. Der *fiebente* Aufsatz, oder der *erfte* im *zweyten* Hefte, *öffentliche Armen - Speifeanftalten in Deutfchland*, empfiehlt diese Anftalten mit Recht gar fehr, befonders wenn fie mit freywilligen Arbeitsanftalten verbunden werden, und zwar fo, dafs an jener Speifung in der Regel nur der Theil zu nehmen berechtigt ift, der diefe zu befuchen fich verpflichtet. Denn freylich mufs es hier Ausnahmen geben, und diefe können vielleicht gar an einigen Orten zur Regel werden; z. B. da, wo Manufakturen find, welche die Arbeiten felbft ausgeben und die Armen hinlänglich befchäftigen oder mit Arbeit, die fie bald in ihrer eigenen Wohnung, bald in der des Fabrikanten betreiben, hinlänglich verfehen. Denn das Betreiben der Arbeiten in eigener Wohnung möchte wohl befonders für Arme, die mehrere Kinder haben, noch immer nothwendig bleiben. Nur wäre alsdann zu wünfchen, dafs die Speifeanftalt nicht zu weit von der Wohnung des Armen entfernt fey, und es an jedem Ort, wo man auf eine folche Art für die Armen forgt, mehrere folcher Kochanftalten gebe: denn fonft wird durch das Hin- und Hergehen zu viel Zeit verfplittert. Aber freilich für den Armen, der vielleicht keinen Ofen in feiner Wohnung, kein Arbeitsmaterial und Geräth u. dergl. hat, find folche Arbeitsanftalten, befonders wenn fie mit Speifeanftalten verbunden find, fehr wohlthätig, und haben grofse Vorzüge vor den unter keiner öffentlichen Aufficht ftehenden Spinnftuben in den Häufern der Fabrikanten. Diefe find gewöhnlich die Oerter, von welchen das phyfifche und fittliche Verderben ausgeht, das alles verpeftet. — Doch die Speifeanftalten find es eigentlich, die jetzt den Vf. des Aufsatzes intereffiren, und über welche er den Lefern die verfchiedenen dabey gemachten Erfahrungen nach und nach mitzutheilen verfpricht. Diefsmal fchränkt er fich auf die in *Ansbach* errichteten Anftalten der Art ein und theilt die Refultate mit, die für das Wohlthätige folcher Inftitute laut fprechen. Zum Befchlufs fucht er einige Einwendungen, die man gegen die Rumfordfchen Suppen gemacht hat, zu entkräften; doch hätte Rec. gewünfcht, dafs noch mehr Rückficht auf die vom fel. Baumeifter *Hanfen* in feiner kleinen Schrift: Befchreibung des Spaarheerdes im Georgenhaufe zu Leipzig u. f. w. mitgetheilten Bemerkungen über Rumfordfche Suppe und einfache Speifen, genommen worden wäre. Uebrigens ftimmt unfer Vf. in fofern mit dem erwähnten Schriftfteller überein, dafs er felbft für Abwechfelung ift, und auch der Rumfordfchen Speife durch die abwechfelnde Wahl der Beftandtheile, mehr Mannigfaltigkeit gegeben, und befonders die Knochengallerte eingefahrt wiffen will. Der vom Hrn. Kriegsrath von *Marquard* beygefügte Plan zur Befchäftigung hülfsbedürftiger Armen, welche in einer zu *Erlangen* zu errichtenden Arbeitsanftalt aufgenommen werden follen, die mit der Rumfordfchen Suppenanftalt in Verbindung gefetzt ift, enthält viel Gutes und verdient nebft den beygelegten Tabellen, vorzüglich von allen den Anftalten, wo noch nicht die Mafchinenfpinnerey eingefahrt ift, fondern auf grofsen und kleinen Rädern gefponnen wird, beachtet zu werden. — Der *achte*, *neunte* und *zehnte* Aufsatz hat die Ueberfchrift: Gallerie europäifcher Sicherheits- und Armenanftalten, und verweilt diefsmal bey der Befchreibung der Frohnvefte in *Ansbach*, dem Zuchthaus zu *Gera*, den Sicherheits- und Armenanftalten zu *Nürnberg*. Alle find fehr unzweckmäfsig eingerichtet. Als Rec. vor ein paar Jahren in die Arbeitsftube der Männer des Geraer Zuchthaufes trat, war es ihm, als fühlte er fich in den

Tar-

Digitized by Google

Tartarus versetzt. Eine durchdringende Hitze — es war zu Ende Julius und man hatte eingeheitzt, weil nach Ausfage der Gefangenen der Behälter als Erdgeschofs zu kühl, und dann für das Wollfpinnen nicht geeignet fey — der Behälter düfter und fchmutzig, die Luft verpeftet, die Gefangenen, die blau fpannen, fchwarz wie man fich die Bewohner der Hölle denkt u. f. w. Das Gypsmalen, das der Vf dieles Auffatzes für abgefchafft hält, war es damals noch nicht, und Rec. glaubt auch nicht, dafs es fobald werde abgefchafft werden, da es einträglich feyn und der gemeine Gyps Abfatz finden foll. Es ift auch recht gut, wenn man mehrere Arbeitszweige in folchen Häufern beybehält, um nicht etwa einmal, wenn die eine Arbeit fehlt, fich aufser Stand gefetzt zu fehen, die Gefangenen zu befchäftigen, wie diefs Rec. fchon manchmal erfahren hat. Was fchon mehrere glaubwürdige Zeugen verfichert haben, dafs Nürnbergs Sicherheits- und Armenanftalten an grofsen Mängeln und Gebrechen leiden, und dafs diefe wichtige Angelegenheit nur als Nebenfache bis jetzt behandelt worden fey, findet man durch den gegenwärtigen Auffatz vollkommen beftätigt. An Grauſamkeit gränzende Härte und gänzliche Vernachläfsigung, ift der Charakter der Sicherungsinftitute, und Zweckloſigkeit der der Armenanftalten. Man lefe nur, was der Vf. von dem Kriminalgefängnifs, welches fich in den Souterrains des dafigen Rathhaufes befindet, erzählt. „Der Tag, fagt er, ift bey den oft Jahre lang eingefchloſſenen Unglücklichen Nacht, die Sonne erreicht fie nicht, freye Luft geniefsen fie nie. Im Winter erhalten fie zur Erwärmung Kohlpfannen mit glühenden Kohlen. Diefer Kohlendampf und der Geruch der Nachtſtühle, welche nur alle zwey Tage geleert werden, verfetzt die Gefangenen in die fcheuſslichſte Atmosphäre u. f. w." — Nur durch die Koft hat man — fonderbar genug! alles diefes wieder erfetzen wollen: denn diefe ift nach dem Vf zu gut, befonders für Menfchen, die durchaus keine Bewegung haben? Im Zuchthaufe ift noch das Glasfchleifen gewöhnlich — eine Arbeit, die von Gefangenen in niedrigen, und für die aufgenommene Perfonenzahl nicht genug geräumigen, Stuben getrieben, der Gefundheit nicht förderlich feyn kann. Rec. hätte wohl gewünfcht, zu erfahren, ob alles das, was uns Hr. v. *Heſs* in feinen Durchflügen Bd. 4. von dem Nürnberger Zuchthaus erzählt, durchaus gegründet fey, z. B. wer in Nürnberg fich felbſt entleibt, wird von vier Zuchthausgefangenen begraben und diefe erhalten dann ihre Freyheit u. m. Der Vf. hat Hrn. v. H. im Vorbeygehn genannt und fcheint feine Nachrichten zu beſtätigen. — Der *eilfte* Auffatz enthält zwey Königl Preufs. Verordnungen, die Transportirung der Verbrecher durch das Militär betreffend. Sie wurden durch das häufige Entſpringen der Verbrecher, worüber Hr. v. *Arnim* in feinem Buche über Verbrechen und Strafen ſo ſehr klagt, veranlafst, und zeugen von Weisheit und Sachkenntnifs. Aber ſie laſſen noch manchen Wunſch übrig; daher auch der Vf. ihnen einige allerdings ſehr zweckmäſsige Bemerkungen beygefügt hat. Rec. wundert ſich, dafs er unter den Mitteln, das Entſpringen möglichſt zu verhüten, das Abſchneiden der Hoſenknöpfe — ein Mittel, deſſen ſich die Werber oft zu bedienen pflegen, — nicht angegeben findet. — Mehrere Recenſionen beſchlieſsen das Ganze.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Frankfurt* a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Rechtliche und Cameraliſtiſche Abhandlungen über Kriegsloſten und Kriegsſchäden*, wie ſolche zwiſchen Verpachtern und Pachtern zu vertheilen ſind, für Kammercollegien, Richter, Verpächter und Pächter, von *Georg Gottfried Strötin*, Fürſtl. Oetting-Oettingiſchen und Oetting-Wallerſtein-Baldern- und Sötternſchen Geheimenrath und Rentkammerdirector. 1799. 80 S. 8. (8gr.) — Leider hat die hier abgehandelte Materie für einen grofsen Theil von Deutſchland aufs neue ein erhöhtes praktiſches Intereſſe erhalten. Wem es nun darum zu thun iſt, die Grundſätze, auf die es hierbey ankommt, ſich bekannt zu machen und in Anwendung zu bringen, ohne dafs er ſich um eine ganz befriedigende rechtliche Begründung derſelben bekümmere, dem mufs es erwünſcht ſeyn, eine Schrift in die Hände zu bekommen, in welcher er dieſe Grundſätze in gedrängter Kürze zuſammengeſtellt findet. Es war uns dabey eine ſehr erfreuliche Erſcheinung, zu bemerken, dafs ein fürſtlicher Rentkammerdirector der billigern Meinung ſelbſt da beytritt, wo bedeutende Auctoritäten die ſtrengere vorziehen. Er nimmt mit Recht an, dafs der Pachter von Lebensmitteln alles, was er zur Koſt des Geſindes, zur Beſtellung des Feldes, zur Fütterung des Viehes und zur Treibung des Gewerbes, im Vorrath behalten mufs, ferner alle (im ſtrengen Sinne länglſt percipirte) Früchte von der letzten Aernte des Pachtgutes, wenn dieſe Vorräthe geraubt werden, und dann auch alle Koſten einer nicht ausdrücklich dem Miethsmann gegebenen Einquartierung in ſeine Schadensberechnung bringen dürfe, dafs der Gutsherr dem Pachter alle Kriegslieferungen vollſtändig erſtatten müſſe, ohne Unterſchied, ob der Pachter die geleiſtete Naturalien von ſeinem Vorrath genommen, oder ſelbſt erkauft habe, dafs ſelbſt bey den eigenen Inventarienſtücken Gefahr und Verluſt des Verpachters treffe, dafs, wenn gleich der Pacht auf eine Reihe von Jahren geſchloſſen, aber für jedes Jahr ein beſonderes Pachtgeld verſprochen wird, der Pachter nicht ſchuldig ſey, die erlittene Kriegsſchäden gegen die zuvor genoſſene einträgliche Pachtjahre abzurechnen, dafs der Verpachter dem Pachter in mehreren Fällen auch für die geleiſtete Fuhren Vergütung leiſten müſſe u. ſ. w. Hie und da ſind die Grundſätze etwas ſchwankend, z. B. bey der Frage: ob der Pachter für ſein Geſinde haften müſſe. Hier neigt ſich jedoch der Vf. mehr zur ſtrengeren Meinung, die den Pachter loſſigt alsdann haften laſst, wenn ihm keine Unvorſichtigkeit in der Wahl oder der Beybehaltung des Geſindes zur Laſt fällt. D. R. V. ſtellt den allgemeinen Satz auf: dafs, wer in Kriegszeiten einen Pacht eingehe, ohne ſich wegen der Kriegslaſten in dem Pachtcontracte ſicher zu ſtellen, dieſe ſtillſchweigend übernehme. Es wäre aber zu wünſchen geweſen, er hätte die hierzu tretenden Fälle genauer auseinander geſetzt. Der Krieg kann z. B. zur Zeit der Schliefsung des Pachts in einem benachbarten Lande geführt werden, ohne dafs von einer ſtillſchweigenden Uebernahme der Kriegsſchäden die Rede ſeyn kann, während vielleicht auf der andern Seite ein erſt bevorſtehender Krieg die Anwendung jener Regel rechtfertigt.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 27. May 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Dafs auch der neueste Philosophie Einflufs auf die Poesie und Aesthetik verstattet wurde, kann keinen befremden, der auch nur in dieser Darstellung bemerkt hat, dafs dieses jedesmal geschah, und vielleicht folgert mancher daraus, dieses sey sogar nothwendig. Zugleich aber mufs auch jeder bemerkt haben, nicht jede Philosophie habe einen gleich günstigen Einflufs auf Poesie und Aesthetik geäufsert. Von einer idealistischen Philosophie dürfte man sich indefs keinen andern, als günstigen, Einflufs versprechen, wenn anders unsre Behauptung, dafs man mit dem Ideal den Gipfel der schönen Kunst erklimme, Grund hat. Kann aber das Ideal nur durch Ideen erreicht werden: so wird ja wohl auch diejenige Philosophie hier den Vorzug behaupten, welche ausschliefslich in Ideen zu leben und zu weben sich rühmt? Ganz recht! Nur bitten wir um eine Kleinigkeit, um die Kleinigkeit, uns deutlich und bestimmt vorher anzugeben, was man sich unter einer Idee denkt, und wie man dazu gelangt sey: denn mit dem blofsen Rühmen ists doch wahrhaftig nicht gethan. Nun denn, was antwortet hierauf die neueste Philosophie?

Wir hören, *Ideen* seyen: *Urbilder der Dinge im göttlichen Verstande, in welchem Denken und Anschauen Eins ist, denen allein wahres Seyn zukommt, und worin Allgemeines und Besonderes nicht getrennt, sondern unzertrennlich verknüpft ist.* Ideen werden uns erklärt als *fehramkenlose Gedanken, etwas, worauf der menschliche Geist mit einem unendlichen Bestreben gerichtet ist;* werden erklärt als *unendliche, selbstständige, immer in sich bewegliche, göttliche Gedanken.* Idealismus aber ist diejenige Philosophie, in welcher die Ideen anerkannt und dargestellt werden.

Es gewifs, es ist etwas Grofses und Erhabenes um die Ideen und den Idealismus, und wir brennen vor Begierde, zu erfahren, wie wir dazu gelangen können: denn gelangen müssen wir doch wohl dazu, weil wir sonst Götter seyn müsten. — „Wie? dazu gelangen? Nein! Von den Ideen mufs man ausgehen." — Wir verstehen; wenn wir nämlich dort sind. Im Fall aber, dafs uns das dort erst hier werden müste. — „In diesem Fall könnt ihr gar nicht mit uns gehen." — Das wäre hart, wir gingen so gern mit. — „Könnt nicht: denn steht ihr nicht da, wo wir stehen, so bleibt zu Hause. Wenigstens müfst ihr euch ohne alle Umstände zu uns herauf versetzen." — Mit Vergnügen, wir bitten ja eben, dafs ihr uns den Weg zeigt. — „Das ist eben euer albernes Vorurtheil Als ob es da einen Weg gäbe? Man mufs ursprünglich da seyn, im Absoluten, im Unendlichen, im Göttlichen. Ihr seyd gemeine Naturen, mit euch ist nichts anzufangen. Heraufkommen! — Es ist an kein Heraufkommen zu denken."

So wären wir denn abgefertigt, und schnöde genug: denn Vornehme machen freylich mit gemeinen Leuten wenig Umstände. Schon im Begriff, traurig wieder heimzuziehen, vernehmen wir aber noch eine Stimme, die inwendig zu einem Eingeweihten etwas sagt, das uns bedenklich macht, ob die vom Berge wirklich Götter seyen. *Bruno* läfst sich gegen *Lucian* (der auf keinen Fall der von Samosata seyn kann) also vernehmen: „Deine Meynung scheint diese zu seyn, o Bester, dafs ich von dem Standpunkte des Ewigen selbst aus, und ohne dafs ich ausser der höchsten Idee etwas anders voraussetze, zu dem Ursprung des wirklichen Bewufstseyns und der mit ihr zugleich gesetzten Absonderung und Trennung gelange. So erinnere dich denn, dafs wir in jener höchsten Einheit, die wir als den heiligen Abgrund betrachten, aus dem alles hervorgeht und in den alles zurückkehrt, in Anfehung welcher das Wesen auch die Form, und die Form auch das Wesen ist, vorerst zwar die absolute Unendlichkeit setzen, dieser aber nicht entgegen, sondern schlechthin angemessen, genügend, weder selbst begränzt, noch jene begränzend das zeitlos Gegenwärtige und unendlich Endliche, beide als Ein Ding, selbst nur im Erscheinenden unterscheidbar und unterschieden, der Sache nach völlig eins, doch dem Begriffe nach ewig verschieden, wie Denken und Seyn, ideal und real. Weil aber das Endliche obschon reeller Weise dem Unendlichen völlig gleich, doch ideell nicht

aufhört, endlich zu ſeyn: ſo iſt in jener Einheit gleichwohl auch wieder die Differenz aller Formen, nur in ihr ſelbſt ungetrennt von der Indifferenz. So ſind alſo alle in jener zeitloſen Endlichkeit, die bey dem Unendlichen iſt, von Ewigkeit begriffenen Dinge unmittelbar durch ihr Seyn in den Ideen auch belebt, und mehr oder weniger des Zuſtandes fähig gemacht, durch welchen ſie ſich für ſich ſelbſt, aber nicht für das Ewige losſagen von jener und zu dem zeitlichen Daſeyn gelangen. Du wirſt alſo nicht glauben, daſs die einzelnen Dinge, die vielfältigen Geſtalten der lebenden Weſen, oder was du ſonſt unterſcheideſt, wirklich ſo getrennt, als du ſie erblickeſt, im Univerſum an und für ſich ſelbſt enthalten ſeyen, vielmehr, daſs ſie bloſs für dich ſich abſondern, ihnen ſelbſt aber und jeden Weſen die Einheit in dem Maſſe ſich auffchlieſse, in welchem es ſich ſelbſt von ihr abgeſondert hat."

Sende mir deinen Blutsfreund, den, o Weisheit,
Du mit Innigkeit liebſt, daſs er mir treuer,
Wacher Leiter ſey, daſs er ſtreng mir ley, der
Wernende Zweifel.

Ihm iſt ein Wechſelbalg, der Tieffinn lüget,
Jetzo untergeſchoben, der Gedanken
Spinnwebt, der das Licht, das herab du ſtrahlſt, kunſtWörtelnd umdünſtet.

Weiſe! beſchütze vor dem blauen Balge,
Wer ſelbſt denket, und nicht greifaugig anſtaunt,
Schätzet; wer die Kenntnis nicht nur, das Gut' auch
Liebt, und das Schöne.

Klopſtock.

Wohl bekomm es Dir, Lucian, wenn Du den Glauben haſt an dieſes alles, uns hat es höchſt ungläubig gemacht. Beym Anubis, ſage mir nur, was du da oben vor uns voraus haſt mit der abſoluten Unendlichkeit und unendlichen Endlichkeit, die ihr ſetzt, was du voraus haſt, ſag' ich, ſo bald ihr ein Kunſtgebild liefern ſollt: denn um deren willen fragen wir Euch nur. Verſuch's einmal, ohne erſt zu uns herabzuſteigen und dich unter uns umzuſehen, nimm deine Urideen, wo Weſen und Form Eins ſind und alle Formen indifferent, nimm ſie, und bilde nur ein Kunſtwerk daraus! Eben ſo leicht zieht du aus einer tauben Nuſs einen ſüſsen Kern. Was in aller Welt alſo ſoll der Künſtler mit euern Ideen, von denen ihr nicht wiſst, von wannen ſie kommen, anfangen? Ihr könnt ja ſelbſt nichts damit anfangen, bis ihr durch einen mächtigen Umweg von dem heiligen Abgrund hinweg bis mitten unter uns gelangt ſeyd. Ruft aber, ſo viel ihr wollt, daſs Eins Zwey und Zwey Eins ſey, kein vernünftiger Menſch wird euch das glauben. Zum Kunſtwerk gehört Zwey, ihr mit der ewigen Eins könnt nie eins produciren, es wäre denn ein arithmetiſches: Einmal Eins iſt Eins In dieſer Eins aber, ſagt ihr, liegt gerade das Höchſte, wodurch das Kunſtwerk unendlich, wahrhaft göttlich wird, und ihr da unten, die ihr deſſen entbehrt, ihr könnt nur geiſtloſe Maſchinen erſtümpern. Das wäre nun allerdings ſchlimm für uns; allein was uns vor Kurzem noch bange gemacht haben würde, reizt uns jetzt nur zum Lächeln, indem dein Bruno ſich ſo auſserordentlich verrathen hat, daſs wir hinter das ganze Geheimniſs gekommen ſind. Nein, mein Lieber, er war nicht urſprünglich dort oben, hat ſo gut im Thale geſtanden, wie wir, die wir entdeckt haben, daſs es einen Weg für uns hinauf gibt; aber keinen für ihn herunter, es wäre denn, daſs er das berühmte Pferd des Zauberers Atlant beſäſse, wie es manchem hat ſcheinen wollen, der das jüngſte Kind ſeiner philoſophiſchen Laune (*Philoſophie und Religion*) betrachtet hat. Das wollen wir dir ganz kurz beweiſen.

Ihr nehmt, wo ihr am vernünftigſten und verſtändlichſten redet, was ihr nicht oft thut, einen durchaus abſoluten Urſprung der (ſchönen) Kunſt an, und geht aus von der rein unendlichen Tendenz derſelben, ſich ſelbſt durch die irdiſche Geſtaltung zur Anſchauung zu bringen, ſo daſs der Künſtler einen endlichen und empiriſchen Stoff, der durch ihn zu einem frey gebildeten wird, bloſs darum gewählt zu haben ſcheint, um ſeine Anſchauung der höhern Welt, die ſich in ſeinem Gemüth offenbart hat, in demſelben erſcheinen zu laſſen. Ihr ſagt, daſs der Künſtler über die ſichtbare und gegebene Natur erhaben ſey, daſs er mit freyem Geiſte eine durchaus höhere Natur erſchaffe, als die Natur in der Erfahrung iſt, und meynt unter dieſer höheren Natur eben jene, worin die rein unendliche Tendenz ſich ankündigt. Fragen wir, worin dieſe rein unendliche Tendenz beſtehe: ſo erwiedert ihr uns: in der Beziehung auf das Abſolute. Der Philoſoph und der Künſtler, ſagt ihr, ſind ihrem Weſen nach einander entgegengeſetzt, obgleich urſprünglich Eine Idee beide an einander feſſelt, die Idee des Abſoluten, die im Philoſophen als Erkenntniſs, im Künſtler als Anſchauung lebt. Euer Abſolutes aber iſt nichts anders, als das *Denkbare*, im Gegenſatz des *Kennbaren*. Das Denkbare iſt die Einheit, das Allgemeine, das unendlich Kleine und unendlich Groſse, oder überhaupt die Gröſse, ſo fern ſie unter Anſchauungsvermögen überſteigt, oder ſich unſern gewöhnlichen Maſsen nicht unterzieht; ferner das Subſtantielle, die erſte Urſache und die letzte Folge, oder überhaupt die Principien (der Erkenntniſs) und die Endzwecke (der Thätigkeit); das groſse Ganze, das Mögliche und Nothwendige. Das Kennbare hingegen iſt das Mannichfaltige oder die Objecte der Anſchauung, das Beſondere und Einzelne, die Gröſse, ſo fern unſer Anſchauungsvermögen ſie umfaſst, oder ſo fern wenigſtens die Einbildungskraft mittelſt einer leichten Vergleichung ſie der Anſchauung nahe bringt; das Zufällige (Veränderliche), die nähern Urſachen und Folgen, die Theile und das Wirkliche. Dieſes vermögt ihr ſchlechterdings nicht abzuläugnen, und demnach geht eure Behauptung dahin, daſs in einem Kunſtwerk das Allgemeine ſich in dem Einzelnen, das Nothwendige in dem Wirklichen offenbaren ſolle. Allein *welches* Allgemeine, *welches* Nothwendige? Nur gar zu gern ſteigt ihr hier

Digitized by Google

hier in die Dämmerwelt der Mystik hinab, um euch unserm forschenden Auge zu entziehen, versteckt euch auch wohl hinter eine *bewußtlose Unendlichkeit:* wir lassen aber ohne eine Erklärung nicht ab. Zu Dutzenden sind wir eure sogenannten Erklärungen durchgegangen, haben aber, und, wir versichern, nicht durch unsre Schuld, nur halben Sinn darin gefunden. So viel merkten wir indeß doch, daß ihr keine Ontologie, und nicht die Mathematik, sondern die dynamische Physik im Sinne hattet, welche allerdings dem Künstler besser zusagt, als die atomistische. Als nun einer von euch im Athenäum ausrief: „In der That, ich begreife kaum, wie man ein Dichter seyn kann, ohne den Spinosa zu verehren, zu lieben und ganz der seinige zu werden; im Spinosa findet ihr den Anfang und das Ende aller Phantasie, den allgemeinen Grund und Boden, auf dem euer Einzelnes ruht, und eben diese Absonderung des Ursprünglichen, Ewigen der Phantasie von allem Einzelnen und Besondern muß Euch sehr willkommen seyn; ergreift die Gelegenheit und schaut hin! Von der Art, wie die Phantasie des Spinosa: so ist auch sein Gefühl; nicht Reizbarkeit für dieses und jenes, nicht Leidenschaft, die schwillt und wieder sinkt;" als dieser so ausrief, da ward es uns lichter. Wir sahen, daß ihr bey dem Allgemeinen und Nothwendigen im Sinne battet das Letzte und Höchste in der (speculativen) Physik, Darstellung von den Entwickelungen des Naturgeistes, der Einen untheilbaren Gotteskraft, die in allem und jedem wirkt, hier so, dort anders, aber stets dieselbe. Das Ewige, das Höchste, das Unendliche ist euch der Geist, der aus allen Objecten der Anschauung, aus allen Producten der Kunst wiederstrahlen soll. *Welcher* Geist? müssen wir aber hier schon wieder fragen; aber darauf ist die Antwort bald gefunden, — unser eigner. *„Die Natur ist dem Künstler nicht mehr, als sie dem Philosophen ist, nämlich nur die unter beständigen Einschränkungen erscheinende idealische Welt, die nicht außer ihm, sondern in ihm existirt."* Der Künstler soll also, das ist eure Meynung, die Unendlichkeit des menschlichen Geistes in das Kunstwerk legen, und dieses heißt wieder nichts anders, als: er soll der Menschheit würdige Gesinnungen in glücklichen Formen ausdrücken, reine, gebildete Menschheit ausprägen. Da habt ihr ungefähr *Schillers* Meynung wieder, die aber, so viel Wahres sie auch enthält, doch einseitig ist: denn wie, wenn das Göttliche *in den Erscheinungen der Natur* dargestellt werden soll? Alle Kunst hat entweder den Menschen oder die Welt zum Object. Im ersten Falle können wir leicht, wie *Schiller* will, sollen wir im zweyten etwa nach *Göthe's* Angabe verfahren? Mit nichten, sagt ihr, und wir sind begierig auf das, was ihr an diese Stelle setzen wollt. — *Magie und Mythologie*, die Säuglinge eurer Physik. „Die Natur, redet ihr uns an, spricht den Menschen als Mutter und Amme ihre ewigen Gesetze in der Bildlichkeit der Erscheinungen vor, die sie dann unvollkommen nachlallen, mit verworrenem Verständniß, aber entschiedenem Gefühl. Dem Künstler muß die Natur magisch werden, d. h. er soll in allen körperlichen Dingen nur Zeichen, Chiffern geistiger Intentionen erblicken, alle Naturwirkungen müssen ihm, wie durch höheres Geisterwort, durch geheimnißvolle Zaubersprache hervorgerufen erscheinen. Das Studium der neuen Physik winkt darauf hin, aus deren dynamischen Paradoxieen die heiligsten Offenbarungen der Natur von allen Seiten ausbrechen. Geht ihr diesem nach: so werdet ihr nicht bloß den sichtbaren äußern Leib, den todten Leichnam der Poesie erfassen, sondern die Seele daraus hervorschimmern sehen, und was sonst das Bewußtseyn ewig flieht, ist hier fest gehalten und sinnlich geistig zu schauen, wie die Seele in dem umgebenden Leibe, durch den sie in unser Auge schimmert, zu unserm Ohre spricht. Was aber ist jede schöne Mythologie anders als ein hieroglyphischer Ausdruck der umgebenden Natur in dieser Verklärung der Phantasie und Liebe? Die neue Mythologie muß aber aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden, es muß das Künstlichste aller Kunstwerke seyn." — Lieben Freunde, wir müßten gänzlich Fremdlinge im alten Griechenland seyn, wenn wir euch hier nicht in der Hauptsache beypflichten wollten; allein nur eine Frage vergönnt uns noch: welchen Gebrauch denkt ihr denn von diesem Künstlichsten aller Kunstwerke zu machen? — Der Mensch, geben sie zur Antwort, ist ganz aus Widersprüchen zusammen gewebt, kann sich nicht mit seiner Betrachtung in das Unsichtbare und Ewige vertiefen, ohne sich in einen Abgrund der Geheimnisse zu stürzen. Es ist daher Nothwendigkeit, dem Unendlichen eine sinnbildliche, so viel als möglich individualisirende, Darstellung zu geben. In dieser wird sich zeigen, daß alle Schönheit Allegorie ist. Das Höchste kann man, eben weil es unaussprechlich ist, nur allegorisch sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

MATHEMATIK.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Allgemein faßliche Betrachtungen über das Weltgebäude* und die *neuesten Entdeckungen*, welche vom Hn. Dr. *Herschel* und Hn. Justizrath Dr. *Schröter* darin gemacht worden sind, von *August Heinrich Christian Gelpke*, Lehrer der Astronomie und des Glasschleifens am Colleg Carolinum in Braunschweig u. s. w. *Zweyte* verbesserte, mit vielen Zusätzen und neuen Erläuterungen vermehrte, Ausgabe. 1806. 294 S. 8. mit 4 Kupfert. (1 Rthlr.)

Wie in der Vorrede versichert wird, hat beynahe jede Seite der *ersten* 1801 erschienenen Auflage Veränderungen und Verbesserungen erhalten. In sechzehn Betrachtungen, wovon die drey ersten als Einleitung vom Fernrohre, Mikrometer und der allgemeinen Schwere, die übrigen von jedem der zehn Hauptplaneten, insbesondere vom Mond- und Sonnenkörper,

Digitized by Google

nenkörper, von Kometen, Fixsternen und Sternsystemen handeln, hat der Vf. die Astronomie und ihre wichtigsten Entdeckungen auf eine möglichst populäre und für Verstand und Herz anziehende Art vorzutragen gesucht. In der That verdienten es insbesondere auch die neuesten auf dem Titel genannten Entdeckungen in der physischen Sternkunde, durch eine gemeinfassliche Darstellung zur Kenntniss des grösern Publicums gebracht zu werden, da sie Gegenstände betreffen, welche nicht blos dem Astronomen wichtig sind, sondern überhaupt jedem Leser von Geist und Gefühl durch neue und grosse Ansichten der Natur die angenehmste Unterhaltung und den reichsten Stoff zu weiterem Nachdenken verschaffen. Der Vf. hat im Ganzen eine für diesen Zweck nicht unbrauchbare Schrift geliefert: es wäre zu wünschen, dass in einigen Stellen weniger wortreiche Declamation, und Wiederholung der nämlichen Gedanken herrschte: so wird z. B. die Bewohnbarkeit bey einzelnen der oben genannten Weltkörper immer aufs neue fast mit den nämlichen Gründen unterstützt. — Da die Schrift des Vfs. bereits zwey Auflagen erlebt hat: so fügt Rec. für eine neue, künftig etwa nöthige Auflage hier einige Bemerkungen bey. Nach S. 37. scheinen dem Vf. alle Behauptungen von einer Art Ebbe und Fluth im Luftkreise durch Einwirkung des Mondes ohne Grund zu seyn. Allein die Theorie zeigt in der That eine solche Einwirkung an; nur ist sie aus begreiflichen Ursachen für uns nicht merklich genug. — Der letzte Durchgang Merkurs durch die Sonne ereignete sich am 8. Nov. 1802, nicht, wie S. 44. steht, am 5. May 1799. — Die 45,000 Fixsterne in La Lande's Sternverzeichnisse begreifen auch mehrere der 8 und 8 bis 9 Grösse, sind also nicht, wie S. 46. vermuthen lässt, *alle* dem unbewaffneten Auge sichtbar. Bekanntlich gehören keine schlechten Augen dazu, um nur die Sterne der 6 und 7 Grösse zu unterscheiden. — S. 71. Zeile 8. ist: *über*, wegzustreichen: denn nicht über eine Million Meilen, sondern nur etwa 700,000 Meilen kommt die Erde im Winter der Sonne näher, als im Sommer. — S. 146. muss statt: *jedesmal im Nov.* gelesen werden: jedesmal im May oder im Nov. So stimmt die Stelle alsdenn besser mit S. 147. überein. — Zu S. 155. Einen Mond der Venus will man zwar mehrmals im achtzehnten Jahrhundert, aber niemand wollte ihn noch in *diesem*, d. h. im neunzehnten Jahrhundert, bemerkt haben. Auch sind Venus und Merkur nicht die einzigen Planeten, deren Oberfläche, wie ebendaselbst S. 155. versichert wird, Dr. *Schröter* näher untersucht hat; er hat diese Untersuchungen auch schon auf Mars, Jupiter und Saturn ausgedehnt, und von Jupiter die Resultate bereits in frühern Schriften bekannt gemacht. — S. 210. und 211. spricht der Vf. von acht durch *Herschel* entdeckten Trabanten des Uranus: es sind aber nur sechs. Auch ist noch zweifelhaft, was ebendaselbst von einem Doppelringe des Uranus vorkommt. — Schon nahe an hundert Kometenbahnen sind bis jetzt berechnet, nicht erst etliche und achtzig, wie S. 231. gesagt wird. — S. 243. leitet der Vf. die wärmende Kraft der Sonnenstrahlen von ihrem schnellen Fluge durch die Luft, und ihrem Reiben am Luftkreise ab. Diess möchte wohl nicht der wahre physische Grund jener wärmenden Kraft seyn; schon die Kälte auf hohen Bergen widerspricht dieser Erklärung. — Nach S. 267. soll *Herschel, ausserhalb der Milchstraße*, in einer Sec. funfzig tausend Sterne durch das Feld seines Fernrohrs wandern lassen. Diess hat H. nirgends gesagt; auch stimmt es nicht mit der richtigen, nur einige Zeilen vorhergegangenen, Behauptung, dass in einer Viertelstunde (nicht in einer Secunde) 116000 Sterne *in der Milchstraße* durch das Feld seines Fernrohrs gehen; man wird hoffentlich schon diese Anzahl stark genug finden. — Im Vorberichte zu dieser neuen Auflage bietet der Vf. zur Verfinnlichung der Erscheinungen des Weltgebäudes noch zweyerley von ihm erfundene *Maschinen* an. Die erste, ein *Phantarium*, erläutert die verhältnissmässige Grösse, Entfernung, wahre und scheinbare Bewegung, und geneigte Bahn der zehn Hauptplaneten und ihrer Satelliten, wie auch, durch eine in Bewegung gesetzte Kurbel, das Verhältniss ihrer Geschwindigkeiten; damit ist ein *Tellurium* verbunden, welches die von der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde abhängenden Erscheinungen, und ein *Lunarium*, welches die verschiedenen Umläufe und Gestalten, die geneigte Bahn des Mondes, und die dadurch entstehenden Finsternisse darstellt. Ein solches Planetarium; vollständig mit allem Zugehör, kostet sechs Louisd'or oder dreyssig Reichsthaler in Golde, wird aber auch, wenn einige Stücke fehlen, um niedrigern Preis erlassen. Eine zweyte Maschine, deren Preis auf Nachfrage besonders angezeigt werden soll, nennt der Vf. *Uranorama*; sie soll die Kenntnis der Fixsterne erleichtern, und besteht aus zwey, auf einem Gerüste von sechs Fuss Höhe ruhenden und im Durchmesser vier Fuss haltenden Halbkugeln, worauf die Sterne von der 1. bis zur 4. und 5 Grösse nicht gemalt, sondern mit Sternreisen durchstochen sind, so dass von aussen hier das Licht einiger Lampen durch die durchstochenen Oeffnungen scheint.

* * *

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Neues Hannöverisches Kochbuch.* In *zwey* Theilen. Verbessert und vermehrt von einem praktischen Koche. *Dritte* verbesserte Auflage. 1803. XVI u. 255 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Num. 295.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 29. May 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Hier war der Punkt, wo wir die Transscendental-Idealisten erwarteten. Bisher haben wir gezeigt, dafs ihr Wahres eigentlich nicht neu ist (obschon es Dank verdient, dafs sie dasselbe mit löblichem, wenn auch bisweilen verkehrtem, Eifer in neue Anregung brachten); übrig ist uns noch zu zeigen, ihr Neues sey nicht wahr.

Das Neue dieser Partey besteht ganz allein in der Art und Weise, wie sie das Wahre gefunden zu haben vorgibt. Sagt sie, ihr Hauptverdienst bestehe darin, das Absolute nachgewiesen zu haben: so ist das nicht einmal halb wahr, indem sich von jeder Philosophie, die sich selbst verstand und dieses Namens werth ist, darthun läfst, dafs sie in dem Absoluten sich vollendet habe. Was den Unterschied macht, ist der Ort, wo, und die Art, wie man dasselbe suchte. Die kritische Philosophie zuerst suchte dasselbe in der geistigen Menschennatur, und der Urheber dieser Philosophie schlug den, allen Menschen so natürlichen, Weg ein, mit Anschauungen anzufangen, von da zu Begriffen fortzugehen, und mit Ideen zu endigen, welche, die Reihe des Mannichfaltigen in einer Einheit beschliefsend, alles Bedingte in einem Unbedingten, dem Absoluten, vereinigen. Der Gegensatz des Kennbaren und Denkbaren, des Seyns und Denkens, des Stoffs und der Form liegt hier klar am Tage, so wie das Verhältnifs der Ideen zu den Gegenständen der Erfahrung: die Ideen sind Regulative zu heuristischem Gebrauch, bey diesem Gebrauch stets *das Erste*, der Erzeugung nach in unserm Geiste aber das *Letzte*. Um dieses nachzuweisen, bedurfte es der *Reflexion*, die nur von Entgegensetzung ausgehen und von da zur Einheit gelangen kann, also einer aufwärts steigenden Methode, welcher die abwärts steigende, von der Einheit zur Entgegensetzung gelangende, d. i. die Methode der Speculation, entgegengesetzt ist. Beide haben ihr Gutes, indem die erste uns mit Evidenz zum Princip der Speculation leitet, die andre durch ihre Subsumtion die dort gefundene Wahrheit in systematischen Zusammenhang bringt. Speculation geht auf Wissenschaftlichkeit, das Wesen der Wissenschaftlichkeit liegt in der Form; die Form aber findet keine Anwendung, aufser auf einen gegebenen Stoff: denn an sich ist sie ewig leer. *Schelling* indefs weifs so lange zu erschleichen, bis er unvermerkt den Stoff in die Form hinein hat, und behauptet nun, beide seyen Ein und Dasselbe, ursprünglich von einander gar nicht verschieden, aus welchem ersten Trugschlufs, den seine Erschleichungskunst producirte, noch manche andre hervorgehen. Da in der Form das Allgemeine liegt, behauptet er, weil er vom Allgemeinen zum Besondern geht, das Besondere sey auch, nicht blofs ideell, sondern reell, in dem Allgemeinen enthalten, und behauptet ferner, weil die Ideen bey ihm an der Spitze stehen, in den Ideen liege auch das höchste, nicht blofs ideelle, sondern reelle Seyn, ohne zu bedenken, dafs er durch Abstraction von diesem erst zu jenen gelangt ist. Nachdem er durch *Kants* Leitung den Gipfel erstieg, stöfst er den Führer zurück, und verläugnet den Weg, den er hinauf genommen, ja er läfst ihn verschütten, ohne zu bedenken, dafs er oben schmählig verderben mufs, wenn er ihn nicht wieder zurück zu finden weifs. Besonders schmäht er auf die Abstraction, und setzt ihr die Speculation entgegen, mit der allein man Wunderdinge verrichten könne. Nun haben wir bereits gesagt, dafs die Speculation allerdings ihre höchst schätzenswerthe Seite habe; doch mufs sie von der rechten Art seyn, d. h. die Principien darstellen, und unter diese gehörig subsumiren; mufs wissen, dafs, obschon die specul. Kenntnifs ein Inbegriff von Vorstellungen nicht von dem wirklich Erscheinenden, sondern von dem ist, was den Erscheinungen zum Grunde liegt, wir doch nicht anders dazu gelangen können, als durch Reflexion und Abstraction. Statt dessen setzt *Schelling*, und sehr beliebig, etwas, das ihm gut dünkt, voraus, und läfst dann alles gehen, so gut es kann, und wo es nicht gehen kann, da mag es springen oder fliegen, oder was es sonst will, kurz, es mag fehlen, wie es fort kommt. Fragen wir nur, um das Abenteuerliche *seiner* Speculation

kennen zu lernen, nach deren Verhältniss zur Erfahrung, und es wird uns in die Augen springen. Um es noch einleuchtender zu machen, wollen wir in Gegensätzen dieses Verhältniss andeuten, auf einer Seite nach *Kants* aufsteigender, auf der andern nach *Schellings* abwärtssteigender Methode.

Kant.	*Schelling.*
Stoff und Form. Object und Subject.	Absolute Identität in der Total-Indifferenz des Sub- und Objectiven.
Wahrnehmung.	
Erkennen und Denken.	Idee. Intellectuelle Anschauung.
Verstand.	Freyes Dichten.
Bestimmbares, Begränztes.	Einbildungskraft.
Abstraction.	Unendliches.
Formales Vermögen.	Objectivirung.
Seyn.	Productive Thätigkeit.
Einzelnes Seyn.	Hervorbringen,
Ganzes.	mit
Vernunft.	bewufster bewufstloser
Idee. Einheit. Allheit.	Thätigkeit.

Betrachtet man diese beiden Reihen: so sieht man zuerst den Weg, den *Schelling* emporgestiegen ist: eben da, wo *Kant* aufhört, fängt Er an, was allerdings ganz in der Regel ist. Gleich darauf aber kommen lauter Dinge, die gegen alle Regel sind: 1. Das Princip der absoluten Identität, als der totalen Indifferenz des Subjectiven und Objectiven ist erschlichen: denn siehe, was vorhin *Bruno* sagte, und du wirst wissen, dafs nichts weniger als eine totale Indifferenz Statt finde, indem die Differenz sich schon in der Indifferenz des heiligen Abgrunds hervorthut. 2. Wenn gefragt wird, wie die Idee davon in uns zum Bewufstseyn komme: so kann hierauf keine andere Antwort erfolgen, als: durch unmittelbare Selbstanschauung. Indem ich aber nur dieses ausfage, habe ich schon wieder eine Duplicität, und mithin eine Differenz gesetzt. Angenommen aber, jedoch nicht eingestanden, dafs die Möglichkeit hievon sich Widerspruchsfrey denken liefse, was sollte diese Idee, dieser göttliche, immer in sich bewegliche Gedanke uns wohl frommen? Dafs wir, wenn die Einbildungskraft darüber brütet, im freyen Dichten die Unendlichkeit ergreifen? Aber wir sind ja schon ganz in der Unendlichkeit drin, die Endlichkeit ist ja auch die Unendlichkeit, das All ist ja Eins! Du aber, o Künstler, leistest uns doch den Dienst, dich ganz voll von dieser Idee zu machen, und bist du ganz davon durchdrungen, so — liefere uns ein Kunstwerk. Du kannst nicht? Nichts leichter als das! Du objectivirst nur das Unendliche mittelst der productiven Thätigkeit. — Ich mufs lächeln, sagt der Künstler, über deine Untreue an dir selbst. Wo Subjectives und Objectives absolut identisch sind, diese Identität aber ist = der Leerheit, wie kann man da objectiviren? — Er hat Recht der Künstler; allein etwas dergleichen mufs doch geschehen: denn wir brauchen nothwendig eine Welt und die Kunst, und da wir kein anderes Seyn haben, als in unsrer höchsten Idee: so müssen wir eine Welt hervorbringen. — Da sieh du zu, spricht der Künstler, und wendet ihm den Rücken.

Das hätte der Künstler aber darum nicht thun sollen, weil er ihm eben hier die Leerheit seiner Speculation recht deutlich hätte zeigen können. Hinter das Gespenst eines falschen Princips lauter Phantasmen in Reih und Glied stellen, das heifst hier Speculation, zu welcher man allerdings weder der Kenexion noch der Abstraction bedarf. Dadurch aber soll uns das Transscendentale in unserm Denken und Dichten nachgewiesen seyn. Nimmermehr! Ein transscendentes in Euerm Denken und Dichten habt Ihr nachgewiesen, sonst nichts, und wir haben dabey gesehen, wie ihr in der Verlegenheit, die Idee des Absoluten und ewig Einen mit dem Bewufstseyn der Erscheinungen zu vereinbaren, Euch in den Abgrund metaphysischer Träumereyen stürztet, von denen der Transscendentalismus nichts weifs, welcher, den urspränglichen Gegensatz des Denkens und Empfindens nicht verläugnend, mit Hülfe der Wahrnehmung des innern Sinnes das Urspränglichе davon in uns, nebst den diesem inwohnenden Gesetzen aufstellt, wobey er sich der geographischen Charten des Psychologen vortheilhaft zu bedienen weifs, ohne sich in der empirischen Psychologie zu verlieren, die ihr nicht genug mit Schimpf zu beladen wifst, ohne zu bedenken, dafs ohne eine hinlänglich gereinigte empirische Psychologie alles Philosophiren ein zweckloses Würfelspiel ist. Also das Eurige, denn nachdem Ihr Euch lange auf Eurer Höhe herumgetrieben habt, kommt ihr herab, und stellt Euch eben dahin, wo wir stehen, und müfst gerade so verfahren, wie *Kant* verfahren hat. Zwar wifsen wir wohl, was ihr wolltet; ihr wolltet die ideale Construction einer realen erklären: allein ihr habt nichts weniger, als das, gethan. Traurig stehen wir da, wenn wir mit euch bis zu der Kunst herabgestiegen sind, und fragen: wie bringen wir nun aus dem ewig Leeren die Kunst hervor? Wie gesagt, indem wir *Kants* Leitung folgen, und an *Göthe* denken:

O verfündet ihr Schwärmer die Ideale zu fassen,
So verehrtet ihr auch, wie sichs gebührt, die Natur.

Aus einer leeren Idee geht kein Ideal hervor, am wenigsten ein für den Künstler Brauchbares, und ein leerer Idealismus kann daher unmöglich der Kunst frommen. Sehr richtig bemerkt *Fr. Schlegel*: *„Ein Ideal ist zugleich Idee und Factum. Haben die Ideale für den Denker nicht eben so viel Individualität wie die Götter des Alterthums für den Künstler: so ist alle Beschäftigung mit Ideen nichts als ein langweiliges und mühsames Würfelspiel mit hohlen Formeln, als ein nach Art der Chinesischen Bonzen hinbrütendes Anschauen seiner*

Digitized by Google

seiner eignen Nase." — „ *Es ist Nothwendigkeit* — sagt *A. W. Schlegel* — *dem Unendlichen eine sinnbildliche, so viel als möglich individualisirende, Darstellung zu geben.*"

Mit diesen Geständnissen sind wir an unserm Ziele. Nicht nur erkennen wir daraus, dafs diese beiden Brüder im Irrthum sind, wenn sie sich, in Ansehung der Kunst, für sogenannte Transscendental-Idealisten halten, sondern wir finden auch, sobald wir uns mit dem Sinn dieser Geständnisse vertrauter machen: 1. woher es komme, dafs *Schellings* Partey, ungeachtet in ihrer durchaus leeren Speculation nichts Wahres ist, doch von der andern Seite so viel Wahres für die schöne Kunst habe sagen können; 2. warum *Göthe's* logisch-physiologischer Idealismus für den Künstler unbrauchbar, so wie 3. *Schiller's* moralische Idealität und Formalität weder zureichend noch hinlänglich verstanden sey, und endlich 4. wo denn wohl am Ende der Punkt liege, in welchem die neue philosophische Theorie völlig mit *Winkelmann* in Harmonie gesetzt sey.

Wir können aber nur dadurch erfahren, wie die griechischen Götterideale zu jener einzigen Individualität gelangten, dafs wir untersuchen, was es überhaupt mit den Ideen und den Idealen sey: denn darüber sind wir, statt ins Klare zu kommen, vielmehr immer tiefer in ein dämmerndes Zwielicht verlockt worden. Hier wird sich zuvörderst fragen, wie Ideen wohl von Allgemeinbegriffen unterschieden und ob sie überhaupt etwas anders sind, als sublimirte Allgemeinbegriffe selbst, indem z. B. Rose und Nelke, Fichte und Eiche, Schakal und Adler Schemate (als Anschauungen) und Allgemeinbegriffe (als Gedanken), Blume, Baum und Thier aber die Ideen davon, gleichsam der letzte Extrakt wären. Diese Frage wird keinen befremden, der es weifs, wie schwankend von jeher der Begriff Idee, bald als Gattungs-, bald als Art-, bald als reiner, bald als empirischer Begriff, bald als Vorstellung überhaupt gebraucht worden ist. Besonders seit *Locke* hatte die Idee den ihr von *Platon* ertheilten Adel verloren, bis *Kant* ihr denselben wieder zu verschaffen suchte. *Kant* erklärt nämlich die Idee als *Vernunftbegriff*, d. i. als *Begriff von der Form eines Ganzen der Erkenntniß, welcher vor der bestimmten Erkenntniß der Theile vorhergeht, und die Bedingung enthält, jedem Theile seine Stelle und sein Verhältniß zu den übrigen a priori zu bestimmen.* Dieser Vernunftbegriff ist gedacht im Gegensatz des Verstandesbegriffs, welcher durch Zusammenfassung der gemeinschaftlichen, und Absonderung der individuellen Merkmale gebildet wird. Dessen Quelle ist die Realität, da hingegen der Vernunftbegriff uns aus dem Gebiete der Möglichkeit kommt, indem er eine Vollkommenheit anzeigt, der nichts in der Erfahrung adäquat gegeben werden kann. Hieraus geht zwischen Ideen und Allgemeinbegriffen folgender Unterschied hervor, dafs diese ein Nachbild eines schon Wirklichen, jene hingegen das Vorbild eines erst zu Verwirklichenden sind, die ersten eine Reihe anfangen, die andern eine beschliefsen. Kurz, beide verhalten sich zu einander, wie das Göttliche zum Menschlichen. In der Gottheit (um dogmatisch zu sprechen) war das Mögliche früher, als das Wirkliche, uns ist das Wirkliche das Frühere; allein auf der Basis desselben steigen wir zu dem Möglichen auf, und schauen von da herab. Das Mögliche dient uns da zur Norm der Beurtheilung: denn wir fragen jetzt nicht blofs, was ein Ding ist, sondern was es seyn soll, und mithin dient es uns auch bey unsern eignen Hervorbringungen zum leitenden Princip. Demnach enthält der Allgemeinbegriff blofs die Merkmale eines bestimmten Seyns, die Idee aber zugleich den Zweck dieses bestimmten Seyns. Ohne Vorstellung der Zweckmäfsigkeit eines Wesens, oder der absoluten Angemessenheit desselben zu seinem Zweck, ist eine Norm zur Beurtheilung dafür nicht denkbar, weil man ja sonst nicht weifs, was es seyn soll. Was ein Ding seyn soll, erfahren wir durch die Idee; was es ist, durch den Allgemeinbegriff. Es versteht sich übrigens, dafs wir von einem Gegenstande nicht eher wissen können, was er seyn soll, als bis wir wissen, was er ist: ohne den Typus des Seyns ist kein Typus des Höherseyns.

Wie zur Bildung von jenem ein klarer Verstand, so wird zur Bildung von diesem eine gebildete Vernunft erfordert; in beiden Fällen aber mufs die Einbildungskraft hinzutreten, dort als reproductiv, hier als productiv, oder, wenn man will, dort als Nachbildungs- hier als Vorbildungsvermögen. Wo die Einbildungskraft nachbildend wirkt, da setzt sie, vermittelst der successiven Verbindung der Theile des Gegenstandes, das Ganze zusammen; wo sie vorbildend wirkt, da schwebt ihr die Form des Ganzen vor. Jenes ist beym Schema, dieses beym Ideal der Fall, dem die Idee von einem Gegenstande ausdrückenden Bild desselben. Ohne selbstschaffende Kraft der Imagination bringt alle Vernunft keine Idee und kein Ideal hervor.

Da aber jede Idee auf Zweckmäfsigkeit bezogen werden mufs: so liegt hier die Vermuthung sehr nahe, dafs, da die Erkenntnifs des Zwecks nur durch tiefes Studium erreicht werden kann, die Idee Folge der Erkenntnifs sey. Und das ist allerdings ganz richtig, ohne dafs wir darum nun *Göthe's* Meynung unterschreiben müfsten: denn wie es eine doppelte Zweckmäfsigkeit gibt, so gibt es auch eine doppelte Erkenntnifs, und alles wird darauf ankommen, von welcher Art sie hier erfordert werde. Man weifs, dafs Weltkenntnifs und Erfahrung nicht selten die schöne Blüthe der Poesie des Lebens in dem Geiste ertödten, besonders bey solchen, die sich die moralische Zergliederungskunst zum Geschäft machen: eben so weifs man, dafs nicht der philosophische Charakterzeichner oder der feinste psychologische Analyst es ist, der uns die gelungensten Darstellungen der Charaktere im Gebiet der Dichtkunst liefert.

Digitized by Google

fert. Nicht Erkenntniſs des Verſtandes, ſondern anſchauliche und ſymboliſche Erkenntniſs wird dazu erfordert, welche uns über die Zweckmäſsigkeit der Naturgegenſtände Belehrungen verſchafft, zu denen es nicht eben der Hülfe der Phyſik bedarf. Nur die Menſchheit, und wenn man will, zugleich auch Gottheit und Natur in unſrer eignen, der geheimniſsvollen Wunder ſo viele verſchlieſsenden Bruſt dürfen wir mit feinem Bemerkungsgeiſte *zuerſt* belauſcht haben, um durch eine Art von Ahndungsvermögen den Schlüſſel zu den Geiſtern und Herzen, und, wofern wir die Gegenſtände der Natur in der Beſtandheit ihrer Charaktere mit treuem Sinn erfaſsten, zugleich auch zu den Hieroglyphen der Natur zu finden. Was kümmern uns dann alle relative Zweckmäſsigkeiten, wenn wir lauter abſolute, nichts als in ſich beſchloſſenes Daſeyn erblicken, jede Form als die Hülle eines Geiſtes, den wir aus unſerm ſinnlichen, geiſtigen, ſittlichen Leben kennen und in die Natur hinübertragen. Die Menſchheit bricht ſich uns in mannichfachen Strahlen aus einander, und ſo weit, als die lebende Natur in ihrer organiſchen Entwickelung einer vollendeten Ausbildung fähig iſt, ſpiegelt ſich die Menſchheit wieder in den Werken der Natur. Dann ſehen wir in der Lilie das Symbol der Reinheit; in der Eiche das Symbol der Selbſtſtändigkeit; in dem Schilfrohr das der ewig wandelbaren Biegſamkeit, in der Roſe die blühende Jugend, in dem Stiere die ausdauernde Kraft, in dem Roſs die muthige Behendigkeit. So betrachten wir alles als aus Ideen entſprungen, Geiſt darſtellend, und wiſſen gar wohl, ob ein Individuum damit congruire, ohne im Rathſchluſs der Gottheit geſeſſen zu haben. Sind doch dieſe Ideen ſelbſt nur unſre Geſchöpfe. Ob ſie die Urſachen derſelben im göttlichen Verſtande waren, wie *Platon* und *Schelling* wollen, das zu behaupten wäre vermeſſen, da wir ja hier blos *dichten*, nicht *erkennen*. Darin beſteht aber *Schellings* Hauptirrthum, daſs er Dichten und Erkennen durchgehends verwechſelt, weshalb ſeine Philoſophie mit Poeſie Eins wird, für den Philoſophen ganz unbrauchbar, für den Poetiker oft ſehr brauchbar, beſonders wenn dieſer nicht eine ins Leere hinaus producirende productive Phantaſie annimmt, wobey es freylich am Ende heiſsen muſs: Er ſprach, es werde Etwas, und ſiehe, es ward Nichts.

(Die Fortſetzung folgt.)

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Beyträge zur Kriegskunſt in Fragmenten über verſchiedene taktiſche Gegenſtände. Zweytes* Heft. 1803. 151 S. *Drittes* Heft. 1805. 112 S. 8: (1 Rthlr. 4 gr.)

Es finden ſich hier einige zum Theil gute Bemerkungen mit andern unbedeutenden vermiſcht, zu welchen letztern wir die arithmetiſchen Aufgaben im ſiebenten und achten Fragmente zählen, deren man ohne groſse Mühe eine unendliche Menge erfinden kann, um ſie zur Uebung im Rechnen aufzulöſen. Beſſer ſind die Betrachtungen über die Angriffe mit Treffen oder mit Echelons; doch iſt auch hier die Berechnung des Verluſtes, welchen die angreifenden Echelons durch das feindliche Infanteriefeuer erleiden, offenbar zu groſs angegeben. Der Vf. berechnet nämlich den Verluſt von zwey avancirenden Bataillons, gegen die der Feind auf eine Entfernung von vier hundert Schritt zu feuern anfängt und ihnen von zwanzig Schritt zu zwanzig Schritt eine Salve gibt, auf 860 Mann. Allein, ſelbſt in der blutigen Schlacht bey Kunnersdorf verlor das damalige Regiment von Fink bey den wiederholten Angriffen auf die Ruſſiſchen Batterien und Verhacke in einem Zeitraume von mehrern Stunden, wo es das heftigſte Kartetſchen- und Kleingewehrfeuer auszuſtehen hatte, 988 Mann; und bey Kay war der ſtärkſte Verluſt des Regiments v. Golze unter gleichen Umſtänden 962 Mann. Beides gibt bey weitem ein kleineres Verhältniſs, als das vom Vf. angegebene, da man beſonders auf die Wirkung des ſchrägen Feuers ſo gut als gar nicht rechnen kann: wie Rec. die Erfahrung zur Genüge gezeigt hat, denn auch das Verwechſeln der Hände beym Rechtsanſchlagen der Oeſtreicher iſt nur ein Nothbehelf, von dem ſich im Ernſt nicht viel erwarten läſst. In Abſicht der geringen Wirkung des im Avanciren feuernden Geſchützes iſt Rec. vollkommen mit dem Vf. einverſtanden. Man muſs durchaus mit jenem bis auf eine ſchickliche Entfernung vom Feinde raſch vorgehen, und es an ſchon vorher beſtimmten Plätzen aufſtellen, wo es mit Effect ſo lange feuern kann, bis die diesſeitigen Truppen an den Feind kommen und den wirklichen Angriff beginnen wollen. Der Effect der Granaten hingegen S. 102. iſt zu hoch angeſchlagen, weil ſie nur äuſserſt ſelten liegen bleiben, wenn die Entfernung des Objects unter 1000 Schritt iſt; daher man in dieſem Falle ſie blos als gewöhnlichen Kugelſchuſs anſehen kann, wo aber die Haubitze der Kanone in Abſicht des Treffens weit nachſteht. Die Manoeuvre-Entwürfe im dreyzehnten Fragmente verdienen allen Beyfall, obgleich es nur hingeworfene Ideen ſind. Rec. fügt ihnen den Wunſch bey: daſs man die deutſche Infanterie auch im Tirailliren unterweiſen ſollte, wozu ſie von Natur nicht ſo gewandt ſind, als die Franzoſen. Nur hängt leider! dieſer Wunſch von einem andern ab, der vielleicht noch ſo bald nicht realiſirt werden dürfte: dem Gewehr überhaupt eine zum Zielen und Treffen zweckmäſsigere Einrichtung zu geben, als es gegenwärtig bey den meiſten Armeen hat.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 31. May 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Allgemeine Encyclopädie für praktische Aerzte und Wundärzte. Siebenter* Theil. Oder: *Klinisches Taschenbuch für praktische Aerzte*, von *C. W. Consbruch*, Königl. Preuſsl. Hofrath u. Arzt zu Bielefeld. *Erſter* Band 544 S. *Zweyter* Band 528 S. *Vierte*, vermehrte Auflage. 1804. (3 Rthlr.)

Wenn ein Buch in kurzer Zeit ſo viele Auflagen erlebt, wie das gegenwärtige: ſo iſt der Vf. und der Rec. deſſelben dem Publikum ſchuldig, jener, ſeinem Buche die möglichſte Vollkommenheit zu geben, und dieſer, durch eine genaue Kritik zu zeigen, ob und wie der Vf. nach Vervollkommnung getrachtet und auf welche Weiſe er dieſelbe erreicht oder nicht erreicht habe. Rec. glaubt in dieſem Falle, auch in Kleinigkeiten ſtrenge ſeyn zu müſſen: denn der Vf. hat Zeit und Veranlaſſung genug, ſogar in Kleinigkeiten es mit ſeiner Arbeit ſtrenge zu nehmen. Mit dieſem Grundſatze ſucht Rec. zuvörderſt dem uns, über die Anzeige der vorigen Ausgabe gemachten Vorwurfe des Vfs., als haben ſich in dieſelbe „kleinliche Einfeitigkeit und ſelbſt grobe Verunſtaltungen hineingeſchlichen" zu begegnen. Es iſt ſonderbar, daſs der Vf., deſſen Buch wir für nützlich hielten, uns den gröſsten Fehler, welchen wir an ſeinem Buche fanden, die Einſeitigkeit, zurückſchieben will! Es iſt mehr als dreiſt, ein *buchſtäblich* abgedrucktes, fehlerhaftes Recept für eine grobe Verunſtaltung auszugeben! Uebrigens gibt es einen erfreulichen Beweis von der Kraft der Wahrheit auf das Gewiſſen, daſs der Vf. in den meiſten, von uns getadelten Stellen, Verbeſſerungen (freylich nicht immer glückliche!) vorzunehmen geſucht hat. Inzwiſchen hat ſich auch in dieſer Auflage der Vf. noch nicht von einem Syſteme losmachen können, das wegen der Annahme und Zuſammenmiſchung der heterogenſten Principien für die meiſten Aerzte eine ungenieſsbare Maſſe geworden iſt. Er hat zwar demſelben durch das Aufnehmen einiger Worte und Sätze aus der Erregungstheorie einige Gefälligkeit mehr zu geben geſucht; es kommen die Ausdrücke Erregbarkeit und Erregung, Sthenie und Aſthenie, Stärke und Schwäche mehr als ehemals vor; aber unter einem ganz andern als dem gewöhnlich recipirten Begriffe. Diejenige Eigenſchaft des lebenden Körpers, ſagt Hr. C., welche ihn fähig macht, Reize aufzunehmen und zu empfinden, heiſst Erregbarkeit. Sie begreift unter ſich die Reizbarkeit, *Irritabilitas*, die Empfindlichkeit, *Senſibilitas*, und die ſpecifiſche Reizfähigkeit oder eine eigene, von der individuellen Organiſation des Theiles ſpecifiſch modificirte Perception des Reizes und Reaction auf denſelben. Nächſt dieſen nimmt Hr. C. noch die organiſch-bildende und bildende, plaſtiſche Kraft unter die Hauptmodificationen der Lebenskraft auf. Wenn die Erregung zunehme und dabey der Verluſt immer gehörig erſetzt wird, oder der Erſatz gar den Verluſt übertrifft, ſo entſtehe Stärke des Lebens, Sthenie und im höchſten Grade deſſelben Entzündung, Hyperſthenie. Werde die Erregung ſo gröſs, daſs der Erſatz nicht hinlänglich iſt, ſo entſtehe wahre Schwäche des Lebens, Aſthenie. Das Weſen der Sthenie beſtehe in vermehrter Stärke der Lebensäuſserung mit gleichmäſsig erhöhter Erregbarkeit. Das Verhältniſs zwiſchen der Reizfähigkeit und Lebensſtärke, Wirkungsvermögen, iſt veränderlich. Es kann bey jedem Grade der Erregung ſich gleich bleiben, aber auch ungleich und ſelbſt entgegengeſetzt werden. Im erſten Falle entſteht erhöhte Erregbarkeit mit erhöhter Lebensſtärke, irritable Stärke, oder verminderte Erregbarkeit mit verminderter Lebensſtärke, Schwäche. Im zweyten kann die Erregbarkeit vermindert und das Wirkungsvermögen erhöht werden, *torpide* Stärke, oder die Erregbarkeit wird erhöht und das Wirkungsvermögen vermindert, irritable Schwäche u. ſ. w. Dieſe wunderliche Combination ſpricht ſich deſto deutlicher aus, je weiter man in der Aetiologie des Vfs. fort- und zur Therapie übergeht. Vorzüglich gehört hierher die Lehre vom Antagonismus und von den antagoniſtiſchen Krankheiten, welche ſo vielen Widerſpruch, unter andern vom verſt. *Cappel*, gefunden hat. Wir wollen uns jedoch nicht länger bey der Theorie des Vfs. verweilen, damit wir auch noch einige Blicke auf Behandlung der Krankheiten werfen können, um zu ſehen, ob Hr. C. die Bemühungen neuerer Aerzte habe auf ſich wirken laſſen. Mit *Hufeland* nimmt der Vf. an, Fieber ſey im Allgemeinen diejenige widernatürliche Beſchaffenheit des

Digitized by Google

Körpers, wo alle Theile und Syſteme, vorzüglich das arterioſe, gegen einen pathologiſchen Reiz gemeinſchaftlich reagiren und das Gleichgewicht der Kräfte aufgehoben iſt. Aber dieſe Definition iſt viel zu weit. Er nimmt auch nur ein einziges Fieber an; aber vier Ordnungen: das einfache Reiz- oder gutartige Fieber, das Entzündungs-, Faul- und Nervenfieber. Allein das erſte kann keine Ordnung oder Klaſſe ausmachen, ſo wenig als es gut- oder bösartig ſeyn kann, und die Faul- und Nervenfieber machen nur zwey Ordnungen Einer Klaſſe, des Typhus, aus. Die Beſtimmung der Säuren, S. 229., welche im Faulfieber ſo wichtig iſt, für den Fall, wo ein erſchlaffter Zuſtand des Körpers, oder eine ſchlechte, verkehrte Heilart zum Grunde liegt, iſt höchſt mangelhaft. Eben ſo mangelhaft ſind die Angaben, S. 242., von den Wirkungen des Queckſilbers beym Nervenfieber, daſs es die übermäſsigen Anſtrengungen der kranken Organe beruhige, ohne zu ſchwächen, daſs es Schmerzen und Krämpfe aller Art heile, und daſs man es bey örtlichen Entzündungen angewandt habe. Vergleicht man dieſe Angaben mit andern, S. 243., wobey der Vf. wieder auf andere Stellen verweiſt, ohne daſelbſt, S. 260. 282., etwas Näheres anzugeben: ſo erfieht man wohl, daſs der Vf. ſelbſt noch wenig Anwendung von dieſem Mittel gemacht habe. Auch was Hr. C. von der Entzündung ſagt, wäre vielleicht einiger Verbeſſerung nach *Horn*, *Röſchlaub*, *Spangenberg*, *Gutfeldt* u. ſ. w. fähig geweſen. Bey der Pneumonie räth der Vf., S. 271. nach Aderläſſen alsbald zum Kampher, ſchwerlich möchte aber dieſer gleich nach der Blutausleerung paſſen, auch wenn man ihn mit Salpeter geben wollte. Er gehört durchaus für ein ſpäteres Stadium. Die Pneumonie iſt übrigens noch von der Pleureſie getrennt. Die vom Vf. für weniger weſentlich geachteten Charaktere der Zwergfellsentzündung, S. 281., Schluchſen u. ſ. w. hält Rec. für ſehr weſentlich. Das Schleim- und ſchleichende Nervenfieber wird unter Einer Rubrik, S. 329., abgehandelt. Ueber die Milchverſetzungen erklärt ſich der Vf. S 339. nicht genugthuend; iſt aber geneigt, ſie anzunehmen. Auch über die Röthein, *Rubeolae*, finden wir keine nähern Aufſchlüſſe, ſondern nur die räthſelhaften Angaben von *Ziegler* und einigen wenigen andern Aerzten. Eine eigene Fieberklaſſe macht Hr C. auch itzt wieder aus den Fiebern mit widernatürlich erhöhtem Gemeingefühl, *Coenaeſthefis*, nach *Reil*. Er begreift darunter die beiden Geſchlechter: Rheumatismus und Ruhr. An der Spitze der zuſammengeſetzten Fieber erſcheint das problematiſche entzündliche Nervenfieber. Hr. C. läſst den Character deſſelben aus dem des Nerven- und reinen Entzündungsfiebers zuſammen geſetzt ſeyn. Es entſtehe bey ſtarken, robuſten, jugendlichen Körpern, wenn ſie von Nervenfiebern befallen werden. Anfänglich ſtehe der entzündliche Charakter deutlich genug durch u. ſ. w. Aber warum wollen und können wir denn nicht ſelbſt prüfen? Dem Vf. fehlt es zuverläſſig nicht an Talent, nur wie es ſcheint an Muth dazu. Die Einimpfung der Menſchenblattern, von welcher der Vf. noch handelt, iſt durch die Kuhpockenimpfung jetzt durchaus überflüſſig gemacht worden. Der Abſchnitt Wechſelfieber iſt zu ſchleppend behandelt worden. Vom Opium, als einem der wirkſamſten Mittel gegen reine Wechſelfieber, hat der Vf. ſo gut als nichts angegeben. Er empfiehlt es nur bey bösartigen Fiebern, die mit ſchlafſüchtigen und andern Gefahr drohenden Zufällen begleitet ſind, und wo man nicht Zeit genug habe, die Rinde in erforderlicher Stärke zu geben. Rec. behandelt ſeine Wechſelfieber in der Regel ſo, daſs er kurz vor und in dem Froſt Mohnſaft, in der Hitze Säuren und in der freyen Zeit China gibt, und er ſieht davon die trefflichſten Wirkungen. Er hält es daher für ganz unrecht, zu ſagen, im Paroxismus ſelbſt könne man nichts unternehmen. Die Regeln für praktiſche Aerzte ſind aus *Vogel*, *Stoll* u. ſ. w. genommen.

Der *zweyte* Band enthält die chroniſchen Krankheiten. Gleich in der Einleitung findet Rec. manche Uebereilungen, oder Sätze, welche dem Vf. aus der Feder gefloſſen ſind, ohne daſs er nur im geringſten darüber nachgedacht hat. Man ſey, heiſst es, nicht immer ſo glücklich, einen feſten Heilplan zu gründen und oft entdecke man auch bey den ausdauerndſten und ſorgfamſten Nachforſchungen nicht den mindeſten Umſtand, der etwas Licht über die Krankheitsurſachen verbreite. In dieſem Falle bleibe dem Arzte nichts übrig, als entweder gewiſſe etwa im Körper befindliche Fehler und widernatürliche Beſchaffenheiten, wenn ſie auch noch ſo gering und noch ſo wenig mit der Hauptkrankheit zuſammenhängend ſcheinen, zu heben, oder aus der Wirkung, dem Nutzen und Schaden gewiſſer diätetiſcher oder Arzneymittel etwas zu folgern, oder die Analogie der gegenwärtigen mit andern Krankheiten zu Hülfe zu nehmen, und wenn ihn alle dieſe (ſchon ſehr trübe) Quellen verlaſſen, ſo hat er noch die letzte Zuflucht — nämlich zu einer vernünftigen (?!) Empirie. Irrig iſt es auch, daſs die Kur des chroniſchen Rheumatismus mit der des hitzigen übereinſtimme; überflüſſig die Aufzählung der von *Lentin* und *Vogel* angegebenen Unterſcheidungsmerkmale des Rheumatismus und der Gicht, da die Mehrheit der itzigen Aerzte ſich beſtimmt dafür erklärt hat, daſs der Rheumatismus zu höherem Grade geſteigert, ſo daſs das lymphatiſche Syſtem zugleich und überwiegend leidet, Gicht iſt. Bey der Heilung der Skrofeln empfiehlt Hr. C. Laxirmittel, worunter man vorzüglich die kräftig eingreifenden und erwärmenden auswählen und die kühlenden vermeiden ſoll; zu jenen gehören Salmiak, *Terra foliata tartari*, *Sal digeſtivum* u. ſ. w. Das ganze Kapitel iſt faſt unverändert nach *Hufeland* bearbeitet, obſchon neuere Kinderärzte beſſere Anſichten geliefert haben. Die Rhachitis hält Hr. C. für erblich und endemiſch, was ſie beides nicht iſt. Die bey der Kur des Skorbuts vom Rec. getadelte Abführung hat

Digitized by Google

hat der Vf. auf eine faſt lächerliche Art verbeſſert, S. 77.; dagegen aber die unwirkſame *Hb. aparines*, S. 78. noch ſtehen laſſen, damit ja nicht zu viel verbeſſert werde! Gegen die Windſucht wird auch noch S. 127. das Ausziehen der Luft mittelſt einer von *Thilow* empfohlenen Spritze gerathen; praktiſche Aerzte wiſſen aber, daſs dieſs gar nichts hilft. Dagegen ſind die *medicamenta auſtera*, welche mit *Aromaticis* noch das meiſte bey dieſer Krankheit thun, nicht angegeben worden. Von dem friſchen, geſunden Urin, S. 149., um die Geſchwüre beym Grind damit öfters zu waſchen, hat ſich Hr. C. auch itzt wieder nicht trennen können. Das Mittel muſs dem Vf. alſo nicht ſo ekelhaft vorkommen, als dem Rec. *Chacun a ſon gout!* Nun kommen wir an die ſchon getadelten Pillen mit *Ipecacoanae*, *Opii* und — *Olei menthae gran. IV.* Dieſs Recept tadelte Rec. weil kein Menſch wefentliche Oele nach Granen verſchreibt; Hr. C. nennt dieſen gegründeten Tadel eine grobe Verunſtaltung! Die Blutflüſſe theilt er in thätige oder ſtheniſche, und leidende oder aſthenifche; es iſt aber noch ſehr die Frage, ob ſthenifche [groſſe] Blutungen möglich ſind. Hr. C. hat die neuern Streitigkeiten hierüber im geringſten nicht berückſichtigt. Rec. ſieht auffallend guten Nutzen von vorſichtig angewandter Stärkungskur bey Bluthuſten, Gebärmutterblutſturz u. ſ. w. Das in der vorigen Rec. getadelte *Ol. momordicae* und *Spergulae* beſchützt der Vf. mit Autoritäten; aber gibts in der Medicin weiter eine Autorität als die der wiederholten Erfahrung? In dem Abſchnitte von Nervenkrankheiten geſteht der Vf. S. 336. daſs die Grundſätze einer vernünftigen Erregungstheorie über die allgemeine Anwendungsart der verſchiedenen Heilmethoden bey dieſen Krankheiten mehr Licht verbreitet hätten; möchte nur Hr. C. dieſs Licht haben mehr leuchten laſſen! Unter den in der vorigen Rec. getadelten Mitteln finden wir wieder S. 415 das *Ol. laxativ. Vogler.* aus *Reſina Ialapp.* Seife und Baumöl, ein Geſchmier, welches kein Kranker wegen des abſcheulichen Geſchmacks nehmen kann! Die Kinderconſtitution wird S. 420. in Schlafſheit, Weichheit und Atonie mit viel Reizbarkeit geſetzt; iſt das nicht ein baarer Widerſpruch? Mit Schwierigkeit würde das *Decoct* des *Gnaphalii dioici* Kindern taſſenweiſe S. 442. beyzubringen ſeyn, auch wenn es, was wir bezweifeln, Wirkſamkeit beſäſse. Bey dem Abſchnitte Keichhuſten hat der Vf. im ganzen Buche ſich der meiſten Erinnerungen gegen vorgeſchlagene Mittel und Methoden erlaubt, wahrſcheinlich hat er ihn öfter beobachtet. Nur ſo, nur durch eigene Prüfung und Beobachtung, kann jede mediciniſche Schrift gewinnen und wahrhaft Nutzen ſtiften! Die letzte Abtheilung handelt von den plötzlichen Lebensgefahren aus äuſsern Urſachen. Wir übergehen ſie.

So hat alſo Rec. dieſe Schrift einer nochmaligen genauen Reviſion unterworfen, um auch ſein Urtheil nochmals zu revidiren. Er findet aber, wie jedem Leſer ins Auge ſpringt, durchaus keinen Grund, daſſelbe zu ändern. Hr. C. iſt ein fleiſsiger, aber einſeitiger Compilator; eine grundloſe Furcht vor den neuern Grundſätzen ſcheucht ihn auch von der Benutzung des Guten derſelben zurück, eine übertriebene Verehrung für einzelne achtungswerthe Männer macht ihm auch die Irrthümer derſelben werth. So bleibt der Vf. auf ſeinem einmal gewählten Standpunkte fixirt ſtehen, und ſonnt ſich im Abglanze einzelner ihm vorleuchtender Autoren, ſtatt daſs er einen eigenen Flug nach dem höhern Lichte der Wahrheit beginnen ſollte. Damit inzwiſchen Hr. C. nicht etwa Nebenabſichten bey unſrer Anzeige vermuthe: ſo verſichert Rec., daſs er weder ein ähnliches Werk geſchrieben habe, noch je ſchreiben werde, daſs er wenigſtens 50 Meilen weit vom Vf. wohne und auch nicht die geringſte Kenntniſs von deſſen Perſon, Leben und Thun habe.

SCHÖNE KÜNSTE.

ERLANGEN, b. Walther: *Mythologie, durch Vorſtellung der ſchönſten Stücke des Alterthums mit Kupfern erläutert. Zweyte* vermehrte Ausgabe. *Erſtes* bis *Sechſtes* Heft. 36 Kupfertafeln und 7 Bogen Text. 1791 ff. gr. 4. (Jedes Heft 1 Rthlr.)

Schon im J. 1784 erſchien in dem nämlichen Verlage *A. H. Baumgärtner's Geſchichte der Götter und der vergötterten Helden Griechenlandes und Latiens*, welche mit dem gegenwärtigen Werke gleichen Zweck hatte, aber mit dem *dritten* Hefte unter dem allgemeinen Titel: *Geſchichte der vier älteſten Gottheiten des Orients*, geſchloſſen wurde, weil die überhäuften Geſchäfte des Herausgebers keine weitere Fortfetzung erlaubten. Dem Verleger lag indeſs eine ähnliche Fortfetzung dieſes Unternehmens immer am Herzen; und bey Durchgehung der dazu nothwendigen Hülfsmittel, die er ſelbſt beſitzt, legte er abermals Hand an dieſes Werk. Seine Abſicht war, die herrlichſten Statuen, fowohl in nackter, als bekleideter Stellung, zu liefern, dabey aber auch beſonders für Kunſtliebhaber die Gemmen, worauf ſich die Symbole einer jeden Gottheit befinden, den Statuen beyzufügen. Es ſind dabey die Werke nachgewieſen, woraus die Originale genommen ſind, und die Figuren ganz kurz beſchrieben. Von einigen, wie vom *Apoll* im *erſten* Hefte, iſt indeſs bey der *zweyten* Auflage eine umſtändlichere Erläuterung gegeben, und von dem *dritten* Hefte an ſind auch die übrigen Beſchreibungen, beſonders der Symbole und Attribute etwas erweitert worden. Die Gottheiten, deren Abbildungen in dieſen *ſechs* Heften vorkommen, ſind: *Apollo*, *Diana*, *Oceanus*, *Neptun*, andre *Meergötter* und *Minerva*. Dieſe Abbildungen ſind aus mehrern groſsen Kupferwerken, den römiſchen und florentiniſchen Muſeen, Gemmenſammlungen u. a. genommen; und gegen ihre Auswahl iſt wenig zu erinnern; nur in den Nachſtichen möchte man oft mehr Leichtigkeit, mehr Saftheit der Umriſſe und grö-

Digitized by Google

gröſsere Schönheit des charakteriſtiſchen Ausdrucks wünſchen. Der Text aber darf noch weniger ſtrenge beurtheilt werden. Er enthält allerdings manche gute und blofsen Kunſtliebhabern genügende Bemerkungen; nur hätte er bey dem vorzüglichen Gewinn, welcher dem mythologiſchen Studium in den letzten Jahrzehenden, beſonders unter uns Deutſchen, zu Theil geworden iſt, wo nicht gelehrter, doch gründlicher und fruchtbarer, ausfallen können. — So viel Rec. weiſs, iſt nach dieſen *ſechs* Heften keine weitere Fortſetzung dieſes Werks erſchienen; deſto mehr iſt eine günſtigere und fortwährendere Aufnahme für das Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunſt zu wünſchen, welches der Prof. *Hirt* in Berlin unlängſt zu liefern angefangen hat.

Köthen, b. Aue: *Chreſtomathie deutſcher Gedichte*, geſammelt und erklärt von *C. F. R. Vetterlein*. *Erſter* Band. 1796. XIV u. 420 S. *Zweyter* Band. 1796. 484 S. *Dritter* und *letzter* Band. 1798. 676 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Jungen Dichterfreunden ſollen durch dieſe Sammlung Beyſpiele und Muſter aus allen, oder doch den meiſten Gattungen der Gedichte, und Stücke aus der nämlichen Gattung in verſchiedner Manier, vorgelegt werden; ſie ſoll ihnen zur Vorbereitung auf den theoretiſchen Unterricht über die Dichtkunſt dienen, und denen, die ſelbſt Kunſt und Anlage zu poetiſchen Arbeiten haben, durch Vergleichung der verſchiednen Behandlungsarten auf die Spur helfen, die ihnen angemeſſenſte zu entdecken, oder eine neue zu erfinden. Der Herausg. ſchränkte ſich indeſs nicht auf blofse Sammlung der Gedichte ein, ſondern lieferte zugleich einen kritiſchen und erklärenden Kommentar über jedes derſelben. Zunächſt beſtimmte er dieſe nützliche Arbeit für die mittlere Jugend, und für den Theil des übrigen leſenden Publikums, welches ihr an Fähigkeiten und Kenntniſſen ungefähr gleicht. Genau liefs ſich indeſs dieſe Gränzlinie nicht immer beobachten; und auch mehr gebildete und reifere Leſer finden in dieſen Erläuterungen Manches, was ihrer Aufmerkſamkeit nicht unwürdig iſt. Denn wirklich enthält dieſer Kommentar manche mit Fleifs und vielſeitiger Umſicht geſammelte Notizen, manche treffende Charakteriſirungen der Dichter und ihrer Werke, manche gute grammatiſche Bemerkungen, die jedem Gedichte zuſetzt und beſonders beygefügt ſind. Auch können die Parallelſtellen aus ältern und neuern Schriftſtellern zur Bildung und Beförderung des kritiſchen Geſchmacks vortheilhaft mitwirken. Vornehmlich werden aber angehende Lehrer, denen Zeitmangel oder überhäufte Geſchäfte die eigne Vorbereitung verſagen, dieſes Werk beym Unterrichte mit Nutzen gebrauchen können, und darin Vieles beyſammen finden, was ſie ſonſt erſt mühſam zuſammen ſuchen müſſen, und wozu ihnen vielleicht die Hülfsquellen fehlen möchten. — Bey der Wahl der aufgenommenen Stücke ſah der Vf. überhaupt auf einen lehrreichen Inhalt und auf eine wahrhaft dichteriſche Ausführung; obgleich er auch einige wenige mittelmäſsige Stücke aufnahm, um auch daran die Urtheilskraft zu üben. So viel möglich, ſah er auch auf Vollſtändigkeit; und man wird von unſern vaterländiſchen Dichtern, die auf den Ruhm der Klaſſiker gegründeten Anſpruch machen können, wenige vermiſſen. — Das Ganze iſt nach den Dichtungsarten geordnet; der *erſte* Band enthält Fabeln, Erzählungen und Romanzen; der *zweyte*, Oden, die auch noch im *dritten* fortgeſetzt werden, in welchem übrigens noch Hymnen, Lieder, vermiſchte Gedichte und Singedichte geſammelt und erläutert ſind. — Das am Schluſs der Vorrede des *erſten* Bandes geleiſtete Verſprechen, dem *letzten* Bande kurze literariſche Nachrichten beyzufügen, hat der Vf. zwar nicht erfüllt, dieſem Mangel aber deſto vollſtändiger durch fein, im J. 1800 in eben dem Verlage gelieferte, *Handbuch der poetiſchen Literatur der Deutſchen* abgeholfen, welches von ihm zum Anhange dieſer Chreſtomathie beſtimmt wurde, und im 22. Stücke des zweyten Jahrganges dieſer *Ergänzungsblätter* bereits angezeigt iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermiſchte Schriften. *Regensburg: Ueber die Bildung zum Gelehrten.* Von *Georg Heinrich Keyſer*, Redacteur der Annalen der baieriſchen Literatur. 1802. 47 S. 8. — Niemand wird auf dieſen wenigen Blättern eine Erſchöpfung dieſes Gegenſtandes erwarten; ſie ſind auch nur Fragmente eines gröſsern Werkes, welches der Vf. ankündiget. In einer gebildeten, faſt ganz von Provinzialismen reinen Sprache, legt er Baierns ſtudierender Jugend mit vieler Herzlichkeit und beſtändiger Rückſicht auf den Culturzuſtand dieſes Landes die Pflicht an das Herz, ſich durch Philoſophie und Geſchmacksbildung zu dem belondern Ruf eines gelehrten Standes gehörig vorzubereiten, und den Gelehrtenſtand aus einem edlern Geſichtspunkte als dem eines blofsen Mittels zum Erwerbe zu betrachten. Wir wünſchen dafs dieſer Zuruf nicht ohne Folgen bleibe.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 3. Junius 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Um das Dichten vom Erkennen desto sicherer zu unterscheiden, erinnern wir uns, dass es eine doppelte Welt gibt, die Welt der Erscheinungen um uns, und eine Welt geistiger Thätigkeiten in uns, beide voll tiefer, noch unbegriffener Wunder. Jene wirkt in uns ein durch die Empfindung, diese wirkt auf jene durch den Gedanken, durch beides wird die äussere Welt *unsre* Welt. Vor dem grossen Momente, wo die Sonne des Selbstbewusstseyns in unserm Innern aufgeht, verschwimmen wir in der Masse des Ganzen; jetzt beginnt die Scheidung, es ist ein Doppeltes da: Wir, und etwas, das nicht Wir ist. Kaum aber hat sich die grosse Masse dessen, was nicht Wir ist, vor dem Lichte des Verstandes wieder in Einzelheiten abgesondert, als das ewige Gesetz der Ursachlichkeit in uns sich hervorthut. Um zu erfahren, wie den Anforderungen desselben genug gethan werde, versetzen wir uns im Geist zurück in jene Zeit des ersten Erwachens unsrer Seele zur Erkenntnis ihres und fremden Daseyns. Unbekannt mit der Welt und allem Leben um uns her, war uns nur das Gefühl *unsers* Lebens nicht fremd; in ihren Neigungen und Lüsten, Begehren und Verabscheuen, Streben und Ueberlegen kannten wir schon einen ziemlichen Theil der innern Welt. Die Kenntnis der äussern wird uns erst spät durch den Verstand, früher durch den Sinn: und waren wir uns selbst überlassen, konnte unsre Kindheit kindlich beginnen: so war unsre erste Kenntnis und unsre Verknüpfung nach dem Gesetz der Ursachlichkeit gewiss phantastisch: denn die Phantasie übernahm das Werk der Belehrung. Sie aber, die keine andre Methode, als die der Analogie kennt, wies uns zu Verähnlichungen an; wir verähnlichten die Welt ausser uns der Welt in uns. Da strömte Leben und Geist aus in die ganze Natur; *unser* Leben, *unser* Geist; wir trugen uns in fremde Wesen über, und die grosse Oekonomie der Natur ward wie ein menschlicher Haushalt geführt. Wann war die Natur uns magischer, als damals? Wann waren wir bessere Mythologen? — Das alles aber, weil wir unser Inneres in die Natur übertrugen, weil wir dichteten. Unsre Neigungen sprachen uns aus den Thieren an, der fliegende Blitz ward geschleudert, die ziehenden Wolken gestalteten sich zu Wagen, die gaukelnden Lüftchen im Laube hafchten einander, der zu fällende Baum seufzte, und der Strom ward aus einer Urne gegossen. So war uns alles Ausdruck einer geistigen Intention, unsre Kenntnis symbolisch, lauter Allegorie.

Und so liegt die Welt vor uns in der Sinnbildlichkeit ihrer Erscheinungen. Jede derselben ist bedeutendes Bild, weil sie uns ein Bekanntes, die eigne Erfahrung, mit stummer Sprache zurückruft. Je mehrere derselben mit Einem ein Bild in der Seele aufregt, desto sinnreicher; je leichter und müheloser die Bedeutung desselben in die Augen springt, desto schöner ist das Bild: denn die Seele scheint durch die Hülle hindurch, und das Erkennen derselben ist nicht anstrengende Arbeit, sondern leichtes Spiel, wobey sich doch wieder so viel denken lässt. Auf diese Weise bewegen wir uns frey und froh in dem Element der Poesie. Ein Unterschied aber zwischen Menschen und Völkern tritt hier ein. Je nachdem die innere Stimmung reiner, leichter, harmonischer, die äussere Umgebung heiter oder düster, rauh oder sanft ist, je nachdem gestaltet sich im Innern die poetische Welt wild oder freundlich. Die reine Schönheit liegt zwischen zwey Aeusserſten in der Mitte; Schönheit aber ist überall. Die verschiedenen Mythologieen werden das bezeugen. Je reiner ferner in einem die Menschheit ausgebildet ist, fey es von der Natur, fey es durch die Lebenskunst gelchehen, um so edler wird seine poetische Welt seyn, und nach seines Geistes und Herzens Tiefe und Fülle reich und tief. Alles aber läuft in dem Einen Punkt zusammen, dass es die Art der phantastischen Weltanschauung ist, die in uns das poetische Leben erregt, und anders freylich spiegelt sich die Welt in der Seele eines Kamtschadalen, anders in der Seele eines *Göthe* und *Homer*.

Digitized by Google

Diese innere poetische Welt ist das Element, woraus der, den die Natur zum Künstler berief, so bald die zu volle Seele ihn zur Mittheilung, zur Veräusserung drängt, seine künstlerischen Darstellungen gestaltet. Bedenkt nur, dass er nicht unmittelbar sein inneres Leben hingeben kann, dass es durch ein Medium geschehen muss, worin er es niederlegt. *Darstellen* will er, und bedarf dazu eines empirischen Stoffes, in Anfehung dessen er streng an die Natur und Wirklichkeit gebunden ist. Die Gegenstände erschafft er nicht, hier muss er nachahmen, kopiren · denn Richtigkeit ist die erste Forderung an jede Darstellung. Wie nothwendig aber auch die Richtigkeit sey, und wie vortreffliche Dienste die Nachahmung der Natur dem Künstler für seine Studien leistet, so wird er doch in sehr wenigen Fällen nur damit ausreichen, in den meisten eine noch unbefriedigte Leere in sich fühlen, indem er immer nur die Natur wiedergegeben hat, da er doch seine eigenste Poesie darin aussprägen, den lieblichen Duft der Einbildungskraft darüber hauchen wollte. Was nun thun? Er muss die Natur verschönern, sagten manche, und das hiess bey ihnen nichts anders, als: er muss in jeder Art, jeder Gattung nur das Vollkommene wählen, und, falls er das nicht vorfindet, aus dem vorhandenen Einzelnen zusammentragen, das Mangelhafte dabey aber weglassen, kurz, er muss die vor ihm liegenden einzelnen Umrisse vereinigen, und daraus ein neues Ganze schaffen, welches alles Eigenthümliche und Besondere der Gattung mit Bestimmtheit enthält. Auf diese Weise gelangt er, mittelst treuer und sorgsamer Beobachtung, zu einem Schema (Gemeinbild) von der Art oder Gattung, das ihm als Musterbild derselben gilt. Die Bildung eines solchen Schema ist, wie für unser Denken, so für unser Bilden, unumgänglich nothwendig; allein man sieht auch leicht, dass, wer nur hieran sich halten wollte, eine blosse Manier erreichen würde, die nicht weit führt. Man hat das Schema häufig mit dem Ideal verwechselt, und dadurch manche Verwirrung hervorgebracht, besonders aber die thörichte Anforderung, dass der Künstler das Individuum erst idealisiren, hinterdrein aber das Ideal wieder individualisiren müsste. Dem Unbequemen und Widersinnigen in dieser Anforderung entgingen die, welche die Darstellung geradezu auf das Charakteristische einschränkten, und man muss wenigstens bekennen, dass sie mit ihrem Ausdruck, ihrer Bedeutsamkeit, der Klippe des Glatten und Flachen, woran die Manier scheitert, glücklich entkamen. Dass sie indess das Höchste der schönen Kunst nicht erreicht haben, wird sich bald zeigen.

Alle Künstler, so viele wir deren bis jetzt genannt haben, nahmen blos aus der Natur, ohne ihr etwas zu geben, ohne ihre poetische Weltanschauung darin niederzulegen, wozu das Verfahren nach Ideen unerlässliche Bedingung ist. Eine solche Anschauungsart der Natur ist dem Dichter natürlich und er ist ohne sie, kein geborner Dichter. Ob indess jedes Individuum seiner Idee entspreche, das ist die grosse Frage. Fände er es in der Wirklichkeit: so bedürfte er keines Ideals bey seinem Bilden; allein nur bisweilen findet er es, öfter muss er es schaffen. Idealisiren wird also nichts anders heissen, als eine Idee in einem Individuum darstellen.

Hier bemerken wir aber, dass jetzt weder von einem theoretischen, noch von einem praktischen, sondern von einem ästhetischen Ideal und überhaupt *ästhetischen* Idealismus die Rede ist, welcher aus der Phantasie, mit Zuziehung der symbolischen Erkenntniss, sich bildet. Da ist die Idee nichts anders, als: eine, mittelst der productiven Einbildungskraft, gemäss der Analogie des Gegenstandes, selbstgeschaffene Form eines anschaulichen, eine geistige Eigenschaft ausdrückenden, Ganzen; Ideal das dieser Form gemäss producirte Phantasiebild; und Idealisirung die einem solchen Phantasiebild gemässe Darstellung. Idealisiren, könnte man auch sagen, heisst hier: die poetische Ansicht der Dinge in entsprechenden Formen ausdrücken. Das Product des theoretischen und praktischen Idealismus ist ein Gedankending, das Product des ästhetischen ein Phantasiebild. Indem man beide mit einander verwechselte, kam man auf die Frage: wie es anzufangen sey, dem Gedankendinge Individualität zu geben, und weil man das Widersprechende hierin nicht sah, verwickelte man sich in eine Menge der unnöthigsten Schwierigkeiten, da man, so bald man den wahrhaft ästhetischen Idealismus gefunden hat, ohne alle Schwierigkeit einsieht, Idealisiren und Individualisiren fallen in Eins zusammen. Eine Seele wird dargestellt in einem Körper, der jene nur so verhüllen soll, wie nasses Gewand die Glieder, dass sie in allen Theilen durchscheine. Soll es aber dahin kommen: so ist vor allen Dingen erforderlich, dass man durch vielfältige Uebung dahin gelangt sey, zu jedem Geiste den passenden Körper zu finden, so wie in jedem Körper den beseelenden Geist zu erkennen. Dieses war bey den griechischen Bildnern der Fall, und darum haben ihre Ideale jene so einzige Individualität. Ein ästhetisches Ideal ist jederzeit zugleich Individuum, und, welche diess geläugnet haben, dachten sich unter dem ästhetischen Ideal ein *je ne sais quoi* von Gliedermann der Schönheit, einen Kanon, an welchen die griechischen Künstler zuverlässig am wenigsten dachten, weil diese feinsinnigen Menschen wohl fühlten, wie ein dergleichen Kanon, um an Ort und Stelle brauchbar zu seyn, erst zugestutzt werden müsste. Viel eher bildeten sie aus einer Phryne eine Anadyomene, aus einem Alcibiades einen Amor, weil sie diese Individualitäten ihren Ideen entsprechend fanden, wie denn auch Raphael im gleichen Fall seinen Oheim und seine Geliebte, jenen als Apostel, diese als Madonna darzustellen kein Bedenken trug.

Dieser Idealismus, und nur dieser, kann gemeynt seyn, wenn man behauptet, dass durch ihn die

Digitized by Google

die schöne Kunst den höchsten Gipfel erreiche, ja durch welchen allein sie zur schönen wird. Ihn haben, wo die Paradoxieensucht sie nicht ergreift, die *Schlegel* im Sinne gehabt, ihn auch *Göthe*, so bald man mehr auf seine Tendenz, als seine ausdrücklichen Aeußerungen sieht. Wie jene haben glauben können, daß der Schellingische Transscendental-Idealismus der ästhetische sey, wird aus der Verwechselung der Philosophie mit Poesie darin einleuchtend: wie *Göthe* den theoretischen dafür habe halten können, das wird nur dem einleuchtend, der in *Göthe* nicht blos den Dichter, sondern auch den Naturforscher kennt. Zum Glück, daß er vielseitig genug ist, um dem einen keinen Einfluß auf den andern zu gestatten, (wozu er sich, um aller Grazien willen! durch keine Philosophie in der Welt mag verleiten lassen,) sonst würde den Dichter der Naturforscher, und den Naturforscher der Dichter verderben.

Der ästhetische Idealismus allein löst den alten Streit über Naturwirklichkeit und Kunstwahrheit, so wie den über Charakteristik und Schönheit, und zeigt, wie man dort den Phantasmus, hier den Undulismus vermeide.

Es gibt eine Naturwirklichkeit, in der zugleich Kunstwahrheit, und eine andre, in der keine liegt: jene ist dem Künstler brauchbar, diese nicht. Unbrauchbar ist sie für den Künstler, 1. wenn sie so mächtig auf die Empfindung wirkt, daß die geistige Selbstthätigkeit dabey völlig unterdrückt wird; 2. wenn sie kein Leben zeigt. Der im Schiffbruch Verunglückende wird den Sturm, wofern er kein *Rugendas* ist, sicher nicht ästhetisch finden, und jeder hat die Beschreibung der Enviane von *Haller* in seinem Gedicht: die Alpen, matt, *Buffons* Schilderung des Nachtigallschlages dagegen hinreissend gefunden. Zu der Kunstwahrheit wird also eine Empfindung erfordert werden, welche die geistige Selbstthätigkeit nicht unterdrücke, und eine Erkenntniß, welche mit der logischen nur das Auffallen der Bestandheit der Naturcharaktere gemein hat, im Uebrigen aber der Phantasie freyen Spielraum läßt, und dieselbe in angemessene Thätigkeit versetzt. *Klopstock* in seinem kleinen, aber tiefen Gehaltesvollem, Fragment: *Von der Darstellung*, sagt: „Es ist vielmehr Leben in der Natur, als der, welcher nicht scharf sieht, bemerkt. Hat mans bemerkt, so kommts dann vornehmlich darauf an, es recht zu fassen, und ganz zu nehmen, und ja nichts Lebloses darein zu mischen". Als ein Haupterforderniß der Darstellung nennt er ferner: Innerlichkeit, oder Herausbung der eigentlichem innerften Beschaffenheit der Sache. Wenn der Zuhörer diese oft sehr tiefliegende Beschaffenheit nicht kennt: so lernt er sie durch den Dichter kennen". Muß aber, wie man leicht einsieht, diese Innerlichkeit eine ästhetisch darstellbare seyn: so findet man aus diesem allen bald, Kunstwahrheit bestehe in nichts anderm, als der ästhetischidalen Darstellung der Gegenstände, welche man nun entweder erdichten oder aus der Naturwirklichkeit herausnehmen kann, wofern im letztern Falle nur eine ästhetisch-ideale Anschauung Statt fand. Wer eine andre Kunstwahrheit annimmt, ist leicht zu Irrthum verleitet. So z. B. diejenigen, welche Kunstwahrheit für blose Wahrscheinlichkeit ausgeben. Dann hätte auch eine wissenschaftliche Hypothese Kunstwahrheit, und das wird man doch nicht behaupten wollen. Auch dann, wenn man diese Wahrscheinlichkeit nur in die innere Consequenz der Entstehung, Fortleitung und endlichen Auflösung, kurz in die psychologische oder physikalische Richtigkeit setzt, fehlt man hiemit, denn obwohl diese allerdings Statt finden muß: so ist damit doch nicht Alles gethan, indem sonst *Sophiens Reisen* mit *Wilhelm Meister* auf gleicher Stufe stehen würden.

Ist nun aber Kunstwahrheit nichts anders als idealisirte Darstellung der Gegenstände, und besteht das Idealisiren in dem Einverleiben des eigenthümlichen Geistes eines Gegenstandes in die passendste körperliche Form: so ist ja Idealisiren nichts anders als Charakterisiren, und in der treffendsten Charakteristik liegt die eigentliche Kunstwahrheit. Homers *„schwerwandelndes Hornvieh" „langhinstreckender Tod"* oder Klopstocks *„bleiche Gedanken"* (im Schrecken) wären also darum schöne Bezeichnungen, weil sie charakteristisch sind. So wenigstens muß *Hirt* geglaubt haben, der die Charakteristik als Hauptgrundsatz der schönen Kunst angibt. (S. *Versuch über das Kunstschöne* in den Horen 1797. 7. *Laokoon*, ebendal. 1797, 10. 12. *Charakteristik als Hauptgrundsatz in den bildenden Künsten* im Archiv der Zeit 1798. und im Freymüthigen 1805. N. 137.) Was aber ist charakteristischer, als *Werners* Beschreibung der Fußsilien, oder überhaupt eine Definition; und sollten diese wohl in der schönen Kunst die erwartete Wirkung thun? Nicht allein dieses aber fehlte *Hirt* als unangemessen, sondern auch, daß an die Stelle der Kunstwahrheit oft Naturwirklichkeit treten, und die Markſteine im Gebiet der schönen Formen verrückt werden würden, und sucht diesem abzuhelfen, ungefähr auf dieselbe Weise wie *Göthe*, der, ungeachtet er in den Propyläen den Charakteristiker nicht eben schonend behandelt, demselben in *der Theorie* näher steht, als er selbst weiß. Unter charakteristisch versteht *Hirt* jene bestimmte Individualität, wodurch sich Formen, Bewegung und Geberde, Miene und Ausdruck — Lokalfarbe, Licht und Schatten, Helldunkel und Haltung — unterscheiden, und zwar so, wie der vorgelegte Gegenstand es verlangt. Nur durch die Beobachtung dieser Individualität, sagt er, kann ein Kunstwerk ein wahrer Typus, ein echter Abdruck der Natur werden. Nur auf diese Weise wird eine Kunstarbeit interessant, nur in dieser Rücksicht können wir das Talent des Künstlers bewundern. Charakteristik muß überall hervorleuchten. Die Erreichung des Eigenthümlichen

Digitized by Google

thümlichen in allen Theilen zum Ganzen ist der Endzweck der Kunst, das Wesen des Schönen, der Prüfstein von der Fähigkeit des Künstlers, und die Quelle des Wohlgefallens für jeden, der das Kunstwerk ansieht und betrachtet. Hiebey aber fällt ihm doch ein, dass, diesem zu Folge, jeder, auch ekelhafter Gegenstand, und ein jeder, auch entstellender Moment, ein Vorwurf der bildenden Künste müsste seyn können. Ein jeder *kann*, antwortet er hierauf, aber nicht ein jeder *soll* es werden. Ein Ekel erregender Gegenstand könnte auch von dieser Seite Vollkommenheiten zeigen. Allein, wenn das Unangenehme des Vorgestellten das Angenehme des vorstellenden Genius überwiegt, das heisst: wenn das Widerwärtige der bezeichneten Sache in dem Grade unangenehm ist, dass es den Werth, wie es gemacht ist, auslöschet: so sollten allerdings solche Gegenstände und Momente von der Wahl der schönen Künste ausgeschlossen bleiben. Hingegen wünschen wir nicht, dass eine zu verzärtelte Sinnlichkeit, oder eine zu strenge Sittlichkeit die Delikatesse hierin zu weit treibe. Ein gebildeter Geschmack mag in solchen Fällen eher die Gränzen bestimmen, als Regeln und Beyspiele.

Hier verwickelt sich *Hirt* in einen sonderbaren Widerspruch. Der Geschmack soll der entscheidende Richter seyn: da nun aber Geschmack nichts anders ist, als das Vermögen der Beurtheilung des Schönen: so setzt derselbe das Schöne als erkannt voraus. Hn. *Hirt* ist es das Charakteristische. Hat also der Geschmack etwas anderes zu thun, als zu beurtheilen, ob ein dargestellter Gegenstand charakteristisch sey? Gleichwohl soll er das hier nicht, sondern soll entscheiden, ob ein charakteristisch dargestellter Gegenstand — schön sey; eine Anforderung durch welche doch wohl jedem einleuchtet, dass nicht jedes Charakteristische schön, und das Schöne etwas anders als das blos Charakteristische sey. Sollte jedoch, wider alles Vermuthen, jemand dies noch bezweifeln, den könnten *Falks Kleine Abhandlungen über Poesie und Kunst* (Weim. 1803), die von eben so viel reifem Nachdenken als reinem Eifer und tiefen Sinn für die Kunst zeugen, den Gegenstand vollends erhellen. Das Beste, was über die Charakteristik gesagt worden ist, enthalten sie, und legen Aehnlichkeit und Unterschied zwischen Charakterisiren und Idealisiren mit völliger Bestimmtheit dar. Unabhängig von ihnen aber, da sie ausserhalb unserer Sphäre liegen, (was jedoch nicht hindern kann, unsern Wunsch nach der Fortsetzung laut werden zu lassen,) suchen wir den eignen Weg zu Ende zu gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Jacobäer: *Heinrich Sanders*, Professors am Gymnasio illustri in Karlsruhe u. s. w., *ökonomisches Naturgeschichte für den deutschen Landmann, und die Jugend in den mittlern Schulen*, fortgesetzt von *F. G. Leonhardi*, ordentl. Professor der Oekonomie u. s. w. *Fünfter* und *letzter* Theil. 1803. 600 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Oekonomische und technologische Naturgeschichte des Mineralreichs*, herausgegeben von *F. G. Leonhardi* u. s. w.

Ein recht empfehlenswerthes Buch für solche, die Liebhaberey zur Mineralogie fühlen, ohne sich derselben ganz widmen zu wollen, und denen die bisherigen guten Lehrbücher für ihre Absicht zu volluminös und zu theuer geschienen haben. Die Fossilien sind darin hauptsächlich nach der Wernerischen Klassifikation aufgestellt, und man findet über jedes insbesondere gewiss so viel Auskunft, als man eben zu erhalten wünschen wird, wobey Hr. L. eine ganz geschickte Auswahl in dem getroffen, was ihm zu Gebote stand. Bey der planmässigen Kürze konnte freylich, was den von den Mineralien zu machenden Gebrauch betrifft, das nicht erreicht werden, was Schmieder und Völker leisteten, aber dem Dilettanten wird es genügen. Um das ganze Mineralsystem in Einen Band zu bringen, wurden die äussern Kennzeichen, so wie auch die meisten chemischen Bestandtheile, die Angaben der specifischen Schwere, und die verschiedenen Benennungen nicht unter einander gesetzt, und mit jedem eine neue Zeile angefangen, sondern in fortlaufenden Zeilen angegeben, welches zur Ersparnis des Raums sehr empfehlenswerth ist, und die voluminösen Lehrbücher leicht um mehr als einen Band verkleinert haben würde. — Da übrigens dieses Werk bereits vor drey Jahren, nämlich im Sommer 1802, vollendet wurde: so ist natürlich, dass die in diesem Zeitraume neu entdeckten und genauer bestimmten Fossilien darin fehlen. Es ist daher zu wünschen, dass eine neue Auflage davon nicht fern seyn möge.

* * *

Leipzig, b. Barth: *Hülfsbuch zur Schön- und Rechtschreibung* und zum schriftlichen Gedankenvortrage für die obern Klassen in Bürgerschulen von *M. Johann Christian Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyschule zu Leipzig. *Zweyte* verbesserte Auflage. 1803. X u. 163 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Num. 279.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 5. Junius 1806.

Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Nicht jedes Charakterisiren, fahen wir, ist ein solches, wie wir es in der schönen Kunst erwarten. Betrachten wir alles, was nur irgend Charakteristisches in den schönen Künsten vorkommt: so finden wir, jedes sey verunglückt, was blos den Verstand, geglückt aber jedes, was zugleich die Phantasie anspricht. Nichts aber kann die Phantasie ansprechen, was nicht aus der Phantasie hervorgegangen ist, und kalt läfst jeder dargestellte Gegenstand, dessen Darstellung nicht eine ästhetische Idee zum Grunde lag. Dieser gemäfs mufs die Charakteristik ausfallen, allerdings dem Typus der Natur getreu; allein in allen Theilen der, der Natur und Erfahrung gemäfsen, Form die ästhetische Idee bezeichnend und ausdrückend; dieser Vereinigung des Charakters mit der ästhetischen Idee in der Form entspringt das holde Götterkind, die Schönheit.

Bey einer nur mäfsig scharfen Umsicht von dem Punkt aus, worauf wir stehen, erkennen wir leicht die Gränzen des Gebiets der Schönheit. Alle Schönheit entspriogt aus der productiven Einbildungskraft, welcher lange die reproductive vorgearbeitet haben mufs, wie denn auch die Kunst lange vorher bildend war, ehe sie schön wurde. Was die Einbildungskraft anzunehmen verschmäht, das wird sie weit mehr noch in ihrer freyen Thätigkeit, als Vorbildungsvermögen, zu bearbeiten verschmähen, und mithin bleibt diefs alles vom Gebiet der Schönheit ausgeschlossen. Vergessen wir nun nicht, dafs die Einbildungskraft in Gemeinschaft mit allen geistigen Vermögen der Menschennatur wirkt: so finden wir, so bald wir ausmitteln, was jedem derselben zuwider ist, leicht das auf, wessen auch die Einbildungskraft sich nicht bemächtigen kann und mag. In Beziehung auf den Sinn wird darum alles Ekelhafte, Verzerrte, Häfsliche, in Beziehung auf den Verstand alles Unzweckmäfsige, z. B die Fratzen des Prinzen von Palagonia, in Beziehung auf die Vernunft alles die reine Menschheit empörende, das Gräfsliche, zwecklos Grausame, Peinigende u. s. w. ausgeschlossen. Nichts desto weniger kann die eine Kunst vielleicht auch hievon noch brauchen, was die andre nothwendig verschmähen mufs, die Poesie z. B., was für Plastik und Malerey ganz untaugliche Vorwürfe sind. Die Gründe dafür übergehen wir; sie liegen aber nahe genug.

Gibt es aber nicht auch Gegenstände, über denen die Einbildungskraft mit Luft brütet, und die dennoch aus dem Gebiet der künstlerischen Darstellungen ausgeschlossen werden? Hierauf könnte man erwiedern, das Gebiet der künstlerischen Darstellungen fey oft so willkürlich begränzt worden, dafs es nicht stets mit dem Gebiet der Schönheit von gleichem Umfang gewesen fey, indem es bald, z. B. von der französischen Theaterdecenz, zu sehr beschränkt, bald, z. B. von der Genieperiode, zu sehr ausgedehnt worden. Beides aber soll eben in der idealen Periode wegfallen, und darum müssen wir jene Frage anders zu beantworten suchen, weil ein anderer Grund zu jenem Ausschliefsen vorhanden seyn mufs, wofern, auch nachdem jene Beschränkung wegfiel, doch das Ausschliefsen noch erfordert wird. Wir sagen daher, das Gebiet der ästhetischen Darstellungen mufs eben so weit gehen, als das Gebiet der ästhetischen Ideen, und es wird demnach dicht an die Gränzen der materiellen Tendenz von der einen, wie an die Gränzen der geläutertsten Geistigkeit von der andern Seite stofsen: *Klopflocks* Schöpfungen und die *Contes de Lafontaine* finden darin ihre Stelle. Wie aber nicht über jedem Striche eines und desselben Gebietes ein gleich reiner Himmel sich wölbt: so läfst auch hier sich kein durchgängig *gleicher Grad* von Schönheit erwarten. Verliert sich durch die Imagination der Geist in dem Sinn, durch dessen Erregung physische Triebe erwachen: so hat man das Gebiet der Schönheit überschritten, und entäufsert der Würde der Menschheit, stehen wir mit dem Thier auf Einer Linie, folgend dem Zuge der Naturwirklichkeit. Dem Gebiet der Schönheit wird von der reinen Menschheit die Gränze gezogen, und reine Menschheit ist nicht denkbar ohne Sittlichkeit, die von einer Philine bis zu Natalien in vielfachen Nüancen sich äufsert. So weit sie in ästhetisch-

Digitized by Google

idealen Formen ſich äuſsern kann, hat der Künſtler das Recht, zu ſeinen Darſtellungen ſich den Stoff zu wählen; nach dem höhern oder niedern Grade davon werden die Grade der Schönheit in den Kunſtwerken beſtimmt. Der höchſte Grad iſt, wo Adel oder Hoheit ſich zu der Schönheit geſellt, ſey dieſs im Genuſs oder im Leiden. Darum gehört nicht blofs die Gruppe der Niobe, ſondern auch Ageſanders Laokoon zu den vorzüglichſten Kunſtwerken; darum ſteht die Iphigenie von *Göthe* bedeutend höher als die von Euripides. Jeder aber begreift nur *den* Geiſt, dem er gleicht, und daher iſt es kein Wunder, wenn gerade das höchſte Schöne den Haufen nicht anſpricht; man muſs ein *Winkelmann* ſeyn, um den Laokoon ganz zu verſtehen. Zu jedem Genuſs gehört ein eigen gebildetes Organ, und zu dem äſthetiſchen wird die Fähigkeit erfordert, ſich das äſthetiſche Ideal des Künſtlers ebenfalls bilden zu können; kurz, der Genius des Betrachters muſs dem Genius des Künſtlers verwandt ſeyn: denn wie dieſer nichts in das Kunſtwerk legen, ſo kann dieſer nichts darin finden, was nicht in ihm ſelbſt iſt.

Und ſo wären wir denn jetzt auch auf *Schillers* Meynung zurückgekommen, die ſich nach dem, was bereits geſagt worden iſt, leicht wird beurtheilen laſſen. Wahr iſts, ohne moraliſche Form und Idealität wird es keinem je gelingen, ein wahrhaft ſchönes Kunſtwerk würdig darzuſtellen: allein nichts deſto weniger behaupten wir doch, daſs *Schiller* hier ganz einſeitig ſey. Vorerſt ſpringt in die Augen, daſs er das Gebiet der Schönheit zu eng beſchränkt, indem nach ihm die *höchſte* Schönheit nur für Schönheit gelten würde. Zweytens, und das iſt die Hauptſache, irrt ſich *Schiller*, wenn er meynt, daſs wir auf ſeinem angegebenen Wege wieder zu Griechen werden könnten. Unglücklicher Weiſe hatte *Schiller* über ſeiner Speculation die Griechen ganz aus den Augen verloren, und erſt am Ende fallen ſie ihm wieder ein, wo er eine Schilderung von ihrem äſthetiſchen Zuſtand entwirft, die, wie treffend ſie iſt, doch keineswegs zu dem paſst, was er vorher über die Aeuſserung ſeiner Triebe geſagt hat. Jedem muſs dieſes auffallen, der es verſucht, die von *Schiller* ebenfalls unterlaſſene Anwendung ſeiner ſpeculativen Sätze auf die Erziehungskunſt zu machen. Wenn er ſieht, wie *Schiller* immer die Phantaſie ſo ſpät eingreifen, die Vernunft mit ihren Geſetzen immer vorangehen, die äſthetiſche Form auf die intellectuelle und moraliſche erſt folgen läſst, und dabey immer unſre moderne Moralität im Sinne hat, die auf ein Ideal von Heiligkeit gerichtet iſt, wovon die *ἀρετὴ* der Griechen *(optima rei cuiusque conditio; hominis igitur optima conditio quam ei pro natura sua consequi licet)* nichts weiſs: ſo muſs es ihn befremden, wie *Schiller* aus ſeinen Prämiſſen Folgerungen habe ziehen können, die jenen Prämiſſen doch geradezu entgegen ſind. Seinen Prämiſſen treu würde er eine *Erhabenheit* unſrer Natur uns anbilden, wie ſie die Alten nicht kannten, nur das Reich des ſchönen Scheins und äſthetiſchen Spiels nicht gründen. Die Griechen gelangten zu ihrer moraliſchen Form und Idealität auf einem ganz andern Wege, als wir, und da verſchmolz ſie nothwendig in die äſthetiſche, weshalb auch das *καλοκαγαθον*, das *πρωτον*, das Reſultat ihrer Moralphiloſophie, wie ihrer Aeſthetik war, eine Ariſtoteliſche Mitte zwiſchen zwey äuſserſten Gränzen, die zu entgegengeſetzten Fehlern verleiten. Alles kommt hier auf den Gegenſatz von Naivetät und Sentimentalität, als den Charakter des Antiken und Modernen, an. Kann uns die griechiſche Naivetät nicht wieder hergeſtellt werden: ſo iſt auch die griechiſche Kunſt für uns nicht wieder herzuſtellen. In *Göthe* aber zeigt ſich, daſs ſie auch für unſre Zeit nicht verloren ſey, und wir dürfen daher nicht verzweifeln, was wir freylich auch nicht dürften, wenn ſie verloren wäre. Der Mann kann bedauern, daſs ihm der reine zarte Kindesſinn verloren iſt; aber, um nicht ſein Daſeyn zu verlieren, wird er handeln als Mann. *Schillers* Meynung war, daſs der Mann ihn wieder *erwerben* ſolle, und aus dieſer Meynung gingen folgende neue hervor: 1. daſs an die Stelle der griechiſchen Naturpoeſie eine völlige Kunſtpoeſie treten müſſe, 2. an die Stelle der aus Phantaſie entſprungenen Mythologie der Griechen eine durch wiſſenſchaftliches Studium der dynamiſchen Phyſik zu bildende neue Mythologie, und 3. an die Stelle der ſymboliſchen Anſicht der Natur eine aus einer ſentimentalen Religion herausgebrütete Myſtik. In der That darf man aber nur dieſe Anforderungen ſcharf ins Auge faſſen, um augenblicklich einzuſehen, daſs wir alles andere dadurch werden können, nur in Ewigkeit keine Griechen wieder. „Es ſcheint — ſagt *Herder*, der mit dem griechiſchen Genius von Natur ſehr vertraut war, — daſs wir jenen ſanften Umriſs eines menſchlichen Daſeyns ziemlich aus den Augen verloren haben, indem wir ſtatt dieſer Schranken ſo gern das Unendliche im Sinn haben und glauben, daſs die Vorſtellung immer nur dazu mit uns beſchäftigt ſeyn müſſe, um uns aus unſern Gränzen zu rücken, unſre Schranken unendlich zu erweitern und uns die Ewigkeit in der Zeit, d. i. den Ocean in einer Nuſsſchale zu genieſsen zu geben. Unſre Metaphyſik und Wortphiloſophie, unſer Jagen nach Kenntniſſen und Gefühlen, die über die menſchliche Natur hinaus ſind, kennt keine Schranken, und ſo ſinken wir, nachdem wir uns in jungen Jahren vergeblich aufgezehrt haben, im Alter wie Aſche zuſammen, ohne Form des Geiſtes und Herzens, vielmehr alſo ohne jene ſchönere Form der Menſchheit, die wir doch wirklich erreichen konnten.“ So bald nämlich die Phantaſie unſre Erziehung wieder übernähme, wie bey den Griechen, nicht auf die Art, wie *Schiller* will. Was bey den Griechen bewuſstlos geſchah, das, will *Schiller*, ſoll bey uns mit Bewuſstſeyn geſchehen; was bey den Griechen die Natur, das ſoll bey uns die Freyheit wirken; wo jene durch die Umſtände hingeſtellt waren, dahin ſollen wir uns Abſicht zurückkehren. Iſt das aber möglich? Verändert

Digitized by Google

unsre Sitten, unsre Verfassungen, unsre Denkart, unsre Religion, *erzieht* Griechen, und dann — *vielleicht!* Die Hauptsache ist ja immer die, dass wir ein anderes Innere zu veräussern, ein anderes Aeussere (weniger die symbolische, als die *erkannte* Natur) zu formen haben. Das wusste *Schiller* sehr gut, als er einst sang:

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Grossen
Voraus geoffenbart dem kindlichen Verstand.

Wenn indess auch nicht Griechen: so können wir vielleicht doch Griechengenossen werden, d. h. wir können nach *unsern* Verhältnissen werden, was die Griechen nach den *ihrigen* waren, und vielleicht dass dieses so feyn soll, vielleicht auch, dass es das Beste für uns ist. Können wir das aber werden: so können wir es nur dadurch, dass wir in unsrer Erziehung den stillen Gang nicht übereilen, auf welchem die weise Mutter des Lebens uns zum Ziele führen will, wenn wir nur ihre leisen Winke beachten. Dann wird sich zeigen, dass wir der ästhetischen Erziehung, welche Kultur des Geistes und Herzens gewiss nicht ausschliesst, allerdings unser Heil verdanken werden. Nur was *Göthe* in *Winkelmann* sah, ein griechischer Sinn, der den christlichen, — nicht den Christusinn, sondern den durch die Nacht einer finstern Mönchspolitik den Jahrhunderten vor uns aufgedrungenen christlichen — Sinn auf die Seite drängt, dürfte dazu erforderlich seyn. Wer weiss, was im Hintergrunde der Zeiten verborgen liegt, ob nicht neue *Winkelmanne* und *Göthen* unserm Vaterlande geboren werden.

Noch einer Einseitigkeit haben wir bey *Schillers* Ansicht schon gedacht, dass es nämlich nach ihr nicht wohl möglich sey, das Göttliche in den Erscheinungen der Natur darzustellen. Was wir unter dem Göttlichen hier verstehen, kann nach unserer Auseinandersetzung keinem Zweifel mehr unterworfen seyn; es ist kein *Schellingisches* Phantom, sondern die in Gemässheit der Charakterbeständigkeit jedes Wesens aus unserm Wesen ihm untergelegte Eigenschaft, und daraus entspringende ästhetische Idee. Von *griechischer* Göttlichkeit dürfte also wohl die Rede seyn. Andre Nationen humanisirten die Gottheit, die Griechen theisicirten die Menschheit, und indem sie diese wieder über die ganze Natur ausströmten, wurde die ganze Natur vergöttert. Dass der Mensch das Mass aller Dinge sey, wurde so das Grundgesetz ihrer Religion und Poesie. Ihm zu folgen war in der schönen Kunst sehr thunlich, so weit sich diese mit Darstellungen aus dem Gebiete willkürlich sich bewegenden Lebens beschäftigte: wie aber, wenn sie Gegenstände aus Gebieten wählte, die der Analogie mit der Menschennatur ferner lagen? Die Poesie zwar findet hier kein Hindernis; allein wie die bildenden Künste? Man bemerke hier, dass die Griechen in der Poesie die rein beschreibende Gattung so wenig kannten, als in ihren bildenden Künsten Landschaftereyen und ähnliche Gattungen, welche zu kultiviren der Genius der neuern Kunst immer dringender veranlasst. Die Griechen blieben auch hier ihrem Princip der Verähnlichung treu, indem sie, was sie mit frischem klarem Blick in der Natur beobachtet hatten, durch glückliche Personificationen auch für die bildende Kunst zu Objecten idealer Darstellung eigneten. An die Stelle der Felsen, Bäume und Quellen traten die Göttergleichen Gestalten der Oreaden, Hamadryaden und Nymphen; das Einzelne aber ging in der Gattung unter. Ob wir uns hiemit befriedigen würden, lässt uns der wichtige Unterschied zwischen den Alten und uns bezweifeln, dass jene die sentimentale Betrachtung der Natur nicht kannten, die uns durch unsre Lage aufgedrungen ist. Unsern Genuss der Natur begleitet nicht selten jene elegische Stimmung, in welcher sich *Rousseau*, dessen zarte Seele der Fluch seiner Zeit so tief erschütterte, glücklich fühlte, wenn er auf der einsamen Petersinsel die stille Welt der Flora betrachtete. Der Contrast der friedlichen Einigkeit in der Natur von diesen und der zerrissenen Harmonie in der unsrigen ist es, der ihm und uns Wehmuth in den Naturgenuss mischt, welche die Griechen nicht kennen konnten, weil sie, harmonisch zum Leben gestimmt, wie frohe Kinder am Mutterbusen der Natur, geliebt und liebend, hingen. Nicht als ob sie gedankenlos die Natur nur angegafft hätten: denn das widerlegen ihre sinnvollen Mythen von Ceres, Bacchus, Flora, Pomona, Pan u. A. zur Gnüge; allein indem die Dichtung die einzelnen Beobachtungen und Beziehungen auf das menschliche Daseyn in ein Ganzes vereinigte, und die Phantasie nun mehr um dieses schwebte, musste, wenn auch nicht der Sinn für das Einzelne, doch diese künstlerische Beschäftigung damit verloren gehen, welche den Neuern um so nöthiger wird, je mehr sie sich an Geist und Verhältnissen von den Griechen entfernen. So lange sie aber darin nicht bis zur Idealität sich erhoben, dürfen sie sich nicht rühmen, *schöne* Kunstwerke der Art aufgestellt zu haben. Auf zwiefache Weise kann dies geschehen, indem solche Kunstwerke auf plastische oder auf musikalische Wirkung angelegt werden, wo im ersten Fall die Phantasie begränzt ist, im zweyten ungebundner wirken kann. Wohin indess ein solches Kunstwerk auch neige: so wird immer die Frage seyn, wie sich *Schillers* moralische Form- und Idealität darin ausdrücken lasse. Und gesetzt, die Antwort fiele dahin aus, dass auch hier in Wahl und Behandlung des Stoffs dieselbe, wenigstens in vielen Stücken, nichts weniger als gleichgültig sey, — denn das Edle behauptet überall den Vorrang über das Gemeine und Niedrige: — so wird sich doch auch ergeben, ohne die ästhetische Idealität sey der Gipfel der künstlerischen Vollendung ewig nicht zu erreichen, sey man ein so edler Mensch, als man wolle. Was wir von den bildenden Künsten behaupten, gilt eben so von der Tonkunst, und somit ist es erwiesen, dass nur *die ästhetische Idealität* es ist, wodurch die schöne Kunst die höchste Staffel der Voll-

Digitized by Google

Vollkommenheit erreicht. (Man vergl. *Heyne de morum vi ad fen/um pulcritudinis quam artes fectantur* in den *Opp. acad.* Vol. I. befonders den Anhang.)

Erwägen wir diefes: fo find wir beftimmt auf den Punkt hingewiefen, auf welchem *Winkelmann* die Griechen fand. Es gilt, die fchöne Kunft auf dasjenige Vermögen zurückzuführen, durch welches allein die Kunft zur fchönen wird. Glücklicher Weife haben wir noch eine Theorie anzuzeigen, welche von diefem Standpunkt ausgeht, und diefe ift enthalten in *W. v. Humboldts äefthetifchen Verfuchen*, von denen wir leider nur erft den erften Theil befitzen, der, der äfthetifchen Würdigung von *Herrmann und Dorothea* gewidmet, einen grofsen Theil des Allgemeinen der Theorie enthält. Mit *Humboldt* auf gleichem Wege finden wir *Delbrück* in feinem Werk *über das Schöne*, welchem wir vor jenem in Hinficht auf Klarheit der Darftellung und Kunft der Entwickelung noch den Vorzug zugeftehen müffen.

Freylich wohl ift es längft fchon nichts Neues mehr gewefen, zu hören, dafs alle fchöne Kunft Darftellung eines Ganzen für die Einbildungskraft und von der Einbildungskraft fey. Darum aber behaupten wollen, hiemit fey alles gethan, würde geringe Einficht in das Wefen der fchönen Kunft verrathen. Woher denn demungeachtet die vielen Irrthümer bey Hervorbringung und Beurtheilung fchöner Kunftwerke? daher, weil man den Antheil der Einbildungskraft daran, die Eigenthümlichkeit ihres Verfahrens dabey immer nicht in das gehörige Licht geftellt hatte. Was bey Beurtheilung jeder Art von Arbeit fo wichtig ift, die Forderung ftreng vor Augen zu haben, deren genaue Erfüllung man mit Recht von ihnen erwarten kann, fie allein mit dem, was fie feyn foll, zu vergleichen, das blieb daher faft völlig unbeachtet. Verdienftlich ifts mithin immer noch, dem Reich der Unbeftimmtheit ein Ende zu machen, und durch Feftftellung von Principien es dahin zu bringen, dafs jedem Kunftwerke die ihm eigenthümlich zukommenden Prädicate ertheilt werden, des äfthetifch Empfangenen, richtig Gedachten, planmäfsig Geordneten, wahr Gefchilderten, richtig Empfundenen, poetifch Dargeftellten u. f. w.

(Die Fortfetzung folgt.)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Mannheim, b. Löffler: *Der medicinifche Landpfarrer*, oder praktifche Anweifung, diejenigen Krankheiten, welche am meiften auf dem Lande vorkommen, zu heilen; allen Hn. Volkslehrern, Wundärzten und vernünftigen Bürgern in den Orten, in welchen keine Aerzte wohnen, zu ihrem Gebrauch und Wiedergenefung der Kranken redlichft gewidmet von *J. Krauße*, der WW. und Arzneyk. Doctor u. f. w. *Zweyter* Theil. 1804. VII und 230 S. 8. (16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Medicinifch-praktifches Hülfs- und Hausbuch der im gemeinen Leben am häufigften vorfallenden Krankheiten;* nebft Anleitung zu ihrer Heilart. Für Geiftliche, Wundärzte, Landchirurgen und jeden vernünftigen Lefer. Von *J. Krauße* u. f. w.

Der *erfte* Theil diefer Schrift (L. A. L. Z. 1794. Num. 391.) ift in allen Recenfionen, die dem Rec. diefes *zweyten* bekannt geworden find, ernftlich, und von einigen bitter, getadelt und gegen den Ankauf und Gebrauch deffelben gewarnt; aber demungeachtet wiederholt aufgelegt, alfo fehr häufig gekauft worden; die Warnungen der Rec. gegen folche Quackfalberbücher find alfo fruchtlos und das müffen fie auch natürlich feyn, weil die Käufer folcher Schriften nicht Bildung genug haben, um die gelehrten Zeitfchriften lefen und verftehen zu können. Was würde es alfo nutzen, wenn Rec. feine Zeit und den Raum diefer Blätter verfchwendete, um durch eine umftändliche Anzeige des Inhalts zu beweifen, dafs auch diefer *zweyte* Theil in den Händen der Perfonen, für die der marktfchreyerifche Vf. beide beftimmt hat, höchft nachtheilig fey, weil auch er voller falfchen oder nur halbwahren Begriffe, und überhäuft mit widerfinnigen und fchädlichen Rathfchlägen ift? Lieber möchte Rec. die medicinifche Deputation der kurfürftl. Baierfchen Landesdirection auf diefe, dem Leben und der Gefundheit der Menfchen fo gefährliche, Schrift aufmerkfam machen, damit der Verkauf derfelben wie unreifes Obft und mit giftigen Farben bemalte Spielfachen polizeylich unterfagt würde.

* * *

Leipzig, b. Barth: *Leitfaden zum Unterrichte in der allgemeinen Menfchengefchichte für Bürgerfchulen* von M. *Johann Chriftian Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyfchule in Leipzig. *Dritte* verbeffterte Auflage. 1803. 150 S. 8. (7 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Num. 126. und 1800. Num. 322.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 7. Junius 1806.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Oehmigke d. J.: *Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der kritischen Philosophie für Uneingeweihte. Zweyter* Theil, welcher die *Kritik der Urtheilskraft zum Gegenstande hat*, mit einem ausführlichen Register über beide Theile, von *J. G. C. Kiesewetter*, Doct. u. Prof. d. Philosophie. 1803. 34 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der *erste* Theil ist von einem andern Rec. (1800. Num. 90.) angezeigt worden. In diesem *zweyten* wird das Werk mit der *Kritik der aesthet. und teleolog. Urtheilskraft* beschlossen. Der Zweck des Vfs. war eine leichtfassliche Darstellung der wichtigsten Resultate der kritischen Philosophie für solche, die diese Philosophie studieren und kennen lernen wollen, um sie in den Stand zu setzen, dieselbe zu verstehen. Rec. tritt dem Urtheile über die Zweckmäßigkeit der Ausführung des *ersten* Theils bey. Auch in diesem *zweyten* ist die dem Vf. eigene Popularität des Vortrags unverkennbar; dabey hat er es an Beyspielen zur Erläuterung nicht fehlen lassen, eine Menge Stellen aus deutschen Dichterwerken, um seine Lehren anschaulich zu machen und seinen Vortrag zu beleben, eingeschaltet, und auch die neuesten Schriften über die Kritik der Urtheilskraft benutzt. Doch hat sich der Vf. hier näher an den Gang der Betrachtungen seines Originals gehalten, und auch in seinem Vortrage schon mehr die Form der Schule angewandt, weil er voraussetzen zu können glaubte, dass seine Leser durch das Studium des *ersten* Theils dazu gehörig vorbereitet worden wären. Allein so genau auch die Kritik der Urtheilskraft mit der der reinen theoretischen und praktischen Vernunft in einem Systeme zusammen hängt: so unterscheidet sich doch jene von diesem durch die Natur der Gegenstände, die in ihr in Betrachtung kommen, zu auffallend, als dass die Terminologie und der ganze Gang des Raisonnements im *ersten* Theile auf die vermehrte Empfänglichkeit der Leser für die Terminologie und den systematischen Fortschritt der Betrachtungen in diesem *zweyten*, einen merklichen Einfluss haben könnten; für seine uneingeweihten Leser würde es schon hinlänglich gewesen seyn, wenn er, da er sie doch hauptsächlich mit den Resultaten der kritischen Philosophie bekannt machen wollte, auch jederzeit nur diese jeder der zur Kritik der Urtheilskraft gehörigen Untersuchung an die Spitze gestellt, und ihnen die Gründe, Beweise, Erläuterungen, Beyspiele beygefügt hätte. Dadurch würde er sie zugleich auch in den Stand gesetzt haben, den Plan des Werks leichter zu übersehen. Bey der Befolgung der entgegen gesetzten Methode hätte wenigstens ein allgemeiner systematischer Entwurf dieser Kritik, zu diesem Behufe, vorgesetzt werden sollen, der hier fehlt; die den einzelnen Betrachtungen vorsthehenden allgemeinen Ueberschriften ersetzen diesen Mangel nicht. In seiner ganz wissenschaftlichen Form erfodert das Werk immer noch ein zu mühsames, mit Anstrengung verknüpftes Studium, und sein wesentlicher Unterschied von der Urschrift besteht nur darin, dass der Hauptinhalt der letztern in demselben kürzer zusammen gedrängt und Vorstellungsarten, die nicht verständlich genug schienen, mit andern vertauscht worden: denn da, wo das Original selbst deutlich genug war, ist der Ausdruck derselben beybehalten. Für solche, die sich der kritischen Philosophie widmen wollen und bereits einen Anfang darin gemacht und Anlage dazu haben, also für solche, die schon etwas mehr als blosse Uneingeweihte sind, wird das Werk nützlicher seyn, als für diese, wenn sie es bey dem eigenen Studium der Kantischen Kritik der Urtheilskraft nachlesen. Den Sinn des Originals hat Rec., so weit er es mit der Kiesewetterschen Darstellung an mehrern Stellen verglichen hat, richtig dargestellt gefunden. Nur in der Einleitung, die die meisten Schwierigkeiten enthält, scheint da, wo von dem Bedürfnis eines Gesetzes *a priori* für die reflectirende Urtheilskraft die Rede ist, der eigentliche Sinn Kants nicht völlig und deutlich genug ausgedrückt zu seyn. Vielleicht wird die Sache auf folgende Art deutlicher. Urtheilskraft überhaupt ist das Vermögen, das Besondere als enthalten unter dem Allgemeinen, dem Begriff, der Regel, dem Gesetz, zu denken; zu urtheilen, zu entscheiden, ob etwas, ein Besonderes, unter einem Allgemeinen, einer Regel, einem Begriff stehe. Nun ist entweder dieses Allgemeine, unter welches das Besondere subsumiret werden soll, durch den Verstand schon gegeben, oder nicht, sondern es soll erst zu dem gegebenen

Digitized by Google

benen Besonderen gesucht und gefunden werden. In jenem Falle ist die Urtheilskraft *bestimmend*, *subsumirend* und das Urtheil ist *logisch*; in diesem ist es *reflectirend*, das nicht bereits durch den Verstand gegebene Allgemeine aufsuchend. Die *reflectirende Urtheilskraft* ist wieder entweder die *aesthetische* oder *teleologische*. Dort wird das Besondere nicht nach einem Begriffe davon zum Erkenntnifs desselben, wie es bey der bestimmenden, logischen Urtheilskraft der Fall ist, sondern durch das Gefühl beurtheilt. Wir wollen nicht wissen, was das Besondere, der Gegenstand ist, und wie er möglich ist, sondern nur, *wie* er und sein Erfahrungsbegriff in mir ist, wie er mich in meinem Bewufstseyn (z. B. zur Luft oder Unluft) verändert; *hier* wird das Besondere nicht nach Begriffen, auch nicht nach Eindrücken auf das Gefühl der Luft und Unluft, sondern nach Zwecken, die ein Verstand überhaupt, obgleich nicht der unsrige, in die Natur gelegt hat, also auch nicht nach seiner Materie, sondern nur nach der Form, nach der Art und Weise, wie es uns erscheint, beurtheilt. Die reflectirende Urtheilskraft bekümmert sich nicht um das, was ein bestimmter Gegenstand der Natur ist, aus welchen Theilen er besteht, wie er in der Art seines Daseyns möglich ist, sondern sie beurtheilt ihn nur nach der Zweckmäfsigkeit ihrer Form. Diese Formen an den Erscheinungen der Natur sind unendlich mannichfaltig, und specificiren sich nicht allein nach den Gattungen, sondern auch nach den Arten derselben und den besondern Individuen. Jede dieser Erscheinungen macht entweder einen besondern Eindruck auf unser Gefühl der Luft oder Unluft; wir betrachten sie, ohne einen Begriff und Zweck vorauszusetzen, doch als zweckmäfsig in Anfehung des Anschauens, der Auffassung ihrer Form; wir beurtheilen sie dann blofs durch das Gefühl: oder wir betrachten sie als zweckmäfsig in Rücksicht auf einen bestimmten Zweck, als übereinstimmend mit dem Begriff, dem Zweck, der den Grund der Form der Erscheinung an die Hand gibt; wir beurtheilen sie dann als einen Naturzweck, nicht durch das Gefühl, sondern durch Verstand und Vernunft, vermittelst eines Begriffs von ihr, der den Zweck in sich fafst. Wir betrachten sie nicht nach dem, was sie vermöge des Begriffes von ihr an und für sich ist, sondern nur die Angemessenheit ihrer Form zu ihr selbst als Naturzweck.

Die Gegenstände der reflectirenden Urtheilskraft sind die Formen der Erscheinungen, die durch die in der Sinnlichkeit und dem Verstande *a priori* liegenden Bedingungen der Erfahrungserkenntnisse, welche ein Wissen dessen, *was* sie an und für sich sind, bezwecken, nicht bestimmt werden. *Form* bedeutet überhaupt, die Art und Weise, sich Gegenstände vorzustellen. Dieser Formen oder Arten des Vorstellens gibt es drey: die *erste* wird durch die Begriffe von den Erscheinungen, zum Behuf einer theoretischen Erkenntnifs von ihnen, bestimmt; die *zweyte* besteht darin, dafs man Gegenstände blofs als Mittel zu Zwecken betrachtet; die *dritte*, dafs man sie nach den Eindrücken auf unser Gefühl der Luft und Unluft beurtheilt. Die erste Art wird durch die Gesetze, welche theoretische Vernunft der bestimmenden Urtheilskraft vorschreibt, bestimmt; die beyden andern Arten stehen nicht unter dieser Gesetzgebung, sondern haben ihre eigene in der reflectirenden Urtheilskraft. Als Mittel und Zwecke erscheinen uns die Dinge nicht; die Urbegriffe des Verstandes und seine durch dieselben begründeten Gesetze, sind also auch nicht auf die Dinge als Mittel und Zwecke anwendbar. Um die Dinge als Mittel zu Zwecken zu erkennen und in Zusammenhang zu bringen, kann der reflectirenden Urtheilskraft nur ihr eigenes Gesetz der objectiven Zweckmäfsigkeit, in der Voraussetzung eines aufser uns befindlichen Verstandes, der in die Dinge nur durch ihre Gestalt und Form erreichbare Zwecke gelegt habe, dienen. Eben so wenig hat der Verstand und die bestimmende Urtheilskraft auf unsere, durch den Eindruck auf unser Gefühl bestimmten, Urtheile von den Naturdingen Einfluss: denn die Art dieses Eindrucks ist nur subjectiv und nicht etwas, das an den Dingen selbst erschiene oder angeschauet würde; wir beurtheilen die Dinge als schön oder häfslich, je nach dem Eindruck ihrer Gestalten und Formen auf unser Gefühl; die reflectirende ästhetische Urtheilskraft beurtheilt, nach ihrem Princip der subjectiven Zweckmäfsigkeit, diese Formen als übereinstimmend mit den Erkenntnifsvermögen, die in ihr thätig sind, oder als mit denselben nicht übereinstimmend, als zweckmäfsig oder als unzweckmäfsig.

Die Anfänger stofsen sich gemeiniglich an den Ausdruck, mit welchem *Kant* diese unter die Gesetzgebung der reflectirenden Urtheilskraft gehörigen Formen der Natur zu erklären gesucht hat. Er sagt nämlich von ihnen, sie wären *gleichsam Modificationen der allgemeinen transscendentalen Naturbegriffe. Naturbegriffe* sind den *Freyheitsbegriffen* entgegen gesetzt, folglich solche, die zur Sinnenwelt, der Welt der Erscheinungen, gehören. Sie verlieren sich, wenn man sie bis auf ihre allgemeinsten Merkmale zergliedert, in die Categorieen oder Stammbegriffe des Verstandes, die in sofern transscendental heifsen, als sie sich auf Anschauungen im Raum und in der Zeit anwenden lassen. In dieser Rücksicht sind also jene Categorieen des Verstandes, da sie als Merkmale von Gegenständen der Natur dienen, transscendentale Naturbegriffe, z. B. die Begriffe Subsistanz, Ursach, Wirkung u. s. w. Eine *Modification* erhält ein solcher Begriff durch die Anwendung auf eine Anschauung oder einen empirischen Begriff, und ohne ihn wäre es unmöglich, das Mannichfaltige einer Anschauung oder eines empirischen Begriffs in die Einheit des Bewufstseyns zusammen zu fassen. Nun sind freylich alle Vorstellungen vom höchsten Gattungsbegriff an, durch alle Unterarten, bis zum Individuum, Modificationen jener transscendentalen Naturbegriffe; aber jene der teleologischen und aesthetischen Urtheilskraft eigenthümlich angehörigen

Digitized by Google

gen Formen der Naturdinge sind es doch gewissermafsen auch, nämlich in fofern, als der Begriff deffen, was als zweckmäfsig beurtheilt wird, nothwendig an einer Categorie haftet; daher denn auch jedes auch noch fo individuell bestimmte Zweckmäfsige an ihm als Modification der transfcendentalen Naturbegriffe, die immer und einzig allgemein sind, betrachtet werden kann.

Die transfcendentale Deduction des Princips der Zweckmäfsigkeit, oder der Beweis, dafs der Gebrauch, den die Urtheilskraft von demfelben macht, nicht ufurpirt, fondern in der Natur dieses Erkenntnifsvermögens felbft gegründet fey, läfst fich vielleicht noch begreiflicher als ihn der Vf. gibt, fo faffen: Der Verftand beftimmt durch feine allgemeinen Begriffe die Gegenftände der Natur nur ihrer Gattung (*genus*) nach, nicht aber als Arten (*species*). Er enthält nichts in fich, kein Merkmal, das einem in der Anfchauung gegebenen Gegenftande, um ihn zu diefem befonderen, beftimmten Dinge zu machen, als Prädicat beygelegt werden könnte. Sein Gefchäft ift blofs, die befonderen in der Anfchauung gegebenen Naturdinge und Individuen unter Gattungen zu ordnen, nicht aber, umgekehrt, die Gattungen zu Arten und Individuen zu machen, fie zu *fpecificiren*. Hieraus folgt denn auch unmittelbar, dafs die Gefetze *a priori*, die auf die im Verftande *a priori* liegenden Begriffe gegründet find und aus denfelben fliefsen, nur Gefetze zum Behuf der Verbindung der Gattungen (*generum*) unter einander feyn, keinesweges aber zu einer Verknüpfung der Dinge als Arten und Individuen, dienen können; fondern dafs die Erkenntnifs und Verbindung diefer befonderen empirifchen Dinge, als folcher, auch auf befonderen empirifchen Gefetzen beruhen müffe. Da es nun aber gleichwohl ein nothwendiges Bedürfnifs des Verftandes ift, die Dinge der Natur, in wiefern fie durch den Verftand felbft unbeftimmt gelaffen werden, oder in wiefern fie fpecififch verfchiedene Dinge find, und die empirifchen Gefetze, nach welchen fie fich richten, eben fo gut wie ihre *genera* und die allgemeinen transfcendentalen Gefetze derfelben, in Verbindung zu bringen und auf eine denkbare Einheit zurück zu führen, um von diefen befonderen empirifchen Dingen und ihren Gefetzen ein Syftem der Erfahrung möglich zu machen: fo kann diefes nicht anders bewirkt werden, als durch die Urtheilskraft. Diefe mufs dem Verftande, zur Befriedigung feines Bedürfniffes, da es ihm felbft, diefe zu bewirken, unmöglich ift, dadurch zu Hülfe kommen, dafs fie, die in Anfehung der Dinge unter möglichen (d. i. noch zu entdeckenden) empirifchen Gefetzen, blofs reflectirend ift, die Natur in Anfehung diefer befonderen empirifchen Gefetze, um diefelben zu entdecken, nach einem *Princip der Zweckmäfsigkeit* für unfer Erkenntnifsvermögen, denkt. Denn der Begriff der Zweckmäfsigkeit der Objecte der Natur für unfer Erkenntnifsvermögen ift es eben, unter welchem die gefetzliche Einheit in der Verbindung, die wir zwar einer nothwendigen Abficht des Verftandes gemäfs, aber doch zugleich als an fich zufällig erkennen, vorgeftellt wird. Jene gefetzliche Einheit in der Verbindung der befonderen Naturdinge und ihrer empirifchen Gefetze ift dem Verftande nothwendig: denn fie ift fein Bedürfnifs, das er zu befriedigen fucht; fie ift aber gleichwohl für unfre Einficht blofs zufällig, da fie nicht durch die Gefetze des Verftandes felbft, die allein nothwendige Einheit der Erkenntnifs zu bewirken im Stande find, beftimmt wird.

BAMBERG, im Comptoir der Zeitung: *Kurzer Abrifs der alten und neuen Philofophie* bis auf das neunzehnte Jahrhundert. 1802. VIII u. 232 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. erklärt in der Vorrede, er habe keine eigentliche Gefchichte der Philofophie fchreiben wollen, fondern feine Abficht fey gewefen, eine kritifche Ueberficht derfelben zu geben, kurz darzuftellen, was man von den älteften Zeiten bis zu den neueften in der Philofophie gelehrt habe, die Abftände gegen einander zu zeigen und befonders die Widerfprüche der Philofophen zu erörtern und zu prüfen. Diefer Zweck ift nur zum Theil und auch in einer gewiffen Begränzung unvollkommen erreicht worden. Es ift eigentlich ein Grundrifs der Gefchichte der Philofophie, der aber nicht in allen Theilen nach einerley Grundfätzen gezeichnet, theils von andern entlehnt, theils vom Vf. felbft weiter fortgeführt worden ift, bald nur eine kurze Charakteriftik der vornehmften Philofophen, bald ihrer Philofophie enthält. Die Gefchichte der Philofophie bis auf *Kant* ift nach des Vf. eignem Geftändnifs, aus *Dorfch* Beyträgen zum Studium der Philofophie genommen. Er vermehrte fie mit Anmerkungen und Zufätzen, welche wiederum zum Theil aus *Gmeiners*, *Steinackers* und *Fabritius* Werken entlehnt, theils fein Eigenthum find. Die Gefchichte der kritifchen Philofophie fcheint die eigne Arbeit des Vfs. zu feyn. Diefes find die beiden Theile, aus welchen das Ganze befteht, und welche mehr an einander gereihet, als zufammengefüget find. Der erfte gewährt eine fehr dürftige und flüchtige Skizze von den Philofophen und ihren Philofophemen, weil nicht immer der Mittelpunkt ihrer Lehren, fondern nur einige Sätze, die mehr Refultate als Principe find, angegeben werden; auch bedarf er mehrerer Berichtigungen. Wir wollen nur einige Proben anführen. Vom *Plato* heifst es S. 19. „Schade, dafs der letztere, welcher im *erften Jahre der* 88 *Olympiade blühte*, vom Feuer feiner Einbildungskraft hingeriffen, fo viele Träumereyen in die Sokratifche Philofophie aufnahm. Sein Hauptgrundfatz war: in dem, was in die äufsern Sinne fällt, ift nicht Wahrheit, fondern in dem, was der Seele in ihrem Innern erfcheint. Der Ort, in welchem er lehrte, war auferhalb Athen, nahe bey der Akademie oder dem Gymnafium von Cimon (?); deshalb nennte man feine Schüler Akademiker." Solche chronologifche Data als *Plato der in der* 88. *Ol. blühte; Sokrates, der in*

Digitized by Google

in der 77. Ol. lebte, fallen mit Recht sehr auf. Der Charakter der Platonischen Philosophie ist sehr flach und unbestimmt gezeichnet. Dieses ist auch der Fall mit der peripatetischen (deren Name noch von dem Auf- und Abgehen des lehrenden Aristoteles abgeleitet wird) und der stoischen. Von Aristoteles wird gesagt: „sein Hauptverdienst besteht darin, dass er mit skeptischem Scharfsinne den ganzen Umfang der Philosophie darstellte; so skeptisch aber auch immer der Anfang seiner Untersuchungen ist, so ist doch das Resultat daraus nie Skepticism." Von der stoischen: „diese, obgleich in manchen Grundsätzen paradoxe und zu strenge Sekte erzeugte die grössten Genies, die tapfersten Feldherrn und die klügsten Staatsmänner. Sie kömmt mit der peripatetischen darin überein, dass sie alle Gegenstände der Natur umfasst, und sich von der beunruhigenden Philosophie der Zweifler weit entfernt." So erfährt man durch diesen Abriss immer etwas von diesem oder jenem Denker und seinem Systeme; nur selten aber das Charakteristische und Wesentliche. Und auch die Beylagen, welche manches weiter ausführen, füllen diesen Mangel nicht aus.

Der *zweyte* Theil, Geschichte der kritischen Philosophie (S. 67.) fängt mit einer falschen und gründlichen Darstellung des Leibnitzisch-Wolfischen Systems und des Humischen Skepticismus an, und zeigt, wie Kant durch beide auf den Gedanken einer Kritik des Erkenntnissvermögens kam. Eine auf diese Art fortgesetzte Geschichte der kritischen Philosophie, der durch sie veranlassten Revolution und der neuesten aus dieser hervorgegangenen Systeme war dadurch trefflich eingeleitet. Aber kaum hatte der Vf. gut angefangen, so stehet er still, und liefert uns, statt einer Geschichte, ein Verzeichniss von den Schriften Kants, seiner Freunde und Gegner, mit manchen hier und da eingestreueten Anmerkungen über deren Inhalt und Zweck, welche öfters aus Recensionen genommen sind, mit einer Parallele von Kants und Fichtes Philosophie, welche zeigen soll, dass Fichte mit Kant eins sey, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Ansichten und Methoden, aber doch höher stehe als Kant, indem er die ursprüngliche Synthesis ursprünglich in einem ursprünglichen Handeln auffasse, Kant hingegen sich an einen zweyten Act des Denkens halte und von diesem die Denkgesetze ableite; dass Fichte an den Gränzen des Denkens, Kant innerhalb dieser stehe. — Ein Urtheil, welches sich nicht rechtfertigen lässt, weil es voraussetzt, dass Fichte den Geist des Kriticismus festhalte, was nicht der Fall ist. Mit seinen Speculationen gehet er zwar weit über Kant hinaus; aber weil sie vor einer strengen Kritik so wenig als irgend eine Speculation die Probe besteht, so steht er unter Kant. Kant stehet unerschütterlich fest innerhalb der Gränzen des Denkens und Erkennens, ob er wohl auch, weil er den ganzen Umfang desselben ausmass, die Gränzen berührte, doch ohne sie zu überschreiten. Eben dieses, was der Vf. als einen Beweis ansiehet, dass Kant tiefer als Fichte stehe, macht in den Augen der gründlichen Denker seine unverwerkliche Grösse aus. Fichte's religiöse Vorstellungsart und die darüber entstandenen Streitigkeiten machen eine eigne Rubrik aus, und der Vf. hat aus manchen Schriften und Recensionen mehreres zur Beurtheilung derselben gesammelt. Den Beschluss macht ein ziemlich vollständiges Verzeichniss der allgemeinen Schriften über die Geschichte der Philosophie.

Nach der Vorrede zu schliessen, scheint diese Schrift nur Vorläuferinn und Einleitung einer zweyten zu seyn, in welcher der Vf. jedes System ausführlich aufstellen und prüfen, ihre Abweichung und Uebereinstimmung anzeigen, und nach Beantwortung der Frage, ob es noch einen Standpunkt gebe, in welchem sich alle aus einander tretende Systeme berühren und mit der Vernunft bestehen können, einen Plan zum Vereine zwischen allen Philosophen zu entwerfen suchen wollte — eine Idee, welche *Degerando* in seiner *Histoire comparée des Systêmes de la Philosophie* unterdessen ausgeführt hat. — Ob diese Schrift, die auch als *zweyter* Theil der gegenwärtigen zu betrachten seyn sollte, wirklich erschienen sey, wissen wir nicht.

PHILOLOGIE.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Historisches und physikalisches Lesebuch*, den Anfängern der lateinischen Sprache gewidmet von *Joh. Gottfr. Röchling*, Conr. am Gymnas. zu Worms. *I'ierte* verbesserte Auflage. 1804. 308 S. 8. (12 gr.)

Das Werkchen beginnt ohne Vorbericht mit Kleinigkeiten aus der Naturgeschichte, Mythologie, Erdbeschreibung, Räthseln, Maximen u. s. w. Der *zweyte* Abschnitt enthält Unterhaltungen aus der Naturgeschichte, der *dritte* Fabeln und Erzählungen, der *vierte* merkwürdige Reden und Handlungen berühmter Männer des Alterthums, der *fünfte* allerhand Verse und Distichen, der *sechste* Regeln zur Erhaltung der Gesundheit und der *siebente* einige Fabeln aus dem Phädr. Man sieht, dass für Mannigfaltigkeit gesorgt ist. Die Abschnitte sind in viele kleine Pensa zerschnitten, welche passende Ruhepunkte darbieten. In dem physikalischen Theile möchte noch manches aus den neuern und neuesten Entdeckungen zu berichtigen oder nachzutragen seyn. Sonderbarer Weise heisst *Paris* noch in dieser Auflage, welche doch 1804 erschienen seyn soll, S. 137. *„sedes regis Galliarum."* Häßliche Druckfehler gibt es auf jedem Blatt.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 10. Junius 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Weidemanns E.: *Handbuch der allgemeinen Staatswissenschaft nach Schlözers Grundrisse bearbeitet* von *Christ. Dan. Voss*, Herzogl. Sächs. Weim. Rath, Doct. u. Prof. der Philos. zu Halle. *Vierter* Theil. Politik. Praktischer Theil. Staatsgeschäftenlehre oder Staatspraxis. 1799. X u. 605 S. *Fünfter* Theil. Einleitung in die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaft bey den Medern, Persern, Ifraeliten, Aegyptiern, Carthaginensern, Griechen (Athenienfern). 1800. XVIII u. 508 S. *Sechster* Theil. Beschluss der Einleitung in die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaft in dem Alterthum. 1802. VI u. 344 S. gr. 8. Die beiden *letzten* Theile auch unter dem besonderen Titel: *Einleitung in die Geschichte und Literatur der allgemeinen Staatswissenschaft. Erster* Theil u. s. w. *Zweyter* Theil u. s. w.

Die ersten *drey* Theile sind bereits früher (A. L. Z. 1797. Num. 161. u. 1799. Num. 134.) angezeigt. Der *vierte* Theil enthält die gesammte *allgemeine Staatspraxis* oder eine Ueberficht aller Staatsgeschäfte, ihrer materialen, formalen und personalen Bestimmung nach, welche aus der Anwendung der theoretischen Grundsätze in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung entspringen. Die materiale Bestimmung bezieht sich auf die Summe derjenigen Geschäfte, welche, in Anwendung des theoretischen Theils, als zur Erreichung des allgemeinen Staatszwecks nothwendig und zweckmäfsig erscheinen, und zur Ausführung zu bringen sind; die formale Bestimmung betrifft die Art und Weise, wie diese sämmtlichen Staatsgeschäfte am leichtesten, sichersten und zweckmäfsigsten zur Ausübung gebracht werden können; die personelle beschäftigt sich mit den Personen, in Rücksicht auf ihre Eigenschaften, Pflichten und Rechte, durch welche die Staatsgeschäfte verrichtet werden müssen. Diese Ansicht ist zwar im Ganzen richtig, sie scheint uns aber nicht die bequemste zu seyn; wir würden vielmehr, was hier von den Personen noch beyzubringen ist, dem theoretischen Theil überlassen, und die beiden anderen Rücksichten dergestalt vereinigen, dafs wir bey jeder besonderen Art von Geschäften auch diejenigen Vorschriften abhandelten, welche sich auf die eigenthümliche Form jeder Klasse von Geschäften beziehen, z. B. bey der Finanzpraxis die sehr interessante, hier völlig übergangene, Lehre von Balanzen und Finanztabellen, so wie von den Mitteln, wodurch man sich die Controlle erleichtern kann.

Besser gefällt uns die Eintheilung in die obere und allgemeine, und die specielle und untergeordnete Staatspraxis, welche auch der Vf. bey seiner Ausführung befolgt.

Die *allgemeine* oder *oberste Staatspraxis* nämlich, welche er in der *ersten* Abtheilung erörtert, begreift die Gesammtmasse von Staatsgeschäften, welche man auch wohl unter dem Ausdruck Regieren zusammen fafst. Ihr bleiben die Geschäfte, welche die gesetzgebende Gewalt nothwendig macht, ausschliefsend; ihr fallen aber auch alle die obersten Verfügungen und Entscheidungen, in allen den verschiedenen Abtheilungen und Anwendungen der executiven Gewalt anheim. Der Vf. bringt hier manche gute Bemerkungen über die Eigenschaften der Regenten und Minister, so wie über die Vertheilung der Geschäfte in gewisse Departements bey; obgleich auch mehrere unbestimmte und wohl, wenigstens bey der Anwendung, nicht angemessene Behauptungen vorkommen, und andere, wichtige Gesichtspunkte nicht berührt sind, wie z. B. die Verbindung aller Staatsgeschäfte bey den Berathschlagungen im Staatsrath. Als eine praktische Erläuterung fügt er nachher eine Uebersicht des Geschäftsganges in den Preufsischen, Französischen und Grofsbritannischen Staaten an, als der geschätztesten und bewährtesten positiven Staatsverwaltungsformen. Bey der Preufsischen, welcher er übrigens das gerechte Lob ertheilt, findet er Mängel in der Unvollständigkeit der Departementsvertheilung, in der willkürlichen Verbindung und Sonderung der Gegenstände der Verwaltung und der daraus entstehenden Ueberhäufung und Vervielfältigung der Geschäfte für die obersten Staatsdiener, insonderheit die Minister, als Directoren der verschiedenen Departements und anderer aufserhalb derselben noch existirenden Corporationen und Institute. Was er von der Grofsbritannischen Staatsverwaltung sagt, dürfte weder ganz richtig und erschöpfend, noch vollkommen unpar-

Digitized by Google

teyfch feyn; ob wir gleich dadurch die Mängel derfelben in Schutz zu nehmen keineswegs gemeint find. Aber noch weit minder können wir feinem Urtheil über die in der franzöfifchen Conftitution von 1795 für die allgemeine Staatspraxis feftgefetzten Formen beypflichten, ungeachtet diefe auf der Grundlage einer Theorie der Menfchenrechte erbauet, alfo von aller Empirie und jedem Einfluffe des Herkommens und Vorurtheils frey, von ihren Schöpfern gleichfam als *ein Ideal einer makellofen und durchaus zweckmäfsigen Staatspraxis* aufgeftellt, auch von einem grofsen Theile der Staatsbürger aller Länder Europens als ein folches bewundert feyn foll. Denn fo wie wir fchon bey der erften Erfchaffung diefer Conftitution in ihren Grundzügen ihre Unhaltbarkeit erkannt und bemerklich gemacht haben, fo finden wir auch den darin feftgefetzten, ohnehin niemals völlig in Ausübung gebrachten Plan des Zufammenhangs der Staatsgefchäfte keineswegs ficher, feft und erleichternd; und die Erfahrung hat denn auch über jenes Machwerk, als ein übel zufammenhängendes Bruchftück des ehemaligen politifchen Schwindels, nach wenig Jahren fo völlig den Staab gebrochen, dafs man wohl fchwerlich wieder in den Fall kommen wird, die Gebrechen deffelben aufzudecken, und veränderungsfüchtige Politiker vor diefer Fallbrücke zu warnen.

In der *zweyten* Abtheilung handelt der Vf. von der *fpeciellen* oder *untergeordneten Staatspraxis*, nach ihren materialen, formalen und perfonalen Beftimmungen. Die beiden letzteren Abfchnitte find fehr kurz und gehen in keine befondere Betrachtungen ein; in dem *erften* aber werden die Juftiz-, Polizey-, Aufklärungs-, Kriegswefens-, auswärtige-, Kameral- und Finanzpraxis nach einander, wiewohl in fehr ungleichem Umfange erläutert. Die Polizeypraxis ift bey weitem am umftändlichften behandelt; die Kameralpraxis fcheint am meiften zufammengedrängt, weil der Vf. glaubte, dafs die mannigfaltigen, zum Theil durchaus zweckmäfsigen Bearbeitungen der Kameral- und Finanzpraxis in eigends dazu beftimmten Lehrbüchern (doch wohl nur für den preufsifchen Staat) ihn in den Stand fetzten, feine Darftellung abzukürzen. Für die Polizey fetzt er hier einen neuen, beftimmteren Begriff als in dem theoretifchen Theil feft, der uns grofse Aufmerkfamkeit zu verdienen fcheint: dafs nämlich die *Juftizpflege* es mit der Kränkung der Rechte einzelner Bürger oder Corporationen zu thun habe; die *Polizeyverwaltung* hingegen mit der guten Ordnung und der Sicherung des Genuffes der Güter der Staatsbürger. In der Ausführung felbft bemerkt man durchgehends einen liberalen Geift, und grofse Sorgfalt für alle Forderungen des Bürgers an den Staat; wir haben jedoch unter manchen zweckmäfsigen Erinnerungen, mehrere gefunden, die uns theils zu weit getrieben fcheinen, theils zu fehr gegen conventionelle, allgemein herrfchende Ideen anftofsen, theils die Polizey, indem fie ihr die gefpannteRe Aufmerkfamkeit auf mehrere Gegenftände des häuslichen Lebens zur Pflicht macht, zu Eingriffen in die perfönliche Freyheit berechtigt, die wir mit zu den gröfsten aller politifchen Uebel zählen, und die bey aller Unbequemlichkeit und Unluft, die fie einzelnen verurfachen, dennoch im Ganzen faft nie ihren Zweck erreichen.

Die beiden *letzten* vorliegenden Theile, der *fünfte* und *fechste*, liefern einen Verfuch zu einer pragmatifchen Literatur der Staatswiffenfchaft aus einem neuen, allerdings intereffanten, Gefichtspunkt. Der Vf. will nämlich hier die auch fchon in *Schlözers* Entwurf urfprünglich begriffene Ueberficht der beftandenen und beftehenden Staatsverfaffungen und Gefetzgebungen, oder eine Staatsverfaffungs- und Verwaltungskunde liefern, die zu der vorangehenden Theorie die belehrendften Beyfpiele aufftellen würde. Mit diefer hiftorifchen Ueberficht wollte er dann zugleich eine kritifche Ueberficht deffen verbinden, was unter den für diefe Wiffenfchaft merkwürdigen Nationen von vorzüglichen Köpfen gedacht und gefchrieben worden war für die Wiffenfchaft Epoche macht. Durch eine folche fortlaufende Zufammenftellung mufste man, wie er mit Recht bemerkt, in den Stand gefetzt werden, zu beobachten, wie das Praktifche auf Speculationen führte, und diefe Speculationen wieder mehr oder weniger in das Praktifche übergingen; wie die Speculation neben der Praxis fortfchritt oder hinter ihr zurückblieb, auch wohl gänzlich verfchwand oder erftarb (ganz doch wohl kaum); wie fie nach und nach wieder belebt ward, in angeftrengter Thätigkeit der Praxis wieder voran eilte, und mehr oder weniger Einflufs auf diefelbe gewann; indem fie fich fortwährend bemühte, die Grundfätze zu entwickeln und zu begründen, welche das Fundament je der Staatsverwaltung und Verfaffung feyn füllten, und früher oder fpäter doch noch auch einft werden dürften.

Ueber den Nutzen eines folchen Unternehmens an fich, glauben wir nicht eine Verfchiedenheit der Meinungen annehmen zu dürfen: eine andere Frage aber ift es, ob es in dem Umfange und in der Art, wie es hier ausgeführt worden, fich einem Handbuch der Staatswiffenfchaft fo eigentlich anfchliefse, und als Einleitung in die Literatur diefer Wiffenfchaft gelten könne. Auch müffen wir geftehen, dafs die weitläuftige Manier des Vfs. uns hier noch mehr, als in den vorhergehenden Theilen, aufgefallen ift: indem gerade hier eine gedrängte Darftellung dem Zweck vorzüglich angemeffen gewefen wäre. Dagegen hat der Vf. die Thatfachen, die in feinen Plan gehörten, nach den beften Schriftftellern forgfältig aufgeftellt und fcharffinnig verbunden, fo dafs man allerdings auf manche Bemerkungen ftöfst, welche in mehr als einer Rückficht lehrreich find und eine wahre Bereicherung der Wiffenfchaft abgeben. Bey dem Perfifchen, Medifchen, Aegyptifchen und Carthaginenfifchen Staat hat *Heerens* Werk über die Statiftik

Digitized by Google

tiftik dieſer Staaten mehrere Ideen an die Hand gegeben: indeſſen hat der Vf. ſie mit eigener Prüfung benutzt, und iſt nicht ſelten aus hinreichenden Gründen davon abgewichen. Um ſo mehr Grund hat er zu glauben, daſs ſeine Arbeit jenem Werk mit Nutzen an die Seite treten könne; zumal da letzteres ſich mit der Darſtellung der regſamen Staatskräfte hauptſächlich beſchäftigt, und Staatsverfaſſung, Verwaltung und Geſetzgebung nur in ſo fern berührt, als es der Hauptzweck nothwendig macht. Uebrigens findet die Auswahl der Staaten ihre Rechtfertigung in dem vorzüglichen Intereſſe, welches die ausgehobenen Staaten, in Vergleichung mit anderen Staaten des Alterthums, für die Wiſſenſchaft haben, theils in der bey dieſen Staaten erleichterten Möglichkeit, ſich einige nicht ganz unzuverläſſige Kenntniſs ihrer Verfaſſung, Geſetzgebung und Verwaltung zu verſchaffen.

In der Einleitung beſtimmt der Vf. noch genauer die ſchon in der Vorrede bezeichneten Reſultate zur Fortſetzung des Standpunkts, aus welchem eine Einleitung in die Geſchichte und Literatur der allgemeinen Staatswiſſenſchaft entworfen und beurtheilt werden muſs. Da nämlich dieſe Wiſſenſchaft, wie alle übrigen praktiſchen Wiſſenſchaften, in einzelnen Abtheilungen und als Ganzes mehr zur Ausübung gebracht, als wiſſenſchaftlich behandelt worden, ſo iſt auch die Geſchichte der Staatswiſſenſchaft bey weitem dem gröſseſten Theile nach in der Geſchichte der Staatsverfaſſungen und Verwaltungen zu ſuchen. Dieſe Geſchichte aber, die eine lehrreiche Beyſpielſammlung für die Theorie aufſtellt, iſt von einer Einleitung in die Literatur derſelben nicht zu trennen, und ohne jene würde dieſe nie gehörig beurtheilt, nie wirkſam genug benutzt werden können. Indem alſo der Vf. aus der Staatenreihe und der Geſchichte der alten, mittleren, neuen und neueſten Zeit, die in Hinſicht auf dieſe Wiſſenſchaft vorzüglich wichtigen Staaten und Begebenheiten ausſhebt, und auf dieſe Weiſe die Hauptepochen der Staatspraxis andeutet, bezeichnet er auch die Fort- oder Rückſchritte der Speculation oder Theorie der Staatswiſſenſchaft, und charakteriſirt die Männer und ihre Werke, ſo wie die Wirkung derſelben, für Theorie und Praxis.

Von der *erſten* Abtheilung, welche dem *Alterthum* gewidmet iſt, befaſſen die beiden jetzt gelieferten Theile nur etwa die Hälfte, da das Römiſche Reich noch zurück iſt; und daraus wird man ſchon auf den Umfang ſchlieſsen, den das Ganze erhalten muſs, wann der Vf. es, wie man allerdings wünſchen muſs, in eben dem Sinn vollenden ſollte. In dem *fünften* Theil behandelt er das Mediſche Reich; Zoroaſters Zendaveſta; das Perſiſche Reich, beides nach Xenophons Cyropädie, und nach Herodot, Cteſias, Diodor u. a.; das Iſraelitiſche Volk nach Moſes Geſetzgebung und deren ſpäteren Modificationen; die Aegyptiſche Verfaſſung und Geſetzgebung; die Carthaginenſiſche Verfaſſung und Geſetzgebung; bey Griechenland, die älteren Verfaſſungen und deren Modificationen derſelben im Allgemeinen, die Staatenvereinigung durch den Rath der Amphyctionen, den Athenienſiſchen Staat, Draco's Geſetzgebung, Epimenides, als Verſöhner der Gottheit und Wiederherſteller der Ruhe, Solons Geſetzgeber-Charakter, Einführung der Sifachthie (Entledigung, Befreyung von Schuldverbindlichkeiten), die eigentliche Conſtitution Solons (eine vorzüglich gut gerathene Ausführung), Tyranney des Piſiſtratus und ſeiner Söhne, die Modification der Soloniſchen Conſtitution durch Ariſtides, und ihre gänzliche Auflöſung durch Perikles. Der *ſechste* Theil iſt auch noch ganz dem Athenienſiſchen Staat gewidmet. Nach einer ſummariſchen Betrachtung der ſpäteren Athenienſiſchen Demokratie und Demagogie, und der Urtheile der competenteſten Richter darüber, wird die eigentliche Geſetzgebung Solons, die ſich noch nach Vernichtung ſeiner Conſtitution gröſstentheils in Kraft und Wirkſamkeit erhielt, in Verbindung mit ihren ſpäteren Modificationen, umſtändlich erörtert. Hier kommen zwar manche an ſich ſchätzbare Bemerkungen vor; wir möchten aber doch glauben, daſs der Vf. ſich oft etwas zu weit ausgedehnt hätte, und in ein zu groſses, hier nicht ganz zweckmäſsiges Detail eingegangen wäre, wenn wir gleich völlig darin mit ihm einverſtanden ſind, daſs Solons Geſetzgebung in der Folge aus dem Athenienſiſchen Staat auch in den Römiſchen überging, und eben ſo aus dem Römiſchen Recht wieder in einen weſentlichen und wichtigen Theil der Geſetzgebung der neueren Europäiſchen Staaten ward.

Uebrigens iſt uns ſeitdem von der Fortſetzung dieſes wichtigen Werks nichts weiter bekannt geworden. Man ſollte beynahe daraus ſchlieſsen, daſs der Vf. durch ſeine ſpäteren hiſtoriſchen Arbeiten daran behindert wäre: und dieſs würden wir in mehr als einer Rückſicht bedauern.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BRAUNSCHWEIG, b. d. Schulbuchh.: *Anweiſung zur Rettung der Ertrunkenen, Erſtickten, Erhängten, vom Blitze Erſchlagenen, Erfrornen und Vergifteten.* Von Dr. *C. R. W. Wiedemann. Zweyte* verbeſſerte u. vermehrte Auflage. 1804. X u. 178 S. 8. (12 gr.)

Der Vorrede zufolge benutzte der Vf. zu dieſer Auflage möglichſt die neueſten Erfahrungen über dieſen Gegenſtand, und befolgte einige ihm in Recenſionen über die *erſte* Ausgabe vorgekommene Erinnerungen. Rec. bezeugt dieſs wenigſtens in Rückſicht der Bemerkungen, welche die Anzeige der *erſten* Ausgabe in der A. L. Z. 1797 Num. 307 enthält. Unter die Werkzeuge zur Rettung und Behandlung der Verunglückten hat der Vf jetzt auch *Humbold's* Reſpirationsrohr und die *Voltaiſche* Säule aufgenommen und zu den Arzneymitteln die in jedem Fall bey der Hand ſeyn müſſen, rechnet er jetzt auch den concentrirten Pflug. das Sauerſtoffgas, das ſalzſaure Gas, die oxygenirte Salzſäure, das Pfeffermünzen- und

Digitized by Google

und das Meliſſenkraut; unter den erſten hätten wohl auch *Bosquet's* Rettungsboot, die Kork- oder Schwimmgürtel, und zur Auffuchung der Ertrunkenen bey Nacht, *Shifley's* ſchwimmendes Licht, und unter den andern noch Kampher und Senf angeführt werden ſollen. Nach *Heidmann's* und *Struve's* hierher gehörigen Schriften, wird der Vf. ſeine Meinung: der Galvanismus könne nicht füglich zur Erkenntniſs des Lebens und des Todes angewandt werden, wohl wieder zurücknehmen. Warum verweiſt der Vf. den Wundarzt über die Art, wie das Sauerſtoffgas aus der Flaſche in die Blaſe zu bringen, an einen Chemiker oder Phyſiker? nicht allenthalben hat der Wundarzt Gelegenheit ſich von dieſem belehren zu laſſen; es koſtete ja nur einige Zeilen, um zu ſagen, man brauche nur ein Loch in den Boden der Bouteille zu ſchlagen, und durch dieſes Loch das Gas in die Blaſe zu blaſen. Am beſten iſt's aber das Gas zu dem Ende in tubulirten Flaſchen vorräthig zu haben. Auch hätte die Miſchungsweiſe des lalzſauren Gas mit gemeiner Luft angegeben werden ſollen. Da der Vf., und zwar mit Recht, das gelinde Rütteln unter die Rettungsmittel der Ertrunkenen zählt: ſo hätte die Stelle in §. 10: „man rüttle einen Ertrunkenen; jeder Stoſs droht dem noch glimmenden Lebensfünkchen," wo nicht weggelaſſen, doch abgeändert werden ſollen. Die von *la Couture* vorgeſchlagene Geiſſelung oder Auspeitſchung eines Ertrunkenen hätte im §. 48. auch eine Stelle verdient. Am meiſten verbeſſert iſt das *vierte* Kapitel von der Behandlungsart der Erſtickten; der Vf. gibt jetzt fünf Arten von Luftverderbniſs an, worin ein Menſch erſtickt; ſetzt die Verbeſſerungs- und Sicherungsmittel beſſer) auseinander und beſtimmt das Heilungsverfahren genauer; er ſchränkt jetzt das Begieſsen mit kaltem Waſſer vorzüglich auf die Erſtickung durch Kohlenſtoffgas ein, und will jetzt nicht, daſs nach der Wiederbelebung, ſo bald ſich die gewöhnliche Neigung zum Brechen zeigt, jedesmal ein Brechmittel gegeben werden ſolle, ſondern nur bey kurz vor dem Erſticken geſchehener Anfüllung des Magens mit vielen Speiſen. Er warnt jetzt auch ausdrücklich vor dem Aderlaſſen nach der Wiederbelebung, wenn keine Zeichen eines Blutſchlagfluſſes vorhanden ſind. Das Aderlaſſen bey Erhenkten ſcheint der Vf. zu dringend und zu allgemein zu empfehlen; es wird immer ſchaden, wo der Scheintod nicht blos von einem Blutſchlagfluſs, ſondern von Mangel an Luft, oder von Erſtickung entſtand. Es gibt Fälle, wo das Würgeband nicht allen Eintritt der Luft in die Luftröhre auf einmal unterbricht, ſondern wo mehr die Blutgefäſse am Halſe zuſammengepreſst werden und der Blutumlauf im Kopf gehemmt wird; dieſe Erhängten ſterben langſamer und mit den Zeichen eines Blutſchlagfluſſes, und bey dieſen iſt eine Oeffnung der Halsvene allerdings das nächſte Rettungsmittel; aber bey Erhenkten, wo der Luftröhrenkopf ſchnell und völlig ſo zuſammen gedrückt wird, daſs aller Eindrang der Luft plötzlich unmöglich wird, findet gerade das Gegentheil ſtatt: dieſe ſterben ſehr ſchnell und ſehen im Geſicht nicht braunroth ſondern gelbblaſs aus, und bey dieſen hält Rec. den Aderlaſs für bedenklich. Bey vom Blitze Gerührten erwartet der Vf. von der Electricität und dem Galvanismus nur allein in ſehr leichten Fällen einige Hülfe; er gedenkt jetzt auch des Erdbads. Der Ausdruck: „die Säfte (eines Erfrornen) ſind oft wirklich zu Eis erſtarrt," findet ſich auch noch in dieſer *zweyten* Auflage; als Grund daſs deswegen die erſte Erwärmung mit Schnee geſchehen müſſe, ſollte dieſer Ausdruck doch wohl nicht gebraucht werden dürfen: denn weſſen Säfte ſchon zu Eis erſtarrt ſind, bey dem kommt wohl alle menſchliche Hülfe zu ſpät. Die Vergiftungen ſcheinen Rec. noch nicht zweckmäſsig genug abgehandelt; hätte der Vf. ſich durchaus nur auf die erſte Hülfsleiſtung eingeſchränkt, die Behandlung welche mehr Zeit erlaubt, der Einſicht des zu Hülfe gerufenen Arztes überlaſſen und die Folgen der Vergiftung als durchaus hierher nicht gehörig angeſehen: ſo würde mehr Raum zu einer detaillirten Anweiſung gewonnen worden ſeyn, wie Vergiftete alsbald nach der Vergiftung in dem Zeitraum behandelt werden müſſen, wo ſie ſich noch in unmittelbarer Lebensgefahr befinden. Um das freywillige Erbrechen bey Vergiftungen zu befördern, iſt oft ein Druck mit der Hand in die Magengegend wirkſamer als das Gaumenkitzeln. Gegen Arſenik iſt auch das Laugenſalz ein ſehr wirkſames Mittel, das oft ſchneller hilft als Seifenwaſſer. Die Pflanzengifte ſcheinen Rec. zu allgemein behandelt; es würde gewiſs nicht ohne Nutzen geweſen ſeyn, wenn der Vf. die von einigen Aerzten als ſpecifiſch, oder doch beſonders wirkſam gegen gewiſſe Pflanzengifte angerühmten Mittel namentlich angeführt und die Gebrauchsart derſelben angegeben hätte.

* * *

Ulm, in der Stettinſchen Buchh.: *Abhandlung über die Verminderung der Feldmäuſe*, von Dr. *Chriſtoph Wilhelm Jakob Gatterer*, Prof. der ökonom. Wiſſenſchaften und der Diplomatik zu Heidelberg. (Aus dem *zehnten* Bande des neuen Forſtarchivs beſonders abgedruckt.) 1803. 35 S. 8. (4 gr.) (S. die Rec. A. L. Z. 1805. Num. 116.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 12. Junius 1806.

OEKONOMIE.

Leipzig, im Comptoir f. Literatur: *Forst-Rügen* von *Adolph* Freyherrn von *Seckendorf* und *Karl Stevogt*. *Siebenter* Theil. 1803. 221 S. *Achter* Theil. 1804. 220 S. *Neunter* Theil. 228 S. *Zehnter* Theil. 220 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Seitdem Hr. Oberförster *Stevogt*, der denn endlich einmal, wie öffentliche Blätter berichten, einen seinen ausgezeichneten Kenntnissen angemessenen Wirkungskreis erhalten hat, mit an der Spitze dieses Werks steht, belebt es ein ganz neuer Geist. Schon die Mottos über den Abhandlungen verrathen den gebildeten Mann. Den Forstrügen ist daher auch eine längere Fortdauer zu wünschen: denn sie werden nun ihrem Titel noch mehr als vorher entsprechen. Der Inhalt dieser Theile ist folgender.

Siebenter Theil: 1. Statt der Einleitung und 2. Nachricht an das geehrte Publikum. (S. 1 — 41.) In der *ersten* Abhandlung lässt sich Hr. *Stevogt* über das Recensionenwesen aus und gibt am Ende Regeln an, nach welchen in den Forstrügen Recensionen, wenn ja welche geliefert werden sollen, eingerichtet seyn müssen, und von welchen wir hoffen, dass er sie immer selbst, wenn er, wie wir wünschen, vorzüglich diesen Zweig zur eigenen Bearbeitung übernimmt, gehörig beobachten und nicht etwa seinen muthwilligen Satyr, statt über die Schrift, über den Schriftsteller herfallen lassen möge. In dem *zweyten* Aufsatz zeichnet er den etwas erweiterten und genauer bestimmten Plan vor, nach welchem hinführo die Forstrügen erscheinen sollen. 3. Bemerkungen über die Waldcultur und einige besondere Methoden dabey. Hr. S. commentirt (S. 41.) über eine Stelle in *Lawop's* Briefen, wo von der Abholzung der Herzberger Nadelholzschläge die Rede ist, und gesagt wird, dass man auf nassen oder gar sumpfigen Boden aus der Ursach keine Stöcke rode, weil sich das Wasser in die dadurch entstandenen Löcher ziehe, folglich die Cultur unmöglich oder doch sehr beschwerlich mache. 4. Verschiedene Culturmethoden der Fichten durch Ansaat zusammengestellt von K. *Stevogt*. (S. 53.) Hier wünscht Hr. S. die Ursache zu erfahren, warum man auf dem hannöverschen Harze auf einem Waldmorgen von 120 Quadratruthen 60 Pfund Fichtensamen auszustreuen für nöthig und unabänderlich findet, da man doch im Wernigerodischen auf gleicher Fläche nur 10 Pfund und im Weimarischen auf einen Acker von 140 Quadratruthen nur 12 Pfund geflügelten Samen braucht und die Ansaaten hier im schönsten Bestande prangen, da sie dort oft noch einer so grossen Nachbesserung bedürfen, dass ein Gehau von ungefähr 200 Morgen noch 700 Rthlr. Ausbesserungskosten verursacht. Eben so braucht man auf dem Steigerwalde in Franken nur 8 bis 9 Pfund abgeflügelten Kiefersamen auf einen Morgen von 140 Quadratruthen und im Brandenburgischen auf einen Morgen von 180 Quadratruthen 9 — 10 Pfund. 5. Die Hausjagd oder das Recht in dem beschlossenen Bezirk des Hauses, sammt Hof, Ställen, Scheunen und Zubehör eines Unterthans jagen zu dürfen, von *Schwabe*. (S. 74.) Ein Einwohner zu Apfelstädt im Gothaischen hatte in seinem Hause zwey Hausmarder gefangen und wurde deshalb von dem Forstbedienten verklagt. In dem darüber entstandenen Prozefs wurde endlich die Weisung ertheilt, dass Implorat mit der gesuchten Vergütung des angegebenen Werths der Bälge billig zu verschonen, und von dem deshalb an ihm formirten Anspruch zu entbinden sey u. s. w. Und dies von Rechtswegen: denn der Landmann mufs sich gegen die Hausmarder, Iltisse und Wiesel so gut ein Recht zu wehren haben, als gegen die Wanderratten, Haus- und Spitzmäuse. 6. Pofirliches Nefas. (S. 92.) Die Unterthanen eines Dorfs beschweren sich darüber, dass sie wegen der Wildbahn ihre Felder der Forstordnung gemäs nicht einzäunen dürfen, da es doch ihr Oberförster thue, dem obendrein diese Umzäunung wenig oder nichts kofte. 7. Neue Anhalt-Berepburgische Forst- und Jagdordnung, welche (S. 99) nach dem Inhalte ihrer Kapitel angegeben und als Muster zur Nachahmung aufgestellt wird. 8. Beyspiele von Waldverwüstungen zur Warnung aufgestellt allen denen, die in der Forstökonomie eines Landes anzuordnen und auszuführen haben. Von S** (S. 108.) Hier erfährt man, dass viele Stuttgarder Kirchenraths-Waldungen durch schädliche Accorde der Holländer-Holzhändler zu Stundenlangen kahlen Oedungen und Heidenwüstungen gemacht sind, und lernt zugleich die Wiedendreherey der Kalwer-Holzcompagnie kennen.

Digitized by Google

nen. 9. Bemerkungen über einige beym deutschen Forstwesen noch häufig hergebrachte und einer geregelten Bewirthschaftung der Forste sich geradezu entgegensträubende Accidenzien, nebst herzlichem Wunsche für ihre ungesäumte Abstellung. Vom Forstm. *Fr. Stevogt.* (S. 130.) Diese Accidenzien bestehen im Erlös aus hohen Stöcken. Der Förster, den der Vf. deshalb zur Rede setzte, brauchte zum Vorwand, dass sie sonst niemand roden wolle. 10. Unvorgreifliche Ideen über eine besondere, neuerlich in Vorschlag gebrachte, Waldcultur-Methode und was ihr anhängig ist. Von K. *Stevogt.* (S. 143.) Der Oberförster *Raithel* hatte im Reichs-Anzeiger wegen des Holzdiebstahls in Nadelwäldern die Anpflanzung von Ahorn, Aefchen u. f. w., um Reisholz zu ziehen, angerathen, und dabey seine Setzlinge um die billigsten Preise empfohlen; darüber erhält er nun eine Zurechtweisung. 11. Die Betrachtungen über die vorzüglichste Jahrszeit zum Holzfällen, nebst einer verfuchten Bestimmung, was eigentlich Splint sey?, enthalten manche feine Bemerkungen, und zeigen abermals Hrn. S. als einen unserer vorzüglichsten Pflanzenphysiologen. 12. Mittel wider die Raupen im Walde. (S. 195.) Die Preufsische Regierung wird aufgefordert, dem Forstrath *Schindler* fein im R. A. feil gebotenes Geheimnifs wider den Raupenfrafs abzukaufen, und es dem Publikum bekannt zu machen. 13. Berichtigung einer Stelle in *Medicus* Forfthandbuch, worin des Wildmeisters *Wund* in Ostheim, bey Gelegenheit der Anpreisung des Safthiebs, erwähnt wird, und welches der Wildmeister *Käpler* selbst ist. 14. Die fragmentarischen Notizen von der forstwirthschaftlichen Eintheilung der fürstl. Schwarzenbergischen Waldungen in Franken (S. 203.) von *K. St.* sind dankenswerth. Die Eintheilung ist natürlich und einfach, und verdient nachgeahmt zu werden.

Achter Theil: 1. Ein Päckethen Rügen, deren gründliche Erwägung zum Theil sehr nothwendig werden kann, zum Theil aber auch einer demokritischen Behandlung würdig sind. S. 1 — 50. zergliedern die *drey* ersten Hefte der Zeitschrift für die Forftwissenschaft von *Hartmann* und *Laurop.* 2. Die Bemerkungen der Herausgeber zu diesen vom Forstcommissär Zachäus ** zu *** mitgetheilten Briefen vertheidigen jene, von einem gewissen *Kilian Ebenauer* gemachte, Kritik über die vorgenannte Zeitschrift. 3. Die kurzen Bemerkungen über *Berberis vulgaris* (S. 60.), welche eine Zergliederung dieses Strauchs, besonders seiner Knospen und Stacheln enthalten, wird der Botaniker mit Vergnügen lesen. Sie sind von *K. Stevogt.* 4. Beyträge zu den Nachtheilen, welche ein starker Wildstand in den Forsten gemeiniglich veranlafst, nebst einigen Nebenbemerkungen (von *Fr. Stevogt.* S. 93.), welche zu beherzigen sind. 5. Aufzählung aller forstwissenschaftlichen Bücher zur Ostermesse 1803 aus dem Mefskatalog. (S. 130.) 6. Ein Wort für unsere Schriftsteller über die Physiologie der Forstgewächse in Rücksicht eines ihnen neuerlich gemachten Vorwurfs, die Vermehrungswege unserer Holzarten ausser der Befamung betreffend. Von *W. Sümmering.* (S. 140.) *Medicus* sagt nämlich in seinen Beyträgen zur Pflanzenphysiologie, dafs die Physiologen des Pflanzenreichs die Vermehrung der Pflanzen bisher einzig und allein in dem Samen gesucht hätten, und hier wird ihm dann bündig bewiesen, dafs man schon längst die Vermehrung der Holzart durch Wurzelausläufer, Steckreifer u. f. f. gekannt habe. 7. Ein Paar Worte für unsere literarischen Kampfhähne auf dem grofsen Tummelplatze der Forftey bey Gelegenheit der von Werneckschen Bestimmung: was denn eigentlich Mistel fey. (S. 163.) Ganz richtig bemerkt Hr. *Thielemann*, dafs der Mistel durch den Unrath der Misteldroffel, welche die Beeren dieser Schmarotzerpflanze frefse, hauptfächlich fortgepflanzt werde. Rec. bemerkte einmal einen solchen Vogel, der sich in einem Winter zwey Monate lang faft von nichts anderm als Misselbeeren, die er in einer Lindenallee in Menge fand, ernährte, und sich, wenn er fatt war, allezeit auf einen Apfelbaum setzte, da ausruhte und schlief. Dieser Baum war mit lauter zähen weifsen Schleimfäden behängt, und wo diese mit den noch unverfehrten Kernen auf glatte, nicht rauhe Rinde trafen, da keimten auch im folgenden Jahre eine Menge Miftelpflanzen, so dafs der Baum im dritten und vierten Winter mit diesem Gewächs ganz überzogen war und wie belaubt aussah. Diefs ist die eigentliche Fortpflanzungsmethode: denn im Schnabel bleiben ihnen weder Beeren noch Kerne leicht hängen, da sie erstere beym Abbrechen gleich ganz verschlucken. 8 Offenherziges Urtheil über die gegenwärtige Waldkultur. (S. 185.) Ist gegen Hrn. *Medicus* gerichtet, der in seinem Forstjournal behauptet, dafs unsere Waldbäume durch die gegenwärtig hergebrachte Waldcultur mit Gewalt zu Grunde gerichtet würden. 9 Ein Ridicul im allerneuesten Geschmacke. (S 190) Betrifft Hrn. *Medicus* bekanntes Katzengehege. 10. Theoretische Zurechtweisung eines gründlichen Praktikers in Punkto, dafs mit Laub- und Nadelholz vermifchte Waldungen nicht zu tadeln sind (S 198.) 11. Recept, wie ruinirte Waldungen in der kurzmöglichsten Zeit wieder in Aufnahme zu bringen sind. (S. 205.) Hier wird *Medicus* Aeufserung, dafs Botaniker, die einer Anlage wie die Harbkesche, vorgestanden, und die Cultur praktisch und genau erlernt haben, die fähigsten Männer zu Förfterftellen wären, bespöttelt. 12. Vergleichung zweyer Schriftsteller über einen wichtigen forstwirthschaftlichen Gegenstand und namentlich den Graswuchs in jungen Wäldern u. f. w. (S 213.)

Neunter Theil: 1. Wohlgeprüfte Maxime über vermifchte Aussaaten von Laub- und Nadelholzsamen, als auch zweyerley Nadelhölzern unter einander. Hier wird über *Dazels* Satz in seiner praktischen Anleitung zur Forstwissenschaft: Nadel- und Laubhölzer gedeihen nicht wohl zusammen; doch läfst sich die Birke auch unter die Fichte, und Wachholder unter die Kiefer säen, widerlegend commen-

Digitized by Google

mentiret. Hr. S. hat in der Regel Recht, dafs er die Vermischung der Birken und Fichten verwirft; allein Rec. kennt doch auch mehrere solcher Forftörter, wo die Birken, zu rechter Zeit ausgehauen, an den Fichten nicht den grofsen Schaden verurfacht haben, den er hier beschreibt. Jetzt wird man ohnehin solche Anfaaten nicht mehr wie sonft machen, oder wenn es geschieht, so wird es blofs da geschehen, wo man auf keine andere Art z. B. ganz verödete Bergabhänge gegen Mittag mit den benachbarten Fichtenwaldungen wieder in Zusammenhang zu bringen weifs. Hierher gehören auch die Anmerkungen (S. 68.). 2. Berichtigung eines alten Wahns durch Naturfacta. (S. 18.) Es betrifft die vermischte Anfaat der Lehden, alten Triften, Heiden und anderer öden Plätze mit Kiefern- und Fichtenfamen. Auch dawider eifert ein Ungenannter, wahrscheinlich Hr. S. felbft und das mit Recht; obgleich ihm Rec. viele Stellen aufweifen könnte, wo an Sommerwänden (denn hier geschieht die vermischte Anfaat von den alten Forftmännern der Regel nach blofs) die ausgehauenen Kiefern in ihrem zwanzigften Jahre eine nicht unbedeutende Nutzung gewähren, und die für verkrüppelt geachteten Fichten etliche Jahre nach der Aushauung den freudigften Wuchs zeigten und noch zeigen, und dadurch solche Oerter nun wieder mit den daranftofsenden in gleichen Holzbeftand gefetzt wurden. 3 Bemerkungen über den von einigen Forftschriftftellern in Vorfchlag gebrachten kahlen Abtrieb der Schlaghol zgehaue vom Wildmeifter *Kaepler*. (S. 25.) Wird verworfen. 4. Auszüge einiger Beobachtungen und Bemerkungen aus einer von Forftmännern nicht fehr gelefenen Schrift zur Warnung und Belehrung angehender Forftpraktiker und zu Nutz und Frommen unferer Waldungen bekannter gemacht von *Grubenhagen*. (S. 45.) Aus den Nachrichten über Verbefferung der Landwirthfchaft und der Gewerbe, I. (Zelle 1765) betreffen die Behandlung der Eichen- und Buchenwälder, wenn junger Nachwuchs aufkommen foll. 5. Eine Erfahrung über die Eichenkultur, über welche wir unfere gründlichen Forftpraktiker zu hören wünfchten, die vielleicht ähnliche Verfuche gemacht haben. (S. 64.) Von Ebendemfelben. Sie ift aus eben derfelben Schrift entlehnt und betrifft die Erfcheinung, dafs verpflanzte und vermoofte Eichenheifter dadurch neues Leben bekommen haben, dafs man um Johanni alle untere Aefte bis auf die beften aufwärtsftehenden abgenommen hat. Sie ift wahrfcheinlich den Obftgärtnern nachgemacht. 6. Urtheil über die Eichenpflanzungen nach neueftem Schnitt. (S. 73.) Es pflanzt ein Oberforftbeamter *nach Medicus* Rath in die Blöfsen von Eichen- und Buchenhochwälder Fichten ein, weil die übrigen Pflanzungen, alfo auch Eichen, eine wahre Geldverfchwendung feyen, und wird dadurch davon abgebracht, dafs in einer anderen Stelle *Medicus* wieder das Eichenpflanzen nach *Sterstorff* Vorgang anräth. 7. Kurze Beleuchtung der paradoxen Bemerkungen über die Holzkultur des H. O. F. v. L. im Forft- und Jagdkalender für das Jahr 1796 (S. 16.) Hier wird die Angabe, dafs der künftlich ausgeftreute Same, der durch Taglöhner eingefammelt werde, nie die Güte des natürlich ausgeflogenen habe, und das auf Kulturen angewendete Kapital fich nicht verzinfe, aus der täglichen Erfahrung widerlegt. 8. Bemerkungen über die auf dem Harze entftandenen vielen Waldödungen von mehrern hundert Morgen grofs, nebft einigen Seitenblicken. Von *Karl Stevogt*. (S. 115.) Die Verödungen follen fich vorzüglich von der Nachläffigkeit der Forftbedienten herfchreiben, die den Verwüftungen der Borkenkäfer nicht gehörig vorzubeugen fuchten. 9. Verfuche die intenfive Stärke des Italiänifchen Pappelholzes und fein fpecififches Gewicht zu beftimmen. (S. 135.) 10. Promemoria an die Hrn. Herausg. der Forftrügen. (S. 154.) Es rügt *Medicus* Ignoranz im Forftwefen. 11. Ein kleiner Widerfpruch aus der Recenfentenwelt. (S. 165.) 12. Schreiben eines Privatmannes an feinen gnädigften Fürften. (S. 177.) Es betrifft das hohheitliche Maftrecht, das mehrere Fürften in den Privatwaldungen der Unterthanen ausüben. 13. Vom Abfchröppen der Stöcke. (S. 186.) Man foll nach dieter Rüge die Stöcke nicht fchröppen, d. h. über den Wurzeln abhauen, fondern ganz ausrotten, wodurch der Taglöhner mehr Arbeit und Verdienft, der Eigenthümer mehr Einkünfte und das Vaterland mehr Feuerholz erhält. So viel ift gewifs, wo man dies nicht thut, darf und kann man wenigftens noch nicht über Holzmangel klagen. In vielen Gegenden Sachfens ift gewöhnlich, dafs man die Oberftöcke oder Schnatzen für die Forftkaffe benutzt, und die Wurzeln oder die Wurzelftöcke den Armen als Lefeholz überläfst. 14. Fragmentarifches Avertiffement über Forftkultur-Proceffe und Forftfchutz im Bambergifchen Forftamte Steinwiefen. (S. 205.) Hier trieb man fonft die Weifstannenbeftände rein ab, fäete Weifs-, Roth- und Lerchentannen unter einander in regellos aufgehauene Streifen, plänterte, und liefs Ziegen und Rindvieh ungehindert die Waldung zerftören u. f. w.

Der *zehnte* Theil enthält mehr eigentliche Abhandlungen als Rügen, und der Inhalt ift daher dem eines Forftjournals ähnlich. 1. und 2. begreift die landesherrlichen Verordnungen über die Organifation des Bayerifchen Forftwefens und der beiden Forftfchulen, fo wie den tabellarifchen Entwurf des Forftetats, welchem allen weiter nichts als die glückliche Realifirung zu wünfchen ift. 3. Skizzirte Ideen über die Taxation einzelner Walddiftrikte fowohl als ganzer Forfte, zur Beftimmung des pofitiven Werths derfelben von *Güth*. (S. 51.) 4. und 5. Einige wohlgemeinte Noten und Randglofen zu *Dözels* Anleitung zur Forftwiffenfchaft. (S. 81.) Es ift eine Art von Recenfion über jenes bekannte Buch, wo z B. folche Sätze, dafs die Kiefer eines dreyjährigen Schutzes der Samenbäume bedürfe, widerlegt werden. Hr. *Dözel* wird bey einer neuen Auflage diefe Noten benutzen können. 6 Ueber die neue Organifation des Forftwefens in fämmtlichen

Kur-

Digitized by Google

Kurpfalzbayerischen Provinzen und ihrer beiden Forstschulen. (S. 127.) Der Vf. preist sich und die Bambergischen Forste glücklich, dafs sie nun nicht mehr unter der so unzweckmäfsigen Direction der Amtskellereyen stehen dürfen. 7. Einige Gedanken über Trift- und Huthungsrechte. (S. 137.) Sie sind beherzigenswerth. 8. Der Beytrag zur nähern Kenntnifs der deutschen Forstkunde und deutscher Forstmänner und ihrer Maximen (S. 156.), ist die Widerlegung einiger Gedanken von einem Ungenannten in R. A. über Hrn. *Slevogts* Skizze einer vollkommenen Bewirthschaftung der Waldungen. 9. Erläuterung der im siebenten Theil der Forsträgen (S. 203.) beschriebenen Forst-, Kartirungs- und auf Taxation gegründeten Eintheilungsmethode der Fürstl. Schwarzenbergischen Waldungen in Franken von *Güth*. (S. 209.) Aus dieser Inhaltsanzeige wird der Forstmann nun sehen, wie wichtig ihm diese Forsträgen werden können, und welchen grofsen Vorrath von praktischen Regeln er in denselben zusammengestellt findet, die ihn theils vor Abwegen warnen, theils zu einer beffern Bewirthschaftungsart hinweisen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Dietrich: *Annalen der Entbindungs-Lehranstalt auf der Universität zu Göttingen* vom Jahre 1800, nebst einer Anzeige und Beurtheilung neuer Schriften für Geburtshelfer von Dr. *Fr. Benj. Ofiander*. *Zweyten* Bandes *erstes* Stück. M. K. 1801. VIII u. 208 S. 8. *Zweytes* Stück. M. K. 1804. VIII. Von S. 225 bis 404. 8. (Jedes Stück 12 gr.)

Ohne uns mit einer näheren Anzeige der, in jedem Stücke enthaltenen, einzelnen Aufsätze zu beschäftigen, heben wir nur das Bemerkenswertheste in diesen beiden Stücken aus. Im J. 1800 fielen 77 Geburten vor, von denen 44 künstlich, und zwar 37 mit der Zange, beendigt wurden. Unter diesen 77 Geburten war eine Zwillingsgeburt; von den 78 gebornen Kindern wurden 6 todtgeboren und 3 starben bald nach der Geburt. In 35 Monaten ist von 260 Schwangeren und Wöchnerinnen keine einzige gestorben. — Verknöcherungen der vorderen Fontanelle, selbst bey noch nicht zeitigen Kindern, hat der Vf. häufig beobachtet. — Sehr tadelnswerth ist das bey der Geburt Nr. V. (2. B. 1. St.) angewendete Verfahren, bey hochstehendem, sich hin und her bewegendem Kopfe zuerst Versuche mit der Zange anzustellen, und alsdann, nachdem 25 Traktationen gemacht worden waren, — „*um des Unterrichtes willen und zur Ueberzeugung der Zuhörer*" *(!!!)* — die Geburt durch die Wendung zu beendigen. — Nach Beobachtungen des Vfs. über den besondern Widerwillen der Schwangern gegen Speisen und Getränke, hat derselbe gefunden: dafs besonders gern ein Widerwillen gegen diejenigen Speisen oder die Getränke rege wird, mit welchen der Magen kurz vor, oder bald nach der Conception angefüllt worden war. — Bey Geburtsverspätungen, deren der Vf. in diesem Jahre zwey, jede von 45 Wochen, beobachtete, ist es merkwürdig, dafs gemeiniglich auf die gewöhnliche Niederkunftsperiode *molimina ad partum* zu entstehen pflegen; eine Erscheinung, die man auch bey den Schwangerschaften aufser der Gebärmutter wahrnimmt. — Ein merkwürdiges Beobachtungsresultat wird S. 231. angeführt, nach welchem der Schwängerungstermin beynahe immer in die Zeit des zunehmenden Mondes fiel, wenn das Kind ein Knabe, und dafs hingegen die Erzeugung des weiblichen Geschlechts fast immer zu der Zeit des abnehmenden Mondes geschehen war. Auch nimmt der Vf. als sehr wahrscheinlich an, dafs das Uebergewicht der Energie des Mannes über die des Weibes im Acte der Zeugung, als der Grund des männlichen, und die geringere Energie beider, oder das Uebergewicht der weiblichen über die männliche als der Grund des weiblichen Geschlechts im neuen Producte angesehen werden könne. — Bey Krampfkopfschmerzen der Kreifsenden abwechselnd Aderlässe und Reizmittel anzuwenden, scheint Rec. kein consequentes Heilverfahren zu seyn. — Des Vfs. Wahrnehmungen ergeben, dafs sich das arteriose und venöse Blut der Frucht durch die Farbe gar nicht von einander unterscheidet, sondern beides dunkel gefärbt ist. — Aus einer Beobachtung des Vfs., dafs die Nachgeburtsarterien noch zwey Minuten fort pulsirten, nachdem der Nabelstrang schon entzwey geschnitten war, wird der Schlufs gezogen, dafs die Bewegung der Arterien des Mutterkuchens unabhängig von der Bewegung des Herzens des Kindes sey, und dafs ihre Ausdehnung und ihre Zusammenziehung die wahrscheinliche Folge eines Reizes sey, welchen sie selbst unmittelbar erlitten. —. Bleibend hoher und beweglicher Kopfstand nach eröffnetem Muttermunde, Schmerzen im Muttergrunde an der vermuthlichen Stelle des Mutterkuchensitzes und bey fortdauernd unveränderlichem Zustande der Geburt, Erbrechen, sind ein sicheres Zeichen von Umschlingung, Verkürzung und Anspannen der Nabelschnur. — Gegen die Meinung eines *Haller*, *Camper* u. a. m. behauptet der Vf. auch in diesem Bande, dafs ein Kind athmen und schreyen könne, ehe die Brust geboren sey.

Berichtigung.

Num. 61. Seite 485. Zeile 15. von unten ist statt der durch verunglückte Correctur eines Druckfehlers entstandnen sinnlosen Zeile: *da wir dem Dichter Iphigenie nie Gröfse genug zutrauen*, also zu lesen: *da wir dem Dichter der Iphigenie Gröfse genug zutrauen.*

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 14. Junius 1806.

TECHNOLOGIE.

MAGDEBURG, a. K. d. Vfs. u. in Comm. d. Keil. Buchh.: *Abhandlung von holzsparenden Kochheerden, Koch- und Bratöfen, Spießbratöfen und Waschkesseln; von der Verbindung des Stuben- und Heerdfeuers, und von einer unschädlichen Topfglasur. Dritter* Theil. mit V Kupfertafeln (ausser einem ausgemalten Stubenofen), entworfen von *Joh. Heinrich Wagner.* 1802. 29 S. gr. 4. (16 gr.)

Diese Fortsetzung liefert im *ersten* Abschnitt das angebliche *Geheimniß einer unschädlichen und wohlfeilen Topfglasur.* — Die Materialien dazu — sagt der Vf. — sind ganz einfach, nämlich weisse Glasscherben und Mineralalkali; und die Art ihrer Zubereitung ist folgende: man nehme von jedem gleichviel, zerstofse beides möglichst fein, siebe und mische es sorgfältig. Sodann lasse man diese Mischung in der Hitze recht trocken werden, und thue es in et was starke und schon einmal gebrannte Näpfe, welche im Töpferofen mit gebrannt werden. Dadurch wird diese Masse in demselben zu einer Composition zusammen fliefsen, welche man nun wie die gewöhnliche Glasur behandeln und dadurch den Töpfen einen völlig unschädlichen Ueberzug geben kann. — Das Publicum und die Töpfer besonders, wären dem Vf. eine Dankadresse schuldig, wenn die hier beschriebene Glasfritte ein Geheimniss und nicht jedem Glasmacher wohl bekannt wäre. — Da jedoch die weissen Glasscherben schon in ihrer Mischung drey Theile feuerbeständiges Laugensalz, gegen vier Theile Sand, Bleykalk, Arsenik, Braunstein u. s. w. enthalten: so ist die Mischung von gleichen Theilen Glasscherben und Laugensalz nicht verhältnifsmäfsig, indem zehn Pfund Laugensalz gegen vier Pfund Sand in die Mischung kommen, wodurch die Glasur weich, leicht schmelzbar und undurchsichtiger wird, auch der Einwirkung des Wassers und der Säure weniger widersteht; daher es denn kommt, dafs die aus Thon gebrannten Kochgeschirre, — besonders, wenn sie nicht aus *reinem* Thone und *nicht hart genug* gebrannt oder *nicht gar* sind, — Wasser einsaugen, am Feuer leicht zerspringen, und von der Glasur entblöfst werden. (Mehreres s. in *Beckmanns* Technologie.) — Wenn übrigens die gewöhnliche Bleyglasur auf den Kochgeschirren von Thon der Gesundheit je nachtheilig war: so geschah es blofs, weil das Geschirr nicht gar gebrannt war: denn bey einem gehörigen Grad von Hitze im Brennofen entweicht ein sichtbares blaues Dämpfchen, womit das gefürchtete Gift entflieht. Für ängstliche Personen könnte man jedoch eiserne Geschirre empfehlen.

Zweyter Abschnitt. *Mittel die* (irdenen) *Kochtöpfe haltbarer zu machen.* — Hier gibt der Vf. den Köchinnen wohlmeynenden Unterricht: die Töpfe nicht unsanft anzugreifen; immer über dem Feuer vollzuhalten; dieselben erst zum Theil auszuschöpfen, ehe sie solche vom Feuer heben; dann immer auf einen Strohkranz zu setzen u. s. w. Die Einwendungen der Köchinnen lassen sich denken. — Ferner sollen die Töpfe drey Zoll hoch von unten mit weissem Blech beschlagen werden. — Warum es aber *weisses* und nicht *schwarzes Blech* seyn soll, ist nicht abzusehen, da doch die Töpfe dem Feuer und Rufse übergeben sind.

Der *dritte* Abschnitt lehrt die *Art, die Kochtöpfe vortheilhaft über dem Feuer aufzuhängen.* — Jeder Topf soll in einem eigenen ihm angemessenen, auch von Thon gebrannten, Futter hängen, welches nur um zwey Zoll weiter als der Topf und um neun Zoll länger seyn soll. Die neun Zoll Länge sollen den Feuerbehälter für diesen Topf abgeben. Auf jeder Seite des Topfs soll nur ein Zoll Spielraum für Feuer und Rauch gelassen werden, welcher Feuerzug durch zweymal eingesetzte Ringe und Scheidewände rings um den Topf gezwungen werden soll. Zudem soll beym Kochtopfe zu seinem weissblechernen Unterkleide noch oben am Rande ein Kragen von Blech (vermuthlich auch von weifsem) zugesetzt werden. Der Kochtopf soll die Gestalt eines Blumentopfs erhalten, um ihm diese Ankleidung desto besser anpassen zu können u. s. w. — Das Kostspielige und Unannehmliche hierbey ist zu sichtbar, als dafs es genauer dargestellt zu werden verdiente.

Vierter Abschnitt. *Einrichtung eines Sparherdes.* — Er besteht aus mehreren vorhin erwähnten gepanzerten Töpfen, deren Futter eingemauert werden, mit dem Zusatze, dafs durch angebrachte Schieber fowohl dem Rofte der Zug, wenn nur Holz gebrannt werden soll, benommen, als auch die Feue-

Digitized by Google

rung von den Töpfen, in welchen so eben nicht gekocht wird, entzogen werden kann. — Wie die im vorigen Abschnitt beschriebene Einrichtung der Kochtöpfe und ihrer Aufhängung u. s. w. den allgemeinen Regeln der Holzersparungskunst im Einzeln widerspricht, so tritt auch hier der nämliche Fehler in der Zusammensetzung wieder ein.

Der *fünfte* Abschnitt liefert die *Einrichtung eines Kochofens.* — Hierzu, sagt der Vf., kann jeder vorhandene Stubenofen eingerichtet werden. Am nützlichsten aber sey zu dieser Absicht ein eigner dazu erbaueter runder Ofen. — Bey der Abbildung 50. 51. 52. fehlt der Maßstab. — Wenn man nun den Durchmesser des Ofens zu zwey Fuß annehmen wollte, welches schon viel für einen runden Ofen ist: so muß die Ungemächlichkeit groß seyn, einen angefüllten Topf von beschriebener Art schwebend mit beiden Händen in ein versenktes Futter zu heben, und wenn er heiß ist, wieder heraus zu nehmen! Sehr auffallend müßte der Gewinn seyn, wenn sich eine Köchin dazu verstehen wollte, und doch kann eine solche Vorrichtung nur für *einen* Topf seyn. Die gepriesenen Vortheile sind weder aus dem Aufrisse, noch aus der Beschreibung zu ersehen.

Der *sechste* Abschnitt betrifft *die Verbindung des Stuben- und Herdfeuers.* — Hier soll einmal das Feuer durch ein angebrachtes Rohr dem Ofen entzogen und dem Kochtopfe zugeführt; das andere Mal vom Kochherde dem Ofen zugeführt werden — Wenn ein Ofenkünstler die von ihm erfundenen Maschinen immer selbst reglerte, so könnte vielleicht eine Zeitlang alles wohl von Statten gehen. Wenn aber ihre Behandlung gleichsam ein eignes Studium erfodert, und sie unerfahrnen Mägden und Weibern übergeben werden müssen, welche einmal diesen Schieber öffnen und einen andern verschließen sollen: wenn zudem die Schieber und ihre Zargen mit Ruß bedeckt, schwer hin und her zu bewegen sind: wenn dieselben sich von der Hitze ausdehnen oder krumm ziehen: dann wird die Maschine unbrauchbar und verworfen, die Holzersparniß mag noch so deutlich vor Augen liegen. Und wer überdieß es einmal versucht hat, einen Ofen mit dem aus dem Kochherde eingeleiteten Rauche bey einer Kälte von 15 bis 20 Graden Reaum. zu heitzen, der wird diesen Gedanken bald aufgeben.

Der *siebente* Abschnitt enthält *die Einrichtung des Stubenofens zu einem Bratofen.* — Hier heißt es: wenn man einen sogenannten *Langofen* hat, dessen schmale Seite an die Brandmauer stößt: so kann man denselben, wenn die Brandmauer an die Küche gränzt, auf eine andere Art, als vorher gemeldet ist, vortheilhaft einrichten, daß man nämlich einen gewöhnlichen Bratofen in den Stubenofen einsetze. Dieser Bratofen muß von dem Feuerkasten unten 1 Fuß, an den beiden Seiten 2 — 3 Zoll und an der vordern Seite nach der Stube zu 4 Zoll, von der hintern Platte aber gar nicht abstehen, damit das Feuer gehörigen Spielraum um denselben habe, und den Ofen zugleich hinreichend erwärmen könne. — Hier wäre der Vf. auf der rechten Spur. Wenn er den Langofen herum wendete: so würde er zum Zwerg- oder Querofen, worin mit möglichster Gemächlichkeit gekocht, gebraten und gebacken werden kann. Diese einfache Maschine macht alle vorerwähnte entbehrlich. Hier kann nach Bedürfniß mit einem, zwey und mehrern Töpfen gekocht werden. Das Feuer drängt sich dicht an den Seitenwänden hinauf und erhitzt den Ofen hinlänglich bey jedem Grad von Kälte. Es ist unbegreiflich, warum gerade ein *Langofen* zum Braten und Kochen von der Küche aus, und nicht eben sowohl ein *Querofen*, der doch das Zimmer nicht so verstellt, erfodert werde? — Gibt man dieser Bratröhre anstatt 10 Zoll, 12 bis 13 Zoll Höhe, und eine schickliche Einrichtung, den Ofen zuweilen von Flugasche und Ruß reinigen zu können: so ist der Zweck auf die einfachste Art erreicht.

Achter Abschnitt. *Ein sehr einfacher, dauerhafter holzersparender Spießbratofen.* — Auf dem gewöhnlichen Feuerherde wird ein großer (wie groß? —) ovaler Behälter aus Thon gemacht und gebrannt. An dem vordern Ende bekommt er eine Oeffnung von wenigstens 1 Fuß im Durchschnitt, durch welche der Braten mit dem Spieße eingesteckt wird, und die mit einer runden Thür fest verschlossen werden kann. Der Spieß geht bis zum andern Ende durch. Vorne in der Länge ist eine große längliche Oeffnung, welche vermittelst einer Thür geöffnet werden kann, um den Braten zu begießen und darnach zu sehen. Unter dem Spieße steht die Bratpfanne, und unter dieser der Feuerkasten, welcher von starkem Eisenblech etwa 6 Zoll hoch seyn, und nach der Länge und Breite des ganzen Behältnisses mit einem Rost versehen werden muß. Dieser Feuerkasten, welcher herausgezogen werden kann, um, — wenn es nöthig ist, — Feuerung nachzuthun, enthält die Holzkohlen, wodurch der Braten gar gemacht wird u. s. w. — Jeder aufmerksame Leser wird leicht einsehen, daß diese Maschine das allermeiste Holz erspart, indem sie mit Kohlen gefeuert wird. — Wenn man aber den im *siebenten* Abschnitt erprobten Querofen in die Küche stellt, und die äußern Wände anstatt des Eisens mit liegenden gebackenen Steinen ummauert: so hat man im Sommer sowohl als im Winter einen Koch-, Brat- und Backofen, welcher vorbeschriebenen sehr umständlichen *Spießbratofen* ganz entbehrlich macht, der überdieß wegen des eingeschlossenen Kohlendunstes, wegen des Verbrennens der Bratenbrühe und sonstigen Unbequemlichkeiten nicht im mindesten zu empfehlen ist.

Der *neunte* Abschnitt handelt *von einem holzsparenden Waschkessel.* — Dieser erhält fast die nämliche Circulation, wie die im *dritten* Abschnitte beschriebenen Kochtöpfe. — Diejenigen Kessel, welche von *Sachtleben* an verschiedenen Orten, wie Rec. bekannt ist, unter seiner persönlichen Aufsicht nach dieser Circulation gesetzt worden, sind gut gerathen; die meisten aber, die nach seinem schriftlichen Unterrichte

gebauet

Digitized by Google

gebauet worden, entſprechen nicht ganz der Erwartung.

Der *zehnte* Abſchnitt gibt *Mittel* an die Hand, *die eiſernen Ofenplatten vor dem Zerſpringen zu bewahren.* — Der Vorſchlag, die gegoſſenen eiſernen Ofenplatten dadurch vor dem Zerſpringen zu bewahren, daſs man dieſelben nach ihrem Abguſſe, entweder auf der Schmelzhütte oder in einem Töpfer- oder Ziegelofen von allen Seiten gleich, bis zum Rothglühen erhitzen und langſam ſolle erkalten laſſen, hat analogiſche Wahrſcheinlichkeit, und iſt zu empfehlen.

Der *eilfte* Abſchnitt erklärt *die Kupfertafeln.* — Hier iſt Tab. 57. eine Abbildung eines *Küchenherdes* für groſse Haushaltungen merkwürdig, auf welchem 16 Töpfe in Blechfuttter mit Sand verſenkt ſtehen. — Unter *groſsen Haushaltungen* verſteht man entweder die von groſsen reichen Herrn oder von Gaſtwirthen in groſsen Städten, oder von Communitäten, z. B. Klöſter, Waiſenhäuſer, Spitäler, Arbeits- und Zuchthäuſer. — Nun frage man einen Koch aus einer Haushaltung erſter Klaſſe: wie viele Speiſen er bey einem groſsen Tractamente in ſo verſenkten Töpfen zubereiten könne? Einen Topf, wird er ſagen, brauche ich zum Rindfleiſche: einen oder zwey, das Gemüſe abzubrühen: einen oder zwey zu Suppen. Die übrigen Speiſen können unmöglich in ſo verſteckten Töpfen bereitet werden, ſondern müſſen auf Kaſtrollkaſten mit Kohlen geheizt, in kupfernen oder eiſernen Kaſtrollen, Pfannen und Tiegeln von Thon zubereitet werden u. ſ. w. — In den *Küchen der Communitäten* wird in einem oder zwey, der Gröſse der Communität angemeſſenen, Keſſeln die ganze Koſt bereitet. Das Beſondere für den Verwaltertiſch wird in zwey oder drey kleinen Töpfen oder Tiegeln zum Feuer unter dem Keſſel, oder mit einigen Schippen voll Kohlen, die unter dem Keſſel zu entübrigen ſind, zugerichtet. — Der Abhandlung iſt von *Joh. Heinrich Wagner und Söhnen* angehängt ein *Preiſs-Courant der königl. preuſs. privilegirten Wagneriſchen Thonwaaren-Fabrik zu Magdeburg von Statüen, Büſten, Vaſen, Urnen, einzelnen Figuren, und Gruppen, Monumenten, Reliefs, Ueberthürſtücken, Uhrgehäuſen, Termen, Piedeſtalen, Verzierungen u. ſ. w. in neuem oder antikem Geſchmacke, ſowohl aus einer Compoſition oder Maſſe, welche in freyer Luft unverändert bleibt, und auf Gebäuden gebraucht werden kann, als auch zu Stubenöfen und Kabinetſtücken verfertigt; desgleichen von Fliefen zu verſchiedenem Gebrauch, beſonders zu Behältern freſſender Lauge, zu welchen Sandſtein untauglich iſt.*

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Store og gode Handlinger af Danske, Norske og Holſteneerne,* ſamlede ved *Malling,* (Conferenzrath) *Fierde* Oplag. 1804. XVI, 582 u. 40 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Zufolge der Zueignungsſchrift *an den König* iſt dieſe Sammlung auf allerhöchſten Befehl und zu dem doppelten Zwecke veranſtaltet worden, um nicht nur Erwachſene auf die rühmlichen und guten Handlungen ausgezeichneter Menſchen in Dänemark, Norwegen und Holſtein aufmerkſam, ſondern auch um die däniſche Jugend mit den Tugenden und Verdienſten ihrer Vorfahren bekannt zu machen. „Dieſe Tugenden, (ſo wurde beſchloſſen S. II.) ſollen aufgeſucht, geſammelt, erzählt werden; dieſes ſoll auf eine Art geſchehen, daſs es ſelbſt ſolchen, welche erſt zum Denken gebildet werden, leicht wird, dieſe Tugenden kennen zu lernen, ſie, ſo weit möglich, zu überſchauen, ihren Werth einzuſehen und zu empfinden." Hierdurch ſoll Liebe zum Vaterlande geweckt und Hochachtung für einheimiſches Verdienſt befördert werden. Der Vf. hat ſich dieſem ehrenvollen Geſchäfte mit ſo viel Sorgfalt, Fleiſs und Patriotismus unterzogen, daſs durch ſeine Schrift die landesväterliche Abſicht gewiſs erreicht wird, wenn man ſich ihrer nur zweckmäſsig und mit gehöriger Vorſicht bedient. Freylich iſt es immer mislich, mit *einer* Schrift *zwey* ſo ſehr verſchiedene Bedürfniſſe, als es die *der Jugend* und die *des gereiften Alters* ſind, zugleich befriedigen zu wollen; auch iſt es nicht zu läugnen, daſs hier von Königen, Kriegsmännern und andern Perſonen Handlungen gerühmt werden, von denen es, um wenig zu ſagen, gefährlich iſt, ſie Kindern, *„die noch erſt zum Denken gewöhnt und gebildet werden ſollen,"* bekannt zu machen. Indeſſen muſs man dem würdigen Vf. das Zeugniſs geben, daſs er ſich allenthalben mit lobenswürdiger Behutſamkeit auszudrücken gewuſst hat; und jeder einſichtsvolle Jugendlehrer wird ohnehin wiſſen, was er ſeinen Schülern, nach Beſchaffenheit ihrer Vorkenntniſs und Vorbildung aus dieſem ſtarken Buche überſchlagen laſſen muſs, oder mit Nutzen leſen laſſen kann.

Daſs übrigens die däniſche Geſchichte eben ſowohl, als die Geſchichte der meiſten andern bekannten Völker, viele Beyſpiele von edlen, vortrefflichen, durch Kraft und That als groſs erſcheinenden Menſchen aufzuweiſen hat, davon könnte jeden, der es bezweifelte oder nicht wüſste, dieſe Mallingiſche Schrift überzeugen. Doch darf Rec. nicht unbemerkt laſſen, daſs dem Titel: *groſse und gute Handlungen* des Buches Inhalt wohl zum Theil, aber gewiſs nicht ganz entſpricht. So werden z. B. unter den Rubriken: *Groſsmuth* S. 41 u. f. w., *Vaterlandsliebe* S. 62 u. f. w., *Standhaftigkeit* S. 195 u. f. w., *Tapferkeit* S. 219 u. f. w., Thaten beſchrieben, die allerdings ſehr rühmlich, aber bey weitem noch nicht *eigentlich groſs* genannt zu werden verdienen. Eben ſo erhält man unter den Aufſchriften: *Kecker Muth* S. 165 u. f. w., *Schlauheit* S. 278 u. f. w., *Beſonnenheit* S. 312 u. f. w., die Erzählung von Handlungen, welche den Umſtänden nach klug genug ſind und von vieler Entſchloſſenheit zeugen, ob ſie gleich nichts

Digitized by Google

nichts weniger, als *eigentlich gut*, moralisch, heissen können. Nicht einmal von *Handlungen*, individuellen Thatsachen, ist durchgehends die Rede; indem z. B. *der Fleiß im Studiren* S. 444 u. f. w. und *die grossen Verdienste um den Staat* S. 527—582. zum Theil nichts anders beweisen, als dass es in Dänemark, wie allenthalben, Menschen gibt, welche durch ihr gewöhnliches Verhalten zu erkennen geben, dass sie wissen, was ihnen für ihre Person und als Bürger des Staats obliegt. Inzwischen trifft dieser Tadel nur den kleinsten Theil dieser Schrift; alles übrige ist so, dass es nothwendig die Bewunderung und Hochachtung des Lesers für die handelnden Personen erregen und ihn zur Nachahmung ihres rühmlichen Verhaltens anreizen muss. Zu wünschen wäre es nur in letzter Hinsicht, da s die Beyspiele mehr aus gewöhnlichen Zeiten und dem Leben des gemeinen Bürgers, als aus Zeiten des Krieges und dem Leben der Könige, Fürsten und Helden entlehnt wären: denn damit wäre mehr für die allgemeinen Bedürfnisse der Jugend aus allen Ständen und für alle Zeiten gesorgt worden. — Da der Vf. S. 518. und 581. des jetztregierenden *Königes* und S. 580. selbst dessen Bruders, als *Erbprinzen*, rühmliche Erwähnung thut: so erregt es Verwunderung, dass des *Kronprinzen*, der doch schon eine so geraume Zeit als Mitregent die bedeutendste Stelle im Staate einnimmt, und der unter andern auch während der Scenen des 2. Aprils 1801, bey der Kopenhagener Feuersbrunst 1795, und am Tage des Antrittes seiner Mitregentschaft — von mancher Seite sich rühmlichst auszeichnete, mit keinem Worte gedacht wird.

Der Vortrag des Vfs. hat des Rec. vollen Beyfall. Die Erzählungen sind fliessend, interessant, lehrreich und selten zu lang. Da Rec. die frühern Ausgaben dieses Werks nicht zur Hand sind: so kann er nicht bestimmen, ob und in wie fern dasselbe durch die wiederholten Auflagen gewonnen hat; aber ein so incorrecter Druck, wo, wie hier, auch nicht leicht eine Seite fehlerfrey erscheint, fällt in einer Schrift, die (laut Vorr. XIV.) in der Schulordnung „zu einer Regel, wonach sich die Schuljugend in dieser Hinsicht zu richten hat," vorgeschlagen worden ist, doppelt auf. — Das Ganze zerfällt in *achtzehn* einzelne Abschnitte mit den Rubriken: *Religion, Menschenliebe, Treue gegen den König, Standhaftigkeit, Edelmuth, Gerechtigkeit, Treue, Amtseifer, Wohlthätigkeit* u. s. w. Jedem Abschnitte sind kurze und faßliche Erklärungen der Tugend, wovon der Abschnitt die Beyspiele liefert, vorgesetzt; so wie es aber den Erklärungen oft an philosophischer Genauigkeit fehlt, so enthalten auch die Beyspiele nicht immer, was sie enthalten sollen. So soll es z. B. *Grossmuth* seyn, dass ein Normann, der als Schildwache einen Ueberläufer todt geschossen hatte, die ihm von dem commandirenden Prinzen von Bernburg für seine Wachsamkeit zur Belohnung dargebotenen Dukaten mit den Worten: „nein! für Geld schiesse ich die Menschen nicht todt!" ausschlug und sich zuletzt nur Einen Dukaten ausbat, „um seinen Landsleuten zeigen zu können, dass er ein Geschenk von einem Prinzen erhalten habe." (S. 61.) Der Zug ist allerdings schön, aber doch noch kein Beweis von Grossmuth, sondern höchstens von Genügsamkeit und Gefühl für den Werth eines Menschenlebens. Die Ordnung der Erzählungen ist nicht chronologisch; aber ein vollständiges Register über sämmtliche vorkommende Personen (etwa 300) und die angehängten chronologischen Tabellen über die dänische Geschichte, denen *Suhms* Tabellen im Auszuge zum Grunde liegen, erleichtern das Nachschlagen und den nützlichen Gebrauch des Buchs. — Zur Probe des Vortrags theilt Rec. folgende Stelle mit, wo der Vf. mit vieler Delikatesse der Struenseeischen Periode erwähnt: „Auch hier finden wir einen Beweis von der Ergebenheit an das Land und Volk, welche wir bey ihm (dem Erbprinzen) und unserer *Juliana* (der letztverstorbenen Königin) so wirksam sehen und gesehen haben. *Sie* in ihrem Werthe zu zeigen, brauchen wir nicht die Erinnerung an die Verwirrung in den Tagen, die noch nicht vergessen sind, aufzufrischen. Die Dänen freuen sich darüber, dass sie dahin sind, und wollen suchen, sie zu vergessen. Doch haben die Dänen um ihrer selbst willen keine Ursache, sich zu schämen, indem sie ihre Augen darauf richteten. — Nicht einmal die Feldtritte Fremder und ihre unglückliche Wirksamkeit wollen wir uns ohne Noth Mühe geben, abzumalen; sondern lieber in aller Stille auf diesen Zeitpunkt zurückfehen, mit dem festen Blicke, der nicht durch das Vergangene verwirrt wird, sondern die Dinge durchschaut, sie mit andern ähnlichen in der Geschichte anderer Nationen vergleicht, die Schickungen der Vorsehung erkennt, wo sie sich deutlich zeigen, und die edlen und grossen menschlichen Handlungen würdigt, wo sie gefunden werden." (S. 580 u. f. w.) Alles schön und gut gesagt; aber wie? wenn sich nun irgend ein wifsbegieriges Kind über das Dunkle, welches diese ganze Stelle für dasselbe hat, von seinem Lehrer Aufklärung ausbitten sollte? — Ein Beweis, mit wie vieler Vorsicht die Schrift, als Jugendschrift betrachtet, zu gebrauchen ist.

* * *

Halle, b. Hendel: *Desiderii Erasmi Roterod. Colloquia familiaria* im Auszuge. Mit einem lateinisch-deutschen Wörterbuche, zum Gebrauch der Schulen von Dr. *J. C. F. Bährens. Neue* Auflage. 1804. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Num. 35.)

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 17. Junius 1806.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Felseckers: *Faunae Insectorum Germaniae Initia; oder Deutschlands Insekten*, gesammelt und herausgegeben von Dr. *Georg Wolffgang Franz Panzer. Achter* Jahrgang. *LXXXIV — XCVI* Heft. 1805. XVI S. Index systematicus und 12 Hefte, wovon jedes 24 illuminirte Abbildungen mit den dazu gehörenden Textblättern und einem Umschlage in einem Pappfutterale enthält. quer 8. (Preis des Jahrg. 8 Rthlr.)

Je weiter dieses Werk vorrückt, desto brauchbarer wird es durch die immer mehr anwachsende Menge getreuer Abbildungen aus allen Ordnungen und Gattungen der deutschen Insektenfauna. Der Herausg. strebt sichtbar danach, in den Lieferungen der Abbildungen das in den ersten Jahrgängen gestörte Gleichgewicht in Anfehung der Insektenordnungen völlig herzustellen, und wenn er dabey die Schmetterlinge allein nur sparsam liefert, so zahlreich diese Ordnung auch ist, so ist dies bey der vorhandenen Anzahl guter Darstellungen der vaterländischen Arten zu loben.

In dem *achten* Jahrgange finden wir 105 Käfer. Wir übergehen sie hier, weil des Vfs. eben herausgekommene kritische Uebersicht der in der *Fauna Inf. Germ.* abgebildeten Käfer aus den ersten *acht* Jahrgängen unsre Bemerkungen unnöthig macht. Wir wenden uns dafür zu den andern Ordnungen, und wünschen, Hn. Dr. *P.* für den folgenden Band seiner Revision einige ihm brauchbare Anmerkungen liefern zu können. Von *Ulonatis* hat dieser Jahrgang 18 Abbildungen aus den Gattungen *Forficula, Blatta, Acheta, Locusta* und *Gryllus* und nur bekannte Arten; von *Odonatis* 4 bekannte Arten, 3 von *Libellulae* und 1 von *Aeschna.* Die dreyßig vorgestellten *Unogata* aus der Gattung *Aranea* sind neu; die *Aranea Erinaceus* von Frost im Verzeichnis Eichstättischer Insekten beschrieben. *Glossata* sind auch nur bekannte, 6 *Papiliones*, 7 *Bombyces*, 2 *Hepiali*, 6 *Noctuae*, 1 *Phalaena* und 1 *Lithosia.* Zu allen diesen haben wir nichts hinzuzufügen. Es bleiben noch die vier Ordnungen *Piezata, Synistata, Rhyngota* und *Antliata* übrig, wovon den Piezaten 80 Abbildungen zugehören. Hr. *Panzer* hat das System von Jurine bey den Piezatis oder Hymenopteris in diesem Jahrgange befolgt. So nothwendig auch eine bessere Gattungseintheilung der zahlreichen Hautflügler war, als die ältere Fabricische, so auffallend war uns doch dieser Schritt von Seiten des Vfs., da er sich bisher so streng, und nicht selten wider seine eigne Ueberzeugung, an Fabricius System gebunden hatte, mit dem das System von Jurine in Ansehung der Principien, auf die es sich gründet, ganz widersprechend ist. In den nun zu erwartenden Lieferungen der Fauna wird der Vf. hoffentlich die Einheit wieder herstellen, da das *Systema Piezatorum* fast alle Gattungen von Jurine, und manche gute Gattungen enthält, die selbst in Jurine's System vermisst werden. Die Gattungen *Codrus, Anomalon, Chelonus* sind unter den ichneumonförmigen Gattungen enthalten. *Bracon* entspricht der Fabricischen Gattung dieses Namens. *Omalus* ist bey Fabricius mit *Chrysis* verbunden und enthält die Arten mit kreisrundem Hinterleibe. *Cryptus* und *Pteronus* stehn bey *Hylotoma* Fabr.; *Allantus* und *Nematus* bey *Tenthredo; Cephalcia* ist *Lyda* Fabr.; *Urocerus* dessen *Xiphydria, Sapyga* sein *Hellus*, und *Astatus* sein *Cephus*; *Psen* ist *Trypoxylon* Fabr.; *Trachusa* enthält die Fabricischen Gattungen *Anthidium, Anthophora* und *Dasypoda*; *Lasius* würde *Megilla* seyn, und *Bremus* heisst bey Fabricius *Bombus.* Jetzt kommen wir zu einigen Arten: *Nematus luteus* XC, 11 soll *Tenthredo lutea* Fabric. Syst. Piezat. 41. 58 seyn, die aber schwarze, nur an der Spitze etwas röthliche, Antennen hat. *Allantus ferrugineus* XC, 9 ist *Hylotoma ferruginea* Fab. Syst. Piez. 26. 24. Zu *Allantus 4 maculatus* XCI, 17 citirt Panzer die *Tenthredo 4 maculata* Fabr.; aber Fabricius erwähnt nicht der vier weissl. Strichelchen an jeder Seite des Hinterleibes. Der *Allantus ferus* XCI, 16 ist nicht Fabricius und Coquebert's *Tenthredo fera.* — *Chalcis violacea* LXXXVIII, 15 ist *Diplolepis violacea* Fabr Syst. Piezat. 149. 4. Bey *Crabro lapidarius* XC, 12 bemerken wir, dass Fabricius des gelben Streifs am Halse nicht erwähnt, sondern den Brustschild als ganz ungefleckt beschreibt. Der *Ichneumon Exhoriator* XCIV, 13 wird von Fabricius jetzt zu *Ophion* gerechnet Syst. Piez. 134. 14. *Psen rufa* XCVI, 17 ist *Trypoxylon equestre* Fabr. Syst Piez. 182. 6. *Myrmosa atra* LXXXV, 14. ist vielleicht *Tiphia villosa* Fabr. Die *Cynips adscendens*

Digitized by Google

dens LXXXVIII, 10 ist *Eucharis adscendens* Fabr. Syst. Piez. 157. 1. *Sapyga 4 punctata* LXXXVII, 20 die *Scolia 4 guttata* Fabr. Entom. Syst. jetzt Hellus 4 *guttatus* Syst. Piez. 247. 3. Sie ist eine Spielart von *Hellus fexguttatus* Fabr. und mit diesem das Männchen von *Hellus* 6 *punctatus* Fabr. und *H. Paca*, was Klug in seiner Monogr. Siric. 61. 1. tab. 7. fig. 4, 5, 6, wo diese Art *Sapyga punctata* heifst, zuerst behauptet hat. — *Sapyga cylindrica* LXXXVII, 19 ist keine *Sapyga* (oder *Hellus*), sondern nach Fabricius System eine *Elis*, aber nicht etwa *Elis cylindrica* Fabr. Rec. hat eine der Panzerischen vollkommen ähnliche Art vor sich, an der aber der erste Leibring weifs gerandet ist. *Pompilus Punctum* LXXXVI, 12 ist jetzt *Ceropales Punctum* Fabr. Syst. Piez. 187. 9. *Pompilus exaltatus* LXXXVI, 10 Fabricius Insekt, wozu man aber *Sphex variegata* Lin. S. Nat 2. 944. 18. Fn. Su. 1655 rechnen mufs. *Larra pompiliformis* XIC, 13 ist keine *Larra*, sondern gehört mit mehrern noch unbeschriebenen Arten und der *Andrena Etrusca* Rossi zu einer neuen Gattung, die zunächst an *Lyris* Fabr. gränzt. *Stigmus pendulus* LXXXVI, 7 ist den Melinen verwandt. *Lasius cornutus* XCIV, 11; die *Andrena;* jetzt *Centris cornuta* Fabr. wird dabey citirt, ob mit Recht? *Lasius difformis* LXXXIX, 15 von auffallender Bildung! *Prosopis colorata* XIC, 14 ist *Pr. variegata* Fabr. Syst. Piez. 295. 9. — XCIV, 10. *Andrena Barbarea* ist die *Andr. cineraria* Fabr. Syst. Piez. 323. 5. *Apis cineraria* Lin. S. Nat. 2. 953. 5. Fn. Sv. 1688. Die *Andrena Fleifae* LXXXV, 15 soll als das andre Geschlecht zu der *Andr. hirtipes* Fn. Germ. (bey der die Citate aus Fabricius und Rossi wegfallen müssen) gehören; da aber beide Weibchen sind: so können sie wohl Spielarten von einander, aber nicht Männchen und Weibchen derselben Art seyn. Die *Andrena analis mas* XC, 14 und *And. analis fem.* n. 15 kommt in Fabricius Syst. Piez. nicht vor: denn die dort 326. 18 beschriebene Art, deren Beschreibung übrigens auf mehrere aus der zahlreichen Verwandtschaft anwendbar ist, gehört nicht dazu. Wir machen in Anfehung der Geschlechtsverschiedenheit dieselbe Anmerkung, wie bey *Andr. Fleifae* und *hirtipes Fn.*; nur dafs bey *Analis* zwey Männchen als *Mas* und *Femina* abgebildet, und dafs beide wohl sicher keine Abänderungen von einander, sondern verschiedene Arten sind. Die Deutlichkeit, womit sich in dem Körperbaue, besonders in dem Hinterleibe, das Geschlecht der Andrenen erkennen läfst, bürgt uns dafür, dafs wir nicht irren. LXXXVI, 15 *Trachusa Serratulae*, eine *Anthophora* nach Fabricischem System; 14 *Trachusa ftrigata*, ein *Anthidium* nach demselben; und XCVI, 18 *Trachusa lobata* Mas eine *Dasypoda*, die *D. lobata* Fabr. Mas, ohne den Lappen an den Hinterschenkeln. *Bremus fasciatus* XC, 17 ist vielleicht *Bombus Hortorum* Fabr. XC, 16. *Bremus tibialis* ist offenbar ein *Bombus* nach Fabricius System, und schon deshalb müfste man die Richtigkeit des Citats: *Megilla collaris* Fabr. Syst. Piez. 329. 5 bezweifeln; aber auch die Beschreibung streitet dagegen: denn Fabricius *Megilla collaris* hat die gelbe Binde unfern der Wurzel des Hinterleibes nicht, die Panzer's uns wohl bekannte Art zeigt. LXXXV, 21 *Bremus Truncorum* ist von Geoffroy Inf. II. 417. 22. beschrieben, aber sicher nichts weiter als eine Abänderung der männlichen *Bombus lapidarius* Fabr. oder des *Bombus Arbuftorum* Fabr. Unrichtig ist das Citat: *Apis collaris* Scopoli wegen des hellgelben Afters; und *Apis Pratorum* Schranck ist zweifelhaft. LXXXV, 19 *Bremus Sylvarum*, der *Bombus Sylvarum* Fabr. aber nicht *Apis Sylvarum* Lin., die zu *Bremus Regelationis* LXXXVI, 17 zu gehören scheint. XIC, 17 *Bremus ibiticus*. Der *Bombus italicus* Fabr. ist nicht mit Sicherheit herzuziehen; gewifs aber ist hier *Apis Pafcuorum* Scop. Carn. 819 Rossi Fn. Etr. Mant. 309 vorgestellt. XIC, 16 *Bremus aeftivalis* ist von Geoffroy Inf. II. 419. 26 beschrieben und von Fourcroy Ent. Par. n. 26. *Apis veftalis* genannt.

Die *Syniftata* begreifen 11 Arten aus den Gattungen *Ephemera*, *Phryganea*, *Hemerobius*, *Pfocus* und *Myrmeleon*; darunter ist keine angeblich neue; doch kann *Ephemera bioculata* XCIV, 7 nicht die Linnéische dieses Namens seyn, da Linné unter den dieser Art zukommenden Tuberculis nicht die den Arten dieser Gattung gemeinschaftlichen Nebenaugen gemeynt hat, wie hier angedeutet ist; — und *Hemerobius albus* LXXXVII, 14 ist nicht der Hemerobius dieses Namens bey Fabricius und Linné, wie schon die dreyfach beträchtlichere Gröfse zeigt, sondern wahrscheinlich *H. flavus* Scop. Carn. 707.

Die *Rhyngata* enthalten 30 Arten, wovon 4 als neu aufgeführt sind, aus den Gattungen *Nepa*, *Ranatra*, *Naucoris*, *Salda*, *Cimex*, *Coreus*, *Lygaeus*, *Capfus*, *Miris*, *Reduvius* und *Aphis*. XCII, 20 *Salda atra* Fabr. ist vielleicht mit *Salda gryllo*ïdes Fabr. zu *Lygaeus* zu zählen. 21 *Salda fylveftris* Fabr. Das Citat aus Fabricius ist zwar richtig, das Insekt aber keine *Salda*, sondern ein *Lygaeus*, und von Fabricius selbst sind zwey Spielarten desselben unter den Namen *Auftriacus* und *Falciatus* bey *Lygaeus* beschrieben. XCII, 10 *Lygaeus fylveftris* kömmt nicht mit der von Fabricius beschriebenen Art überein; 11 *Lygaeus quadratus* ist nicht Fabricius Pflanze, sondern dessen *L. lufcus* Ent. Syst. 4. 165. 103. Syst. Rhyngot. 231. 133; die Vorderschenkel sind zuweilen unbewaffnet; — 13 *Lygaeus falfatorius* Fabr. scheint es zu seyn; Panzers Insekt ist aber ganz sicher die *Salda littoralis* Fabr. Syst. Rhyng. 115. 12 *Acanthia littoralis* Fabr. Ent. 4. 72. 18 und mit *Salda Zofterae*, die ihr sehr ähnlich ist, das Muster der Gattung *Salda*. Die Beschreibung von *Cimex littoralis* pafst ziemlich gut, bis auf die kurzen Flügel, die an unserm Insekte den Flügeldecken in der Länge nicht nachgeben. — 14 *Lygaeus pedeftris* Panzer. Vor dem weifsen Spitzenflecke des Flügelleders steht häufig eine schwarze Querbinde. — 22 *Miris Abirtis* Fabr. ganz richtig, aber offenbar keine Miris, sondern ein Lygaeus. XCIII, 17 *Lygaeus ftriatellus* Fabr. ein *Capfus*. — 18 *Lygaeus luteicollis* Wolff ein *Capfus*. — 19 *Lygaeus Umbellatarum* Panz. ein *Capfus*, der in Anfehung der

Zeichnung

Digitized by Google

Zeichnung sehr abändert; oft ist das Scutellum durch einen schwarzen Mittelstreifen in zwey Hälften getheilt — 20 *Capsus tricolor* Fabr. eine der Spielarten des *Capsus capillaris* Fabr. aber nicht diejenige, die bey Fabricius *Capsus tricolor* heifst — 21 *Miris laevigatus* ist nicht die wahre Fabricische und Linnéische Wanze dieses Namens, welche die schmale Statur des *Holsatus* und des *Cimex erraticus* Lin. hat, sondern eine andre Art, die wir *Bimaculatus* nennen.

Antiata enthält dieser Jahrgang 14 Arten, unter denen 7 neue sind. Der *Ceratopogon leucopterus* Meigen XCV, 19 stimmt in Ansehung der Antennen nicht mit dieser Gattung überein, die kurzen Vorderfüfse machen uns aber zweifelhaft über den ihm anzuweisenden Platz. Meigen's Citat ist daher sehr verdächtig. *Hirtea Marci Mas* XCV, 20. Der Vf. folgt hier Hn. Meigen, dem auch Fabricius im Syft. Antliat. 52. 4 und 5 mit Recht sich anschliefst; es scheint aber nach den Citaten, dafs Panzer die hier abgebildete *Marci* mit der männlichen *Hortulana* verwechselt hat; das Citat aus Linné und Schäffer gehört nämlich zu *Hortulana*. Fabricius hat nur die Weibchen bezeichnet, und wir müssen seine *Hortulana* von *Marci* trennen. Rec. bringt bey der männlichen *Hirtea Marci* das Citat: *Tipula brevicornis* Lin. Syft. Nat. 2. 976. 42 Fn. Suec. 1766. in Vorschlag, wozu seine *Tipula Marci* als Weibchen gehört. XC, 21 *Bibio ruficus* Panz. — 18 *Syrphus Cryptarum;* das Citat aus Fabricius, jetzt *Eristalis Cryptarum* Syft. Antl ist zweifelhaft. — 19 *Syrphus vespiformis* Fabr., wozu aber die *Musca vespiformis* Lin. nicht gehört, ein *Mulio* nach Fabricius Syft. Antl. — 20 *Syrphus aureus* Panz halten wir für den *S. bombyliformis* Fabr., den der Vf. im 59. Hefte schon hat abbilden lassen und für das Männchen des *S. intricarius*, der *Eristalis intricarius* Syft. Antl. 232. 3. zu welcher Gattung er gehört. — XCI, 20 *Syrphus apiarius* Fabr. ist offenbar eine *Musca*. — 21 *Syrphus Ranunculi* Panz. scheint ein *Merodon* nach Fabricius neuem Systeme. Der *Syrphus Rosarum* XCV, 21 ist nicht die wahre *Scaeva Rosarum* Fabr., diese hat der Vf. im 72 Hefte unter dem falschen Namen *Syrph. noctilucus* Fabr. abbilden lassen. *Syrphus Globulus* LXXXVI, 21 ist eine *Acrocera* und von Meigen Dipt. I. 148. 2 beschrieben. LXXXVII, 22 *Rhingia rostrata* Fabr. XCI, 22 *Empis pennata* Panz. Fabr. Antl. 140. 11. XC, 22 *Acarus plumbeus* Panz. der *Ixodes plumbeus* Fabr. S. Antl. 355. 9.

Nürnberg, b. Felsecker: *Kritische Revision der Insektenfaune Deutschlands* nach dem System bearbeitet von Dr. *Georg Wolfg. Franz Panzer. I— XCVI* Heft. 8 Bändchen 1805. XVI u. 144 S. 8. (12 gr.)

Schon lange war eine solche berichtigende Uebersicht der in Panzer's *Fauna Insectorum Germaniae* da gestellten Insekten nothwendig und wünschenswerth geworden. Das Werk ist zu einem trefflichen und unentbehrlichen Repertorium von Abbildungen herangerückt, das schon über drey und zwanzig hundert europäische Insekten enthält. Keins der bisher existirenden Insektenwerke liefert so viele und zugleich so richtige Darstellungen aus der inländischen Fauna. Dieser Umstand hat die Panzerische Insektenfaune überall verbreitet, und wegen dieser grofsen Verbreitung sind die darin vorkommenden Irrthümer doppelt unangenehm. Es sey fern von uns, diese allein auf Rechnung des Vfs. zu setzen. Viele derselben haben ihren Grund in der Periode, in der die Herausgabe des Werks ihren Anfang nahm: denn erst gleichzeitig mit ihm oder nachher wurden viele Entdeckungen und Berichtigungen gemacht, die auch auf die deutsche Insektenfauna Einfluss hatten. Manche Unrichtigkeiten verschuldeten Andre, die dem Herausg. Insekten zum Abbilden unter irrig neuen oder falschen Namen mittheilten; allenfalls könnte man darüber Hn. Panzer's Nachgiebigkeit in Anspruch nehmen. Einen Theil der Fehler leiten wir mit Recht aus der oft zu grofsen Anhänglichkeit des Vfs. an Fabricius System und Vorgang her, dem er nicht selten selbst da folgte, wo die Unrichtigkeit gezeigt war. In den letzten Jahrgängen findet man diesen Fehler weit mehr vermieden.

Ueber die ersten *acht* Jahrgänge liefert nun der Vf. eine kritische Revision, von der dieses erste Bändchen die *Käfer* enthält. Da in diesen ersten Jahrgängen die Käfer die Mehrzahl machen: so werden die übrigen Ordnungen in einem zweyten Bändchen zusammen gefafst werden können, dem der Vf. ein allgemeines alphabetisch-geordnetes Register beyzufügen gebeten wird, das aber nicht die berichtigten Namen allein, sondern auch die ältern der Fauna enthalten müfste.

Bey seiner Arbeit hat der Vf. nicht blofs aus *Illiger's* Magazin viele Berichtigungen und Bemerkungen geschöpft, sondern auch nach der Vorrede und nach den Anführungen im Texte sehr viele derselben von diesem Entomologen schriftlich mitgetheilt erhalten. Unsre Recensionen und die entomologischen Hefte hat er gleichfalls fleifsig genutzt, und wir glauben, dafs eine Nachlese des unberichtigt gebliebenen oder der unbestätigt gelassenen neuen Arten nicht stark ausfallen möchte. Indefs hätten wir gewünscht, dafs Hr. Dr. P. über manche dieser letztern bey den Entdeckern sich hätte Raths erholen können. Rec. hat nur einige unterlassene Berichtigungen gefunden, muntert aber die Insektenforscher auf, deren noch mehr auszuspähen, damit des Vfs Absicht, ein in Ansehung der Synonymie tadelloses Werk zu liefern, erreicht werde. *Trichodes nebrio diaperinus* S 31. ist wohl unstreitig *Helops picens* Oliv. Ins 58. 17. 22. Tab. 2. Fig. 13. — Der *Cryptocephalus distinguendus* Heft XIII. tab. 8. wurde von dem Vf. für *Cryptocephalus variegatus* Fabr. erklärt und deshalb hier übergangen; ist aber dieser *Variegatus* nicht. — Der *Curculio Lythri* Heft XVII. tab. 8. ist kein Curculio, sondern *Attelabus vernalis* Fabr. *Curculio urticarius* Herbst. Arch. — *Scarites Cephalotes*

Digitized by Google

Cephalotes S. 30. ist kein *Scarites*, sondern besser ein *Carabus*.

ERDBESCHREIBUNG.

Erlangen, b. Walther: *Beschreibung der neuentdeckten Rosenmüllerschöhle bey Muggendorf in Franken.* Nebst Nachrichten von den übrigen sehenswürdigen Höhlen in dortiger Gegend; von *Johann Gottfried Köppel.* 1795. 2½ Bog. 4. mit sieben Kupfertafeln. (t Rthlr.)

Was der im J. 1798 verstorbene *Köppel* im *zweyten* und *dritten* Heft seiner, im J. 1795 in Octav gedruckten, Briefe über die beiden Fränkischen Fürstenthümer Bayreuth und Ansbach von jenen Höhlen erzählt (es ist der siebente bis zwölfte Brief), liefs der Verleger, mit einigen kleinen Veränderungen, und mit Weglassung der Briefform, in Quartformat abdrucken, und legte die dazu gehörigen Kupfertafeln bey. Uebrigens beziehen wir uns auf unsre Anzeige des aus *fünf* Heften bestehenden Ganzen, (A. L. Z. 1795. Num. 142. u. ff. und Ergänzungsblätter Jahrg. 4. Num. 102. u. f.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Kühnel: *Abhandlung von der Fuge*, nach den Grundsätzen und Exempeln der besten deutschen und ausländischen Meister entworfen von *Friedrich Wilhelm Marpurg.* Nebst Exempeln in LXII und LX Kupfertafeln. *Neue* Ausgabe. 1806. 28 Bog. ohne die Beyspiele. 4.

Was Marpurg über die Fuge zusammen getragen und gelehrt hat, ist jedem Deutschen bekannt, der in der Musik wissenschaftlich unterrichtet worden; für andere Leser dieser Zeitung glaubt es Rec. füglich mit dem vergleichen zu können, was wir den alten Grammatikern über den Versbau der Alten verdanken. Hier, wie dort, findet sich kein eigentliches System, in manchen Theilen herrscht Unordnung, in einigen zeigen sich sogar Widersprüche: aber bey weitem das meiste, was gegeben wird, ist gediegen, feststehend, ziemlich deutlich und dem Praktiker für den Gebrauch allenfalls genügend. Nun hat man in den neuesten Zeiten bekanntlich andere Werke, von der Fuge, wie *de metris*, erhalten: aber läugnen wird man auch nicht, dafs wir damit doch noch immer kein vollständiges, streng durchgeführtes Ganze; dafs die Sachen in diesen neuern Werken nicht selten eine Wendung, zwar zum Vortheil des sogenannten Systems, aber zum Nachtheil ihrer selbst; und dafs wir in vielen Theilen, statt der alten Verworrenheit, nur eine neue erhalten haben, wobey für Deutlichkeit, ungeachtet der gewählten, gangbarern Worte, schwerlich gewonnen, für den Bedarf des Praktikers (hier des Künstlers, dort des Dichters) sogar verloren worden sey.

Jeder Vergleich hinkt; das wollen wir von dem unfrigen nicht nur zugestehen, sondern zugleich angeben, auf welcher Seite er hinkt. Marpurg hat in dem angegebenen Kreise mehr gethan, als jene alten Grammatiker in dem ihrigen; über einzelne Theile der Lehre vom strengen Stil in der Musik haben wir von den Neuern nichts so treffliches, wie über einzelne Theile der Metrik in Vossens bekanntem Werkchen; dagegen gibt es kein so brauchbares Lesebuch über das Ganze dieser Materie, wie das Türksche über das Ganze von jener.

Eine neue Ausgabe des vergriffenen Marpurgschen Werks war mithin, seines wahren Werths wegen, allerdings zu wünschen; ein Werth, den nur Unwissenheit, Leichtsinn, Egoismus und Parteysucht herabwürdigen können. Dieser Wunsch würde dadurch verstärkt, dafs dieis Werk, wenn auch zum Theil durch Zufälligkeiten, ein so grosses Ansehen, eine so viel vermögende Auctorität erlangt hat, dafs der Freund seines Gegenstandes hoffen darf, es werde auch Mancher die Sache ernstlicher studiren um des Buchs willen.

Dieis nun selbst ausführlich durchzugehen, wäre gegen die Verfassung dieser Zeitung, da es noch einmal so alt ist, als sie selbst. So bleibt Rec. nur zu sagen übrig, dafs bey dieser neuen Ausgabe die Explosionen der keifenden Polemik des streitlustigen Marpurg weggelassen worden sind, indem die Riesen, gegen die er anlief, meistens gar nicht mehr oder nur noch als Windmühlen im Andenken der Kunstverständigen existiren; und dafs man der unbeholfenen, sehr breiten Schreibart Ms. nachgeholfen hat. In letzterm hätte der jetzige, ungenannte Herausgeber mit gutem Gewissen noch weiter gehen können; und hätte er dann, wie es ohne gänzliches Umformen des Ganzen wohl möglich war, mehrere Theile besser ordnen, und, etwa in einem Anhange, kurz nachtragen wollen, was spätere Werke Eigenes enthalten: so würde man ihm für seinen Fleifs noch mehr Dank wissen.

Die ungeheuere Menge Beyspiele jeder Art und Kunst, die der gelehrte M. zusammen gedrängt hat und die dem Studirenden, dem es ein wahrer Ernst ist, schon allein ein kostbarer Schatz sind und immer bleiben werden — diese Beyspiele sind meistens von den alten Platten wieder abgedruckt; doch finden sich die nicht seltenen Stichfehler, wenigstens so weit Rec. Vergleichungen angestellt hat, verbessert. Andere Platten sind nachgestochen worden, weil wahrscheinlich die alten durch öftern Abdruck unbrauchbar geworden waren, und auch da hat man mit lobenswerther Genauigkeit Fehler verbessert.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 19. Junius 1806.

MATHEMATIK.

ALTDORF, b. Meyer: *Programma de Numerorum, quos arabicos vocant vera origine.* Quo praemisso ad Oration. adit. d. 3. Aug. 1801. habendam. humaniſſ. invitat *Conradus Maunert*, Hiſt. Prof. P. O. 30 S. 8.

Die Auflöſung eines in vielen Rückſichten wichtigen Räthſels verdient hinreichend dargeſtellt und geprüft zu werden. Die Univerſitätsbibliothek zu Altdorf beſitzt einen Pergamentcodex in Sedez: *Geometria euclidis a boetio in latinum lucidius translata.* In dieſer Euklideiſchen Geometrie werden die Beweiſe weggelaſſen. Dagegen ſind manche andere Notizen eingeſtreut. Unter andern heißt es: „*Pitagorici vero, ne in multiplicationibus et participationibus et podismis aliquando fallerentur, ut in omnibus erant ingeniosiſſimi et ſubtiliſſimi, deſcripſerunt ſibi quandam formulam, quam ob honorem ſui praeceptoris menſam Pitagoream nominabant, quia hoc, quod deſcripserant, magiſtro praemonſtrante cognoverant. A poſterioribus appellabatur abacus, ut quod alta mente conceperunt, melius, ſi quaſi videndo oſtenderent, in notitiam omnium transfundere poſſent, eamque ſubterius habita ſat mira deſcriptione formabant.*" Nach dieſem Eingang folgt im Mſ. ein Viereck, das in der Länge ſechs, in der Breite zwölf Fächer hat. Im zweyten Fach der Breite ſtehen von der Rechten zur Linken zehn einfache, unſern älteren ſogenannten arabiſchen Zahlzeichen mehr oder weniger ähnliche Zahlfiguren von 1 bis 9, nebſt der Nulle, die hier nicht ein bloſser Ring iſt, ſondern noch, als Ring, eine Figur wie Δ einſchlieſst. Unter den Figuren ſind 1. 8. 9. völlig wie unſere jetzige Zahlen. Wie aus der Figur in der ſechsten Stelle unſere 6 entſtehen konnte, iſt leicht zu ſehen. Die Figuren der zweyten, dritten, vierten, fünften Stelle gaben ebenfalls leicht unſere 2. 3. 4. 5., wenn man den Codex in Gedanken umdreht. Die Figur in der ſiebenten Stelle iſt unſerer 7 am meiſten unähnlich. Kurz, man findet wahrſcheinlich in dieſem Codex die ſogenannten arabiſchen Zahlzeichen, welche doch erſt *Gerbert* (nachher Papſt Sylveſter II.) gegen das Ende des *zehnten* Jahrhunderts von ſpaniſchen Saracenen erlernt hat, und dafür, wie für andere Künſte, faſt als Zauberer geachtet worden iſt. Denn *Guilielmi Malmesburienſis Hiſtoria Anglor. L. II.* ſagt von ihm: *Abacum certe primus a Saracenis rapiens regulas dedit, quae a ſudantibus abaciſtis vix intelliguntur.* Die Araber ſelbſt (auſser Spanien und Nordafrica) ſcheinen vor dem *zehnten* Jahrhundert dieſe Zahlzeichen nicht gehabt zu haben, da ſie in ihrer damaligen Barbarey auch beym Handel Griechen gebrauchten und in ihren ältern aſtronomiſchen Schriften immer nur die Buchſtaben als Zahlen anwenden. Wie kamen denn dieſe neue Zahlzeichen ſammt der Nulle in Boethius's Ueberſetzung des Euclides? (B. wurde 525 hingerichtet.) Oder wie in einen Codex deſſelben, welcher nach Hrn. Ms. diplomatiſch genauer Unterſuchung, die Charaktere einer Handſchrift des *eilften* Jahrhunderts hat? Der Vf. glaubt, weil die nämlichen Zeichen auch einmal in dem darauf folgenden lateiniſchen Texte ſtehen, ſchlieſsen zu müſſen, daſs nicht der Abſchreiber erſt dieſe Zahlzeichen etwa bloſs in ſein Mſ. aufgenommen, ſondern daſs er ſie aus einem ältern Codex abgeſchrieben habe, daſs ſogar die Nachricht von Boethius ſelbſt herkomme und dieſer für Pythagoreiſche Weisheit ſehr eingenommene römiſche Senator ſie ſelbſt aus einem verlornen pythagoreiſchen Werke geſchöpft habe. Die Stelle ſetzt ihre arabiſchen Zahlen ſowohl als die darunter ſtehenden lateiniſchen von der rechten zur linken; ſie ſpricht auch von gewiſſen Rechenmeiſtersvortheilen, die Einheiten zu Zehnern, dieſe zu Hunderten, dieſe zu Tauſenden zu erheben u. ſ. f. Auch die Decimalrechnung wäre alſo wohl pythagoreiſch? Und da die Saracenen erſt, ſeit ſie griechiſche Schriften überſetzten, mit den ſogenannten arabiſchen Zahlen ſich bekannt zeigen: ſo möchten nach Hrn. M. ſogar auch ſie aus einem pythagoreiſchen und arabiſchen überſetzten, jetzt verlornen Auctor dieſe Weisheit erhalten haben, welche bey ihnen ohnehin nicht im Orient, ſondern nur in Nordafrika und Spanien ſich anfangs finden läſst, folglich nicht wohl aus dem indiſchen Handel abſtammen kann. Unbekannt könnte dieſe Rechnungsart im griechiſchen und lateiniſchen Alterthum geblieben ſeyn, wenn man mit M. annimmt, daſs die Pythagoreer ſie nur unter ſich als Geheimniſs gelehrt haben. Blieb doch auch, was Gerbert lehrte, lange ohne ausgedehnten Gebrauch im chriſtlichen

Digitized by Google

Occident. Erſt am Ende des zwölften Jahrhunderts erlernt ein Piſaniſcher Kaufmann, Bonacci, als Conſul bey Algier das *„ſtudium abaci."*

Rec. muſs für's erſte, zu Vermeidung aller Mifsverſtändniſſe, bemerken, daſs der *abacus* in dem Altdorf. Cd. nicht das Einmaleins iſt. Nur Eine Linie, nämlich die zweyte, enthält in zehn Fächern die neun ſogenannten arabiſchen Zahlen, nebſt der Nulle. Die nächſte darunter geſetzte Linie ſetzt in *römiſchen* Zahlen in zwölf Fächern:

C̄M̄, X̄M̄, ĪM̄, C̄IM̄, XIM̄, M̄I, C̄, X̄, Ī, C, X, I.

Die vierte gibt eben ſo von der Rechten zur Linken, aber wieder in römiſchen Zeichen, die Hälften von den Zahlen der zweyten Linie, die fünfte Linie die Hälften der Hälften u. ſ. w. Man ſieht alſo noch, wie die römiſchen Zahlzeichen das gewöhnlichere waren, während die zehn ſogenannten arabiſchen, nur, wie das ungewöhnlichere, daran angereiht erſcheinen. Nichts ſcheint uns alſo den Schluſs des Vſs.: daſs der Altdorfiſche in dem *eilften* Jahrhundert entſtandene Codex dieſe Zeichen nicht etwa durch den Einfluſs des am Ende des *zehnten* Jahrhunderts von Gerbert gemachten *„raptus abaci"* haben könne, ſondern uns dadurch etwas von Boethius herab Vererbtes überliefere, mit einiger Sicherheit zu begründen. Was der Codex in den vier unteren Fächern gibt, iſt ein echt römiſcher, das Rechnen durch Halbirungen erleichternder *abacus*, welchen Boethius von Pythagorikern, aber ſpäterer Zeiten, haben mochte. Die hierzu (wie auch Hr. M. wohl bemerkt) nicht paſſenden zwey erſten Linien, mögen denn eine Zugabe ſeyn, die ein Mönch des *eilften* Jahrhunderts machte, welcher etwas wenigſtens von der doch ſchon *um mehrere Jahrzehende früheren* Entdeckung Gerberts gelernt haben mochte. Er fügte ſeine hohe, neue Weisheit, ſo gut oder ſchlecht er konnte, bey, gerade ſo, wie jetzt in den Abdrücken des *Borthius de Geometria Euclid.* (2 B. *Opp. ed. Loriti Glareani et Martiani Rotae. Baſil. ex Offic. Henricpetri*, welche Rec. vor ſich hat) p. 1518. ſtatt des *abacus*, wie ihn der Altdorf. Cd. hat, *glas* völlige Einmaleins, ohne alle Warnung, eingerückt iſt; ungeachtet alles folgende, was B. vom Multiplíciren und Dividiren ſagt, daſs man nämlich, wenn der Multiplicator eine Einheit ſey, die zehn Finger auf die zehn Zahlzeichen, die Fingergelenke aber auf die Hunderter u. ſ. w. legen ſolle, gar nicht darauf paſst, auch der Ausdruck: *„Decemus autem ſumet ipſius multiplicator digitos in pagina C. inſcripta* etc." einen Text mit römiſchen Zahlen vorausſetzt. — Wir können alſo uns nicht überzeugen, daſs es Hrn. M. mehr als einſt dem Wittenberg. Prof. *Weidler* gelungen ſey, uns ein über das *zehnte* Jahrhundert zurückgehendes Bekanntſeyn der ſogenannten arabiſchen Zahlen unter den Chriſten im Occident nachzuweiſen; wenn gleich Hr. M. als diplomatiſcher Forſcher dasjenige ſtrenger darſtellt, was einſt bereits aus eben dieſem Altdorf. Codex *Weidler* (1727) in einer *Diſſ. de characteribus numerorum vulgaribus et eorum aetatibus*, zu folgern geſucht hatte, wogegen aber *Wallißius Opp. Mathematic.* Vol. II. in *Tr. de Algebra* c. 4. ff. nach unſerer Einſicht, mit Recht, ſich erklärte. ſ. Wolf *Elem. Matheſeos Univ.* T. I. 1730. §. 51. p. 29. und *Wallißii Elementa Arithmeticae* von 1742. Da aber ſogar *Gatterer* die Meinung Weidlers, welcher ſie gegen Wallißius in einer zweiten Ausg. ſeiner Diſſ. (die Rec. noch nicht ſehen konnte) vertheidigt hat, ohne Anzeige ſeiner Gründe adoptirte, und der *Nouv. Traité de Diplomatique* T. III. p. 532. behutſam erinnerte, daſs alles auf das Alter des Cod. ankomme, ſo hat allerdings Hr. M. das Verdienſt, durch diplomatiſch genaue Beſtimmung dieſes Alters auf das *eilfte* Jahrhundert ungeſucht den Anlaſs zum ganzen Irrthum heben zu helfen und die Möglichkeit, daſs ein, wer weiſs, wie viele Decennien nach Gerberts Entdeckung geſchriebenes Mſ. gerade von dieſer bereits etwas enthalte, darzuthun.

Noch eine Sonderbarkeit im Cod. Altdorfinus iſt, daſs in dem erſten Fach ſeiner *„menſa pythagorica"*, noch über den zehn arabiſchen (oder Gerbertiſchen?) Zahlen zehen Worte, wahrſcheinlich Benennungen dieſer Zahlen ſtehen, von denen mehrere ſyriſchen (oder phöniziſchen?) Urſprungs zu ſeyn ſcheinen. Die Namen ſind:

si	celen	teme	ze	cal	qui	ar	ormis	Andras	Igin
pos	tis	mas	nis	ctis	nas	bas			
Ⓐ	9	8	7	6	5	4	3	2	1

Wie auch Prof. Bauer zu Altdorf ſogleich bemerkte, iſt *arbas* für 4. *tememas* für 8. (תְּמָנֵי augenſcheinlich das chaldäiſche, ſyriſche, arabiſche, ſamaritaniſche (ebendaher auch phöniziſche!) Wort. Bey *Igin* dachte Er an *Igid* als franzöſiſche Ausſprache für אֶחָד, bey *Andras* an das chald. תְּרֵין *Zwey*, bey *quinas* vermuthete Er *cimas* als entſtanden aus חָמֵשׁ = 5. Rec. vermuthet bey *ſipos* auch einen Schreibfehler. *Sipor* nämlich kann der aus dem arab. *Zipher* (صِفْر *leer*) entſtandene Name der Null ſeyn. Aus welcher Sprache alsdann *ormis* = 3. *calctis* = 6. *zenis* = 7. *celentis* = 9. ſeyn möchte, bleibt räthſelhaft. Rec. wenigſtens hat umſonſt auf ihre Ableitung hin und her geſonnen. Die von dem Ring des Sipos eingeſchloſſene kleine Figur hält Rec. für ein ſyriſches oder arabiſches *Jod*, den *zehnten* Buchſtaben.

Leipzig, b. Voſs: *Encyclopädie des geſammten Maſchinenweſens*, oder vollſtändiger Unterricht in der praktiſchen Mechanik und Maſchinenlehre, mit Erklärungen der dazu gehörigen Kunſtwörter in alphabetiſcher Ordnung u. ſ. w. Von *Joh.*

Digitized by Google

Joh. Heinr. Moritz Poppe, Schwarzb. Sondershauf. Rath, der Philoſ. Doctor u. ſ. w. *Zweyter* Theil. E – I. 1804. 876 S. gr. 8. m. 11 Kpfrt. (3 Rthlr. 8 gr.)

Das Urtheil über den *erſten* Theil dieſer Compilation in der A. L. Z. 1803. Num. 273. finden wir im Ganzen auch bey dieſem *Zweyten* beſtätigt. Nur ſcheint der Vf. in Hinſicht der theoretiſchen Artikel eine etwas ſtrengere Auswahl getroffen, und ſich bey denſelben nicht ſo lange, wie im erſten Theile verweilt zu haben. Uebrigens geht es nach der alten Weiſe fort, wobey denn das Fiſcherſche phyſikaliſche Wörterbuch und mehrere nicht vergeſſen ſind. Auch das theoretiſch-praktiſche Wörterbuch der Uhrmacherkunſt des Vfs. (1799 — 1800 in *zwey* Theilen) findet man hier, was beſonders die zur Mechanik der Uhrwerke gehörigen Artikel betrifft, faſt in extenſo wieder. Der Artikel *Elektriſirmaſchinen*, einer der gröſsten in dieſem Theile, hat ohne Zweifel Hrn. P. die wenigſte Mühe gekoſtet. Hr. *Fiſcher* (Phyſ. Wörterb. Th. 2. Art. Electriſirmaſchine) war wenigſtens ein guter Vorarbeiter, und dieſe Quelle iſt denn auch ſo fleiſsig ausgeſchöpft, daſs man ſich beym Leſen dieſes Artikels der Encyclopädie auf einmal wieder in jenes Werk verſetzt wähnt. Die Artikel: Federdeckel, Federhärte, Federhaken, Federhausrad, Federſtift u. ſ. w., u. ſ. w., ſind alle aus des Vfs. obgedachtem Wörterbuche der Uhrmacherkunſt aufgenommen (verſteht ſich meiſtens buchſtäblich: denn wegen allzu groſser Eile konnte man ſie nicht anders einkleiden!), und überhaupt bemerkt man, daſs hier jeder geringfügige Theil der Uhrwerke eingetragen iſt, dahingegen man die vollſtändige Beſchreibung anderer wichtigen Theile des Maſchinenweſens vermiſst. Wenn der Vf. alle Gegenſtände dieſes Werks mit gleicher Umſtändlichkeit hätte abhandeln wollen, wohin würde er ſich verloren haben? und wo wollte er die Gränzlinie zwiſchen zweckmäſsiger Beſchreibung und ängſtlicher Mikrologie ziehen? der vielen Wiederholungen zu geſchweigen, die bey der lexicographiſchen Einrichtung unvermeidlich ſind. Manche Artikel ſind auch in dieſem Theile ſehr mangelhaft, z. B. Hammerwerk u. m. Mehrere Vergleichungen anzuſtellen, hält Rec. für überflüſſig, indem die angeführten Beyſpiele zur Rechtfertigung ſeines Urtheils hinreichend ſcheinen. Einige Notizen zum künftigen Supplementbande mögen hier noch Platz finden. Bey dem Artikel *Egge* hätte noch von Richard Loyds und einigen andern gebräuchlichen Eggen Nachricht gegeben werden können. S. 30. fehlt *Einbruckbock*. S. 37. iſt die Erklärung von *Einflußröhre* nicht vollſtändig. *Einguß* bedeutet auch in der Münze eine eiſerne Form zum Abgieſsen der Zaine oder Schienen zu groben Geldſorten u. ſ. w. Sie ſind ebenfalls bey den Silberarbeitern und auf den Hüttenwerken zum Eingieſsen des Muldenbleyes gebräuchlich. Bey *Einmündungsröhre* fehlt die Bedeutung derſelben auf Salzwerksbrunnen. S. 43. *Einſchneider*, eine Art Bohrer. S. 44. *Einſpannrohr*. S. 51. fehlt *Eiſendrehmaſchine*. S. 52. *Eiſenſcheibe*, beym Marksſcheiden. S. 54. Auf der Herzogl. Braunſchweig Eiſenhütte, die Karlshütte genannt, exiſtirt kein Schneidewerk, wohl aber auf der Braunſchweig Hütte bey Holzminden an der Weſer, welches mit einem Walzwerke verbunden iſt. S. *J. G. Stünkel's* Beſchreibung der Eiſenberg- und Hüttenwerke am Harz. Gött. 1803. 8. S. 389. — S. 56. *Eisroſt* bey Salzwerken. *Eisſüge*. S. 125. *Engliſcher Haken* bey Uhrwerken. *Enzbäume* und *Ensgebäke* beym Brückenbau. S. 139. Zur Literatur des Artikels *Erdbohrer* gehören noch: *Leupold's* Schauplatz der Waſſerbaukunſt. Leipz. 1724. fol. S. 44 — 51. Abhandl. der Königl. Schwed. Akad der Wiſſenſch. für 1739 u. 1740. Bd. I. S. 267. *Krünitz* Encyclopädie. VI. S. 146. — S. 152 *Fahrnagel*, *Fahrſeſſel*, *Fahrſtuhl* der Uhr- und Thurmmeker. *Fahrten*; *Fahrſtöcken*, *Fahrthaſpen*, *Fahrtklammern*, *Fahrtſchenkel*, *Fahrſproſſen*. S. 169. *Federträger* bey Blaſebälgen. S. 311. *Fimmelſtuffel*, heiſst auch *Fimmelpüſchel*. S. 499. *Gardeplatinen* im Strumpfwirkerſtuhl. *Garnbaum*. S. 501. *Geerenthau* bey Rammmaſchinen. S. 673. *Groſsſchieſser* heiſst der vorderſte Stempel eines Pochwerks, unter welchen das Erz zuerſt kommt. S. 697. *Hakmaſchine*, eine von *Polhem* angegebene Einrichtung, die Erze aus der Grube ohne Seile, bloſs durch ſtarke vierkantige Stangen oder Latten mit eiſernen Haken herauszufördern. Man ſ. davon *Naucleri Delineatio magnae fodinae Cuprimontanae*. 1702. und *Swedenborgii Dedalus Hyperboreus*. Eine andere Art Hakmaſchine hat der Kunſtmeiſter *Rudén* beym Bitzberge in Schweden ausgeführt, welche noch jetzt gangbar iſt. S. *Ruman's* Bergwerks-Lexicon. D. I. S. 676.

PHYSIK.

Göttingen, b. Anton: *Ueber meine Beobachtungen der atmoſphäriſchen Elektricität* zu Meſſerdorf in der Oberlauſitz, nebſt einigen daraus gezogenen Reſultaten von *A. T. v. Gersdorf*, Mitgl. der Berl. Geſ. Naturforſch. Freunde, wie auch der Oberlauſ. Geſ. der Wiſſenſch. und mehrerer gel. Geſ., 1802. 4. mit 15 Kupfert. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Hr. Vf., welcher die Beobachtungen über die atmoſphäriſche Elektricität bloſs aus Liebe zur Wiſſenſchaft und mit der gröſsten Sorgfalt anſtellte, überſandte die Tagebücher davon ſowohl der Berliner Geſellſchaft naturforſchender Freunde, als auch der Oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, von welchen er Mitglied iſt, und fügte für die letztere auch den Auffatz über die elektriſche Zurüſtung zur Erforſchung der atmoſphäriſchen Elektricität bey, welcher auch im *ſechsten* Stück der Lauſitziſchen Monatsſchrift vom J. 1800 abgedruckt ward; hier erſcheint er wieder als ein Anhang mit Zuſätzen und Verbeſſerungen. Beide Geſellſchaften wünſchten, daſs der Vf. einen Auszug ſeiner Beobachtungen herausgeben möchte; allein da dieſer zu vie-

Digitized by Google

vielen Schwierigkeiten unterworfen war, so entschlofs er sich zur Abfassung der gegenwärtigen Schrift, die er selbst als einen ersten noch sehr unvollkommenen Versuch ansieht. Für die Wahrheit dessen, was er als richtig angegeben hat, bürgt er, und alles, wovon er nicht selbst völlige Ueberzeugung hatte, gab er nur als wahrscheinlich an. Das Titelkupfer gewährt eine Uebersicht des merkwürdigsten Theiles der Messersdorfer Gegend und kann als ein topographischer Grundriss derselben angesehen werden. Der Vf. macht den Anfang mit der Beschreibung seiner Kupfertafeln, um den folgenden Text desto verständlicher zu machen. Wir heben aus dieser gehaltreichen Schrift hier einige Resultate aus, die nicht allgemein genug bekannt werden können. Die Luft scheint jederzeit, bey Tag und bey Nacht, elektrisirt zu seyn; wenn ja zuweilen eine Pause entsteht, so kommt dies meist vom Uebergange der einen Elektricität in die andere, welcher oft sehr schnell geschieht. Obgleich die Luft ohne Regen oder Schnee, fast immer schwächer, und besonders bey heiterem Himmel, weit öfter positiv als negativ elektrisirt ist: so ist sie doch zuweilen, besonders bey Südsturm ungewöhnlich stark negativ elektrisirt, selbst bey hellem Himmel, am häufigsten aber bey Schneegestöber. Bey trübem Himmel, ohne Regen oder Schnee, ist die Elektricität meistens schwächer, als bey hellen Himmel; ist das Zenith blos wolkenlos, so wird sie gleich stärker. Bey Regen, Schnee und Graupeln, wenn es auch gleich nicht dabey donnert, erreicht die Elektricität oft ihren stärksten Grad, und geht oft plötzlich in die entgegen gesetzte über. Bey anhaltendem Regen- oder Schneewetter erreicht sie nur selten ihren höchsten Grad. Bey Gewittern, welche nicht über eine Meile entfernt sind, hat allezeit der Blitz eine sehr starke, äusserst schnelle Wirkung auf die Elektricität der Luft. Je mehr die senkrechte Höhe des Drachen beträgt, desto stärker ist die Elektricität an seiner Schnur zu bemerken. Der Funke aus der Drachenschnur ist zwar kürzer, aber weit stechender, als bey einer Elektrisirmaschine, zuweilen stark erschütternd. Der Apparat, womit diese Versuche angestellt werden, besteht in einer gut isolirten eisernen Stange, die über der Kuppel eines eigens dazu erbauten Sommerhauses, bis auf eine beträchtliche Höhe in die freye Luft geführt und an ihrer Spitze vergoldet ist. Da wo sie durchs Dach eines Gebäudes geht, ist sie durch Glasröhren gut isolirt und im Gebäude selbst sind Vorrichtungen angebracht, wie man sie bey Elektrisirmaschinen zu haben pflegt, z. B. isolirte Leiter, Auslader, Elektrometer, Condensator, Glockenspiel; zugleich ist auch eine sogenannte Ableitung auswendig am Gebäude nach dem Grunde desselben angebracht, die nach Erfordern leicht von der Auffangstange getrennt werden kann. Für Beobachtungen der Elektricität aus höhern Luftgegenden bedient sich der Vf. eines papiernen Drachen mit einer 1000 Fufs langen Schnur, in welche ein feiner Metallfaden geflochten ist. Ausser der abgebildeten und beschriebenen ältern Einrichtung eines solchen Drachengerippes theilt der Vf. auch noch ein neueres, zweckmäfsigeres mit; zeigt auch allerley Vortheile an, wie man bey einem solchen Drachen das Schwanken verhüten, seine Schnur isoliren und auch leicht wieder mit der Erde verbinden kann; die hierzu nöthigen Vorrichtungen sind alle genau beschrieben und deutlich abgebildet. Es wird nun gezeigt, wie man an einer solchen Drachenschnur nicht allein die geringste Spur von Luftelektricität erkennen, sondern auch wie man mit Leichtigkeit erforschen kann, ob sie positiv oder negativ ist. Ein bequemes Werkzeug hierzu ist ein *Weifsches* Elektrometer, nebst einem Stängelchen, an dessen einem Ende ein Knöpfchen von Elfenbein und am andern eins von Bernstein befindlich ist. Durch schwaches Reiben des einen oder andern am wollenen Kleide, erhält man, vom ersten positive, vom letzteren negative Elektricität, die am Elektrometer angebracht, wo die Streifchen bereits von der Luftelektricität auseinander gespreizt sind, sogleich die Art der Elektricität bemerklich machen. Der Vf. beschreibt auch eine Reihe schöner Versuche am Elektrophor, wo man durch die bekannten Staubfiguren die Art der Luftelektricität erforschen kann, wenn man nämlich ein Leidner Fläschchen an der Drachenschnur ladet und damit auf dem Harzkuchen schreibt. Er giebt dabey verschiedene Pulvergemische an, wodurch die herrlichsten Erscheinungen hervorgebracht werden können. Vorzüglich schön nehmen sich die verschiedenen farbigen Feuerbüschel aus, welche die Luftelektricität liefert, die zuweilen so stark ist, dafs diese Büschel beträchtlicher als an grofsen Elektrisirmaschinen werden; ja man erhält sogar Funken von mehr als einem Fufs Länge. Im Anhange ist die ganze Zurüstung so deutlich beschrieben, dafs jeder Liebhaber leicht eine ähnliche darnach verfertigen lassen kann; in dieser Rücksicht wäre es zu wünschen gewesen, dafs der Vf. den ungefähren Kostenbetrag auch noch mit angegeben hätte.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 21. Junius 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

Wien, gedr. b. Schmidt: *Topographisches Postlexikon aller Ortschaften der K. K. Erbländer.* Mit Bewilligung der hochlöbl. K. K. vereinigten Hofstelle herausgegeben von *Christian Crusius*, controllirenden Officier der K. K. Postwagen-Hauptexpedition. Des *dritten* Theils, welcher *Ost-* und *Westgalizien* enthält, *erster* Band. Von *A.* bis *M.* 532 S. *Zweyter* Band. Von *M.* bis *Z.* 654 S. 1802. 8. (Prän. 6 Rthlr. geb.) Des *vierten* Theils, welcher *Ungern* sammt den einverleibten Provinzen und *Siebenbürgen* enthält, *erster* Band. Von *A.* bis *C.* 1804. 484 S. 40 S. Vorbericht und CCCIV S. Postenweiser. 8. (Prän. 3 Rthlr.)

Die *zwey* Bände, welche die Ortschaften Ost- und Westgaliziens enthalten, sind Rec. als eine schätzbare Bereicherung der geographischen Kenntnifs beider wenig bekannten Provinzen, auch aufser dem Postgebrauch willkommen. Nur scheint es, dafs dem Vf. über die galizischen Ortschaften weniger detaillirte und genaue Nachrichten, als über die östreichischen und böhmischen zugekommen seyen. So z. E. fehlt bey den Dörfern Bandrow, Dornfeld und Reichsheim die von dem Vf. sonst beygefügte Notiz: dafs hier ein evangelisch-lutherisches Pastorat und Bethaus befindlich sey. Das deutsche Kolonistendorf *Kanischau* hat Rec. unter diesem Namen weder B. II. S. 242, noch in den Ergänzungen S. 649 folg. gefunden. Sehr mager und trocken ist auch der Artikel *Lemberg* abgefertigt: und überhaupt ist weniger geographische Belehrung in diesen *zwey* Bänden als in den vorigen enthalten.

Eine wahre geographische Fundgrube ist hingegen mit dem *ersten* Theil des *vierten* Bandes eröffnet. Zu Ungerns und Siebenbürgens Specialgeographie ist hier ein sehr guter Grund gelegt: von Ungern hatte man zwar bisher ein geographisches Lexikon von *Korabinszki* in deutscher, von *Vályi* in ungrischer Sprache; aber beide waren von vielen Fehlern entstellt: von Kroatien und Slavonien hat zwar *Korabinszki* ein alphabetisches Lexikon angefangen, da es aber nur bis zu dem Buchstaben C. gedruckt, und nicht vollendet ist: so kam es zur Zeit noch nicht ins Publicum. Bekanntlich mufsten auf Hofbefehl unserm Vf. alle Auskünfte, die er zum topographischen Postlexikon nöthig hatte, von den verschiedenen Jurisdictionen eingeschickt werden. Es gereicht den ungrischen Gerichtsbarkeiten zur Ehre, dafs fast die mehrere Zahl derselben nicht nur aus Achtung gegen den Hofbefehl, sondern auch aus wahrer Neigung geographische Kenntnisse zu befördern und nützliche literarische Unternehmungen zu unterstützen, dem Vf. richtige und genaue Auskunft auf seine Fragrubriken einzusenden bemüht waren. Dies war besonders bey jenen Comitaten der Fall, welche geschickte Vicegespänne, Notarien und Feldmesser haben: wie z. B. beym Zipser, Krassovaer Comitate und bey mehrern sächsischen Stühlen in Siebenbürgen, deren Oberbeamte meistens Leute von Bildung sind. Einige wenige Comitate liefsen Eifersucht, Mifstrauen und träge Abneigung blicken. Das Comorner Comitat hat sich unter andern durch seine Weigerung die Lipfskysche Karten- und die Crusiussische Lexikonsunternehmung zu unterstützen, berüchtigt gemacht, und wohlverdiente Verweise der K. Statthalterey zugezogen. Dagegen weifs Rec. aus guter Hand, dafs Hr. Crusius von manchen Comitaten und Stühlen nicht blofs magere topographische Angaben und Namenlisten, sondern reichhaltige statistisch-geographische Schilderungen erhalten hat, welche er in diesem Postlexikon, dem Plane desselben zu Folge, nicht hat verarbeiten können, und welche daher werth wären, besonders gesammelt, und in einem eignen Werk bekannt gemacht, oder durch Hn. v. Schedius in seiner versprochenen Geographie von Ungern benutzt zu werden: wozu auch Rec. hiemit beide Herren auffordert. Aufser diesen officiellen Materialien setzte sich Hr. Cr. auch mit den zwey berühmten ungrischen Karten-Redacteuren, mit Hn. *v. Lipszki* und Hn. *v. Görög*, in Verbindung, benutzte Korabinskis und Vályis Werke, ohne in ihre Fehler zu fallen; und berichtigte manches, was in den officiellen Materialien mangelhaft oder unrichtig schien, durch Privatcorrespondenz. Bey diesen redlichen Bemühungen des Vfs., dem Werke alle Vollkommenheit zu geben, die von ihm abhing, und bey den Schwierigkeiten, die er als ein Oestreicher und der in Ungern herrschenden vielen Sprachen nicht durchaus kundiger Mann zu besiegen hatte, verdient er gewifs allen Dank des literarischen Publicums

Digitized by Google

blicums und der ungrischen Nation und Entschuldigung bey kleinen hie und da vorkommenden Mängeln.

Die *Einleitung* enthält 1. *eine Skizze der geographischen Eintheilung von Ungern (Croatien, Slavonien eingeschlossen) und Siebenbürgen*, welche der Vf. vom Hn. Prof. *Schedius* zu Pest durchsehen liefs, und welche denn auch mit geringer Ausnahme richtig ist; bey Siebenbürgen hätten die *Partes annexae* von den sieben eigentlich siebenbürgischen Comitaten (welche sehr uneigentlich das Land der Ungern heifsen, da die meisten Einwohner Walachen sind) unterschieden werden sollen; beym Agramer Comitat fehlt die Erwähnung des Feldes Turopolya. 2. *Eine kurze Uebersicht des Postwesens in Ungern und Siebenbürgen* von *Ludw. v. Schedius*; mit einem Anhang von *der fahrenden Postanstalt*, vom Vf. Die gedachte Uebersicht zerfällt in folgende drey Paragraphen a. *Entstehung und Ausbildung des Postwesens in Ungern und Siebenbürgen*; ein interessanter Aufsatz. Die von den Ungern zu den Zeiten des Matth. Corvinus gemachte Erfindung der Kutschen erleichterte die Einführung der Posten in Deutschland zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts wurden diese in Ungern, und 1724 in Siebenbürgen eingeführt. b. *Gegenwärtiger Zustand des Postwesens in Ungern, Croatien und Slavonien.* Es gibt 365 Poststationen für die reitende und Extrapost, aber nur leider! 5 Postwagencurse; viel zu wenig für den innern Verkehr des grofsen Reichs! Durch die vierfache Dependenz der Postbeamten von der K. Statthalterey in *Amts*-, von der K. Hofkammer zu Ofen in *Geld*-, von der Hofpostdirection in Wien in *Anstellungs*- und von der Hofpostbuchhalterey in *Manipulations*-Sachen wird die Postanstalt ungemein beschwert. Die K. Statthalterey zu Ofen sollte die ganze reitende Postanstalt allein, im Einverständnisse mit der Wiener Centraldirection, leiten. Wenn z. E. jetzt die Post aus Wien zu Clausenburg um einen Tag später, in neun oder gar zehn Tagen eintrifft, während sie vorher nur acht Tage brauchte: so ist sicher die Ursache nur in der so sehr getheilten Verantwortlichkeit der Postmeister zu suchen. c. *Gegenwärtiger Zustand des Postwesens in Siebenbürgen.* Es gibt hier 56 Postämter, und leider! nur eine Postwagenfahrt. *Anhang. Kurze Uebersicht der fahrenden Postanstalt von Crossus.* Freyherr v. Lilien hat die ersten Postwagen 1749 zu Wien eingeführt; in den Jahren 1750—1755 wurde diese Anstalt ausgedehnt und organisirt. In Ungern und Siebenbürgen sind folgende neue Postwagencurse dringend nöthig: 1. von Presburg durch die Bergstädte bis Caschau, von Caschau nach Tarnow in Galizien und nach Nagybany und Bistritz; 2. von Ofen nach Caschau und von da nach Tarnow; 3. von Ofen nach Grofswardein und Clausenburg, von da über Herrmannstadt nach Cronstadt. Der Vf. versichert: es sey die Einrichtung solcher neuen Postcurse im Werk; möchte sich doch seine Versicherung endlich einmal realisiren! und möchte die Wiener Postwagen-Hauptexpedition endlich einmal beherzigen, dafs Ungern kein fremdes Land, sondern ein wichtiger *integrirender Theil* des östreichischen Staats sey! Uebrigens mufs Rec. bemerken, dafs im Postwagendienst mehr Ordnung als bey der reitenden Post herrsche — weil der Postwagen-Hauptexpedition zu Wien alle 30 Postwagen-Expeditionen der Monarchie und 332 Postwagen-Stationen gerade und ohne Umtrieb verantwortlich sind! — Die *Postberichte sämmtlicher K. K. Oberpostämter, dann Absatz-, Theilungs- und Cambiatura-Poststationen in Ungern, Croatien, Slavonien und Siebenbürgen* auf CCCIV Seiten sind vorzüglich für die Postbeamten nöthig, dann aber auch für Privatleute, wenn sie besonders weitläuftigere Correspondenz führen. Die *Kunst- und Amtsausdrücke*, die dabey gebräuchlich sind, werden vom Vf. vorn erklärt. Ein solcher Postbericht hat folgende Rubriken: Ankunft, Abgang der Post- und Kartirung jeder Poststation mit andern Poststationen. Ferner ist die *Bedeutung einiger Bey- und Nebenwörter bey Ortschaften* in ungrischer, slovakischer, deutscher (warum nicht auch walachischer?) Sprache beygebracht, z. E. Alsb, Nifsni oder Dolni, Nieder u. f. w. und die gebrauchten *Abkürzungen* werden erklärt.

Hierauf folgt das *Lexikon selbst* von *A.* bis *C.* Hier war eine der gröfsten Beschwerden zu überwinden, die darin besteht, dafs ein Ort im Lateinischen, Deutschen, Ungrischen, Slavischen, Walachischen verschiedene Namen hat. So z. E. heifst derselbe Ort bey den Deutschen Brofs, bey den Ungern und im lateinischen Curialstil Szászváros, bey den Walachen Orestie. Er mufs also unter verschiedenen Buchstaben vorkommen und die Verweisungen anderswohin müssen vielfältig seyn. Bey dieser Vielfältigkeit der Benennungen wäre es nöthig gewesen, festzusetzen: dafs jeder Ort unter der *deutschen* Benennung, wenn diese vorhanden ist, in Ermangelung derselben aber unter der *ungrischen* vollständiger aufgeführt werde: allein der Vf. scheint bald den deutschen, bald den ungrischen, bald den lateinischen Namen durch einander zur Hauptanführung gewählt zu haben. Auf französische Namen z. E. Albe Royale scheint keine Rücksicht nöthig zu seyn (wie doch S. 24 genommen ist). Im Ganzen enthält das Postlexikon von Ungern viel mehr statistisches Detail, als die vorigen Bände, und manche einzelne Artikel sind ausführlicher bearbeitet, als selbst im *Korabinszki's* geographisch-historischen und Producten-Lexikon geschah. So z. E. meldet Korabinszki von Beregszász nur folgendes: „Ein ungrischer Marktflecken im Beregher Comitat, mit einer katholischen, griechisch unirten und reformirten Kirche, gehört zur Herrschaft Munkács." — Hingegen der nämliche Artikel bey Hn. Cr. lautet so: *Beregh-Szász* Sächsisch-Beregh, Ungern, diesseits der Theifs, Beregher Gespanschaft, Tiszaháter Bezirk, ein privilegirter zur Herrschaft Munkács gehöriger Markt, berühmt wegen der daselbst üblichen öffentlichen Comitats Versammlungen, mit einer katholischen, griechischen und kalvinischen Pfarre und einer eigenen zur Poststation Munkács gehörigen

Digitized by Google

gen Briefsammlung an beiden Ufern des Vérkesflusses. Die Goldbergwerke sind eingegangen: dafür gibt es aber hier vortreffliche Weingebirge und Mühlsteine von der besten Gattung. Briefsammlung, acht Stunden von Munkács u. s. w. — In diesem Artikel, so wie in andern z. E. in dem von Balásfalva oder Blasendorf ist aus Versehen nicht bemerkt worden, dass hier von einer unirt griechischen bischöflichen Residenz und dort von einer unirt griechischen Kirche die Rede sey. — Bey den Ortschaften der Gränzregimentsbezirke, deren Beschreibung der Vf. vom Hn. von Lipsky erhielt, und die bey Korabinsky ganz mangeln, erfährt man jedesmal auch die Zahl der Häuser. S. z. E. *Bosniake* Bosniakeze, Slavonien, Broder Bezirk, ein zum Broder Gränzregiment, Canton Nro. 7. gehöriges Dorf von 147 Häusern, mit einer kathol. Pfarre, liegt gegen Ottok nächst Suppange 5½ St. v. *Vin Couze* (das letzte ist immer eine Poststation). — Bey den Dörfern und Märkten der Provincialdistrikte erfährt man meistentheils auch den Familiennamen der Grundherren, wofern deren nicht zu viele sind; doch hat sich hie und da eine Unrichtigkeit eingeschlichen: so z. E. S. 190. *Erdo-Bénye* gehört nicht mehrern Dominien, sondern der adlichen Familie Szirmay seit 1803, mit Ausnahme etlicher adlichen Curien (auch hätte bemerkt werden sollen, dass dieser Ort zu eigentlichen sogenannten *Hegyállya* oder zu dem Bezirk, der den edeln Tokayer Wein trägt, gehöre). Bey den Pusten und Prädien hat der Vf. mit Fleiss keinen Grundherrn angegeben: „da unter diesen Namen theils bewohnte, theils auch unbevölkerte, blos dem Ackerbau und der Viehzucht gewidmete Gründe verstanden werden, woran nicht selten mehrere Grundherrschaften Theil haben." Es ist wahr, dass über den Besitz der Pusten viele Prozesse und Streitigkeiten Statt finden: allein da des Vfs. Buch in keinem Streite etwas entscheiden oder präjudiciren kann: so hätte er uns immerhin die Nachrichten über die Eigenthümer der Pusten, so wie er sie empfing, mit einer gehörigen Verwahrung in der Vorrede geben mögen. Sind doch auch Besitzungen in Dörfern dem Streite und dem Wechsel unterworfen! *Busfvreczy* in Croatien gehört nicht zum Transfavaner Bezirk des Agramer Comitats (S. 366), sondern zum privilegirten Felde Turopolya, das keinem Comitatsbezirk zugetheilt ist (v. Engel Gesch. des ungr. Reichs II. 287. folg.). Aus Versehen ist der *Csik Szék* oder der Csiker Stuhl in die topographische Ortschaftenliste eingerückt S. 439: die Notiz davon gehört in die Einleitung S. 20.

Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen für die Jugend*, von *Joachim Heinrich Campe*. Sechster Theil. 1804. 288 S. 8. mit 1 Kupf.

Auch unter dem Titel: *Rückreise von Paris nach Braunschweig. Nachtrag zu der Reise durch England und Frankreich.* 226 S.

In Beziehung auf den *vierten* und *fünften* Theil dieser Reisen (L. A. L. Z. 1804. Num. 237.) fängt sich der *sechste* mit dem dreyssigsten Briefe an, und endigt mit dem zwey und dreyssigsten; diesem folgt eine Nachschrift, und die im *dritten* Theile versprochene: *Reise in das Land der Buschmänner. Ein Auszug aus Sr. Barrow's Reisen durch das Innere des südlichen Afrika.* Die Rückreise von Paris ist aber auch ohne den Auszug aus Barrow zu haben. Wir verweilen nur bey der eignen Reise des Vfs.

Es sind, wie wir sogleich sehen werden, mitunter sehr nützliche Materien, worauf sich Hr. *Campe* in den genannten drey Briefen einliess: Gegenstände, bey deren Behandlung sehr viel auf Unparteylichkeit und reine Wahrheitsliebe ankommt, und deren Bearbeitung viel Vorsicht und Ueberlegung erfodert. Jeder unbefangene Leser wird aber dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er die gefährlichen Klippen, womit er hier zu kämpfen hatte, glücklich vermieden hat. Er erlebte im J. 1802 den 14. Julius und den 15. August, also zwey Volksfeste, in Paris. Jenes war, wie er sich S. 12. ausdrückt, „dem Andenken an den ersten Volksaufstand gewidmet," dieses „ein Ehrenfest, dem Oberstaatsberather, und — den Priestern geweiht: denn es wurde an diesem Tage theils *Bonaparte's* Geburtstag, theils dessen Ernennung zum unbeschränkten und lebenslänglichen Oberhaupte, theils der Jahrstag des sogenannten Concordats, oder der Uebereinkunft mit dem Papste wegen Wiedereinführung des katholischen Glaubens, gefeyert." Er fand aber in diesen Festen nicht mehr den Geist der wahren Volksfeste, wie er ihn zu Anfang der Revolution auf dem Märzfelde gefunden hatte. Es lässt sich denken, dass der Vf. hier die beste Gelegenheit hat, seine Gedanken über den Charakter und das Benehmen des Regenten zu äussern. Hier kommen nun freylich seine Urtheile nicht selten mit den Urtheilen in dem häufig gelesenen Buche: *Bonaparte und das französische Volk*, überein, sind aber doch nicht so wegwerfend, als in diesem Buche. Es kommen nicht wenig Stellen vor, wo er sich bescheidet, ein so grosser Mann, wie dieser sey, müsse doch bey manchen, nicht so leicht zu erklärenden Handlungen seinen Grund haben. Einen grossen Theil des dreyssigsten (133 Seiten langen) Briefes macht die Beschreibung dessen aus, was Hr. *C.* im J. 1802 in *Versailles* sah, und was er nicht mehr sah. Man kann sich vorstellen, wie viel Stoff er hier zu interessanten Schilderungen fand, er, der einst dem grossen Schauspiele beygewohnt hatte, als der unglückliche *Ludwig XVI.* von der Nationalversammlung den Ehrentitel: *Wiederhersteller der französischen Freyheit*, annahm, und er gleich darauf mit dem Könige und der Nationalversammlung in der Schlosskirche zu Versailles das *Herr Gott dich loben wir!* mit anhörte. Zuletzt beantwortet der Vf. (S. 97 f.) die gewiss sehr wichtige Frage: „Was wurde eigentlich durch die französische Staatsumwälzung, die so viel Blut gekostet hat, für die Welt und für Frankreich gewonnen?" Die Beantwortung dieser Frage gehört sicher zu den besten Stücken dieses Theils. Die für Frankreich selbst

Digitized by Google

selbst daraus entstandenen *Vortheile* bringt er auf folgende *fünf* zurück: 1. *Gleichheit der Stände, die vor dem Gesetze gilt;* wobey er nicht umhin kann, zu gestehen, dafs diese Gleichheit, in Anfehung der Regierungsperfonen, ihre Ausnahmen leide. Ist aber, in dieser Rückficht, die gegenwärtige Staatsverfaffung die einzige in ihrer Art? 2. *Gleichheit der Anfprüche auf jeden Ehrenpoften im Staate.* Diese bleibt, der Ehrenlegion ungeachtet, wohl einer der fchätzbarften, durch die Revolution errungenen Vortheile. Und, was die Ehrenlegion felbft, diefes, mit keinem der beftehenden politifchen Orden zu vergleichende Inftitut, betrifft: fo hat man, unfers Bedünkens, eben, weil fie das nicht ift, was Hr. *C.* nicht will, dafs fie feyn foll, das heifst, weil fie nicht erblich ift, von ihr ganz und gar nichts für diefen Vortheil zu befürchten, ihrer übrigen wefentlichen Einrichtungen zu gefchweigen. 3. *Eine Glaubens- und Gewiffensfreyheit, wie fie noch zur Zeit in keinem andern europäifchen Staate (?) jemals Statt gefunden hat.* 4. *Anregung, Uebung und Stärkung aller körperlichen und geiftigen Kräfte des franzöfifchen Volks, die fich nun durch wunderähnliche Wirkungen in allen Arten von Gewerben, wie in den fchönen Künften und in den Wiffenfchaften, äufsern.* Grofser Nutzen der neuen Einrichtung, dafs Künftler aller Art ihre Erzeugniffe zu der jährlichen allgemeinen Ausftellung nach Paris bringen, und, die fich auszeichnen, belohnt werden. 5. *Die Aufhebung der Mönchs- und Nonnenklöfter.* Wie wahr es fey, dafs Luther's Kirchen- und Glaubensverbeflerung und die franzöfifche Revolution viel Aehnlichkeit mit einander haben. Bey der Aufzählung dieser Vortheile unterläfst jedoch Hr. *C.* nicht, diejenigen Punkte zu berühren, worin die franzöfifche Revolution die Wünfche und Erwartungen der Menfchenfreunde getäufcht hat.

Der ein und dreyfsigfte Brief ift aus Metz gefchrieben, und enthält Bemerkungen, die auf dem Wege von Paris nach Metz gemacht wurden. Grofse Sicherheit der Landftrafsen, worauf aber, wie zwifchen Metz und Mainz, und in Mainz felbft, faft gar keine Spuren von Handelsverkehr wahrzunehmen waren. Erörterung der Frage: warum dagegen in England die Landftrafsen fo unficher feyen? In dem fruchtbaren Theile von Champagne fand der Vf. die Landleute nicht mehr fo fröhlich, wie vor zwölf Jahren. In Verdun hatten die Preufsen im vorigen Kriege ein gutes Lob zurückgelaffen. — Zwey und dreyfsigfter Brief aus Mainz. Wie natürlich, unter andern Bemerkungen über die politifchen Verhältniffe der Einwohner der vier neuen Rheindepartemente. Bey einigem Guten, welches den Bewohnern diefer Rheinländer, befonders denen, die unter geiftlichem Regimente ftanden, durch die Regierungsveränderung zu Theil geworden, feyen die Schwierigkeiten der Rechtspflege in Anfehung der franzöfifchen Sprache und das Mauthwefen Laften, wovon fie vorher nichts gewufst hätten. Das Drückende, welches Hr. *C.* überhaupt darin findet, fich von folchen Menfchen beherrfcht, und alle einträgliche Aemter in den Händen folcher Perfonen zu fehen, die zu einem fremden Volke gehören, wobey wiederum die Verfchiedenheit der Sprachen vorzüglich in Betrachtung kommt, können und wollen wir zwar nicht läugnen, können aber doch verfichern, dafs auch manche von jenen Aemtern von Eingebornen verwaltet werden. Uebrigens follte, unfers Erachtens, von Seiten der Regierung, die Einführung der franzöfifchen Sprache auf alle Weife erleichtert und befördert werden; was aber auch feine Zeit haben will.

Ungeachtet des Intereffanten noch das Eine und Andere fich berühren liefse, z. B. die Auseinanderfetzung der Gründe und Gegengründe in Anfehung des Mauthfyftems, welches die Franzofen am Rhein eingeführt haben, oder die patriotifche Darlegung der Vorzüge Deutfchlands und feiner Bewohner, befonders in Vergleichung mit Engländern und Franzofen, die ihres Eindrucks bey jungen Leuten wohl nicht verfehlen kann, müffen wir es bey dem Angeführten bewenden laffen, und erlauben uns, zum Befchluffe, nur noch folgende zwey Bemerkungen, die wir bey einem Schriftfteller von *folchem* Anfehen um defto nöthiger finden. Wir wünfchten, 1. dafs auch in diefem Theile keine, den Freunden der Religion anftöfsige Stelle vorkäme, wie es S. 25. die Worte: „Wahrlich, wenn Beelzebub — als diefen," find; und 2. dafs der Ton der Freymüthigkeit, den wir in anderer Hinficht fehr zu fchätzen wiffen, in Anfehung der jungen Lefer, für die der Vf hauptfächlich fchrieb, immer gehörig getroffen wäre.

Das *Kupfer* ftellt die Hinterfeite des Pallaftes der Tuillerien vor, die Hr. *C.* wegen des Paradeplatzes der Vorderfeite vorzog.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Hadamar, b. K. d. Intelligenz-Ausfert. zu Dillenburg: *Weisthum der Gefetze, Ordnungen und Vorfchriften, welche in die Naffauifche* (n) *Deutfche* (n) *Länder Ottoifcher Linie, von den älteften Zeiten bis hierhin* (jetzt) *ergangen find.* Aufgeftellt nach der Zeit- und Buchftabenfolge. *Dritter* Theil. 1803. 263 S. Zufätze VII S. *I.* Anhang. 80 S. *II.* Anhang. 50 S. *III.* Anhang. 39 S. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Einrichtung diefes Repertoriums der Naffauifchen Landesgefetze [von dem Juftizrath *von Lilienftern*] ift fchon aus der Anzeige A. L. Z. 1804. Num. 67. der beiden erften Bände deffelben bekannt. Mit dem gegenwärtigen Bande, der von *S — Z.* geht, wird das Werk befchloffen. Der dreyfache Anhang, der ihm beygefügt ift, enthält ein nach demfelben Plane ausgearbeitetes Verzeichniss aller Gefetze, Abfchiede und Verträge für die gemeinfchaftlichen Aemter Naffau, Kirberg und Burbach.

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG.

Dienstags, den 24. Junius 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

STRASBURG, im Verl. d. typogr. Gefellfch.: ΑΘΗΝΑΙΟΥ Ναυκρατίτου Δειπνοσοφιστῶν libri quindecim ex optimis Codd. nunc primum collatis emendavit ac fupplevit, nova verfione latina et animadverfionibus cum I. Cafauboni, aliorumque tum fuis illuftravit, commodisque Indicibus inftruxit *Johannes Schweighaeufer*, Argentor. etc. *Tomus Quintus.* annno XIII. (1805.) 584 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Ebendaf. *Animadverfiones in Athenaei Deipnofophiftas* poft Iſaacum Caſaubonum conferipſit *Johannes Schweighaeufer.* Tomus *feptimus.* Animadverf. in L. XIII. et XIV. 704 S. Tomus *octavus.* Animadverf. in L. XV. cum Addendis ad libros fuperiores. an. XIII. (1805.) 518 S. 8. - (jeder 3 Rthlr. 16 gr.)

Der vor uns liegende Band des Textes enthält den ganzen Reſt des gelehrten Gaſtmahls vom *dreyzehnten* Buch an; dieſen Reſt begleiten die Anmerkungen. Nur ein kleiner Theil von Nachträgen nebſt den Regiſtern iſt noch zu erwarten, um eines der gelehrteſten und mühſamſten Werke zu vollenden, das den raſtloſen Fleiſs ſeines gelehrten Herausgebers auf eine rühmliche Weiſe krönt.“

Es würde unnütz ſeyn, uns noch einmal über den Werth dieſer Ausgabe ausführlich zu verbreiten, da dieſes bey der Anzeige der vorigen Bände zur Genüge geſchehn iſt. Wir wollen alſo nur im Allgemeinen bemerken, daſs auch in dieſen letzten drey Büchern der Text durch den Gebrauch der Handſchriften, vornehmlich des unſchätzbaren *Codicis Veneti*, an vielen Stellen glücklich verbeſſert, auch hier und da, vornehmlich gegen das Ende, vervollſtändigt worden. In den Anmerkungen zeigt ſich der ungeſchwächte Fleiſs des vielgeübten Herausgebers wo möglich noch erhöht und vermehrt, ſo wie auch der Eifer ſeiner gelehrten Freunde, vornehmlich *Coray*, *Boiſſonade* und *Grotefend*, ihn mit eignen und fremden Bemerkungen zu unterſtützen, und dadurch ſeine dornige und mühevolle Laufbahn einigermaaſsen zu ebnen, nicht erkaltet iſt.

Wir erlauben uns auch zu dieſen Bänden einige Zuſätze zu liefern, wie ſie ſich bey der wiederholten Lektüre dieſer letzten Bücher dargeboten haben, theils durch den Reiz der Arbeit ſelbſt, noch mehr aber durch die liberale Aufnahme, die der Herausg. den frühern Bemerkungen dieſer Blätter gegönnt hat, dazu aufgemuntert.

Dreyzehntes Buch. S. 555. B. (4.) Hr. S. hat ſich nicht erinnert, daſs der Vers, mit dem Athenäus ſeinen erotiſchen Katalog beginnt, Εἰ δ' ἄγε νῦν, Ἔρατώ, πάρ' Ὑπάτου καί μοι ἔνισπε dem *Apollonius Rhodius* L. III. 1. angehört. — Den Ausdruck S. 556. A. (6.) οἷς τὸ ἐνόσιμον ἔδωκε erläutert *Mahne in Diatr. de Ariſtoxeno.* S. 79. — Unter den zahlreichen Gattinnen des *Theſeus* wird S. 557. A. eine Μελίβοια genannt. Andern hieſs dieſe, wie ſchon *Palmerius* bemerkt, Ἐρίβοια oder Περίβοια. Jenen Namen wollte *Burmann*, dieſen *van Staveren* und *Schrader Emendatt.* c. II. S. 25. in den Text des Athenäus zurückführen. — In dem merkwürdigen Fragm. des *Anaxilas* S. 558. A. (S. 11.) V. 2. nimmt Hr. S. den Superlativ παρανομώτατον in Schutz; wir zweifeln ob, bey der gewöhnlichen Lesart, mit hinlänglichem Grund, da in den Fällen, wo der Superlativus die Stelle des Comparativs einzunehmen ſcheint, ein Genitivus oder ἤ dabey zu ſtehn pflegt. S. *Hermann ad Viger.* S. 715. Nr. 57. Wir ſind daher auch immer geneigt zu glauben, daſs in der gemeinen Lesart τίς ἄν, welche auch der *Cod. Ven.* hat, ein Genitiv verborgen liege. Trefflich iſt V. 25. und 26. aus den Handſchriften hergeſtellt:

εἶτα, τετράπους μοι γίνοιτο, φησί, σκίμπους ἢ θρόνος·
εἶτο δή, τρίπους τις· εἶτα φησι, παιδίσκη ὀπτρος.

wodurch alles weitere Umherrathen unnöthig gemacht wird. — S. 558. F. (16.) in dem Fr. des *Alexis* Vers 4. dünkt uns, auch nach des Herausg. Einwendungen, die von *Caſaubonus* und *Grotius* gebilligte Conjectur φάσκουσιν die richtige Lesart zu ſeyn, indem durch ſie erſt die Worte ἔπειτ' ἔχειν προῖκα vollen Sinn und Nachdruck gewinnen: *Et tamen (his ſic ſe habentibus) nos dote frui, non ſupplicium pati gloriamur.* Den nachdrücklichen Sinn von ἔπειτα erläutert *Kuſter ad Acharn.* v. 126. *Theſm.* 891. — S. 559. B. (17.) *Fr. Amphidis* Vers 3. vermuthen wir

ἡ μὲν νόμῳ γὰρ κακὰ φρονοῦσ' ἴσον μένει.

Digitized by Google

ſt. καταφρονοῦσ', wo man den Ausdruck des Objects vermiſst: *coniux legitima, lege freta, licet mala ſit mente, tamen in domo manet, nec facile inde expelli poteſt.* — Im folgenden Verſe lieſt der Herausg. wahrſcheinlich aus ſeinen Handſchriften

ἡ δ' οἰδεν ὅτι ἡ τοῖς τρόποις ὠκυτίος

welches des Hiatus wegen nicht zu dulden iſt. Aber die hier gewieſene Spur verfolgend leſen wir, mit geringer Veränderung

ἡ δ' οἰδεν ὅτι χρηστοῖς τρόποις ὠκυτίος.

— S. 559. B. (18.) im Fr. des *Eubulos* Vers 1. iſt bisher der Metriſche Fehler im fünften Fuſse überſehen worden. Man leſe mit verſetzten Worten

ὦ Ζεῦ πολυτίμητ', εἴτ' ἐγὼ κακῶς ποτε

oder εἶτα κακῶς ἐγώ ποτε. — * S. 562. B. (29.) im Fr. des *Alexis* Vers 6. ziehen wir *Caſaubonus* Verbeſſerung πανταχόθεν, ἐν ἑνὶ τύπῳ vor, theils wegen des zierlichen Gebrauches der *praepoſition*, theils weil die Urſachen der Corruptel dabey ſo leicht in die Augen fallen. — Vers 15. leſe man ὅτι 'στιν. Vers 16. τοὐνόματος. Doch ſcheint uns dieſer letzte Vers noch keineswegs aufs Reine gebracht. — S. 562. F. (31.) wird ein Bruchſtück aus dem *Traumatias* angeführt, das dem Zuſammenhange nach (ὁ δ' αὖτος οὗτος ποιητής) dem *Chaeremon* angehören müſste. Aber ſollte nicht vor dieſen Worten irgend eine Anführung eines komiſchen Dichters (etwa des *Antiphanes*, deſſen Τραυματίας Athenaeus anderwärts anführt) ausgefallen ſeyn? *Chaeremon* war ein tragiſcher Dichter, und nur dieſe einzige Stelle veranlaſste den *Snidas*, ihn einen κωμικὸς zu nennen. Andre haben den *Suidas* ausgeſchrieben. In dem Schluſſe dieſes Fragments möchten wir leſen

εὖ πόρους
ἐν τοῖς ἀπόροις βλέποντας, ἀδιηγήτους.

ſt. εὐπόρους und ἀδιηγήτους, welches letztere ein Gelehrter für einen ſcherzhaften Zuſatz *praeter expectationem* hielt, aber, wie wir fürchten, nicht mit des Dichters Einſtimmung. Daſs den Liebenden ein *athletiſcher* Charakter zuſtehe, könnte, wenn es eines Beweiſes bedürfte, aus ſo mancher Scene der griechiſchen Komödie, wo die Liebe Zwiſt und Kämpfe gebiert, leicht erwieſen werden. Die erſtere Veränderung aber unterſtützt *Ariſtarchus* b. *Stobae.* LXI. S. 387. 23. οὗτος γὰρ ὁ Θεὸς καὶ τὸν ἀσθενῆ σθένειν Τίθησι καὶ τὸν ἄπορον εὑρήσειν πόρους. Doch könnte auch, mit veränderter Interpunktion, die gewöhnliche Lesart beybehalten werden

εὐπόρους
ἐν τοῖς ἀπόροις, βλέποντας, ἀδ.

wie b. *Stobaeus* S. 388. 18. ἔχω δὲ τόλμης καὶ θράσους διδάσκαλον Ἐν τοῖς ἀμηχάνοισιν εὐπορώτατον. — βλέποντας ſteht dann in emphatiſchem Sinn. — S. 563. A. (32.) im Fr. des *Theophilos* Vers 8. verbeſſerte *Canter* die verderbte Lesart ἦν ἰδεῖν ἡδίον nicht glücklich in ἦν ἡδίον ἰδεῖν, wodurch im zweyten Fuſse ein Dactylus entſteht. Man leſe

ἦν ἐστιν ἰδεῖν ἥδιον — —

Richtig verbeſſert der Herausg. Vers 9. ἡμῖν in ὑμῖν, minder glücklich das übrige. Uns kam in den Sinn

ἢ τὸ Θεωρικὸν
ἔχουσιν ὑμῖν διαμένειν ἑκὰς πόνων.

quam vobis lucari accepto otioſe ſedere. Daſs das Hauptgebrechen dieſer Stelle in διανέμειν liege, kann nicht bezweifelt werden. — S. 563. D. (33) in dem Fr. des *Alexis* Vers 1. bietet *Cod. A.* die Lesart ὡς ὅστις αὖ τῆς ἀκμῆς τ. σ. woraus die richtige Verbeſſerung

ὡς ὄστις αὐτῆς τῆς ἀκμῆς τ. σ.

hervorgeht; αὐτῆς ſt. μόνης, welches der Sinn hier verlangt. In dem nächſten Fr. des *Hermeas* könnte Vers 3. gelesen werden πρὶν ἤ τι τῶ σοφῷ δοῦναι. Aber πρὶν wird nicht nur bisweilen von den epiſchen Dichtern (S. *Dorvill. Vann. crit.* S. 386.), ſondern auch von den jambiſchen als Länge gebraucht. S. *Aeſch. Prom.* 481. 776. welcher auch die letzte Sylbe in ὄφιν verlängert, *Choeph.* 925. — S. 566. F. (45.) ſtehen wir in den Worten ἐκείνου τοῦ ὁμωνύμου σοι ποιητοῦ τὴν μνήμην Φορῶν auf τὴν μίμησιν; Φορῶν wie in mehrern Stellen für ἔχων nehmend. So wird gleich darauf von demſelben *Myrtilus* S. 567. A. geſagt ὡς κατ' οὐδὲν ἐμιμήσατο Θεόκλεόρον. — In dem reichhaltigen Fr. des *Alexis* S. 568. B. (51.) Vers 13. bedürfen die Worte

τιτθίοις ταύταισι τούτων,' ὧν ἔχουσ' οἱ κωμικοί —

einer leichten Nachhülfe. Wir leſen ohne Bedenken

τιτθί' ἐστ' αὐταῖσι τούτων —

habent vetulae illae mammas fictitias eius generis, quo Comici utuntur. αἰσχ entſprang durch fehlerhafte Ausſprache aus ἐστ' wie unten S. 595 C. der *Cod. Venet. βασιλίσσαις* ἢ ſtatt βασίλισσ' ἐσῃ hat. Die folgenden Worte ὁρᾷς προσθεῖσαι ſind nun nicht mehr auf jene nachgeahmten Buſen zu beziehn, ſondern von Stäbchen zu verſtehn, die, wie eine Schnürbruſt, den Unterleib zurückdrängten. τοιαῦτα ſcheint uns verderbt. — Dem letzten Vers, der für ſich einen guten *Senarius* ausmacht, drängt *Grotius* einen unerträglichen Hiatus auf. Wir wollen nicht verfuchen, ihn auf andre Weiſe auszufüllen, da es wohl gar möglich wäre, daſs dieſer Vers dem Fragmente des *Alexis* fremd wäre. — S. 570. A. (58.) Vers 4. iſt δύω, welches die Handſchrift darbietet, der gemeinen aber *attiſchen* Lesart δύο ſchwerlich mit Recht vorgezogen worden. S. *Brunk ad Ariſt. Ran.* 1405. p. 217. — Richtig hingegen entdeckt der Herausg. S. 571. A. (62.) in dem Fr. des *Ephippos* Spuren jambiſcher Senarien, die mit geringer Veränderung vielleicht ſo ergänzt werden dürften:

ὡς σκιαὶς εἶ, κἀγρίαισι, αἰσχροῖσιν τ' ἀεὶ,
ἐπαιρόμεν' ἐν τῷ στόματι τὴν γλῶτταν φορεῖς.

S. 573. A. in den Worten des *Klearchos: Τύπης .. οὐ μόνον περὶ ζῶπαν τὴν ἐρωμένην περιβόητος γέγονεν,* vermuthet Hr. S., dem Sinne angemeſſen, περισσοῦ ὄντος;

Digitized by Google

δικτος; wir, mit geringerer Entfernung von den Zügen der gemeinen Lesart, περιστέρους. Weiter unten E. (71.) abndete Hr. S vollkommen richtig, dafs sich die Worte κατὰ τὸν Αἰσχύλον vielleicht nur auf den Gebrauch des einzigen Wortes ἐκτείνας beziehen möchten, welches dieser Dichter in der That an mehrern Stellen (wie *Eumen.* 194 693.) für *proferre, edere* braucht. — S. 577. D. können wir bey dem Fr. des *Machon* Vers 1. in die Verbannung der Hetäre *Lεäne* nicht einwilligen. Man lese nur, ohne einen einzigen Buchstaben zu ändern,

ὑπερβολῇ δὲ τῆς Λεαινης σχῆμά τι
περικυμόνης εὖ — —

so wird der ganze Zusammenhang der übrigens nicht sehr ehrbaren Geschichte licht werden. Der letzte Vers ist dann eine witzige Anspielung auf den Namen derselben Hetäre und ein gleichnamiges *Schema.* — S. 578. B. (89.) Vers 3. lese man ἡ 'νομίσθη. und Vers 9. mit Verfetzung der Worte τῷ μεγέθει μὲν οὖν. Vers 14. gefällt uns die Einschaltung des Artikels nicht. Wir verstehen den Erzähler so: überall wo man von einem Weibe (d. h. von Weibern) sprach, erhoben alle die *Mania.* Wir vermissen dagegen eine *copula:*

ὅπου δὲ περὶ γυναικὸς τις λόγος

S. 579. C. (93.) Vers 31. verbessert Hr. S. vollkommen richtig ὑπό τι δὴ σε. Aber dieser milde Ausdruck des Mifsvergnügens über den Einfall der scherzenden *Mania*, wie verträgt er sich mit dem Fortgange der Erzählung, dafs der Soldat sie auf der Stelle fortgeschickt habe? Aber ἀπωτέρω ψεύσω ταύτην ist unrichtig, wie schon das hier nicht recht schickliche *pronomen demonstrativum* zeigt. Sollte es nicht vielmehr geheifsen haben:

ἀπεψεύσθαι αὐτὴν — —

wodurch alle Züge der Erzählung in ein richtigeres Verhältnifs treten, auch die letzte Antwort der Hetäre, die nun nicht mehr, gleichsam auf der Schwelle der Thüre, einen witzigen Einfall an den Ungeschliffnen verschwendet, der sie hinausjagt, sondern mit Schalkheit, als ob sie sich über *seinen Tadel* entschuldigte, den vorigen Spott mit neuer Schärfung wiederholt. Auch die nächsten Worte διαλιποῦσ' ἡ ἑταίρα δέ· bedürfen einer Verbefserung. Wir lesen:

ἀντιδακοῦσ' ἡ ταίρα δέ.

S. 580. B. (96.) Vers 38. schreibe man τῇ ταίρᾳ ποτέ. und weiter unten Vers 52. τίς δ' οὐ πεισρέψων. — S. 581. C. (100.) Vers 14. möchte es wohl rathsamer feyn, die Lücke im Vers zu bezeichnen, als auf die vorgeschlagene Weife auszufüllen. Der gröfste Theil der Zeile ist unverfehrt erhalten:

εἶπεν δὲ . . . . , ὦδός σου ἐπιθυμεῖς, πάτερ.

Dem Sinn und Metrum würde γελῶσα, nach δὲ eingeschoben, Genüge leisten. — S. 582. A. (102.) Vers 28. kann οὐχὶ ὁρᾷς, obgleich dem *Cod. Venet.* entlehnt, nicht die richtige Lesart feyn. Man möchte vermuthen οὐκ εἰσορᾷς· oder ἔκειτα, τῶς οὖν οὐχ ὁρᾷς. wie S. 585. E. — Weiter unten E. (105.) Vers 18. wo der Herausg. ἐπήγγειλεν ft. ἀπήγγειλε lieft, ohne dafs doch der Vers dadurch numeröfer wird, fchlagen wir vor:

ἡ δ' ὡς ἀπήγγελ', ὦ τολμὰν, εἶπεν, κακῶν —

wenn nicht etwa auch noch ἔξη ft. εἶπε gelefen werden mufs. — Vers 20. lefe man λήθιον wie Vers 11. — Wir bemerken noch, dafs in der vorhergehenden Erzählung von der Laïs S. 104. *Martorelli de Theca calam.* I. 159. folgende Lesarten vorgefchlagen hat. Vers 4. ἀπόκρισις. wie er meynt, um des Sylbenmafses willen, dem folche Hülfe nicht Noth thut. Vers 7. σὺ γάρ, ἔξῃ, γ' εἶναι δ. Τίς αἰσχρόν. Vers 9. τὸ δ' αἰσχρ. εἰ μὴ τ. χρώμενος, δοκῇς. welchen letztern ungereimten Vorfchlag fein Urheber, wo möglich, noch ungereimter erklärt. — S. 583. A. (106.) Vers 30. vielleicht, zur Vermeidung des Hiatus, εὖ' ἵνα. Im folgenden Vers aber möchten wir ohne Veränderung der gewöhnlichen Wortfolge lefen:

Σοφοκλεῖ δὲδῶς παρ' ἐμοῦ λαβὼν, ὦ φίλτατε.

Vers 37. zeigt der Hiat die Unrichtigkeit der aufgenommenen Lesart. Wahrfcheinlicher ist *Casaubonus* Vorfchlag χ' ἕτερ', ob wir gleich keinesweges überzeugt sind, dafs der Vers dadurch vollkommen hergeftellt fey. — S. 583. B. (107.) Vers 45. ist τις auf die Autorität des *Cod. A.* geftrichen; aber ἐγχαέτω kann fo fchwerlich ohne Subject beftehn. Wir glauben richtig zu lefen:

ἀλλ' ἐγκείτω μοι τέττιγας κοτύλας ὁ παῖς

wodurch das läftige ἔκειτ' mit feinem Apoftroph am Ende des Verfes verfchwindet. — Vers 51. tilgen wir den Hiatus durch eine geringfügige Veränderung:

κἄπειτ' ἀπαιτήσασαν

ft. κἄπειτα αἰτήσ., indem wir den Accufativ für einen *accufativum abfolutum* nehmen. — S. 586. A. (117.) wird eine Hetäre erwähnt, die den Namen Ἄβυδος bekommen, διὰ τὸ γραῦς εἶναι. Vergebens fucht hier *Casaubonus* einen Zufammenhang. Der Name fcheint verdorben, und vielleicht mit ΑΜΤΑΟΣ zu vertauschen. Man weifs wie oft die Buchstaben β und μ, δ und λ unter einander verwechfelt worden. Der ἄμυλος ist eine Art von *weichem Kuchen*, die den Zahnlofen befonders angenehm waren, wie wir aus *Theocr.* IX. 21. lernen; auch der, welcher keine Backenzähne (μύλας) mehr hat, konnte ἀμύλος genannt werden. Vielleicht könnte auch in demfelben Namen auf eine obfcöne Bedeutung des *Verbi* μύλλειν (πλαγιάζειν) angefpielt worden feyn. — S. 591. E. (139.) im Fr. des *Posidippus* Vers 1. zeigt das Sylbenmafs, und wenn wir nicht irren, auch der Sinn, die Fehlerhaftigkeit der Lesart πρὸ ἡμῶν. Der Redende hatte in jüngern Jahren die Phryne gekannt, und erzählt, was er felbft erlebt hatte. Sollte es nicht geheifsen haben:

Φρύνη περιοικοῦμεν γέγονεν ἐπιφανεστάτη
πολὺ τῶν ἑταιρῶν.

Im

Digitized by Google

ausdrücken, für die Instrumente selbst gesetzt werden. — Vers 5. möchten wir, da das Verbum finitum fehlt, lesen

σέβειν θεῶν ὑμνοδὸν ἱατρὸν θ' ἅμα.

ft. *σοφὸν*. — S. 636. D. (308.) könnte in den entstellten Sylben *τα ὀθεν* vielleicht *ἑτέρωθεν* verborgen liegen. *von der andern Seite her.* Dann etwa *ἐξέτω τις πάλλων χρ.* wobey wir doch die Ungewissheit dieser Conjecturen gern einräumen. Die zunächst folgenden Worte des *Hermippos* sind ohne Zweifel Anapästen, denen nichts mangeln wird, wenn man *κραιβαλίζουσι* in *κραιβαλίσουσι* verändert. — S 637. A. (310.) schlägt Hr. S. *ἐρεύζιζε* statt *ἐρέζιζε* vor. *Hermann* aber *ad Aristot. Pott.* S. 89. erklärt es für den Imperativ. — S. 638. C. (316.) schlagen wir vor, in dem Fragm. des *Alexis*, dessen erste Zeile keine Spur einer Sylbenmasses zeigt, zu lesen:

Χορήνικος ΕΙΠΕ τις ΕΣΘ' ὁδί;
τίνων ποιητὴς ἁμαρτάνων; β. σεμνῶν πάνυ.

In dem darauf folgenden Fragm. des *Anaxandrides* ist vielleicht eher eine Verdorbenheit in dem Worte ΠΑΠΑΙ, als eine Verstümmelung des Verses zu muthmasen. Es hiefs vielleicht:

εἶτ' ἰαχεῖσθαι βριμώσας ἐν ΠΑΣΤΑΔΙ

was an eine feyerliche Gelegenheit erinnern würde. — Gleich darauf E. (317.) verbessert der Herausg. mit Glück *ταρχαῖα* ft *ἀρχαῖον*, aber nicht gern möchten wir *ἀεὶδειν* in *ἀείδει* verwandeln. Die Spuren der gewöhnlichen Lesart: ΤΑΡΧΑΙΟΝ ΑΕΙΔΕΙΝ führen auf die Vermuthung *τ' ἀρχαῖ' οἶδ' ἀείδειν*. Auch stehen wir jetzt, dafs Hr. S. an *οἶδε* gedacht habe. — In dem nächsten Fragm. des *Cratinus*, welches *Grotius* richtig in Tetrameter geordnet hat, könnte dem noch mangelhaften Sinne etwa so geholfen werden:

τὶς δ' ἰφῶντά μ' οἶδεν, ὦ Γυήσιππε, τῶς πολλῇ χολῇ;

τῶς für *οὕτως* (S. *Hermann de Em. Rat. gr. Gr.* S. 113.) ist dem attischen Dialect nicht fremd. S. *Aesch.* Sept. c. Th. 490. 643. *Suppl.* 69. 694. — Im Fragm. des *Crates* S. 640. D. (324.) glauben wir weder, dafs *ἂν* bey dem Optativo *ἐπιλίποι* fehlen, noch dafs es hinter diesem Verbo (mit einem rauhen Hiat) stehen könne. Wir lesen:

ὅλην λέγων' ἂν μ' ἐπιλίποι τὴν ἡμέραν.

— S. 641. C. (328.) fehlt in dem Fragm. des *Achaeus* Vers 2, wo die Handschr. *Casaubonus* Verbesserungen zum Theil bestätigen, eine Sylbe, die jener Kritiker ebenfalls eingeschoben hat. Man lese: *τὸ δεύτερον δὲ τῷ με κηλήσεις τρόπῳ*; — In dem Fragm. des *Antiphanes* S. 641. F. (329.) ist der 3. Vers sehr entstellt. Der eine der Redenden scheint ein Alter zu seyn, der, weil ihm die Zähne mangeln, auf die Frage, wie er gegen die Nüsse gesinnt sey, antwortet: *εἰρηνικῶς· friedlich!* Im nächsten Vers scheint er zu erklären, dafs er nur gegen weiche Speifen Muth habe. Wir lesen nämlich:

μαλακαῖς σφόδρα δεινὸς εἰμι προμῖξαι βίᾳ.

Dafs *μίλιτι*, aus dem folgenden *μελίτωτα* entstanden, eine unrichtige Lesart sey, sind wir überzeugt, ohne doch deshalb den übrigen Theil unsrer Vermuthung verbürgen zu wollen. — In den folgenden Zeilen könnte man vielleicht lesen:

τρώγουμι γ' ἄν,
οὐδ τε καταπίνοιμ' ἄν, ἀλλο δ' οὐδὲ ἓν.

In dem nächstfolgenden Fragm. desselben Dichters S. 330. adoptiren wir die wohlgelungenen Vorschläge des Herausg. mit einigen geringen Veränderungen:

εἶτα καὶ
εἰς ἓξ χορείαν, καὶ τραπέζαν ἑστιῶν
παρέδηκε γίμνασιον πανύοκκοποῖσι πίμμασι.

Gleich darauf S. 642. B. (331.) fielen wir in dem Fragm. des *Anaxandrides* Vers 4. auf die Vermuthung:

οὕτω παρίζων νῦ πιοῦς, οὐκ ἴζων τότε.

Worte, die mit dem vorhergehenden Vers — in welchem uns *Casaubonus* Verbesserung *οὐδ' εἶδον, οὔτ' ἤδειν ἐγὼ* sehr glücklich scheint — in den genauesten Zusammenhange stehen. Dem Redenden waren die reichlichen Genüsse des Gaumens, die er jetzt mit einem Mal vor sich sah, bis dahin fremd gewesen. — Er tadelt deshalb sein voriges Leben: So hatte ich Thor ehedem mein Leben nicht gelebt, sondern verloren! — Die folgende Stelle des *Ktarchus* hat der Herausg. richtig in Senarien getheilt; aber der zweyte fordert, auch nach den Vorschlägen in den Anmerkungen, noch zu weiterm Nachdenken auf. *ταῖς* scheint nicht mit *καὶ* zu vertauschen, sondern mit dem Artikel verbunden, dem attischen Sprachgebrauche nach, als ein Vocativus anzusehen zu seyn. Der ganze Vers könnte dann auf diese Weise berichtigt werden:

λάβ', ὦ γαῦ· οὐδὲν χείρων· ὁ παῖς, σὺ δ' ἐπιτίθει —

S. 642. D. (S. 332.) scheint uns in der Stelle des *Alexis* Vers 4. die Vertheilung der Worte unter mehrere Personen nach *Dalechamps* Vorschlag keineswegs glücklich, oder auch nur zulässig; vielmehr glauben wir, dafs die Worte *τοῖς νυμφίοις μετιοῦσι τὴν νύμφην* nicht getrennt werden dürfen. Aber *λέγεις* ist verderbt, und verbirgt vielleicht den Namen irgend einer Art von Näscherey. — S. 644. F. (341.) möchten wir die entstellten Worte *Menanders τὸν ἄμυτα χαιρίπτου νέαι ἐς πέττιν' εἶνά.* also ordnen und lesen:

τὸν ἄμυτα καὶ
χαοίσιά που κέλευε συμπέττειν τινά.

So *Eubulos* S. 646. B. *ἐξαπάγω' ἀρτίως πέττουσα τὸν χαρίσιον.* — S. 645. E. (345.) vermuthen wir in dem Fragm. des *Aristophanes:*

μήτ' ἄρα μ' ὄψει
ἐγκυβιστῶντ' ἐλθὼν

ft. *μήτ' ἄρα σ' εἶναι.* — S. 649. C. (360.) mufs in dem Fragm. des *Hermippus* der Hiatus weggeräumt werden.

Digitized by Google

den. Man lese κάτεσθίει. Derselbe Fehler entstellt im Fragm. des *Alexis* S. 650. C. (364.) Vers 3, wo wir ohne Bedenken lesen:

πολλάκις δήπου· τίφ οὖν;

ſt. τί οὖν; „und wer ſollte ſo etwas nicht geſehen haben?" S. 651. F. (371.) in der Stelle des *Melanippides* iſt von Jungfrauen die Rede, die nicht ein weibliches, ſondern ein männliches Jägerleben führten. Wir nehmen uns nicht heraus, dieſes verdorbene Fragment in ſeiner Integrität herzuſtellen, ſondern begnügen uns bey einigen Worten unſre Vermuthungen anzuzeigen. Die Verbeſſerung eines Gelehrten, der γραϊδίων ſt. γὰρ ἀΐδων lieſt, können wir kaum für richtig halten. In οὐδὲ τὰν αὐτὰν γυναικείαν liegt vielleicht οὐδὲ ταλαείαν γ. und weiterhin: ἀλλ' ἐν ἁρμάτεσσι διφρούχοις ἐγυμνάζοντο ἀν' εὐήλια στάδια, πολλὰ δὲ ὑφιεὶς φρένα τερπόμεναι .... πατεῦσαι, τέρενα Συρίας ἁρώματα. — S. 652. C. (373.) erkennt Hr. S. in den Worten des *Alexis* einen trochäiſchen Tetrameter, den wir mit Hülfe der Lesart der Epitome ſo einrichten würden:

εἰςίβαινον ἰσχάδες τοι τὸ παρὸν ὅημιον Ἀττικῶν.

Viel ſicherer aber iſt die Wiederherſtellung eines Fragm. von *Eubulus* S. 653. E. (378.), wenn man es, nicht, wie bisher geſchehen iſt, in Senarien zwingen will, ſondern in Trochäen ordnet:

ἀλλὰ παραλαβὼν ἀκράτῳ κρεῦδι καὶ διδοῦ τυκνὰς
καὶ βότρυς τρώγειν ἀναγκαζ' αὐτὸν ἐξ οἴνου σιγκνούς.

— S. 655. F. (387.) Fragm. *Alexidis* Vers 2. könnte in καὶ Ϝαρμὸν vielleicht χλιαρὸν enthalten ſeyn. — S. 656. B. (388.) gehören in dem Fragm. des *Strattis* folgende Worte zu Einem Vers:

διεμᾶς τε κἀπεφ φλογίδας ἐβρυκὸς τε πανὸ' ἅμα.

S. 657. A. (391.) ſchlagen wir vor, in dem ſehr gemiſchandelten Tetrameter des *Eupolis* zu leſen:

Οὐ μὰ' ἰφθὴν δῆλφακα νεβὸς ἰστιᾶται μαλθακήν;

Nonne edentulus bene dixam tenellamque comedit porcellam? — und in dem darauf folgenden Vers des *Plato*:

πάρος φίρε δεῦρο τὴν ιιφαλῆν τῆς δήλφακος.

ſt. πρόςφερε. — und beym *Theopompos* in der nächſten Zeile, wo ein Spondeus in der vierten Region den jambiſchen Rhythmus unterbricht,

καὶ τὴν ἱερὰν ἡμῶν φάγουσι δῆλφακα.

ſt. σφάττουσι. oder vielleicht beſſer, mit bloſſer Verſetzung der Wörter,

καὶ τὴν ἱερὰν σφάττουσιν ἡμῶν δῆλφακα.

S. 659. C. (400.) in dem Fragm. des *Pofidippus* Vers 2. möchte wohl eher πυλῶν, das in dem vorhergehenden Verſe ſtand, fremdartig ſeyn, als πορμάνων. Wir glaubten:

ἐντὸς μέλαν γὰρ ἄθειτος ἦν· α. περίειμεν οὖν.

Der Thürſteher nöthigt den Koch beym Herausgehen die Hände zu zeigen, — dieſs iſt προτείνειν — um ihn zu überzeugen, daſs er nichts mitnehme. — In einem andern Fragment des nämlichen Dichters S. 662. A. (410.) iſt Vers 4. eine Sylbe zu wenig, die *Grotius* durch den eingeſchobenen Artikel vor στόμα erſetzt hat. In den nächſten Zeilen ſcheinen abſichtlich Ausdrücke gebraucht zu ſeyn, die ſich in einen obſcönen Sinn ausdeuten laſſen, wie στόμα τοιγρόν, γλῶσσαν ἔχειν εἰς ἀσχήμονας ἐπιθυμίας. Für ἔνια τε muſs vielleicht ἐρᾷ τε geſchrieben werden. ἔχει zu wiederholen, wie *Grotius* wollte, iſt unnütz, da es ſchon im 3. Vers ſteht. — Bey dem Fragm. des *Baton* S. 662. C. (411.) denken wir uns eine Scene, derjenigen ähnlich, welche *Theokrit* in der Fiſcheridylle darſtellt; zwey beym Schein der Lampe wachende, worüber die eine durch den bedeutenden Namen Σιβύνη (wenn nicht vielleicht Σιβύνης?) an die Geſchäfte der Fiſcher erinnert, auch hungrigen Leibes, wie es ſcheint, ſo wie jene, und die Zeit mit geſprächen kürzend. Dieſer Hypotheſe zufolge leſen wir Vers 2.

οὐδὲν δὲ πατάμιδ', ἀλλὰ καίεται λύχνος.

ſ. e. γεγεύμεθα. — Vers 3. leſe man χαρεῖ. und Vers 7. vielleicht

α. τὰ μίγιστ'. β. ἅπιστα! ταῦτα τοὺς τεθνηκότας!

(Der Beſchluſs folgt.)

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Anweiſung zur Geometrie für Anfänger* von Dr. *Joh. Nik. Müller. Zweyte* ſehr verbeſſerte Auflage. Mit einer Vorrede von *Abr. Gotth. Käſtner.* 1790. 288 S. 8. mit 32 Kpft. (18 gr.)

Der Werth und die Brauchbarkeit dieſes Lehrbuchs iſt ſeit 1778, wo die *erſte* Auflage erſchien, hinreichend bekannt; die Verbeſſerungen, welche es, dem Titel zufolge, in dieſer *zweyten* Ausgabe erhalten haben ſoll, ſind nicht beſonders angezeigt worden; der aus den ſiebziger Jahren noch beybehaltene Stil und Sprachausdruck zeigt wenigſtens, daſs ſich die Verbeſſerung nicht hierauf erſtreckt hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris, b. König u. a.: *Théatre de Kotzebue;* traduit de L'Allemand par *Weiſs*, Profeſſeur de langue allemande au Lycée, et *C. F. Jauffret*, Membre de pluſieurs Sociétés ſavantes et littéraires; pour ſervir de ſuite au *Théatre Allemand.* Tome *Premier*, Partie *I.* et *II.* An VII. (1799.) XII. u. 406 S. gr. 8. Mit dem von Bolt zu Berlin gezeichneten und von Gaucher zu Paris geſtochnen, noch ſehr jugendlich aber ſich darſtellenden Bildniſſe des Verfaſſers. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nur erſt *zwey* Stücke aus dieſer, wie bekannt, unerſchöpflichen Feder: *Menſchenhaſs und Reue* nämlich,

Digitized by Google

lich, und die *Versöhnung* oder der *Bruderzwift*. Jenen hatte schon ein Herr *Fauvelet de Bourienne*, allein sehr frey, übersetzt und sein Machwerk zu Warschau bey Bacigalubi im Jahr 1792 abdrucken lassen. Die wenigen bis *Paris* vorgedrungnen Exemplare wurden hier so frostig aufgenommen, dass Hr. *Burjay*, damals Schaufpieler zu Brüssel, sich genöthigt sah, zum Gebrauch seiner Bühne eine neue Uebersetzung davon zu veranstalten, die er in der Folge an Frau *Molé*, Schaufpielerin am Pariser Odéon, überliess. Diese nun, vermuthlich nicht ohne Beystand ihres Gatten, des noch berühmtern Schaufpielers *M.*, gab endlich dem Stücke eine Zurichtung, die bekanntlich so unerhörten Beyfall fand, dass unser Kotzebue'scher *Menschenhass* etc. *fit courir tout Paris*, und eine Sündfluth von Thränen dafelbst veranlasste.

Hatte das nunmehr zwar französisch costumirte, doch aber aus deutschen Stoffe zugeschnittne Stück schon tiefen Eindruck gemacht, so würde, meinten die Hrn. *W.* und *J.* es auch wohl Liebhaber geben, denen der gefeyerte Dramatiker auch in seiner ursprünglichen Gestalt willkommen seyn dürfte. Sie wagten sich also an eine Uebersetzung der *Pièce, telle que l'Auteur l'avoit faite*. Rec. hat tief in den Text hinein geduldig verglichen, und ist auf wenig oder nichts gestofsen, was der neuen Uebersetzung den Vorwurf offenbarer Untreue zuziehen könnte; die Lebhaftigkeit des Dialogs indefs, wodurch unser Landsmann schon früh sich auszeichnete, fand er in sehr vielen Stellen bey weitem nicht erreicht; was um so mehr auffallen mufs, da es gerade diese Seite doch ist, wodurch die Schaufpiele der Nachbarn sonst am stärksten sich noch empfehlen. Auf was für Art die beiden Ueberfetzer sich in die Arbeit getheilt, wird nicht angegeben. Vermuthlich blieb der eigentliche Uebertrag die des Hrn. *W.*; Durchsicht aber und Feile dem Hrn. *J.* überlassen. Da *dieser* nun hauptsächlich durch seine Kinderschriften, so wie durch Compilationen sehr verschiednen Inhalts bekannt ist, liefs die Erreichung echter Theaterfprache sich schwerlich von ihm erwarten. Von selbst versteht sich's übrigens, dafs es in jeder Sprache Wendungen und Ausdrücke giebt, die in keiner andern Zug für Zug sich wiedergeben lassen. Hierunter aber scheint doch keineswegs zu gehören, dafs wenn z. B. der joviale *Graf* ein Glas Mallaga verlangt, um das Blut ein wenig lebhafter *durch die Adern zu jagen;* wobey Hr. *von K.* augenscheinlich das französische *foutter le fang* im Sinne gehabt, seine Ueberfetzer ftatt dieses zu fagen, sehr zur Unzeit gemäfsigt sich ausdrücken: *pour rétablir l'équilibre dans les humeurs.* — Auch an *Sterne's* in den Ozean getauchte Perrücke erinnern uns die Herren bisweilen. Z. B. wenn *Eulalia* von einem Menschen spricht, der Hunderttausende schuldig ist, und nur Thalerweise abzahlen kann, die Ueberfetzung aber gleich *Millionen* aufthürmt, und nur einen *denier* abtragen läfst. Oder wenn der adelige *Major* von Leuten seines Ranges fagt: *Wir schriftstellern wohl gar ein wenig* — was ganz wohl durch: *nous nous mêlons même d'imprimer*, oder etwas dem ähnlichen sich geben liefs; hier hingegen von einer *manie de faire des livres* gesprochen wird. Genug hoffentlich zur Probe, dafs man den eigentlichen *Menschenhafs* u. f. w. hier doch nicht vor sich habe; den Umftand ungerechnet, dafs die von den Nachbara befolgte *Ausgabe* nicht angezeigt worden; und um genau zu wissen, nach welcher sie sich gerichtet, man erst in mehrern sich umsehen müfste. Angehängt ist noch aus *Schink's* Theater-Journal von 1790 die unser Drama betreffende, zum Theil sehr gegründete, Kritik; womit jedoch die Herren Ueberfetzer nicht überall zufrieden sind.

Was nun buchstäblich treue Ueberfetzungen Kotzebue'scher Schaufpiele betrifft, so scheinen die Unternehmer sehr bald rathfamer gefunden zu haben, dergleichen lieber ganz zu entfagen. Wenigstens zeigt das *zweyte* hier gelieferte Stück: *les deux frères* nämlich, der Abweichungen, Wegschnitte und Umänderungen schon so viel, dafs unsre Dolmetscher entweder eine andre Ausgabe vor sich gehabt haben müssen, — was indefs nicht wohl möglich ist, weil die *erfte*, vom Autor selbst dafür anerkannte, erst im Jahr 1798 erschien — oder gar nur jenen höchst mangel- und fehlerhaften *Wiener Nordruck*, über den Hr. *von K.* im Vorberichte sich so bitterlich beschwert. Noch mehr! Bey diesem willkürlichen Verfahren hat man es nicht einmal bewenden lassen; sondern im vorangeschickten *Avertiffement* wird der Leser obenein benachrichtigt, dafs von den beiden Ueberfetzern, und dieis *en société avec le citoyen Patrat, ci-devant agent général du théatre de l'Odéon*, eben dieses Drama auch für die Französische Bühne noch ganz besonders bearbeitet worden, und in dem *Bureau* der Herren ehester Tage zu haben seyn werde. Was mithin von dem wahren und echten *K.* in dieser abermaligen Bearbeitung etwa noch übrig geblieben, mag der Himmel wissen! Genug, das solchergestalt völlig umgegossene Stück ist laut der *France littéraire* unsers *Ersch* nicht nur wirklich besonders abgedruckt, sondern dem so eben erwähnten *Avertiffement* zufolge auch im Sommer desselben Jahres auf dem *Théatre français* der damaligen Republik in seiner neuen Gestalt gespielt worden. *Tout Paris* mufs es jedoch nicht angelockt haben; weil seitdem von einer Fortfetzung des *Théatre de Kotzebue*, weder in seinem ursprünglich deutschen, noch dem französischen Zuschnitte, so viel Rec. davon weifs, etwas zu hören gewesen. Das seinige mochte dazu der widrige Umftand beygetragen haben, dafs der damalige Grofsconsul *le genre larmoyant* nicht sonderlich begünstigte. Hier also nicht: *Hinc illae Lacrymae!*

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEM. LITERATUR - ZEITUNG.

Sonnabends, den 28. Junius 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

STRASBURG, im Verl. d. typogr. Gefellfch.: ΑΘΗΝΑΙΟΥ Ναυκρατίτου Δειπνοσοφιστικ. *Athenaei Naucratitae Deipnofophiftarum* libri quindecim ex optimis Codd. nunc primum collatis emendavit ac fupplevit, nova verfione latina et animadverfionibus cum Is. Ca'auboni, aliorumque tum fuis illuftravit, commodisque Indicibus inftruxit *Johannes Schweighaeufer*, u. f. w.

Ebendaf.: *Animadverfiones in Athenaei Deipnofophiftas* poft Ifaacum Cafaubonum conferipfit *Johannes Schweighaeufer*, u. f. w.

(Befchluſs der in Num. 76. abgebrochenen Recenſion.)

Im Eingange des *funfzehnten* Buches S. 665. (422.) ift das Fragm. des Comiker *Plato*, nach *Hermanns* Vorgange in jambifche Tetrameter geordnet, und dadurch die Verbeſſerung deſſelben erleichtert. Den 9. und 10. Vers, welche noch weitere Verſuche zu fordern fcheinen, glaubten wir etwa fo herſtellen zu können:

καὶ δὴ κίκεφτας' τὸν λιβανωτὸν ἐπιδὺς ἑστὶκ ὀῆ·
σπουδῇ μὲν ἦδη γέγονε, χ'οἱ πίνοντες εἰσ' ἐπ' ἐργῳ.

Vor dem Anfange des Mahls warf man einige Körner Weihrauch auf den Altar, und goſs den Göttern des Hauſes Trankopfer aus; worauf hier die Trinkenden *im Begriff ſind* gröſsere Becher zu leeren, ἐπ' ἔργῳ εἰσίν. — Eine andre Stelle deſſelben Dichters S. 666. D. (426.) Vers 3. hat *Hufchke* in *Anal. crit.* S. 148. wieder herzuſtellen verſucht, doch mit zweifelnder Hand, wie er im Index bekennt. — Vers 8. leſen wir, mit verändertem Accent,

ἃς αὐτὴ φέρει.

ſtatt Φορεῖ. — S. 667. C. (429.) in dem Fr. aus dem Satyrſpiel des *Aeſchylus* könnte der 1. Vers ſo ausgefüllt werden:

Εὐρύμαχος οὖν, οὐκ ἄλλος, οὐδὲν ἧσσονας —

den 3. Vers aber, in welchem der richtigen Bemerkung des Herausg. zufolge, ἀεὶ nicht wohl fehlen kann, möchten wir etwa auf dieſe Weiſe leſen:

ἦν μὲν γὰρ αὐτῶ σκοπὸς ἀεὶ τοὐμὸν κέρας

wo die Entſtehung der gemeinen Lesart leichter in die Augen fällt. Im folgenden Verſe ſtimmen wir mit dem Herausg. in ἑτάροπος zuſammen. — S. 672. B. (447.) ſtatt λρσηρικῷ τε βίῳ χρωμένους, wo Hr. *S.* den Uebelſtand des müſsigen τε bemerkt, könnte λ. τότε β. zu leſen ſeyn. — S. 678. E. (472.) den unbeachteten metriſchen Fehler in dem Fr. des *Alexis* Vers 1. zu tilgen, ſcheint

ὁ τρίτος δ' οὕτως ἔχει

ſt. οὗτος geleſen werden zu müſſen. — S. 679. A. (474.) die Worte λέγε ἡμῖν — ψυχῆς berührt *Dorville ad Charit.* S. 322. — S. 679. D (476.) die Verſe des *Eubulus* dürften ſich ſchwerlich je in die Regel jambiſcher Senarien fügen wollen; vielmehr ſind es ganz gewiſs, wie *Fiorillo* richtig bemerkt hat, lyriſche Zeilen. Am Schluſs muſs wohl οὐ φίλησεί' ἄν geleſen werden: „wer möchte ſie nicht küſſen, wenn ſie damit geſchmückt iſt?" —. Das dunkle Fr. des *Simonides* S. 680. D. (480.) welches, aus den Epigrammen dieſes Dichters entlehnt, in einem Pentameter und Hexameter beſteht, verſuchen wir ſo zu verbeſſern:

φοῖβος ἐκαγεῖτα Τυνδαρίδησιν ἀεί·
οἱ δ' ἄμετροι τέτρατος ἱπποτρόφωτο χορωῖῳ.

— S. 681. C. (483.) verwirft Hr. *S.* mit Recht die bisherigen Verbeſſerungsverſuche des Fr. von *Antiphanes* als untauglich, ohne uns deshalb zu überzeugen, daſs die Stelle gar keine Veränderung nöthig habe. Da das *Verbum* fehlt, ſo leſen wir, einen einzigen Buchſtaben verändernd:

νῦν δ' ὁμηρεύουσ' ἔχοντες πορφυροῦς κεκομψάλους,

indem der Dichter damit entweder überhaupt einen Zuſtand von Abhängigkeit und Sclaverey bezeichnen wollte, oder mit Anſpielung auf wirkliche Begebenheiten ſeiner Zeit. Von acht ſpartaniſchen Geiſeln, die an Alexander geſchickt worden, deſſen Zeitgenoſſe *Antiphanes* war, belehrt uns *Harpocration* in Ὁμηρεύοντες. — S. 684. F. (497.) kann zu den Worten ἀπὸ τούτου . . . κεκλίχθαι. *Valken. in Callim. Eleg.* S. 168. verglichen werden. — In dem Fr. des *Sophokles* S 688. A. (510.), wo er das Klopfen des vor Furcht bebenden Herzens einem Tanze vergleicht, bemerkt Hr. *S.* das adverbialiſche φυίρα mit Recht für unſchicklich, wenn es nicht vielleicht

Digitized by Google

für φανερῶς genommen werden könne. Wir dachten an λαιδρά. — Die Exiſtenz eines Salbenhändlers *Peron* zu beweiſen, führt *Athenaeus* S. 690. A. (518.) eine Stelle des *Antiphanes* an, in welcher dieſer *Peron* gar nicht genannt wird. Aber wir zweifeln nicht, daſs *Canter* ihn mit Recht in dem περὶ des 2. Verſes geſucht habe. Das ganze Fr. möchte ſo geſchrieben werden können:

πρὸς τῷ μυροπώλῃ γενόμενον κατελίμπανον
Πέρωνι. μύρον μέλλει τι συνθεὶς σοι φέρειν
τὰ κινναμώμινα ταῦτα καὶ τὰ νάρδινα.

— S. 690. D. (520.) muſs das Fr. *Pherekrates*, in welchem das Sylbenmaſs gänzlich vernachläſsigt iſt, auf folgende Weiſe geleſen werden:

ἔστην δὲ κἀκέλευον ἐγχεῖσθαι μύρον
νᾶν βρίνθιον — —

Auch weiter unten F. (522.) wird das Fr. *Strattis* Vers 1. durch einen Spondeus am Schluſſe des Senarius entſtellt. Wir leſen, ein Wort verſetzend:

καὶ λέγ' ὅτι μύρον αὐτῇ φέρεις.

In dem Fr. des *Menander* S. 691. A. (523.) welches *Clericus* nach ſeiner Weiſe gemiſshandelt, *Bentley* aber zufälliger Weiſe übergangen hat, ſchlägt Hr. *S.* eine Vertheilung der Worte vor, die uns nicht durchaus bequem ſcheint. Man könnte auf folgende Weiſe leſen und abtheilen:

α. ἡδύ τοι μύρον,
ὦ παιδίον; β. ἡδύ· πῶς γὰρ οὔ; τὸ νάρδινον.

— S. 693. C. (531.) in dem Fr. des *Xenarchos* Vers 5. ſcheint uns das angehängte ὁρᾷς allzu abgeriſſen, als daſs es am Ende des Verſes für die richtige Lesart gelten könnte. Vielleicht hat *Caſaubonus* recht gerathen κατασπόντωσ' ὥς μ' ὁρᾷς· vielleicht aber ſchrieb auch der Dichter:

καὶ κατεσπόντωσιν μ' ὅλως.

Im darauf folgenden Fr. des *Eriphos*, deſſen Sylbenmaſs wir nicht wagen zu beurtheilen, möchten wir, dem wahrſcheinlichen Sinne folgend, leſen:

ἐκπίπτει δέπας πρὶν ἀγαθοῦ ˘κρατον
δαίμονος λαβεῖν — —

i. e. ἄκρατον· ein Ausdruck, den die folgenden Anführungen hinlänglich erläutern. ἐκπίπτει erinnert an die Schilderung der Trunkenheit beym *Libanius* T. IV. p. 1050. καὶ ἦτε κύλιξ ἐξέπιπτε τῆς χειρός. — Der folgenden Reihe von Skolien iſt vieler Fleiſs gewidmet, und vornehmlich ungedruckte Anmerkungen von *Grotefend*, der in der Einrichtung der Sylbenmaſse von *Hermann* abweicht, benutzt worden. — S. 697. B (551.) würden wir in dem Anfange des bubleriſchen Geſanges leſen:

καλ' ἡδέων. τί πάσχεις;

oder ἡδέων. *pulcherrime invenum, quid agis?* Es ſind Worte einer verführten Frau, die, in den Armen des Geliebten, eine Ueberraſchung von ihrem Manne fürchtet, und dem zögernden Liebhaber die erneuten Liebkoſungen verweiſt. — S. 698. C. (555.) verbeſſert *Mitſcherlich ad Horat. I. Od.* XXVII. S. 258. χανδοχάρυβδιν. — In *Hegemons* Parodie S. 698. E. (S. 556.) Vers 10. dachten wir bey den Worten μετὰ τεῖσι τὰ χρηΐζων an: μεγάλοιτος ἀχρηΐζων, ohne doch dieſem Gedanken viel zuzutrauen. — S. 699. F. (563.) müſſen die Worte, welche Hr. *S.* mit einiger Wahrſcheinlichkeit dem *Philokrates* beylegt, ſo abgetheilt werden:

λάβε.
τριόδοντα καὶ λυχνοῦχον.

In den Fr. des *Alexis* aber S. 700. A. (563.) leſen wir οἴμοι γ' ἐπιτιμᾷν. damit nicht die unbedingte Ausſtoſsung von γάρ, welche der Herausg. empfiehlt, einen Hiat zurücklaſſe. — Sehr glücklich ſcheint uns die Verbeſſerung des nächſten Fr. von *Anaxandrides* S. 564.) dem Herausg. gelungen; nur möchten wir ὦνα vorziehn. — In dem Fr. *Menanders* konnte *Bentleys* Verbeſſerung ἀλλ' ἀποσείειν αὐτόθεν überaus glücklich ſcheinen, wenn man nur auf den Sinn und die ſpielende Antitheſe achtet, die ſie hervorbringt. Dennoch ſcheint die gewöhnliche Lesart ἀλλὰ ποδιεῖν, und die der Handſchriften ἀλλαποδιεῖν auf etwas anderes zu führen. Wir leſen nämlich:

δεῖ τ' οὐχὶ σείειν, ἀλλ' ἀποδικεῖν αὐτόθεν.

Oder ἀποδίκειν. Dieſes Zeitworts bedient ſich *Euripides in Herc. fur.* 1204. was unſrer Vermuthung zur Empfehlung gereichen kann. — Die S. 700. C. (565.) angeführten Worte des *Ariſtophanes* finden ſich nicht, wie die Anführung beſagt, in den *Rittern*, und von einer doppelten Bearbeitung dieſer Komödie, auf die Hr. *S.* räth, ſchweigt das Alterthum. Man könnte glauben, daſs Ap. δ' Ἱππεῦσι aus Δαιταλεῦσι verſchrieben wäre. — Weiterhin D. (566.) müſſen die Worte des *Hermippus* aus den Φορμοφόροις anders abgetheilt werden

τῇδ' ἰξιόντι δεξιᾷ
ὦ λυχνίδιον.

Die Worte des *Diphilus* aber

ἀλλ' ὁ πανὸς ὕδατός ἐστι μιστός.

ſind der Anfang eines trochäiſchen Tetrameter, gegen die ſich kein metriſcher Zweifel erregen läſst.

So haben wir denn den gelehrten Herausgeber bis an das Ende ſeiner Laufbahn begleitet, die er mit gleicher Anſtrengung und Ruhm vollendet hat. Wir wünſchen ihm und dem gelehrten Publicum aufrichtig Glück dazu. Wenn nun die reiche Schatzkammer des *Athenäus* beſſer benutzt wird, wenn man ihren Vorrath leichter überſieht, und weit weniger als vordem durch düſtern Schmutz und Verworrenheit beleidigt wird: ſo dankt man dieſes dem unermüdlich ſammelnden Fleiſse, der gründlichen Gelehrſamkeit, und dem glücklichen Scharfſinne ſeines Herausgebers. Auch was künftig noch für dieſen Schriftſteller geſchehn wird, muſs auf die Rechnung deſſen geſchrieben werden, der den verwachsnen, dornigen Weg geöffnet, geſichert und gelichtet hat.

Das

Digitized by Google

Das meiſte und ſchwerſte iſt ihm gelungen. Wer möchte über das rechten, was minder gelang?

μηδὲν ἀμαρτεῖν ἔστι θεῶν καὶ πάντα κατορθοῦν.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Allgemeine Sammlung liturgiſcher Formulare der evangeliſchen Kirchen* von *Dr. G. F. Seiler. Dritter* Theil. *Erſte* Abtheilung. 1801. 215 S. 4. *Zweyte* Abtheilung. 1804. XXXII und 304 S. *Dritte* Abtheilung. 1804. XXXII und 204 S. (3 Rthlr. 16 gr.)

Es wird gewiſs jedem Freunde liturgiſcher Verbeſſerungen angenehm ſeyn, dafs der würdige Herausg. und zum Theil Vf. dieſer Sammlung ſich zur Fortſetzung derſelben entſchloſs. Wir wollen den Inhalt kürzlich anzeigen.

Die *erſte* Abtheilung enthält *Feſtgebete*, welche zwar groſsentheils aus gedruckten Liturgieen genommen, aber hie und da durch nöthige Abänderungen, Erweiterungen oder Abkürzungen allgemein brauchbar gemacht worden ſind. Die vornehmſten Grundſätze, theils die *Form*, theils die *Materie* betreffend, welche Hr. *S.* bey der Auswahl der hier geſammelten Gebete, und bey den Abänderungen, welche er in denſelben vorgenommen hat, ſo wie bey ſeinen eigenen Arbeiten, die er hier und da hinzufügte, befolgt hat, ſind in der Vorrede angeführt und haben des Rec. ganzen Beyfall. Da in unſern Tagen eine ſo groſse Verſchiedenheit der Meinungen in den Lehren von Jeſu entſtanden und ausgebreitet worden iſt: ſo iſt es keine leichte Sache, ein Feſtgebet zu entwerfen, welches der ältern Partey ein Genüge thut, und der andern nicht anſtöſsig, ſondern ebenfalls erbaulich iſt. In den hier abgedruckten Formularen iſt kein Satz, (wir bedienen uns der eignen Worte des Hrn. *S.*) welcher den evangeliſchen Glaubensbekenntniſſen beyder proteſtantiſchen Kirche entgegen wäre. Sie ſind auch durchgehends von aller Polemik, die ehehin auch in Kirchengebeten ſichtbar wurde, ſo gereinigt und weit entfernt, dafs ſie, (die Gebete am Reformationsfeſte ausgenommen,) auch Mitglieder der katholiſchen Kirche zur Erbauung leſen können. Sie enthalten das Mark des Chriſtenthums, die Hauptlehren Jeſu und der Apoſtel ſelbſt, nur auf eine, verſchiedene Weiſe ausgedruckt. Es herrſcht darin Ein Geiſt und Ein Sinn. Solche Gebete wären eben das rechte, das heilige Band, wodurch nicht allein die drey in Deutſchland ſogenannten herrſchenden Kirchen, ſondern auch mit ihnen kleinere Religionsgeſellſchaften in *Wahrheit* vereiniget werden könnten, wenn ſie auch gleich der *äuſserlichen Form* nach verſchieden blieben.

Die *zweyte* Abtheilung enthält *Tauf-*, *Abendmahls-* und *Copulationsformulare* in groſser Anzahl, und zuletzt auch vier *Ordinationsformulare*. In einer vorausgeſchickten leſenswerthen Einleitung handelt Hr. *S.* von der rechten Anſicht und dem Gebrauch der Formulare dieſer *zweyten* Abtheilung, und macht verſchiedene Bemerkungen über einige beſondere Religionshandlungen und über die dazu beſtimmten Formulare. Je verſchiedener die Vorſtellungsarten ſind, welche ſich die Lehrer und Mitglieder der evangeliſchen Kirchen von Taufe und Abendmahl machen, deſto mehr gewiſſenhafte Ueberlegung war nöthig, um die Freyheit im Denken über dieſe Materien nicht in zu enge Gränzen einzuſchlieſsen, und doch der Wahrheit, wie ſie in den neuteſtamentiſchen Schriften ausgedrückt iſt, nichts zu vergeben. Dieſs bewog den Vf. in den meiſten dieſer hier geſammelten Formulare mancherley, oft beträchtliche Veränderungen vorzunehmen; um Allen Allerley zu werden. Die Grundſätze, welche er in dieſer Hinſicht zu befolgen ſtrebte, beurkunden aufs neue ſeine ſonſt ſchon bekannte liberale Denkungsart über das Weſentliche des Chriſtenthums. Was insbeſondere die Taufe betrifft, ſo hält er es für Pflicht der Verfaſſer der dabey zu gebrauchenden Formulare, diejenigen Stellen des N. T., worin urſprünglich nur die Taufe der Erwachſenen mit ihren groſsen Vortheilen und ſegensreichen Folgen (Tit. 3, 6. fg. Col. 3, 12. fg. 1. Pet. 3, 20. fg.) beſchrieben worden iſt, nicht auf eine gleichmäſsige Art auf die Kindertaufe anzuwenden. Dieſer Fehler (heifst es S. X.) hatte ſehr ſchlimme Folgen. Die unnützen Fragen über die Zurechnung der Erbſünde, über den Glauben der kleinen Kinder, über die Art der Wirkung des heil. Geiſtes in ihren Seelen, und viele andere Schuldisputationen ſind daraus entſtanden. Von dieſem vorwitzigen Schulgezänke rühren auch die gegen den Nutzen und die Vernunftmäſsigkeit der Kindertaufe vorgebrachten Zweifel her. Daher müſſen die Formulare zur Taufe in unſern Tagen eine beſſere Einrichtung erhalten u. ſ. w. Es folgen Bemerkungen über den *Exorciſmus*, den Luther beybehielt, weil er ihn für ein Mittel hielt, den Teufel von dem Kinde wegzutreiben; (denn er glaubte wirklich, die neugebornen Kinder wären vom Teufel beſeſſen, Kinder der Sünde und Ungnade,) über die Fragen, welche der Taufpathe im Namen des Kindes beantworten muſs, welche für überflüſſig, ja oft unſchicklich erklärt werden. — In den Abendmahlsformularen ſollte das Dogmatiſche und bloſs Hiſtoriſche ſo viel möglich abgekürzt werden; dagegen ſollten die Herzen der Communicanten auf eine recht feyerliche und nachdrückliche Weiſe zum freudigen Danke, zum ununterbrochenen Gehorſam und kindlichem Vertrauen zu Gott ermuntert, durch das Andenken der Liebe Jeſu zur Gegenliebe erweckt, und durch die Vorſtellung der innigſten Vereinigung mit ihm der Vorſatz, ſeinem Beyſpiel zu folgen, in ihnen befeſtiget und belebt werden. Mehrere Formulare in dieſer Sammlung ſind nach dieſen Grundſätzen eingerichtet. Wir übergehen die folgenden Bemerkungen über die Einrichtung der Copulations- und Ordinationsformulare, empfehlen ſie aber zu ſorgfältiger Beherzigung. Endlich noch (S. XXV) ein Wort über die beſte Art neue Formulare einzuführen. Liturgiſche Abänderungen würden

Digitized by Google

den wahrscheinlich vielen Widerstand finden, wenn die Vorsteher der protestantischen Kirchen auf den Gedanken geriethen, die ihnen untergeordneten Gemeinden auf eine solche Neuerung vorbereiten, ihnen die Nothwendigkeit derselben beweisen und ihre Nützlichkeit anpreisen zu lassen. Denn das wäre gerade das rechte Mittel, die Freunde des Alten gegen das Neue aufzubringen, Disputationen in Gesellschaften über diesen Punkt zu veranlassen, und in mancher guten Seele Zweifel darüber zu erregen. Die leichteste Methode der Einführung ist nach der Meinung des Vfs. (welcher wir vollkommen beypflichten,) folgende: Die Liturgie, welche die Mitglieder jeder Kirche gewohnt sind, wird nicht an einem bestimmten Zeitpunkt abgeschafft. Aber die Geistlichen empfangen den Auftrag, aus einer neuen von den Obern der Kirche in jedem Lande ausgefertigten Liturgie zuweilen ein Gebet nach der Predigt zu lesen, zuweilen auch, z. B. an Festtagen ein neues Formular zur Abendsmahlsfeyer. Wenn aufgeklärte Glieder der Gemeinde ein Kind taufen, oder sich trauen lassen, werden die neuen Formulare gebraucht; und es darf dies nicht oft geschehen, so entstelt auch bey Personen von geringerer Bildung, die es erfahren, der Wunsch, dass man solche erbauliche Aufsätze auch bey den für sie zu feyernden Religionshandlungen vorlesen möchte. So wird in wenigen Jahren die neue Liturgie über die alte siegen, und sie endlich ganz verdrängen. — Wenn Rec. etwas zu sagen hätte, so würde er geradezu diese reichhaltige Sammlung zu dieser Absicht empfehlen, weil in derselben für die Bedürfnisse der Meisten, nach den verschiedensten Stufen der Bildung, gesorgt ist.

Die *dritte* Abtheilung enthält allgemeine *Kirchengebete;* einige Formulare und Vorschläge zur Einrichtung des öffentlichen Examens, Entwürfe zur Prüfung der Katechumenen, Entwürfe zu Vorträgen, die bey der Confirmationsfeyer und dem ersten Abendmahl der Kinder zu gebrauchen wären, Gebete für verschiedene Jahrszeiten und bey verschiedener Witterung, Gebete bey Beerdigungen u. s. w. In einer kurzen Einleitung wird manches Nützliche und Beherzigungswürdige über die Einrichtung der Kirchengebete gesagt. Hr *S.* ist aus guten Gründen nicht ganz der Meinung *Herders* und *Mniochs,* welche behaupten haben, dass unsre Gottesverehrungen mehr ästhetisch, zur Erregung der Sinnlichkeit und Belebung der Einbildungskraft eingerichtet seyn sollten; gibt jedoch unter einer gewissen Einschränkung und genauern Bestimmung zu, dass die Sinnlichkeit mit in das Interesse gezogen, dass unsre Gottesverehrungen verschönert, durch allerley Veränderungen anziehender und eben dadurch herzerhebender und wirksamer gemacht werden sollten. Hierauf wird [illegible], was nach diesen Grundsätzen in Rücksicht [illegible] öffentlichen Gebete zu thun sey. [illegible] S. VI. f. über den Zweck und die Einrichtung [illegible] Fürbitten, (um Abwendung von Wetter- [illegible] für Kranke, Unglückliche u. s. w.) welche von manchen Gelehrten ganz verworfen, und für Wirkungen des Aberglaubens erklärt werden, gesagt wird, hat Rec. ganzen Beyfall. Auch die Frage: *ob wir es wohl mit einigen Gründen bis zur Wahrscheinlichkeit bringen können, dass diese Gebete von Gott erhöret werden?* ist gut beantwortet. Mit Recht werden die alten Litaneyen für eine Geburt der Zeiten des in die christliche Kirche eingeführten Aberglaubens erklärt, indem die öftern Wiederholungen eben derselben Worte: „Erhöre uns, erbarme dich unser" dem Geiste des Evangeliums geradezu zuwider sind. S. XVIII. wird es für unschicklich erklärt, dass bey Abkündigungen der Leichen dem Leichnam der Verstorbenen eine sanfte Ruhe in der Erde gewünscht wird. Allerdings wird hierdurch der elende Aberglaube der Vorzeit genährt, wo man der Meinung war, dass mancher Verstorbene in der Erde keine Ruhe habe, weil er etwa fehlt, oder weil Andere gewisse Fehler begangen hätten, oder weil einige seiner Wünsche nicht erfüllt worden wären u. s. w. Nur auf den unsterblichen Geist hin sollten alle Wünsche des Predigers gerichtet seyn. Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn der Vf. einige bessere Formulare dieser Art in diese Sammlung eingerückt hätte. Wir übergehen das Uebrige, und bemerken nur noch, dass in dieser *letzten* Abtheilung ausser den, in den beiden *ersten* Abtheilungen des *dritten* Theils der allgemeinen Sammlung liturgischer Formulare schon angeführten, sechszehn Schriften, auch die von *G. H. Lenz, Teller, Küster, Wolf, Wagnitz* benutzt worden sind. Auch sind einige neue Gebete von *Henke, Rosenmüller* und *Hinlein* hinzugekommen. Hiemit sind zwar die *drey* Theile der allgemeinen liturgischen Sammlung geschlossen; Hr. *S.* macht aber dennoch Hoffnung zu einem Supplementband, wenn ihm Gott noch einige Jahre schenken sollte; welches wir herzlich wünschen.

RECHTSGELAHRTHEIT.

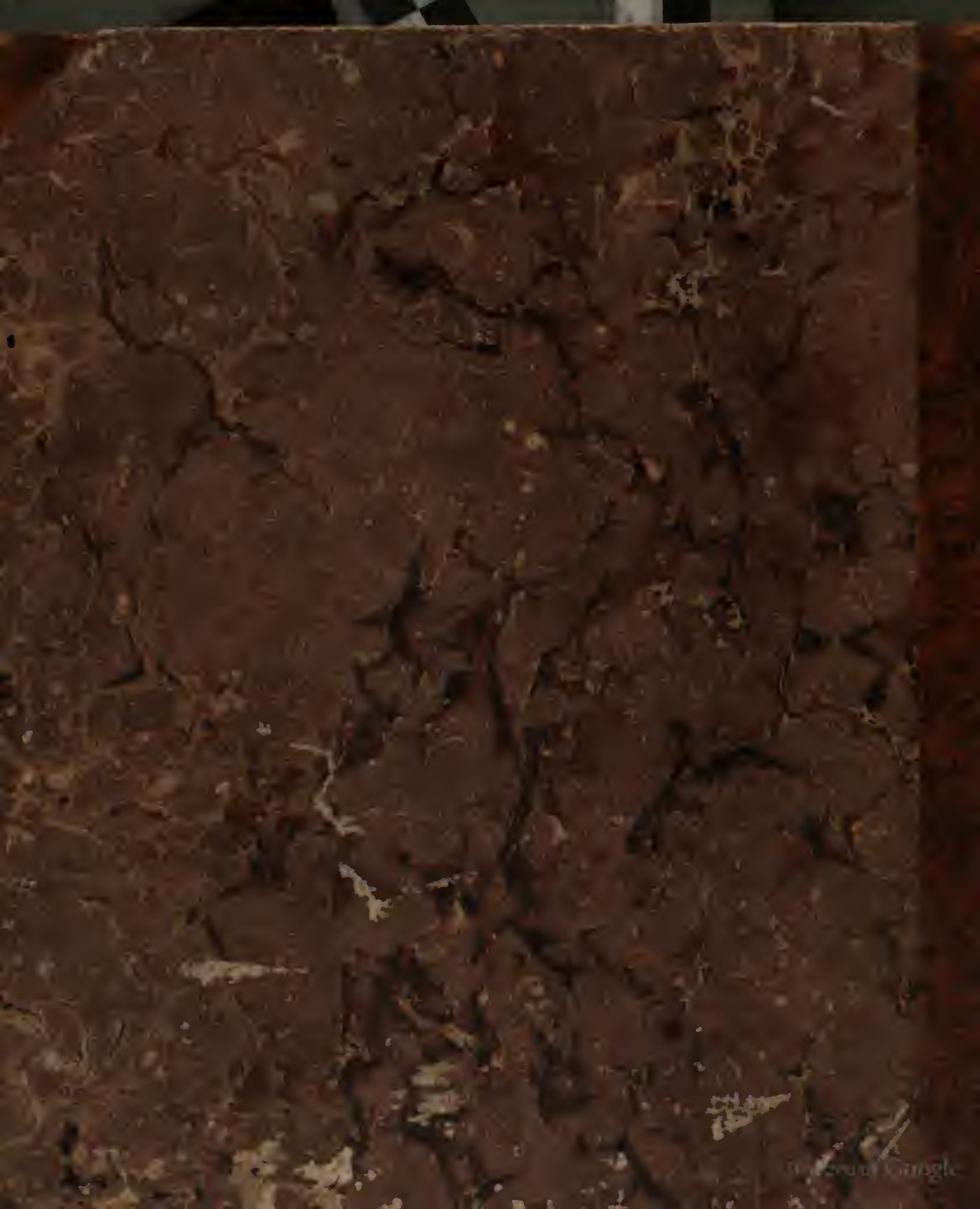
Jena, b. Göpferdt: *Aeltere und neuere Verordnungen und Circularbefehle für das Fürstenthum Weimar und für die Jenaische Landesportion* bis zum Jahre 1799 in alphabetischen wörtlichen Auszug gebracht von *Joh. Schmidt*, F. S. Legat-Rath (e), Geh. Secretair und Archivar. *Siebenter* Band. 555 S. *Achter* Band. 562 S. *Neunter* Band. 238 S. *Zehnter* Band. *Erste* und *zweyte* Abtheilung. 523 u. 110 S. 1803. 1804. u. 1805. 8. (Alle *vier* Bände zusammen 7 Rthlr.)

Die frühern Bände dieses, für alle Geschäftsmänner in den Weimarischen Landen unentbehrlichen, Werkes sind (A. L. Z. 1801. Num. 101. und 1804. Num. 112.) angezeigt worden. Mit dem *neunten* Bande ist eigentlich das Ganze beendigt; der *Zehnte* enthält Nachträge von Gesetzen, die sowohl *vor* als auch *nach* dem J. 1799, und zwar bis zum J. 1804 gegeben worden sind; und hat deswegen auch ein besonderes Titelblatt. Ein weitläuftiges Sachregister erleichtert den Gebrauch dieses empfehlungswerthen Werks.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C052349401

Digitized by Google